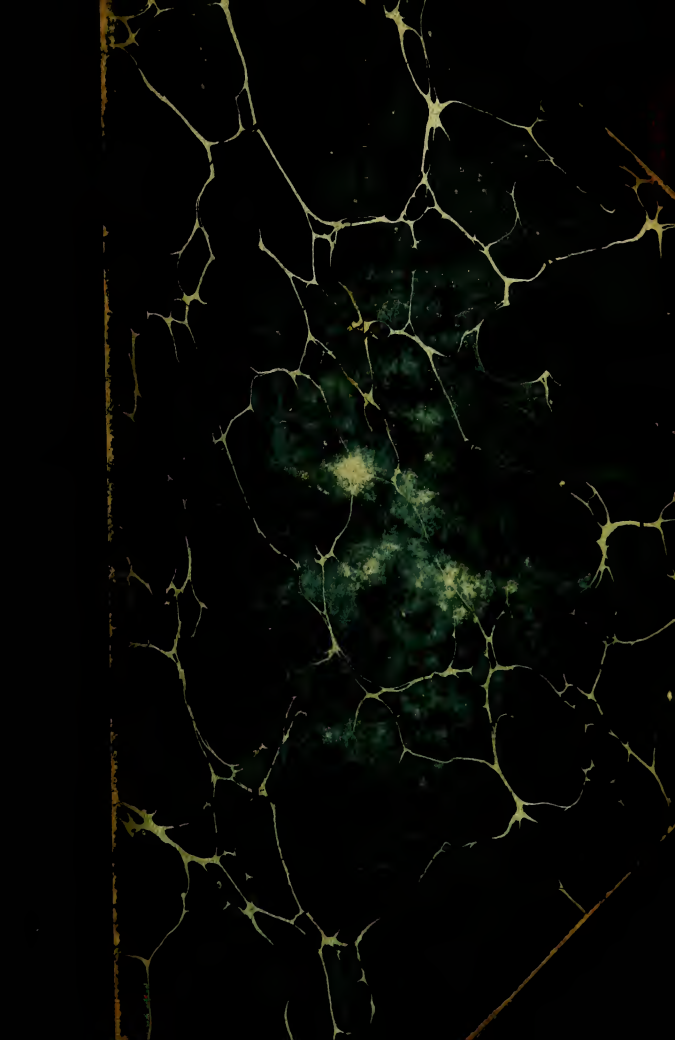


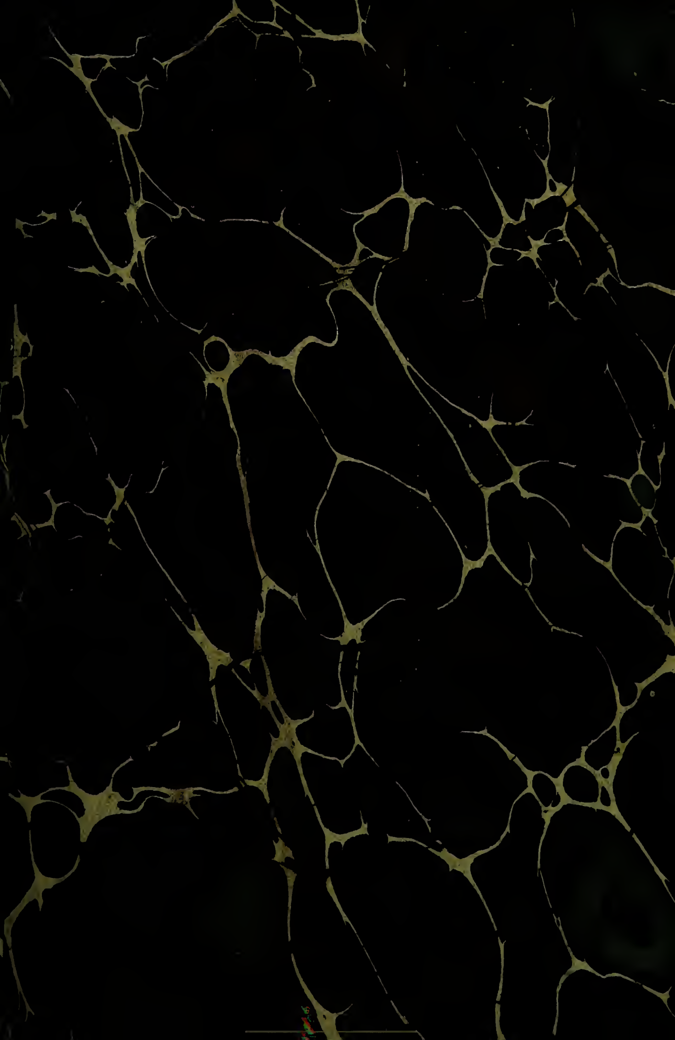
Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES



From the Library
Of
Henry S. and Juliana Haskell

HIS BOOK



Lessing's Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Erste illustrirte Ausgabe.

Fünfter Band.

Vorreden zu Diderots Theater. — Meusels Apollodor. — Vermischte Schriften. — Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm. — Rettung des Cardanus. — Rettung des Inepti Religiosi. — Rettung des Cochläus. — Berengarius Turonensis. — Ueber die Agrippina in Dresden. — Vom Alter der Oelmalerei. — Antiquarische Briefe I. II. — Fortsetzung der antiquarischen Briefe. — Collectaneen zu den antiquarischen Briefen. — Der Recensent (aus den Selbstbetrachtungen). — Wie die Alten den Tod gebildet. — Ueber die Ahnenbilder der Römer. — Ueber geschnittene Steine.

Lessing's Werke.

Herausgegeben

von

Richard Gosche.

Erste illustrirte Ausgabe.

Fünfter Band

bearbeitet von Robert Boxberger.

Berlin

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1875.

833L56
I14
v. 5



FROM THE LIBRARY OF
HENRY S. AND JULIANA HASKELL
1948

JUN 21 1949 MS

Einleitung.



Als Lessing im November 1760 von Berlin nach Breslau als Gouvernementssecretär des Generals Tauenzien ging, so war dies recht eigentlich eine Flucht aus der beengenden Sphäre eines Zeitungsrecensenten, den der mit unabwendbarer Pünktlichkeit täglich an die Thüre klopfende Druckerjunge, mit seiner stummen Mahnung um neues Manuscript, aus seinen schönsten dichterischen Träumen und wissenschaftlichen Forschungen weckte und schreckte, in die Geist und Gemüth erweiternde vielbewegte kriegerische Welt, der Friedrich der Große seinen Geist, seine Thätigkeit, sein Selbstgefühl eingehaucht hatte. Was man von dem großen Könige damals in Berlin gewahr wurde, war nicht geeignet, einen deutschen Dichtergeist zu wecken und zu stärken; über seine Hausfranzosen machte sich Lessings Aerger in beißenden Epigrammen Luft, und wenn er ihn auch jedes Jahr pflichtschuldigst in einer Ode pries, so — merkte man die Absicht, und ward verstimmt. Aber hier in Breslau war es ganz anders. In Berlin sah er den alten Fritz im Schlafrock, hier im Waffenrock; hier erst ward er zum echten Preußen, während er in Berlin sich Friedrichs Franzosen gegenüber nur allgemein als Deutschen fühlen gelernt hatte. Auch nahm sein Amt ihn nicht so sehr in Anspruch, daß er nicht sich hätte in den vollen Strudel des Lebens und der Wissenschaft stürzen dürfen. Und es war eine geistig vielfach bewegte Zeit, die zu ihrem Substrat die Großthaten des siebenjährigen Krieges, zu ihrem Ziele aber die Befreiung des deutschen Geistes von der Autorität des französischen hatte. In wie fern durch den siebenjährigen Krieg in die deutsche Literatur

ein ganz neuer Geist fuhr, dies im Einzelnen nachzuweisen, können wir uns nach der authentischen Darstellung Goethe's, der selbst auf dem Boden dieser geistigen Bewegung stand, füglich ersparen. Aber auch auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst wurden gewaltige Schlachten geschlagen, auch hier trat der deutsche Geist als kühner Fechter auf, suchte neue Gebiete sich zu erobern und rang zugleich mit seinem großen König um den Lorbeer des Sieges. Die antike Kunst ward durch Winckelmann neu entdeckt. Noch während Lessings Breslauer Aufenthalt erschienen die Vorläufer zu seiner berühmten „Geschichte der Kunst des Alterthums", zum Theil in Nicolai's „Bibliothek der schönen Wissenschaften"; ich nenne nur die „Beschreibung des Torso im Belvedere", die „Anmerkungen über die Baukunst der Alten", „Von der Grazie in Werken der Kunst", besonders aber das „Sendschreiben von den Herculanischen Entdeckungen" und das selbständig erschienene Werk „Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst" (Dresden 1763). Hier war für Lessing ein Feld eröffnet, auf dem alle seine geistigen Fähigkeiten einen weiten Spielraum zu ihrem Tummelplatze hatten. Es fehlte ihm nicht an einer Menge empirischer Vorkenntnisse; die bändereiche Historia Naturalis des Plinius hatte er schon auf der Meißener Fürstenschule durchgelesen; wie anziehend mußte es für einen Geist wie Lessing sein, an der Hand eines so bewährten Führers, wie Winckelmann, dem in Italien die Einheit des griechischen Schönheitssinnes in der Mannichfaltigkeit der täglich ihn umgebenden Schöpfungen desselben aufgegangen war, einzutreten in das Heiligthum der griechischen Kunst und seine zerstreuten Anschauungen, Kenntnisse, Begriffe und Notizen über dieselbe unter einem einheitlichen Gesichtspunkte sammeln und ordnen zu lernen! Freilich um von diesem neugewonnenen einheitlichen Gesichtspunkte aus gleich wieder sich in Einzelforschungen zu versenken, so immer weiter um sich zu greifen und nun auch das Einzelne für die Erkenntniß des Ganzen fruchtbar zu machen, wie Winckelmann in seiner „Geschichte der alten Kunst" später verfuhr. Wenn man nun auch heute wohl allgemein darüber einig ist, daß dieser den Begriff der Schönheit zu eng faßte, indem er gänzlich dasjenige davon ausschloß, was wir jetzt charakteristische, manierirte Schönheit nennen, so waren doch seine Untersuchungen für seine Zeit außer-

ordentlich fruchtbar und anregend; ja wäre auch nur Lessings Laokoon aus ihnen hervorgegangen, so würde doch ihr Einfluß selbst auf unsere Gegenwart ein unberechenbar großer sein.

Es war außerordentlich folgenreich, daß Lessing gerade an eine Bemerkung Winckelmanns über diese Gruppe anknüpfte. In seinem ersten im Drucke erschienenen Werke vom Jahre 1756: „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" hatte Winckelmann den Gesammteindruck, den er vom Laokoon empfangen hatte, mit den schönen Worten wiedergegeben: „So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. — Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der körperlichen Stellung." Lessing nun betrachtet diese Gruppe ganz mit Winckelmanns Augen; er holt nur weiter aus als dieser, um sich den Grund dieser Erscheinung klar zu machen. Winckelmann vermeinte ihn in dem griechischen Nationalcharakter zu finden; Lessing gab dies zu, ja er baute auf diesem Grundsatze noch weiter; er fand, daß die Griechen durch ihr feines Gefühl für das Schöne instinctiv die beiden Künste in ihren Behandlungsarten aus einander gehalten haben, die die Neueren, auf dem Mißbrauch des Horazischen: Ut pictura poësis fußend, zusammengeworfen hatten. Nachdem nun seit mehr als hundert Jahren die Resultate von Lessings und Winckelmanns musterhafter Untersuchung uns Allen in Fleisch und Blut übergegangen sind, ohne daß wir uns immer deutlich selbst ihrer Quelle bewußt sind, kommen wir leicht in Gefahr, undankbar gegen diese beiden Schöpfer unserer ganzen heutigen Kunstkritik zu werden, und wir müssen die Urtheile und Schilderungen der damaligen Zeitgenossen zu Hilfe rufen, um uns die freudige Bewegung zu erklären, die damals besonders das jüngere Deutschland ergriff, als man sich allmählich bewußt ward, in Lessings „Laokoon" den Ariadne-Faden gefunden zu

haben, der allein aus dem Wirrsal allegorischer Malerei, beschreibender und lehrhafter Dichtung, und wie alle diese Zwittergattungen heißen mögen, die durch die unnatürliche Vermengung der beiden Künste entstanden waren, herausleiten konnte. Vor Allen ist es wieder Goethe, der, wie er der Lessing'schen Abhandlung, und wir durch ihn, das Meiste verdankte, so auch am bereitesten, ohne sich auf Ausstellungen im Einzelnen einzulassen, das Lob derselben gepriesen hat. Nur einmal noch hat sich ein solches Entzücken über eine wissenschaftliche Entdeckung in Deutschland wiederholt; es war, als Schelling die Einheit von Natur und Geist verkündete. Ohne uns nun weiter mit den wichtigen Consequenzen zu befassen, die Lessing und Winckelmann aus ihren Untersuchungen zogen, haben wir hier um so mehr die Grundlagen zu betrachten, von denen sie beide ausgingen. Und wahrlich! es war kein kleines Unternehmen von Seiten beider, gerade an der Gruppe des Laokoon beweisen zu wollen, was wir noch jetzt ihnen nachsprechen, daß das Maßhalten das Grundgeheimniß der griechischen schönen Kunst war. Sowohl bei den Zeitgenossen wie bei den Nachkommen hat die Winckelmann'sche Darstellung gerade dieser Gruppe mehrfachen Widerspruch gefunden. Der mit Goethe befreundete Hirt schrieb für Schillers „Horen" einen Aufsatz über diese Gruppe, der dem Winckelmann'schen Begriffe des Ideal-Schönen gegenüber gerade das Charakteristisch-Schöne in der griechischen Kunst betonte; Goethe selbst fühlte sich berufen, in einem Aufsatz über dasselbe Thema die Winckelmann'sche Darstellung wesentlich zu modificiren. Aber dieser sowohl wie Lessing hatten ihren Mustern das Maßhalten wenigstens in ihren Behauptungen und Folgerungen abgelernt. Als jedoch die Brüder Stolberg die Winckelmann'sche Lehre von der Harmonie in den griechischen Kunstwerken auf alle Erscheinungen des Griechenthums, im Leben sowohl wie in der Kunst, ohne den feinen Sinn für das Individuelle und Charakteristische, ohne welchen jede Kunstkritik zum bloßen Schemen wird, ausdehnten, da traf sie der gerechte Spott Schillers:

Oedipus kratzt sich die Augen aus, Jokaste erhängt sich,
Beide schuldlos — das Stück hat sich harmonisch gelöst.

Lessing hatte seine Untersuchungen mit der sorgfältigsten Behutsamkeit, mit der reiflichsten Ueberlegung, mit der gründlichsten

Einzelforschung angestellt. Trotzdem war er, als Winckelmanns Geschichte der alten Kunst erschien, sofort bei der Hand, die ganze Untersuchung fallen zu lassen, an der Hand dieses schon bewährten Führers noch einmal das ganze Gebiet der antiken Kunst zu durchwandern und seine Ansichten zu berichtigen, sobald ihm diese erneute Forschung die Irrigkeit seiner bisherigen dargethan haben würde. Mit welcher Gründlichkeit er dies gethan, davon zeugen seine handschriftlichen Anmerkungen zu dem eben erwähnten Werke so wie die ausführlichen Auszüge, die er sich in seinen Collectaneen aus früheren Werken Winckelmanns anlegte. (Bd. IV.) Und so schließt der erste Theil des Laokoon, wie der Spaziergang eines philosophischen Dichters, der, in einsames Grübeln versunken und achtlos bald hier = bald dahin schreitend, plötzlich vor einer weiten Aussicht in ein nur erst schwach erhelltes Gefilde stehen bleibt. Er stutzt und hält die Hand vor die Augen, aber er schreitet nicht weiter, ehe er die ihm von früher her bekannten Punkte dieser Gegend von dem neuen Standpunkt aus und in der neuen Beleuchtung wieder erkannt hat.

Lessings Laokoon wirkte wie Kants Kritik der reinen Vernunft, wie Goethe's Faust, nicht blitzähnlich, aber um so nachhaltiger. Vorläufig stand noch kein ebenbürtiger Gegner auf dem Kampfplatz, der den Fehdehandschuh, den Lessing der landläufigen Aesthetik ins Gesicht schleuderte, aufzuheben hätte wagen dürfen. Die Periode der Kant und Schiller war noch nicht angebrochen, und Goethe war erst in einem Alter, wo er der Segnungen dieser neuen Kunstkritik sich zwar innig erfreuen und die Tragweite derselben instinktiv fühlen, aber weder sie mit Gründen im Einzelnen bekämpfen, noch auf derselben theoretisch weiter bauen konnte. Lessing stand wirklich wie Heine's Fichtenbaum einsam,

Im Norden auf kahler Höh'.

Und wollten wir das Bild weiter fortführen, so würde auch die südliche Palme nicht fehlen, die von dem armen Fichtenbaume nur durch eine ganze Gebirgswand getrennt war; denn zu Winckelmann, der überdies mit der Ausbildung seiner eigenen Ideen und der möglichst umfangreichen Verwerthung des ihm vom Glücke gegönnten italienischen Aufenthaltes beschäftigt war, drang Anfangs nur spärliche Kunde von den Forschungen seines großen Nebenbuhlers, und als er den „Laokoon" gelesen, wich seine anfängliche

Anerkennung bald einer erneuten Mißstimmung; ihm auf das Gebiet der Poesie zu folgen und die letzten Consequenzen dieses Werkes zu begreifen, dazu war überhaupt Winckelmann der Mann nicht, so wie umgekehrt Nicolai und Mendelssohn sich nicht wie Lessing in den Geist und das Studium der Antike versenken konnten. Und so war denn nur ein 22jähriger Jüngling übrig, der an Lessing'scher Kritik sich heranbildete, indem er ihr widersprach und Einseitigkeiten derselben auszugleichen suchte, wie er später auch mit Lessings Abhandlung über die Darstellung des Todes bei den Alten verfuhr: es war Herder. Er hatte den Laokoon bei seinem Erscheinen „einen Nachmittag und die folgende Nacht durch recht heißhungrig dreimal nach einander durchgelesen." Zwar stellte er sich in dem ersten seiner „Kritischen Wälder" auf die Seite Winckelmanns, aber während er diesen unbedingt verehrt, „was kann ihm Glücklicheres begegnen, als an Lessings reichen, scharf umgrenzten Begriffsbestimmungen die innerste Kraft seiner Grundanschauungen und Empfindungen zu prüfen, sollte er auch häufig nicht sowohl widerlegen als widersprechen. Sein Freund und Lehrer Hamann, welcher, seiner ganzen Natur nach, selbst von Lessing sich mehr abgestoßen als angezogen fühlte, hat doch in seiner Anzeige der kritischen Wälder so viel gesagt, daß das erste (über Laokoon) überhaupt für Winckelmann, und wo nicht über, doch wenigstens ziemlich neben Lessing geschrieben zu sein scheine. Die Schrift trug nichts desto weniger das Meiste dazu bei, die Besten der Nation um das Meisterwerk Lessings zu versammeln, dem Unverstande und der Pedanterie eine Niederlage zu bereiten, welche gegen dieses Werk sich auflehnte, ein Werk, ‚an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften: die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen; ein Werk, welches er mit der Bildsäule, von der es den Namen hat, vergleichen könnte, wenn nicht die Miene des Vollendeten, des schriftstellerischen ἐποίησε eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen wollte'. Was Herdern aber empörte, war die Zudringlichkeit solcher Kritiker, welche Lessingen ‚auf Kosten Winckelmanns' loben wollten, womit vor Anderen Klotz (in der Recension des Laokoon in seinen Acta litteraria) gemeint und genannt ist. Fast schien es nöthig, solchen Gelehrten zuzurufen, daß

Laokoon keine Streitschrift gegen Winckelmann sei und sein sollte. Nun vergleicht er die Beiden nach der Verschiedenheit und Größe ihres Genius. — — Scharf und richtig wird darauf hingewiesen, daß es dem Verfasser des Laokoon weit mehr um die Poesie, als um die Kunst zu thun war." (Guhrauer, Lessing II, 1, S. 78.) „Die Kritischen Wälder schrieb Herder als junger Prediger zu Riga, und seine Stellung legte ihm den Zwang auf, als Verfasser sowohl der Fragmente als der Wälder unerkannt zu bleiben. Als daher Klotz in seiner Bibliothek Herders Namen wider seinen Willen vor das Publikum brachte, erließ dieser eine öffentliche Erklärung in der Allgemeinen deutschen Bibliothek, worin er auf das Feierlichste seine Urheberschaft an den Kritischen Wäldern verleugnete, zum großen Unwillen Hamanns und der anderen Freunde in Königsberg, welche ihn an der ihm eigenthümlichen unruhigen, springenden Schreibart nur zu bald erkannt hatten. Lessing selbst wurde einen Augenblick irre, ohne daß es seiner Hochachtung vor dem hervorstechenden Talente des Verfassers Eintrag that, wiewohl er weit entfernt war, sich von ihm widerlegt, ja auch nur vollkommen verstanden zu halten. Er fand es nicht für nöthig, sich mit Herder in einen gelehrten Streit einzulassen; nur einmal, und zwar in der Abhandlung: ‚Wie die Alten den Tod gebildet‘, weist er einen Widerspruch Herders zurück, ‚als den gründlichsten unter den über seine Auslegung einer Stelle des Pausanias gemachten Einwürfen, der sich von einem Gelehrten herschreibe, dem er wichtigere Erinnerungen zu danken habe.‘ An Nicolai aber schrieb Lessing um diese Zeit aus Hamburg den 13. April 1769: ‚Noch hat sich keiner, auch nicht einmal Herder, träumen lassen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die Kritischen Wälder nicht geschrieben haben. Sagen Sie mir doch, wie ich seine Protestation desfalls nehmen soll? Der Verfasser sei indes, wer er wolle, so ist er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.‘ — Herders Scheu vor der Entdeckung seines Namens ging so weit, daß er nicht einmal in dem Briefe an Lessing, in welchem er ihm die bevorstehende Erscheinung der Wälder ankündigte, sich unterschrieben hat. Es giebt keinen redenderen Beweis von der Verehrung, womit Herder damals zu Lessingen hinaufsah. ‚Nehmen

Sie (heißt es darin) die offenste Versicherung meiner Hochachtung an, die auch aus meiner ganzen Schrift erhellen muß und künftig noch mehr erhellen wird. Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!" (Ebenda, S. 83.) Wir mußten das Verhältniß Lessings zu Herder hier nothwendig erwähnen, um jenen möglichst gegen den Vorwurf der Händelsucht zu schützen, den man ihm verschiedentlich gemacht hat. Es war dies um so nöthiger, da wir jetzt es mit einem Manne zu thun bekommen, einem der schlimmsten literarischen Klopffechter, dessen Gegnerschaft Lessingen leicht in den Verdacht bringen konnte, als habe er trotz der äußeren Feindschaft doch eine gewisse Seelenharmonie mit ihm gehabt; und wirklich ist dieser Verdacht auch in satyrischer Form ausgesprochen worden. Aber wenn ein Lessing gegen einen Klotz sich wehrt, so ist es nicht das Individuum, gegen das er zu Felde zieht; es ist eine ganze Schule, eine Coterie, die gegen ihn scharmützelt, die ihn mit Mückenstichen gern zu Tode peinigen möchte, die ihm den Raum verengen und absperren möchte, auf dem ein großer Geist sich doch unbedingt frei muß bewegen können. So bekämpfte Lessing in Lange die Hallische Dichterschule, so Schiller und Goethe in Nicolai die Aufklärungsphilosophen. Und diese Klotz'sche Schule war es, die wesentlich zu Erfurt ihren Sitz aufschlug, die der Meister wie Miethstruppen in das Feld führte, und auf die Lessing wie zur Erholung einige Streiche führte, wenn er im Kampfe mit dem Matador derselben ermattet war. Diese Gefechte nun in einigem Zusammenhange darzustellen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Christian Adolph Klotz, 1739 zu Bischofswerda geboren (mithin 10 Jahre jünger als Lessing), hatte sich durch eine für seine Jugend außerordentliche schriftstellerische Productivität und eine edle Dreistigkeit in seinem literarischen Auftreten schon vor seinem Streite mit Lessing einen bedeutenden Ruf erworben. Dabei war er im bürgerlichen Leben durch Friedrich den Großen, der ihn auf den Rath des Majors Quintus Icilius von Göttingen nach Halle berief und später zum Geheimen Rath ernannte, so gestellt, daß er, wie wenige Gelehrte seiner Zeit, durch Wohlstand und vornehme Haltung seinen Stand und Ruhm auch vor der Welt repräsentiren

konnte. Als er im 32. Jahre seines Lebens starb, hatte er gegen 30 größere und kleinere Schriften herausgegeben, darunter bändereiche Zeitschriften, wie die Acta litteraria, die Deutsche Bibliothek und die Hallischen gelehrten Zeitungen. Aber diese Vielgeschäftigkeit, die ihm eine große Leichtigkeit in der Form, im lateinischen wie im deutschen Stil verschaffte, und ihn vor der Pedanterie allerdings bewahrte, machte ihn, wie Karl Lessing treffend bemerkt, zum literarischen Gecken. Er vermeinte endlich über Alles und Jedes schreiben zu können, ja zu müssen, weil es ihn kitzelte, den literarischen Preisrichter zu spielen. Kaum war Laokoon erschienen, als Klotz sich beeilte, ein höfliches Schreiben an Lessing, den er von einer früheren flüchtigen Begegnung her persönlich kannte, zu richten, und ihn gleichsam um die Erlaubniß zu ersuchen, denselben in seinen Acta litteraria zu recensiren und einige Ausstellungen an Einzelheiten zu machen. Natürlich hatte Lessing Nichts dawider, und die Recension erschien. Dem Genie Lessings war darin in zierlichen lateinischen Redensarten gewaltig Weihrauch gestreut, aber Lessing beging den Fehler über Lob und Tadel in dieser Recension gleichgiltig zu schweigen, was Klotz als ein Zeichen der Verachtung aufnahm. Als er sich kurz darauf durch eine Recension seiner Opuscula et Carmina omnia in Nicolai's Bibliothek der schönen Wissenschaften empfindlich verletzt fühlte, gründete er mit Riedel, der damals in Jena als Privatdocent sich aufhielt, und mit G. Jacobi in Düsseldorf, zu denen später Meusel und v. Schirach hinzutraten, die deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften in Halle. Dies war zunächst der literarische Sammelplatz für Klotzens Partei, deren nächstes Ziel die Bekämpfung der von ihnen so genannten Berliner Schule, zu der sie auch Lessing als einen vermeintlichen Mitarbeiter der Nicolai'schen Bibliothek (er hatte jedoch im Ganzen nur zwei Recensionen zu derselben geliefert) rechneten. Durch Klotzens Einfluß wurde (wie wenigstens Garve ihm Schuld giebt) Riedel nach Erfurt berufen, dieser zog wiederum Meusel nach, und als Bahrdt, der früher mit Klotz verfeindet gewesen, aber nachher wegen öfteren Besuches eines Hurenhauses seiner Katecheten- und Docenten-Stelle in Leipzig entsetzt, nach Halle zu Klotz geflüchtet war, zu demselben Pater peccavi sagte, wurde Erfurt durch Klotz' Vermittelung auch mit diesem Kirchenlichte beglückt. Man

hatte damals eine allgemeine Neugestaltung der Erfurter Universität im Sinne, aber man ergriff nur halbe Maßregeln, die Verhältnisse besonders in der theologischen Facultät wurden wegen der Rivalität der beiden Confessionen schlimmer als je; die besseren Kräfte, wie Wieland, Meusel, Schmid, verließen Erfurt nach einigen Jahren wieder, und von da an ging unsere Universitas perantiqua einem schleunigen gänzlichen Verfall entgegen. Der um die Geschichte meiner Heimathstadt hochverdiente Archivar Erhardt erzählt in seinen „Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte" (Heft II, Magdeburg 1827) Folgendes: „Es war richtig gedacht, daß man mit Umgehung der Schwierigkeiten, welche in der alten Verfassung der Universität lagen, vor allem auf die philosophische Facultät und ihre neue Belebung sein Augenmerk richtete. Der alte Darjes in Frankfurt an der Oder wurde vorgeschlagen, aber abgelehnt, dagegen Riedel (1768) von Jena berufen und mit Freuden angenommen. Er wurde die Seele der Universität, was so viel heißt, als daß Geist und Richtung der Klotzischen Schule in Erfurt durch ihn einen neuen Sitz erhielt. Während er durch einen allzu freien Lebenswandel, damals aber ein Kennzeichen des Genies, und durch einen vertraulichen Umgang mit den Studirenden sich einen Anhang unter ihnen bildete, wußte Riedel sich zugleich bei dem Regierungsrath Genau (einem Mann von oberflächlichen Kenntnissen und niederer Denkart, dem Vertrauten des Statthalters) in solches Ansehen zu setzen, daß er sein entschiedener Liebling und fast einziger Rathgeber wurde; und da er sich auch bei dem Statthalter als guter Tischgesellschafter und wackerer Zecher (Bahrdt erzählt von ihm, er habe des Morgens den Wein aus Kaffeetassen getrunken) beliebt machte, so kam es dahin, daß die Leitung der Universitätsangelegenheiten, dem größten Theile nach, von ihm ausging. Klotz, den man gar zu gern dabei gehabt hätte, nahm den Ruf nach Erfurt nicht an. Dagegen wurde aber auch die Berufung Lessings, den man damals sehr leicht, wenn auch eben nicht sehr wohlfeil, hätte nach Erfurt ziehen können, zeitig abgewandt." Es ist mir nicht gelungen zu ermitteln, ob sich noch Acten über diese Berufungsfrage in unseren Archiven vorfinden. Sicher aber ist wohl, daß man, unter so bewandten Umständen, Lessingen freilich sehr leicht hätte citiren können, daß er aber, wie bei jenem Pastor die Geister,

nicht gekommen wäre, denn ihm ekelte vor dem Docentenwesen überhaupt, geschweige in Gemeinschaft mit einem Riedel und Meusel. Letzterer gab 1768 in Halle eine Uebersetzung von der Bibliothek des Apollodor heraus, zu der Klotz ein Vorwort und Lessing in Folge dessen eine Recension schrieb, die er in den „Hamburger Correspondenten" einrückte, und in welcher er ihm zur Probe in einer einzigen kleinen Stelle drei grobe Schnitzer nachwies. Zu gleicher Zeit schrieb er an Nicolai (Hamburg, den 1. August 1768): „Geben Sie doch in dem nächsten Stück des Correspondenten auf die Recension von Meusels Apollodor Acht. Sie ist von mir. Ich hätte sonst noch Fehler genug darin angestrichen, daß ich leicht auch eine Recension für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit." Aber selbst der Corrector dieser Zeitung war ihm der Parteilichkeit verdächtig. „Sehen Sie einmal (schreibt er in dem folgenden Briefe), mit welchen Druckfehlern sie der * * mit Fleiß abdrucken lassen. Er ist Klotzens geschworener Waffenträger." Mit dieser Recension war Meusel abgefunden und konnte sich für gnädige Strafe bedanken. Schlimmer aber erging es Riedel, den Lessing in seiner Hauptstreitschrift gegen Klotz, in den antiquarischen Briefen, als einen anderen „geschwornen Waffenträger" des Herrn Geheimenraths vornahm und später noch besser vorzunehmen sich vornahm. Der Anfang fiel für Riedel noch glimpflich aus, denn Lessing hatte sich, wie er selbst am Ende dieser Briefe sagt, eine Tonleiter gemacht, nach der er auf seinen Widersachern herumspielte. Sie lautete: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher."

Die Antiquarischen Briefe sind die Fortsetzung des polemischen Theiles des Laokoon; einzelne Behauptungen, die Lessing am Ende des Laokoon hingeworfen hatte, wie die, daß der Borghesische Fechter den Athenischen Feldherrn Chabrias vorstelle, griff er hier wieder auf und suchte sie durchzufechten. Neben den ersten Briefen, die er in der Hamburger neuen Zeitung zuerst drucken ließ, arbeitete er auch zugleich noch eine andere Streitschrift aus. „Haben Sie seine (Klotzens) Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus

gelesen?" schreibt er an Nicolai den 9. Juni 1768. „Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den Imaginibus majorum bei den alten Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er durch diese Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir schon vorlängst aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Desto lustiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recension für Ihre Bibliothek werden soll. Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer." Diese Schrift also, welche zehn bis zwölf Bogen stark werden und in Nicolai's Verlag herauskommen sollte, wäre der Zeit und der Reihe nach die erste, welche Lessing gegen Klotz in Angriff nahm. Sie sollte aber erst als zweiter Theil der Antiquarischen Briefe erscheinen, da er sie leicht in solche zergliedern könnte. Doch den 29. November 1768 schreibt er an Nicolai: „Wie wäre es, wenn wir die Abhandlung über die Ahnenbilder besonders druckten? Doch nein; ich möchte lieber meine antiquarischen Schreibereien hübsch beisammen in einer Folge haben; ja, ich wäre nicht ungeneigt, auch von Italien aus (wohin er damals zu gehen beabsichtigte) eine fernere Fortsetzung der Briefe zu machen, wenn ich erst wüßte, daß unsere lieben Landsleute so etwas lesen wollten." Zuletzt wollte er den ganzen Stoff in den dritten Theil der Antiquarischen Briefe verarbeiten; dazu aber kam es nicht, und so ist es bei dem ersten Ansatz zu der Abhandlung geblieben, den wir jetzt aus den nachgelassenen Papieren besitzen.

Im Laokoon hatte Lessing behauptet (oben Bd. IV, S. 56): „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren (der Alten) Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben." Klotz glaubte dies durch eine demonstratio ad oculos widerlegen zu können. Er fügte seinem Buche über den „Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" (Altenburg 1768) auf S. 237 die Abbildung einer solchen vermeintlichen Furie auf einem geschnittenen Steine bei und setzte S. 242 hinzu: „Dieser Stein ist gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Casanova und auch von ihm gezeichnet. Er stellt

eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet. Herr Riedel hat bereits auch diese Meinung mit guten Gründen widerlegt (s. Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, S. 136). Noch muß ich anmerken, daß der Graf von Caylus nicht allein zwei Münzen, sondern auch eine Goldplatte mit dem Bilde einer Furie gesehen und beschrieben hat. Die Sache ist also keinem Zweifel weiter unterworfen." Lessing hatte hier also zuerst Klotz, dann Riedel abzufertigen. „Nicht genug wundern kann ich mich", schreibt er im sechsten Antiquarischen Briefe, „wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist." Nachdem er dann die obige Stelle angeführt hat, fährt er fort: „Welches er leugnet!" Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beispiel widerlegt werden könnte." — Er stellt eine Furie vor, dieser Stein? — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil, mit wildem auffliegenden Haare, zweideutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie sein? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweideutig; ich finde mehr Verachtung als Wuth darin. — Doch es mag eine Furie sein. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen. — Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen Furien und Furienköpfe sehen wollen. — Sie können dieses kaum glauben, mein Freund, und fragen: wie es bei dieser Ausnahme dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen? — Ja, das frage ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon." Wirklich hatte Lessing in der zu der oben angeführten Stelle des Laokoon zugefügten Anmerkung gesagt: „Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und Andere gedenken, man übersehe die noch jetzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird

nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Dann deutet er zwei weibliche Gestalten auf einem Basrelief vom Tode des Meleager, die Spence in seinem Polymetis für Furiën ausgegeben hatte, und die man jetzt, wie dies schon Montfaucon gethan hatte, für Parzen hält, auf die Mägde der Althäa. Die Figuren auf geschnittenen Steinen nun gehören, wegen des Gebrauchs derselben als Siegel, nicht im strengen Sinne zur schönen Kunst, sondern zur Bildersprache. Auch dies hatte er schon im Laokoon ausdrücklich hervorgehoben, ja auch die Statuen der Furien in den Tempeln, von denen Pausanias erzählt, hatten ihm seinen obigen Satz nicht umzustoßen geschienen, da sie als Gegenstände des Cultus nicht als freie Schöpfungen der schönen Kunst anzusehen sind. Er wendet sich daher nun gegen Riedel, der in dem ersten Bande seiner Theorie der schönen Künste und Wissenschaften zwar an einer Stelle (S. 45) Lessingen vollständig beigestimmt hatte, indem er sagte: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien gefunden. (S. Acta Litteraria Vol. III, p. 289). Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beispiele des Herrn Klotz zu sein.“ Aber an einer späteren Stelle hatte er hinzugefügt (S. 135): „Herr Lessing behauptet, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem anderen Grunde als Herr Klotz. Es ist hier dem Hrn. Lessing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winckelmann sagt; er ist von dem Junius[1]) verführt worden. Vermuthlich hat er in dem Register der alten Kunstwerke unter dem Titel Furien gesucht und Nichts gefunden. Ich schlage nach: Eumenides und finde, daß Scopas deren zwei und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen.“ Lessing leugnet dieses Versehen; er habe besonders aus der Mythologie des Bannier, die er damals am meisten im Kopfe gehabt (er hatte sie einmal sogar

1) Francisci Iunii (de Jeun) De Pictura Veterum libri tres.

übersetzen wollen im Jahre 1752 und war anderthalb Jahre damit beschäftigt gewesen, war aber davon abgestanden, da er hörte, daß Schlegel in Naumburg eine Uebersetzung herausgeben würde), gewußt, daß keine solche Statüen mehr vorhanden wären. Mochte er sich nun aber auch versehen haben, oder nicht; aus der oben angeführten Stelle des Laokoon war klar, was er Riedeln zu antworten hatte: „Die Furien (sagt er), die Sie mir entgegensetzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte, die bei den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne zu sehen pflegt." Aber damit noch nicht befriedigt, wies er nach, daß schon Pausanias an den erwähnten Furien durchaus nichts Schreckhaftes, wie er ausdrücklich versichert (οὐδὲν φοβερόν) erblickt habe, daß also auch gerade durch diese Statuen der zuerst angeführte Satz aus dem Laokoon: „Wuth und Verzweiflung hätten keines der Werke der Alten geschändet", eine neue Bestätigung erhielt. „Und nun (so schließt er), was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drängen von entgegengesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehen. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im Voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht; geben Sie nur Acht!"

Bis jetzt war es, wie gesagt, mit Riedel noch glimpflich abgegangen, ja Lessing hatte zu Anfang des achten Briefes dem „Anfänger" das aufmunternde Compliment gemacht: „Ich habe Herr Riedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet." Aber Lessing sah sich in dieser Erwartung be-

trogen; seit Riedel in Erfurt war, suchte er Klotz in der Vielschreiberei wo möglich noch zu überbieten. Als der zweite Theil seiner Theorie der schönen Künste erschien, schrieb Lessing an Nicolai (den 13. April 1769): „Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich seine Briefe über das Publikum und die philosophische Bibliothek hier (in Hamburg) in der neuen Zeitung recensirt habe, wo er garstig mitgenommen worden. Da irrt er sich aber." Und den 30. October an denselben: „(Klotz) muß sich wirklich auf das Aeußerste gebracht fühlen: denn er thut seit einiger Zeit nichts als schimpfen und drohen. Im Schimpfen steht ihm Riedel redlich bei; aber auch dieser soll in dem dritten Theile der antiquarischen Briefe sein Packet bekommen. Was der Mensch für Zeug in seiner philosophischen Bibliothek wider den Laokoon schreibt. Was für Unwissenheit er verräth! Auch Lessingische Briefe hat er in den Erfurtischen Zeitungen versprochen, und eine Geschichtsklitterung der jetzigen Händel. Von jenen hat er auch schon den ersten geliefert, und Sie werden wohl gelesen haben, wie er sich nun herauszuwinden sucht, wegen seiner Befremdung über unser verschiedenes Urtheil von Heineken." Die erwähnte Erfurter Gelehrte Zeitung erschien 1769 zuerst unter Riedels Redaction. In derselben zeigte er, ziemlich verspätet (1769, St. 22, S. 169), die Antiquarischen Briefe mit den Worten an, die Lessing zu Anfang des Entwurfs zum dritten Theile der „Antiquarischen Briefe" anführt.

Aber nur der Anfang seiner Entgegnung ist ausgeführt, das Uebrige blieb Skizze, denn unvermuthet zog sich Klotz im Jahre 1771 damit aus der Schlinge, daß er plötzlich starb, und so ruhte der Streit, obgleich Lessing trotzdem auf eine Fortsetzung der antiquarischen Briefe, nur in einem anderen Tone bedacht war. Als er Klotz', den 31. December 1771 erfolgten Tod erfuhr, schrieb er an seine Braut bei Gelegenheit einer Aeußerung über gewisse Vorschläge ihn nach Wien zu ziehen: „Mir ist bange gewesen, daß sich auch Klotz mit in das Spiel mischen möchte; aber der Mann hat sich dasmal klüger erwiesen, als ich gedacht hatte, — er ist gestorben. Ich möchte gern über diesen Zufall lachen: aber er macht mich ernsthafter, als ich auch gedacht hätte." Und an Nicolai, den 22. October 1772: „Mir ist dieser Tage eingefallen, ob denn die

Fortsetzung unserer antiquarischen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgestorben sein muß? Der Ton kann und muß freilich nicht mehr der nämliche sein: denn es ist eben so unanständig als unnützlich, sich mit einem Todten zu zanken, der sich selbst weder mehr bessern noch Andere mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen sein Buch und zwanzig andere Bücher des nämlichen Inhalts, die sich nach der Zeit bei meiner umschweifenden Lectüre sehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, gesagt zu werden." Doch der Sporn der Indignation fehlte, und die Fortsetzung unterblieb.

Dagegen griff Lessing noch bei Klotz' Lebzeiten einen anderen Streitpunkt auf und stellte ihn in der musterhaften Abhandlung ans Licht: „Wie die Alten den Tod gebildet." (1769.) Er wies darin nach, daß die Alten den Tod nicht als Gerippe, sondern als Genius mit einer umgestürzten Fackel darstellten, und daß die Gerippe, die, wie er wohl wußte, auf antiken Bildern zu finden waren, nicht den Tod, sondern Manen oder Larven bedeuteten. Auch mit dieser Abhandlung, der gleichfalls wie beim Laokoon eine von Herder über den nämlichen Gegenstand ergänzend und berichtigend zur Seite trat; erreichte er, besonders bei der gebildeten, strebsamen, dichterischen Jugend, eine schlagähnliche Wirkung, von der wohl freilich nur Weniges zu seinen Ohren kam.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
An das Bett des Sterbenden: ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe;
Seine Fackel senkt' ein Genius.

Beim Erscheinen des „Laokoon" und der Abhandlung über den Tod der Alten, sagt Goethe, „hielten wir uns von allem Uebel erlöst und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte".

Aber auch mit dieser zweiten Salve sollte der Streit zwischen ihm und Klotz noch nicht abgethan sein. „Laßt ihn anfangen, was

er will", sagte er einmal, „da ich ihn einmal aufs Korn gefaßt habe, so folge ich ihm allenthalben nach, und wenns auch ins deutsche Staatsrecht wäre." In seinem Nachlaß hat sich noch der Anfang zu einer dritten Streitschrift erhalten: „Ueber die Ahnenbilder der alten Römer." Der Zeit nach war diese sogar die erste, welche er in das Auge faßte, denn er redet davon schon in einem Briefe an Nicolai vom 9. Juni 1768. Aber gerade da, wo dem anmaßenden Gegner der Genickfang gegeben und er als Plagiator entlarvt werden sollte, bricht die Schrift ab — gewiß ein gutes Zeugniß für Lessings Aufrichtigkeit und Liebe zur Sache. Es wiederholt sich hier dasselbe Verhältniß wie bei dem dritten Theil der „Antiquarischen Briefe", die schließlich Klotz als einen albernen und kläglichen Ausschreiber Winckelmanns entlarvt haben würden. Lessing war, wie Eschenburg berichtet, schon durch einige Freunde auf den Verdacht hingeleitet worden, daß Klotz ein dreistes Plagiat an Christs Vorlesungen über die Archäologie begangen hätte (in der vorgeblichen Entdeckung, daß die Ahnenbilder der Römer nicht, nach der gewöhnlichen Annahme, aus Wachs bossierte Bilder, sondern Werke der enkaustischen Malerei wären); nicht lange hernach aber erhielt er eine Abschrift von Christs Collegienheft, die Klotz' Betrug an den Tag brachte.

Wurde so Lessing durch den Streit mit Klotz auf das Gebiet des Kunststudiums, auf welchem wir ihn auch in den Hauptwerken des vorigen Bandes thätig fanden, zurückgeführt, so ruhte dieses Studium auch während seines Wolfenbüttler Aufenthaltes nicht gänzlich, wovon die kleineren Aufsätze „Ueber die Agrippina in Dresden" und „Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter" Zeugniß ablegen. Außerdem beschäftigte ihn hier eine zweite Ausgabe seiner Uebersetzung von Diderots Theater, 1781, sowie die Herausgabe seiner „Vermischten Schriften", die aber nur bis zum zweiten Bogen des zweiten Bandes gedieh. Für den Inhalt der Diderot'schen Unterredungen hinter seinem „Theater" hatte er sich ein Register entworfen, welches wir aus den Breslauer Papieren hier zum ersten Male veröffentlichen.

I. Unterredung.

I. Von den Gesetzen der Einheiten, S. 162—165.

II. Von den Bedienten, S. 168—171.

III. Von dem Charakter der Theresia, S. 171—74.

IV. Vertheidigung einiger anscheinenden Unrichtigkeiten der natürl. Söhne, S. 174—78.

V. Verschiedenheit zwischen Gemälden und Theaterstreichen, S. 178—80.

VI. Unvollkommenheit der theatralischen Action, S. 180—83.

VII. Von dem Theaterstreiche im natürlichen Sohne, wie unwahrscheinlich, obschon keine Erdichtung, S. 183—89.

VIII. Daß schwerlich ein Stück zu Ende kommen würde, wenn jede Person darin gleich Anfangs thäte, was sie nach der Strenge thun sollte, S. 189—92.

IX. Von den stummen Geberden, wie rührend sie auch ohne Worte sein können, S. 192.

II. Unterredung.

I. Seinen Personen keinen Witz zu geben, sondern sie in solche Umstände zu setzen, die ihnen welchen geben, S. 200—203.

II. Von der Vortrefflichkeit der Pantomimen und wie sehr sie auf unseren Theatern vernachlässigt werden, S. 203—206.

III. Stellen, wie man auch die Rede fast ganz und gar den Schauspielern überlassen sollte, S. 206—209.

IV. Von den Tiraden, S. 209—210.

V. Einheit des Accents in der Declamation, S. 210—12.

VI. Von dem Accente, der jeder Leidenschaft eigenthümlich, S. 212.

VII. Nothwendigkeit, die Pantomimen zu schreiben; und warum nicht so nothwendig den Accent, S. 213—14.

VIII. Werth eines guten Schauspielers. S. 214—17.

IX. Ob die Rolle der Schönheit von der Häßlichkeit zu spielen? S. 217.

X. Von dem Widerspruche des Stückes mit den wirklichen Sitten des Schauspielers, S. 218.

XI. Von der Scene mit Arnolden, episodisch, aber nützlich und pathetisch, S. 219—26.

XII. Von harten Ausdrücken in der Leidenschaft, S. 226—28.

XIII. Von den Monologen, S. 228. Was ihre Länge erträglich macht?

XIV. Verzierungen der Bühne, S. 230; und Nutzen der Erweiterung derselben, so daß man verschiedene Orte zugleich darauf sehen könnte [1]).

1) Vgl. 2. Aufl. I, S. 178.

III. Unterredung.

1) d. h. prosaisches. Vgl. 2. Aufl. I, S. 185.

2) ? falsch aus. Vgl. 2. Aufl. I, S. 218. Die Stelle war im Original schwer zu lesen. Vgl. auch „Hamburger Dramaturgie“ (Bd. VI), Stück 87 und 88.

Ein eigenthümliches Erzeugniß des Lessing'schen Geistes, von dem wir schon an anderer Stelle das Nöthige beigebracht haben, sind die „Rettungen“ (vgl. Einleitung zu Band III), die wir diesem Bande einverleibt haben. Die erste derselben betrifft einen höchst eigenthümlichen Mann, über den Lessing selbst nicht gerade Aufschluß giebt, sondern auf den Artikel in Bayle's kritischem Wörterbuche verweist, den wir deshalb hier nach der Uebersetzung von Gottsched folgen lassen. In Betreff der Bedeutung des Lessing'schen Aufsatzes für seinen Geistesgang möge man unsere Einleitung zum „Nathan“ im zweiten Bande nachlesen. Die übrigen „Rettungen“ sind von Lessing selbst hinlänglich erläutert.

„Cardan (Hieronymus), ein Arzt und einer von den größten Geistern seiner Zeit, war zu Pavia den 24. des Herbstmonats, 1501, geboren. Wie seine Mutter unverheirathet war, so that sie bei ihrer Schwangerschaft alles, ihre Frucht abzutreiben; allein die Tränke, die sie verschluckte, hatten nicht die Kraft, die sie wünschte. Sie lag drei Tage in Kindesnöthen, und man mußte den Sohn, womit sie schwanger ging, mit Gewalt von ihr reißen. Er hatte

bereits den Kopf mit schwarzen und krausen Haaren bedeckt. Er war vier Jahre alt, als man ihn nach Mailand brachte, wo sein Vater ein Sachwalter war: und da er in seinem achten Jahre in eine gefährliche Krankheit fiel, so widmete man ihn dem heil. Hieronymus. Sein Vater that dieses Gelübde: er wollte lieber zu dem Beistande dieses Heiligen, als seines Schutzgeistes, Zuflucht nehmen; er rühmte sich öffentlich, dergleichen zu haben. Sein Sohn hat sich niemals einfallen lassen, ihn um die Ursache dieses Vorzugs zu fragen. Im zwanzigsten Jahre ging er, Studirens wegen, auf die hohe Schule zu Pavia: zwei Jahre darauf erklärte er daselbst den Euklides. Er ging im Jahre 1524 nach Padua: er erhielt in demselben Jahre den Titel eines Lehrers der freien Künste; und zu Ende des 1525. Jahres eines Doctors in der Arzneikunst. Er verheirathete sich zu Ende des 1531. Jahres. Er war die zehn vorhergehenden Jahre unvermögend gewesen, mit einer Frauen zu thun zu haben; welches ihn sehr bekümmerte. Er war völlig 33 Jahre alt, als er Professor in der Mathematik zu Mailand wurde. Zwei Jahre darauf trug man ihm die Professur der Arzneikunst zu Pavia an, welche er ausschlug; weil er nicht sah, wo man die Bezahlung seiner Besoldung hernehmen wollte. Im Jahre 1539 ward er in das Collegium der Arzneiverständigen zu Mailand aufgenommen, und im Jahre 1543 lehrte er in eben dieser Stadt die Arzneikunst öffentlich. Er that ebendasselbe im folgenden Jahre zu Pavia; allein er hörte zu Ende des Jahres auf, weil man ihm seine Besoldung nicht bezahlte; und ging nach Mailand zurück. Er schlug im Jahre 1547 eine vortheilhafte Bedienung ab, die ihm der König von Dänemark anbot. Die Luft und die Religion dieses Landes bewogen ihn, dieselbe nicht anzunehmen. Er that im Jahre 1552 eine Reise nach Schottland, und kam nach Verlauf von ungefähr 10 Monaten nach Mailand zurück. Er blieb in dieser Stadt, bis er zu Anfange des Weinmonats, 1559, nach Pavia ging, von da er im Jahre 1562 nach Bononien berufen ward. Er lehrte in dieser letzteren Stadt, bis ins Jahr 1570: damals setzte man ihn gefangen, und nach Verlauf etlicher Monate führte man ihn wieder in sein Haus. Dieß war keine völlige Erlangung der Freiheit; denn er hatte seine Wohnung zum Gefängnisse: allein dieses dauerte nicht lange. Er verließ

Bononien im Herbstmonate, 1571, und ging von da nach Rom. Er hat daselbst ohne einige Bedienung gelebt. Man nahm ihn in das Collegium der Aerzte auf, und er hatte von dem Pabste ein Jahrgeld. Er ist den 21. des Herbstmonats, 1573, zu Rom gestorben, wenn wir dem Thuanus darinnen glauben, welcher vielleicht nicht allzurichtig gewesen." — Diese Erzählung würde zureichend sein, den Lesern begreiflich zu machen, daß Cardan von einem sehr unbeständigen Gemüthe gewesen: allein man wird das wunderliche Wesen dieses Geistes noch besser erkennen, wenn man dasjenige untersucht, was er uns selbst von seinen guten und bösen Eigenschaften berichtet. Diese Offenherzigkeit allein ist ein offenbarer Beweis, daß seine Seele von ganz besonderer Art gewesen. Er belehrt uns, daß er, wenn ihn die Natur keine Schmerzen empfinden lassen, sich selbst diese unangenehme Empfindung zu wege gebracht, indem er sich so lange in die Lippen gebissen und an den Fingern gezerrt, bis er darüber zu weinen angefangen; daß er sich etlichemal selbst entleiben wollen; daß er eine Lust gehabt, ganze Nächte auf den Straßen herumzuschwärmen; daß er in den Wollüsten der Liebe niemals ausgeschweift; daß ihm aber, wenn er sich derselben mehr als nöthig, gebraucht, solches keine große Beschwerlichkeit verursacht; daß ihm nichts angenehmer gewesen, als Reden zu führen, die der Gesellschaft Verdruß erweckt; daß er zu gelegener und ungelegener Zeit Alles vorgebracht, was er gewußt; daß er ein so großer Liebhaber der Glücksspiele gewesen, daß er auch ganze Tage zum großen Schaden seiner Familie und seines Ansehens damit zugebracht; denn er hat sogar den Hausrath und das Geschmeide seiner Ehefrau verspielt. Er erzählt diese und viele andere Dinge, mit der größten Offenherzigkeit. Gleichwohl zweifle ich nicht, wenn wir sein Leben von einem andern richtig beschrieben hätten, daß wir nicht noch viele schämlichere Dinge darinnen finden sollten, als wir in diesem finden; in welchem dennoch viele Stellen sind, aus welchen man noch klärer, als aus den bisher gelesenen, erkennen kann, daß er ein Mann von ganz besonderem Naturelle gewesen. Er redet von unzähligen Wunderwerken, durch welche er entweder wachend, oder schlafend erkannt, was in Zukunft geschehen sollte. Dies hat ihn zu glauben bewogen, daß er, wie Sokrates und einige andere große Männer, unter der Aufsicht eines besonderen

Schutzengels stünde. Was sollen wir von vier besonderen Dingen sagen, die ihm die Natur gegeben? Nämlich 1) daß er in Entzückung gefallen, wenn er gewollt; 2) daß er gesehen, was er gewollt; 3) daß er Alles im Traume gesehen, was ihm begegnen sollen; und 4) daß er solches auch aus gewissen Merkmalen auf seinen Nägeln erkannt. Man hat gezweifelt, ob er die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Er ist unglücklich in seiner Familie gewesen. Man hat ihn, wegen der Verwegenheit, die er gehabt, mit Rechte getadelt, dem Herrn Christo die Nativität zu stellen. Man giebt vor, daß seine astrologischen Prophezeiungen sehr oft durch den Ausgang bestätigt worden: allein er bekennt selbst, daß die Regeln der Sterndeutkunst sich bei seiner Person falsch befunden. Einige sagen, er habe bemerkt, daß er zu einer gewissen Zeit sterben würde, und sich der Speise enthalten, damit sein Tod die Prophezeiung bestätigen, und sein Leben die Kunst nicht verschreien möchte. Er hat also befürchtet, die Unrichtigkeit seiner Prophezeiungen zu überleben: er ist also so zart bei dem Punkte der Ehre gewesen, daß er den Vorwurf, als wenn er ein falscher Prophet gewesen und seiner Profession Nachtheil zugezogen, nicht hat erdulden können. Es werden sich wenig Leute bei dergleichen Fällen so vieler Herzhaftigkeit und so vieler Liebe gegen ihre Kunst zu rühmen suchen. Man tröstet sich, man schämt sich nicht, man befindet sich wohl. Er hat eine große Anzahl Bücher geschrieben; denn die Ausgabe, welche man von seinen Werken im Jahre 1663 zu Lion gemacht, besteht aus 10 Foliobänden. Seine Armuth hat zu dieser Menge Schriften geholfen, wo die Ausschweifungen und Dunkelheit den Lesern öfters zu Steinen des Anstoßes werden. Er hat nicht so viele Bücher gemacht, ohne daß er sich das Gut eines Anderen zugeeignet. Er rechtfertigt sich durch das Beispiel des Kaisers, Marcus Aurelius, daß er sein Leben selbst beschrieben. Naude braucht eben diese Rechtfertigung, allein es ist gewiß, daß dieses Exempel übel angeführt ist; weil das Werk, das man dem Marcus Aurelius zueignet, nicht das Leben dieses Kaisers ist: es ist ein zusammengetragener Haufen von moralischen Unterweisungen, die er sich giebt. Einige haben gesagt: es hätte Naude ein Leben Cardans herausgegeben; aber sie betrügen sich: er hat nur eine Unterredung herausgegeben, worinnen er seine

Gedanken über die Gemüthsart dieses Mannes entdeckt. Er hat sich nicht enthalten können, zu sagen: daß er ein Narr gewesen: übrigens erweist er ihm, wegen des Geistes, wegen der Gelehrsamkeit u. d. m. Gerechtigkeit. Scaliger, der Vater, hat wider den Cardan geschrieben, und sich ohne Grund eingebildet, daß seine Kritik dessen Tod verursacht."

Ueber seine „Verwegenheit, dem Herrn Christo die Nativität zu stellen" äußert Bayle in einer Anmerkung: „Gabriel Naude bemerket zwo Dinge bei dieser Sache. I. Tadelt er den Joseph Scaliger, daß er geglaubt, es habe Niemand vor dem Cardan dergleichen unternommen. II. Beobachtet er, daß Cardan die Eitelkeit gehabt, lieber für den Erfinder gehalten zu werden, als sich mit den Beispielen derer zu rechtfertigen, die ihm in dieser frechen Unternehmung vorgegangen sind." — — „Hierauf nennet Naude vier Schriftsteller, welche lange Zeit vor dem Cardan an der Nativität des Herrn Christi gearbeitet haben. Der allerneueste ist Tiberius Russilianus Sextus aus Calabrien, der unter der Regierung des Papstes Leo X. gelebt hat. Er hat unternommen zu Bononien, Florenz und Padua, öffentlich 400 Sätze zu vertheidigen: die Mönche verwarfen zwölfe darunter: dieser war einer von den vornehmsten, den sie verdammten: Christum quoad corporis compaginem elementariam astris suppositum, ejusque genituram, et Prophetam magnum, et ea quae circa corpus evenerunt, praesertim violentum ejus mortis genus, nuntiasse non inconvenit."

„Meine Anmerkungen beginnen mit S. 97; die vorigen hat Herr Professor Gosche geliefert."

Robert Boxberger.

Vorreden zu Diderots Theater. — Meusels Apollodor. Vermischte Schriften. — Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm. — Rettungen des Cardanus. — Rettungen des Inepti Religiosi. — Rettungen des Cochläus. — Berengarius Turonensis. — Ueber die Agrippina in Dresden. — Vom Alter der Oelmalerei. — Antiquarische Briefe I. II. — Fortsetzung der antiquarischen Briefe. — Collectaneen zu den antiquarischen Briefen. — Der Recensent (aus den Selbstbetrachtungen). — Wie die Alten den Tod gebildet. — Ueber die Ahnenbilder der Römer. — Ueber geschnittene Steine.



Das Theater des Herrn Diderot.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorrede des Uebersetzers

zur ersten Ausgabe von 1760.



Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen[1]) Encyklopädie, besteht aus zwei Stücken, die er als Beispiele einer neuen Gattung ausgearbeitet und mit seinen Gedanken, sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnt und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bei weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Professor Gottsched ist.

---

1) In der ursprünglich gewöhnlichen Bedeutung: „berühmt".

Er gesteht, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernt sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etikette hinauslaufen ꝛc.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischer Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem Nichts angelegener ist, als das Genie in seine alten Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverstandene Kunst verdrängt, ob der Mann, der es zugesteht, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann, ob dieser Mann bei uns mehr Gehör findet, als er bei seinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes *seine* Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hoffnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

Vorrede des Uebersetzers

zu der zweiten Ausgabe. 1781.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu sein aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere; so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eignen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschaffte. Die französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor; und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand sein, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, Nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel und einen jungen Geck in bebänderten Hosen[1]) unter ein halb Dutzend alltäglichen Personen auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas Besserem, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte, als „der Hausvater" erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschaffene Mann, was ihm das Theater noch eins[2]) so theuer machen müsse. Sei immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines Nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem „Hausvater" zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was Jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.[3])

---

1) Das Theatercostüm jener Zeit verlangte an den kurzen Hosen Fransen und Bänder, welche, die letzteren häufig gestickt, um so reichlicher angebracht wurden, je vornehmer die Rolle sein sollte. Der kurze Mantel war von Spanien her in die französische Theatertracht gekommen, welche im Ganzen Deutschland beherrschte.

2) Noch einmal so theuer, wie in „Emilia Galotti" I, 4 (oben Bd. II, S. 119): „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth".

3) Ueber die Aufführung dieses Schauspiels in Hamburg am 27. Juli 1767 vgl. das 84. Stück der „Dramaturgie"; dazu Rosenkranz' „Diderots Leben und Werke" I (Leipzig 1866), S. 294 ff.

Und daß Jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freilich Diderot vornehmlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe, so habe ich, wenigstens bis jetzt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

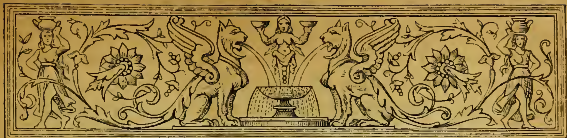
Nicht als ob ich meine Uebersetzung frei von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst jetzt eine dergleichen[1] Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem „natürlichen Sohne“ in dem dritten Auftritte des ersten Aufzugs, wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen sein“, sagt sie, „den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhängen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedrückt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedes Mal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht sein, daß es die beiden ersten Male auf den Bruder gehen und sonach heißen soll: „Er war unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen.“ Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann Jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmäßige Uebersetzung gemacht haben!

---

1) Eine im 18. Jahrhundert nicht ungewöhnliche Construction; so im „Leben des Sophokles“ Anm. E: „eine dergleichen Lobrede“.





Ueber Meusels Apollodor.[1])

1768.



Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Meusel. Nebst einer Vorrede von Herrn Klotz. Halle, bei Curt. 1768. in 8°. 13 Bogen.

„Alles", belieben der Herr geheime Rath Klotz sich gleich zu Anfang ihrer Vorrede auszudrücken, „Alles, was ich von der Güte und Treue dieser Uebersetzung sagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfassers unnöthig gemacht. Diese sind wegen ihrer starken Empfehlungen, die sie von der Belesenheit, dem Geschmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieser Arbeit Bürge." Gewiß, wir müssen uns schämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meusels ganz und gar nicht bekannt sind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig gewesen, für den Ruhm seines

---

1) Im „Hamburgischen Correspondenten" Nr. 123 vom 2. August 1768; Lessing nannte hier seinen Namen nicht. Der Angegriffene antwortete in Nr. 143 vom 6. September. Johann Georg Meusel, geb. 17. März 1743 in Eyrichshof bei Bamberg, 1769 Prof. der Geschichte in Erfurt, seit 1780 in Erlangen, gest. daselbst 19. Sept. 1820, machte seine mißlungene Uebersetzung des Apollodor nachher vergessen durch bedeutende und werthvolle biographische wie bibliographische Werke zur Literatur- und Kunstgeschichte.

Freundes und für unsere Unwissenheit, ein wenig mehr zu sorgen! Hätte er uns doch nur einige von diesen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu sehr auf sein Wort, als daß wir würden angestanden haben, die gegenwärtige Uebersetzung lediglich nach diesen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir sie nur aus sich selbst beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußersten Verlegenheit, unser Urtheil mit seinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: auf der 10. Seite dieses verdeutschten Apollodors heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte sich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede ging, einen Knaben raubte, ihn auf seine Schultern setzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenstrahlen erhitzt, sein Gesicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion.“ Aus der Uebersetzung ist, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von seinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das schielende, nachlässige Deutsch ist der geringste Fehler. So leicht Apollodor schreibt (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechischen Sprache mit zuerst), so wenig hat ihn Herr Meusel doch öfters verstanden; und diese einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor sagt nicht, daß Orion sich mit der Merope vermählt habe; *ἐμνηστευσατο* heißt bloß, er hielt um sie an, er suchte sie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte sich Oenopion dazu erst betrinken müssen? sondern Oenopion machte den Orion betrunken und so blendete er ihn; *μεθυσας* ist hier von *μεθυσκω*, ich mache betrunken, nicht von *μεθυω*, ich bin betrunken; und Herr Meusel hätte wohl wissen können, daß jenes Tempora von diesem entlehnt. 3) Nachdem Orion das Gesicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Oenopion, sondern Apollodor sagt, *ἐπι τον Οινοπιωνα ἐσπευδεν*, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, sich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie gesagt, die Uebersetzung des Herrn Meusel

nicht nach seinen eigenen Schriften beurtheilen; wehe ihm, wenn man seine eigenen Schriften nach dieser Uebersetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbesondere etwas zu erwähnen, ist nicht nöthig. Sie ist, wie Alles, was dieser große Gelehrte schreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodors über das Homerische Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, setzt er hinzu: „Ich stelle mir vor (wer in der Welt hätte sich so etwas vorstellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!), als ob die alte Erdbeschreibung dadurch gewonnen haben würde.“ Voller Bewunderung rufen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verschiedene Bauart aller der Schiffe so viel verschiedener Völker in seinem Werke untersucht und etwa aus geschnittenen Steinen erläutert haben sollte, das ist uns selbst nie wahrscheinlich vorgekommen, ob wir schon dabei bekennen, daß wir uns schwerlich getraut haben dürften, eben dieselbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath seine Leser überrascht.

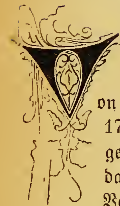




Vermischte Schriften.

Erster Theil.

1771.



Vorbericht.

Von den Lessingschen Schriften, welche in den Jahren 1753—56 zu Berlin in sechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil seit langer Zeit verdammt, der Vergessenheit gänzlich überlassen zu werden. Verfasser und Verleger waren darüber einig geworden; und besonders glaubte jener diesen Entschluß sowohl sich selbst als dem Publikum schuldig zu sein. Das Publikum wächst täglich an Einsicht und Geschmack: aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlt, daß er zurück geblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeint.

Nur der Nachdruck, welchen man besagten Schriften öffentlich droht, hat dem Verfasser den Wunsch abgelockt, das hämische Vorhaben, ihn in seiner ganzen armseligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Absicht auf diesen Wunsch hat er sich zu einer neuen Sammlung entschlossen, in die er aus jener ältern Alles

aufzunehmen gesonnen, worauf die Liebhaberei des allernachsichts-vollsten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erster Theil kann davon zur Probe dienen; wobei der Verfasser weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke desselben auf eben die Entschuldigung Anspruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zur Ausbesserung einer baufälligen Hütte, Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden könnte.





Zerstreute Anmerkungen

über das

Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)



Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau[1]), und jenes durch den Gebrauch des Wernicke[2]), das gewöhnlichste geworden: aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war; das, woraus die sogenannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus, in der Landenge von Korinth, eine Säule errichten, und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: Hier

1) Vgl. oben in Bd. IV, S. 453 ff. den 43. und 44. Literaturbrief im Anschluß an: „Friedrichs von Logau Sinngedichte... herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing", Leipzig 1759.

2) Vgl. die Anmerkung Bd. IV, S. 454.

ist nicht Peloponnesus, sondern Attika; so wie auf die entgegenstehende: Hier ist Peloponnesus, und nicht Attika[1]): so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheint ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheint eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

Für das Eine wie für das Andere erklärte sich Vavassor*)[2]). Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein Jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben: aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

*) *De epigrammate, cap.* 3. Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

---

1) Wörtlicher: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Jonien“ u. s. w. Vgl. Strabo IX, 392; Plutarch im Theseus, Cap. 25.

2) François Vavassor (eigentlich Vavasseur, 1605 bis 14. Dec. 1681), Jesuit, Lehrer der Rhetorik und Philologie, zuletzt in Paris, guter lateinischer Dichter auch über ernste Stoffe (so dichtete er lateinisch das Buch Hiob um). Die von Lessing angezogene Abhandlung über das Epigramm findet sich bei den Ausgaben seiner Epigramme (Paris 1669 und 1678) und in seinen Opera omnia (Amsterd. 1709, Fol.), S. 85 ff.

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Scaliger[1], zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm, aufwirft*). Scaliger fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleinen Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf ertheilt. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr, als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzt wurden, und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind: so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich; „wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?“[2]) —

*) *Poetices, lib. III, cap. 126.* — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

---

1) Julius Cäsar Scaliger oder italienisch de la Scala, da sein Vater, der eigentlich Bordone (woraus Bourdon, de Bordonis) hieß, mit dem berühmten Geschlecht der Scala (lateinisch Scaliger) verwandt sein wollte (23. April 1484 bis 21. Oct. 1558), Vater des großen Justus Scaliger, wurde literarisch am meisten bekannt durch die erst nach seinem Tode erschienenen Poetices libri septem (Lyon 1561 u. ö.), welches Werk trotz seines Mangels an Geschmack und bedeutenden Gesichtspunkten zu großem Ansehen gelangte. Er hat auch selbst Epigramme gedichtet (zuerst Paris 1533, dann in seine Poemata aufgenommen).

2) Redlich hat sehr richtig auf die Menagiana (eine Sammlung wirklicher oder angeblicher Aussprüche von Gilles Ménage, dem „type du savant bel-esprit au XVIIe siècle“, mehrfach seit 1693 gedruckt) aufmerksam gemacht, wo sich I, S. 305 der Satz findet: Les Espagnols ont un proverbe qui dit: Que qui ne sait pas faire un vers est un sot, et qui en fait deux, en fait trop. Schwerlich darf man aber mit Redlich bei Lessing statt „Epigramm“ setzen „Vers“; denn Verse machte Ménage selbst und bei seiner Eitelkeit würde er schwerlich einen sein Dichten

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen[1]) hießen: aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuerern Lehrer der Dichtkunst, bei ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau[2]), von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert. Aber auch Batteux[3]) nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke,

*) *L'Art poetiq., Chant II, v. 103.*

L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

herabwürdigenden Spruch aus Spanien herbeigeholt haben; sondern eher kann man bei Ménage epigramme statt vers lesen. Daß das Epigramm der spanischen Theorie nicht viel galt, hatte in seiner ursprünglichen Anlehnung an die einfache volksthümliche Spruchform seinen Grund.

1) Diese Pluralform (statt der jetzt gewöhnlichen auf „e") zieht Lessing vor, ebenso Wieland, Jean Paul; dagegen hat Herder schon die heutige Form, wenn man den Drucken trauen darf.

2) Diese von Boileau (1. Nov. 1636 bis 13. März 1711) in seiner Art poétique (seit 1672 oft gedruckt) aufgestellte unzulängliche Definition hat das Dictionnaire de l'Académie aufgenommen, obgleich bereits Montesquieu in dem 137. seiner Lettres persanes mit wenigen Worten Besseres gesagt hatte.

3) Des Abbé Charles Batteux (6. Mai 1713 bis 14. Juli 1780) in Les beaux-arts réduits à un même principe (1746) und in dem daraus erweiterten Cours de belles-lettres (1765 in fünf Bänden) ausgesprochene Anschauungen waren durch Bertrams, Gottscheds und J. E. Schlegels Bearbeitung des ersten und durch Ramlers Uebersetzung des zweiten Werks in Deutschland verbreitet.

wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehört in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein; und es fehlt nicht viel, so erstreckt es sich nun über Alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Theile, in dem unveränderlichen Eindruck, welchen solche und so geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift, oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen steht. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entsteht, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizt: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriedigt.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen, oder noch so großen Vorrath von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Theile sich fast in jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke; in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besonderen Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizt wird; und in deren anderem unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinn-

gedicht von allen möglichen anderen kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln[1]) Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins[2]) zu befriedigen.

Wenn ich sage „nach Art der eigentlichen Aufschrift“: so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führt, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weiteren Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts, als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sah: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

---

1) Nicht Accusativ des ursprünglichen (unter den Neueren besonders von Rückert festgehaltenen) „einzel“, sondern wie „albern“, „ledern“ aus der volleren Form auf „nen“ zusammengezogen; vgl. zum „Nathan“ Bd. II, S. 235, Anm. 1.

2) Vgl. zum „Nathan“ Bd. II, S. 229.

jenem unterschieden. Die Subtilität[1]) fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennt, dem beschriebenen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung[2]) und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das Geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger Weise zwei Theile: der erste ist der Vortrag des Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt hat; und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessirt.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Theile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Pelisson[3]) z. E.

**) *Cap.* 13, *de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

---

1) Hier nicht in dem tadelnden Sinne wie „Nathan“ I, 2 (oben Bd. II, S. 235), sondern s. v. a. scharfe Unterscheidung und Auffassung.

2) Darlegung eines Sachverhältnisses, Auseinandersetzung (daher dem lat. expositio entsprechend), nicht in dem jetzt gewöhnlicheren Sinn einer ausgleichenden Aufklärung.

3) Paul Pellisson-Fontanier (30. Oct. 1624 bis 7. Febr. 1693), seit 1653 Mitglied der Académie française, besonders bekannt durch seine Histoire de Louis XIV, dessen Gunst er besonders durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche gewonnen. Die angeführten vier Verse stehen in seinen Oeuvres diverses (Paris 1735) I, S. 212, wie Redlich bemerkt.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung sein — bei welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf führt? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der Eine Theil: und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger Weise zwei Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden". Denn, wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig erklärt, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermengt sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben, und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet, und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedicht bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es, in der Sprache seiner Erfinder, den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epi-

gramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß nennen lassen; und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Classification unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicher Weise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufschlüsse giebt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so witzig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial[1]) folgendes an den Decianus richtet*),

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;

*) *Lib. I, ep. 9.*

---

1) Ueber ihn (c. 42—101 oder 102 n. Chr.) handelt Lessing weiterhin im dritten Abschnitt.

Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrucks fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?*)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes, bei vollkommen eben derselben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch, und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernike, so wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an so genannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernike, an Vortheilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vortheilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entsteht: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte

*) Erstes Buch S. 14 der Schweizerischen Ausgabe von 1763.

bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten; so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden, als bei dem Owen.[1]) Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung; und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein witzig sein will. Ich halte den, in allem Ernste, für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen: die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geschwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebnen[2]) Bemühung.

Hingegen ist das Moralisiren gerade zu des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind: so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen: seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und

---

1) John Owen, lateinisch Audoenus, armer englischer Schulmeister, fruchtbarer Epigrammendichter in lat. Sprache, gest. zu London 1622. Seine Epigrammatum libri tres erschienen zuerst London 1606, wurden vermehrt oft aufgelegt und in das Englische, Französische, Deutsche (zuerst von Val. Löber 1653) und Spanische übersetzt.

2) So oben im Fragment des „Henzi" (Bd. II, S. 585): „Vergebnes Flehen", während jetzt „vergeblich" in enger Verbindung mit dem Nomen das gewöhnliche, als Prädikat das ausschließlich herrschende geworden ist.

er moralisirt mehr durch Beispiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs[1]) ist,

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen, nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheint es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auktus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloß sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein großes mehr belebt; und wenn wir schon die angeredete Person, und die Ursache, warum nur diese, und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wissen: so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht Jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Kato[2]), oder mit der

---

1) Fast gleichen Sinns und gleicher Art ist ein anderes Epigramm Martials III, 37.

2) Auf den Namen des M. Porcius Cato (234 bis 149 v. Chr.) führte man, indem Cato als „weise" gedeutet und der Beiname Censorius auf das Moralisiren bezogen wurde, eine in der späteren Kaiserzeit entstandene, seit dem vierten Jahrh. n. Chr. nachweisbare Sammlung von kurzen lehrhaften Sprüchen zurück; warum man diesen neuen Cato mit dem Vornamen Dionysius bezeichnete, ist nicht sicher zu erklären. Die Sammlung ward im Mittelalter sehr beliebt und vielfach übersetzt; vgl. Zarncke, „Der deutsche Cato", Leipzig 1852, und in den „Berichten der Sächs. Gesellschaft der Wiss. XXII (1870), phil.-histor. Cl. —

Spitzfindigkeit eines Baudius[1]), oder mit dem Scharfsinne eines Wernike vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus[2]) und Pibrak[3]) oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hilfsmittel des Gedächtnisses abgeben; aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon, nach der Erklärung des Batteux, diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medicinischen Vorschriften der Schule von Salerno[4]) nicht eines sehr interessanten Inhalts? und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist, und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren.

---

1) Dominicus Baudius aus Ryssel (1561—1613), zuletzt Professor der Eloquenz und Geschichte, doch in Sittenlosigkeit verkommend; in seinen Reden (Leyden 1619), Briefen (1654) und Gedichten (1607) erscheint er bisweilen keck und frisch.

2) Michael Verinus (eig. Verini), der im siebzehnten oder neunzehnten Jahre verstorbene Sohn des Epikers Hugolinus Verinus (1442—1490 oder 1505). Des ersteren Distichorum liber qui sententiarum inscribitur erschien zuerst Florenz 1487 und ist nachher öfter aufgelegt worden. Am bequemsten findet man die Distichen mit verwandten Stücken in A. A. Renouards Sammlung Carmina ethica (Paris 1795).

3) Guy du Faur, Seigneur de Pibrac (1529—84), Staatsmann und Dichter, gab zuerst in Lyon oder Paris 1574 seine nachher sehr oft mit allerlei Beigaben gedruckten Quatrains heraus, deren griechische und zugleich lateinische Uebersetzung von Florent Chrestien (26. Jan. 1541 bis 3. Oct. 1596), dem Lehrer des späteren Heinrich IV., Lessing hier im Sinne zu haben scheint.

4) Das metrische Compendium der Medicin Regimen sanitatis, in einer etwas confusen Ueberlieferung dem Mönche Johannes von Mailand (um 1100) beigelegt, häufiger dem Arnaldus de Villanova (am Ende des 13. Jahrhunderts), der es bearbeitet haben mag. Es ist seit 1480 in unzähligen Textausgaben und Uebersetzungen erschienen.

Dergleichen sind vornehmlich alle kleinen Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Factum enthalten, ohne im Geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius[1]), die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen, und deren unter den Titeln, Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Skävola in folgende vier Verse zu fassen*):

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
  Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
  Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
  Hanc spectare manum Porsena non potuit.

*) *Lib. I, ep. 22* [zu welchem Lib. VIII, ep. 30 und Lib. X, ep. 25 zu vergleichen].

---

1) Magnus Ausonius von Burdigala (c. 310—390 n. Chr.) hat sich als Rhetor und Staatsmann mannigfach umgethan, so daß seine ziemlich unpoetischen Poesien stoffliches Interesse haben. Seine 146 Epigramme beziehen sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände, Personen, Kunstwerke, griechische Anthologie u. s. w. Zu ihnen kann man im weiteren Sinne noch rechnen: Ludus septem sapientum, die versus memoriales de duodecim Caesaribus, die Epitaphia und Aehnliches.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen; und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag", verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie, und bei noch mehrern verschiedner neuerern Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses*):

Κοινη παρ κλισιη ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἱς ὁ μεν αὐτων
Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beisammen auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wuth sprang jener auf, und prügelte diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: dieser erwachte, und jener schlief vor Müdigkeit ein." Das Ding ist schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kurirt wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer

*) Lib. I, cap. 45 [IX, 141 der durch Fr. Dübners Ausgabe nach Jacobs wieder allgemeiner zugänglichen Anthologia palatina, d. h. der des Konstantinos Kephalas, der Grundlage der von Lessing benutzten Anthologia Planudea, der des Mönches Maximus Planudes (14. Jahrh.), welche überhaupt bis auf Brumek in fast ausschließlichem Gebrauch war. — Zu dem Thema des obigen Epigramms vgl. man Plinius' Hist. nat. XXVI, 72.]

schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein: der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kurirt worden: auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Dinge keine Theile zu viel habe: aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse: sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich, aus eben diesem Grunde, ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das, über das Schicksal eines Hermaphroditen.[1])

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
  Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Iunoque neutrum.
  Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait: occidet armis;
  Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
  Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
  Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich; der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye[2]) schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex[3]), welchem es in den

1) Jetzt bei Riese „Anthologia latina" Nr. 786.

2) Bernard de la Monnoye (1641—1728), seit 1713 Mitglied der Académie française, guter Dichter, besonders vortrefflicher Noëls im Dialekt von Burgund, vor Allem bekannt als Herausgeber der Menagiana, in denen Bd. IV, S. 432 f. (wie Redlich anmerkt) obiges Gedicht besprochen ist.

3) Pulex (eigentlich Pulci) von Custozza, im 14. oder 15. Jahrhundert, vgl. Fabricius' Bibliotheca med. et inf. aet. VI, S. 22.

Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian[1]) und Scaliger[2]) und so viele Andere gehalten haben; sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeint sei; so möchte Herr Burmann, der jüngere[3]), doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlt zum Sinngedichte nichts Geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Wein-

*) *Anth. lat., lib. III, ep.* 77.

---

1) Angelo Poliziano, nach seinem Geburtsorte Monte Pulciano, wonach lateinisch de Monte Politiano sich schon sein Vater bezeichnet (14. Juli 1454 bis 24. Sept. 1494), einflußreicher Humanist, hat nach Redlich das Gedicht in einem Briefe an Antonius Urceus (Epist. V, 7) behandelt.

2) Joseph Scaliger (4.—5. Aug. 1540 bis 21. Jan. 1609) in der Virgili Appendix (Leyden 1573), S. 231 (nach Redlich). Auch Pithoeus hatte diese Ansicht.

3) Pieter Burmann, Secundus (13. Oct. 1714 bis 24. Juni 1778), der Herausgeber der von Lessing angeführten Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum (Amsterd. 1759—73, in zwei Quartbänden) hatte mit seinem Zweifel ganz Recht. Das Gedicht befindet sich bereits in guten Handschriften des 13. Jahrhunderts und kann daher auch nicht dem Antonius Panormita (d. h. Antonio Beccadelli, 1394 bis 6. Jan. 1471) gehören, mit dessen Namen es in Handschriften des 15. Jahrh. erscheint.

köstern?[1]) welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend[2]) enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende, bei dem Ausonius:*)

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden[3]): oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden**)[4]):

Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig[5]), daß er die großen Wahrheiten, von welchen

*) *Epig. 21.*
**) *Lib. I, cap. 4.* [IX, 13. In Lessings Text ist das erste Distichon nach Planudes unrichtig von den drei folgenden getrennt; durch die Verbindung derselben muß natürlich die Auffassung des Epigramms eine wesentlich andere werden.]

1) Vorfahren des Sancho Pansa, von welchen der eine im Weine Eisen schmeckte, der andere Leder roch, da, wie sich später ergab, ein Schlüssel mit ledernem Riemen sich im Fasse befand; Don Quijote Buch 7, Cap. 6.

2) Jetzt gewöhnlich „anschaulich" (im 18. Jahrh. auch „anschaubar"); vgl. oben Bd. III, S. 578 von der Wahrheit, welche die Fabel „uns anschauend zu erkennen giebt". Es ist hierbei zweifelhaft, ob in dem Particip ein activer und zugleich passiver Begriff enthalten sei; sehr lebendig kann die Wahrheit als „uns anschauend" gedacht werden.

3) IX, 44, welches Epigramm Platon beigelegt wird. Man vergl. dessen Uebersetzung von Hugo Grotius mit Ausonius:

Juvento laqueum quidam projecerat auro:
Aurum cui periit se jacit in laqueum.

4) Die Geschichte kommt häufig vor: in den Gesta Romanorum, bei Vincenz von Beauvais (im Speculum morale III, 2, 19), Burkard Waldis IV, 61 u. s. w. Unter den erweiternden neuern Fabeldichtern, welche Lessing tadelt, wird dieser außer Gellert bei diesem Stoffe besonders an Florian (I, 20) gedacht haben.

5) In der älteren Bedeutung „stumpfsinnig", schwer von Begriffen.

diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein Apolog, eine wahre äsopische Fabel: denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern; sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor[1]), von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet[2]) oder Hauptmann[3]) ihnen beigefügt zu werden verdient hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen besteht*), hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm**): nur daß er sie so sehr wässerte[4]), daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

*) *Lib. I, cap.* 22, *ep.* 9. [IX, 378 von Palladas.]
**) Die 16. des ersten Theils.

---

1) Vgl. Ilgens Opuscula philologica II (Erfurt 1797), S. 82 f.

2) Isaac Nicolaus Nevelet machte mit seiner Mythologia Aesopica (Frankfurt a. M. 1610, 8⁰) den ersten nicht sehr correcten Versuch einer möglichst vollständigen Fabelsammlung: er gab 136 Fabeln zum ersten Male. Als Grundlage dianten ihm die Handschriften in Heidelberg, wo er sich um jene Zeit aufhielt. Woher er stammte und wann er starb, ist unbekannt; allem Anschein gehört er einer französischen Familie an, und Lessing bezeichnet ihn geradezu als „einen jungen Franzosen, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand" (Ausg. von Lachm.-Maltz. IX, S. 51, in welcher Abhandlung Lessing auch den Anonymus Neveleti bespricht).

3) Johann Gottfr. Hauptmann (19. Oct. 1712 bis 21. Oct. 1782) gab, an John Hudson anlehnend, Leipzig 1741 den Aesop heraus.

4) So läßt Lessing (Ausg. von Lachm.-Maltz. III, S. 148) die Kürze und Wichtigkeit der Gedanken durch eine Uebersetzung „auf das erbärmlichste gewässert" werden. Der gegenwärtige Sprachgebrauch wendet das einfache Zeitwort lieber sinnlich, das zusammengesetzte mehr uneigentlich an.

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen, und daher nur in der Abstraction Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedener Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entsteht Erwartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommener zu geben steht. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte:
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann, und sprach: Es schmerzet nicht.[1])

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzt nicht“ noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Ver=

1) E. Chrn. v. Kleists sämmtliche Werke, herausgeg. von W. Körte, II (Berlin 1825), S. 110, wo jedoch das Epigramm als „nach Martial“ gedichtet bezeichnet wird.

schönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund*):

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen; und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden: da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts, als eine glückliche Versifikation fehlt, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann: es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmal entsprechen soll, welches die Aufschrift führt: so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommener sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein; wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln [1]) Begriffe ihm bald einen größern bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennt. Er kann ihn eben sowohl aus fünf, sechs Worten, als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

*) Lib. I, ep. 14.

1) Vgl. oben S. 17, Anm. 1.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius*) [1]):

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
  Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
  Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
  Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
  Sed, veteri obtsrictus religione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllt, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt**):

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὁν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen.“ Dieses übersetzte Faustus Sabäus[2]) so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
  Verum Pythagoram conticuisse juvat.[3])

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras.“

wenn die einzeiligten Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der Erwartung scheint indeß, in dem gegenwärtigen Beispiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den

*) Oper. p. 199, Patav. 1718. 4to.
**) Anthol. lib. IV, cap. 33. [XVI, 326 der Dübner'schen Ausgabe.]

1) Andrea Navagero aus Venedig (1483 bis 8. Mai 1529), Humanist, Dichter und Diplomat, lebte mit Karl V. und Franz I.
2) Von welchem Epigrammatum libri quinque Rom 1556 erschienen sind. Er war des Papstes Leo X. Bibliothekar.
3) Hugo Grotius so:

Ipsum Pythagoram dat cernere pictor: et ipsum
  Audires, sed enim non cupit ipse loqui.

Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius, zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus[1]) so!*)

Ου τον αναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν αριθμων
Ηθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ενθεν αποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erklärt, hat der Künstler darstellen wollen: sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen, sonst gar wohl verstand."

Die Hauptregel also, die man, in Ansehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein Paar Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufschlusse, richte, und urtheile, ob und wie viel dieser, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit Alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß, oder ganz besonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

*) Anth. l. c. [XVI, 325.]

---

1) Präfekt von Aegypten, den man in das sechste Jahrh. n. Chr. setzt.

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launigter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen, durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

Donasti, Lube, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: so wie dieses griechische**):

*) Lib. XI, ep. 19.
**) Anth. lib. II, c. 7, ep. 3. [XI, 249; von einem Lukillius, der über hundert Epigramme mit bisweilen sehr scherzhaften Einfällen gemacht hat.]

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ᾽ αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ᾽ ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.
Εἰ δ᾽ ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß alles voller Felder wäre; nicht, voller Atomen." Denn ein solches Sinngedicht besteht offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll; da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.

Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
  Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
  Et mutat Latias spuma Batava comas,
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
  Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
  Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses!
  Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellt, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da; sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts, als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth ist.

Wie aber der fertige Versifikator, in Erweiterung des ersten Theiles, oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und sich den bloßen Aufschluß zu versificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner[1]) gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von so heterogenen Theilen

*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III, cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quit juvat ah! ducta prolem sperare puella?
  Ut repares puerum, perdis, inepte, virum."

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul suissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

1) Des dafür angeführten Daniel Georg Morhof (6. Febr. 1639 bis 30. Juli 1691) Werk: De disciplina argutiarum, erschien ohne Angabe des Druckorts und ohne Wissen der Erben nach dem Tode des Verfassers 1693. Er hatte schon 1682

wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist[1],

Zu zwei sehr schöne aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst du dann Cupido, die Schwester Venus sein."

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus[2], aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und Jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehört, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten: und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß

dasselbe im Kopf und in akademischen Vorlesungen vorbereitet; aber, wenn auch im Allgemeinen fertig, hat es doch nicht den letzten Schliff erhalten. Morhof hat selbst auch verschiedene Epigramme gedichtet seit 1659, wo die Epigrammatum et Jocorum Centuria prima erschien, bis zu der Sammlung der Opera poetica (Lübeck 1697).

1) In der Körte'schen Ausgabe seiner Werke (Berlin 1825) II, S. 113 lautet die Ueberschrift: „Lykon und seine Schwester Agathe, beide schön, aber einäugig. (Nach dem Lateinischen)."

2) Vgl. Trium fratrum Amalthearum, Hieron., Joh. Bapt. et Corn., Cormina, Venedig 1627. Der hier in Betracht kommende, an erster Stelle genannte Girolamo, lebte von 1506—74.

versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertigt sein: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bei allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits

diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter, ohne Zweifel, das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sahe: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est,
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto, non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen; auch das eine durch das andere im Geringsten nicht geschändet wird.[1])

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen: das ist zu arg. Gleichwohl that

*) Lib. III, ep. 44.

1) In der gelinderen Bedeutung von „schädigen".

es Scaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle vier darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
  Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwellt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebt.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem Schlusse geführt wird", den andern weit vorzieht, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hatte allerdings Recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besonderen guten Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug: und das

*) *Poetices Lib. III, cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum e to, in quo continentur quatuor Epigrammata.

Ganze, welches daraus entsteht, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätigt vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.*)

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend
Den Schreiber für den König nahm,
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
Da wußt er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt,
Verbrennt', entwaffnete sein und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen" aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn Alles was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehört. Sie ist nicht wahr: denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen; hier bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspectiv.

*) S. 25.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen; so wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt; eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Contrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyurus, et frequens phoenix.
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

*) Lib. V, ep. 38. [Vgl. das Vorhergehende, ep. 35.]

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmt, daß ich mich nach ganz etwas Anderm, als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten, sehne. Betrübniß macht sonst so gutdenkend; und boshafter Witz verstummt sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen! [1])

Ich rechne aber zu dergleichen Contrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein, und wenigstens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron[2]):

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!

Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!

Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.

Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir sollen ja nur lachen.

---

1) Die Anwendung des Choliamben macht die Grundstimmung des Gedichts von vornherein mehr komisch als elegisch.

2) Paul Scarron (1610 bis 16. October 1660), seit 1652 (wo er bereits vierzehn Jahr gelähmt war) Gatte der Mlle. d'Aubigné, der nachherigen Mme. de Maintenon; trotz aller Leiden ein Poet von siegreicher Laune. Das burleske Sonett findet sich in seinen Oeuvres I (Lyon 1729), S. 375, auch in Crépets „Poëtes français“ II, S. 598, hier in der fünften Zeile gegenüber den Lessing-Drucken die richtige Pluralform Chefs d'oeuvre.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarron=schen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu sein scheine, welches Barth[1]) zuerst bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßenen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuscht, als erfüllt sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leser dürften bei Allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geschweige daß ich die verschiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt; ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes[2]) nennen, habe ich weder erfordert[3]), noch bisher verworfen.

*) Advers. Lib. XXVI, c. II. [So ist statt: XXXVI der übrigen Ausgaben zu lesen.]

---

1) Caspar v. Barth (22. Juni 1587 bis 17. Sept. 1658) hat Adversariorum commentariorum libri LX (Frankfurt a. M. 1624) herausgegeben; anderes bis Buch 180 liegt noch ungedruckt (vgl. Lessing, herausgeg. von Lachm.=Maltz. XI, 1, S. 321 und Eberts „Bibliogr. Lex." Nr. 1688). Seine Mittheilungen sind ohne anderweitige handschriftliche Bestätigung immer verdächtig. Im vorliegenden Falle ist eine Entlehnung auf beiden Seiten unmöglich oder unwahrscheinlich.

2) Das Wort ist besonders aus Boileau's Art poétique II, v. 105 in internationalen Gebrauch gekommen, wenngleich durch das ältere punt, point vorbereitet. Das lat. acumen hat ganz gleiche Begriffswandlungen durchlaufen, schließt aber, abweichend vom franz. point, auch die geistige Fähigkeit ein. Hier ist besonders die Definition des Epigramms von Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" (Sämmtl. Werke XII [Leipzig 1823], S. 185) zu vergleichen.

3) Von Personen jetzt nicht mehr gesagt, wie die ältere Sprache (z. B. Luther

Wenn indeß unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr, dieses acumen, das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen; wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen, oder pointe, man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel, als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entsteht, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert, oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müsse? der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter, oder in falscher Münze zu bezahlen?

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet: ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben, wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen versteht! Denn es giebt in der That auch hier paduanische Münzen[1]), die zwar falsche, aber doch von so

---

Ev. Luc. 19, 23 u. s. w.) es noch hat; gegenwärtig, so weit es neben dem einfachen „fordern" noch im Gebrauch ist, von sachlichem Subject vorwiegend ausgesagt.

1) Im Französischen padouane, deutsch Paduaner-Münze, in antiker Weise geprägte Münze oder Medaille, sogenannt, weil der in Padua geborene vortreffliche Stempelschneider und Medailleur Giovanni Cavino (1499—1570) mit Alessandro

schönem, und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer ist, als der echten; so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz [1]) dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben, und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit besteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen: wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu sehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal

---

Bassiano sich durch Nachahmung der Antike in dieser Beziehung auszeichneten und von Padua aus ihre Produkte als echt in den Handel kamen.

1) Oder Schlagschatz, technische Bezeichnung der Kosten für das Prägen einer Münze in bestimmter Güte.

zu sein: genug wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbei schießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial sei statt aller*).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas Anderes, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Fresser, der nie genug hat: auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammen raffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen, und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten, aller Zeiten und Völker, aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen**): Scitis esse notissimum ridiculi genus,

*) Lib. VII, ep. 19.
**) De Oratore lib. II, c. 63.

cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero setzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären: eben so wenig, als ich nöthig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu eckle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum[1]): sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein, und dem Ernste selbst Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, sagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können*). Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid

*) L. c. cap. 57.

1) Horaz' Sat. I, 10, V. 7.

dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.[1])

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennt, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso*), ein Disertissime Romuli nepotum**), ein Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa***), für Sinn-

*) Carmen 44. [43 ed. L. M.] — **) Carmen 50. [49 ed. L. M.]
***) Carmen 59. [58 ed. L. M.]

---

1) C. Valerius Catullus (87—54 v. Chr.) steht mit Unrecht an dieser Stelle, da er streng genommen nicht zu den Epigrammendichtern gehört, wie auch Lessing erweist. Ueber die innere oder geschichtliche Bedeutung seiner meist kleinen Dichtungen vgl. man R. Westphals leise an den Roman streifendes geistreiches Werk: „Catulls Gedichte in ihrem geschichtlichen Zusammenhange", Breslau 1867; wo die neuere Zählung der Gedichte von der bei Lessing abweicht, ist immer auf die letzte Textrecension Lucian Müllers (Leipzig 1870, bezeichnet mit ed. L. M.) Bezug genommen, da sie als Theil der Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum Teubneriana weit verbreitet ist und die Ausgabe Moriz Haupts (zuletzt Leipzig 1868) nach dessen Tode kaum eine ihr ganz würdige Förderung mehr finden kann.

gedichte halten kann: der muß Lust haben, selbst auf die wohlfeilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phaselum [1]), de passere mortuo Lesbiae [2]), und Andere, die so unzähligmal nachgeahmt und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas besseres sind: und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung, in aller Munde ist [3]), ein Epigramm heißen müßte; da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst, ihn für seinen einzigen Meister erkennt *): so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke, und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters, oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahirt haben konnte. Von solchen, z. E. **)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
 De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
 Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
 Accidere a nostro, Calve, dolore potest,

*) *Lib. X, ep.* 78.

Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo. [Vgl. auch Lib. V, ep. 5.]

**) Carmen 92. 95 et 105. [ed. L. M. 92. 96. 106.]

---

1) Carm. 3 ed. L. M.

2) Carm. 4 ed. L. M.

3) Von Redlich nachgewiesen die Uebersetzung bei Ramler in dessen Bearbeitung des Batteux und die nachgeahmte Nänie auf den Tod einer Wachtel in seinen „Poet. Werken“ I (Berlin 1825), S. 19 (vorher in der Hamburg. Neuen Zeitung 1770, St. 171 vom 26. Oct., Gött. Musenalmanach 1771, S. 88, verstümmelt im Almanach der deutschen Musen 1771, S. 46).

Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennt in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische[1]) Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieses Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius selbst fertig zu werden.

Denn so ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag gewesen sein: so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toscanus[2]) lieber bereden: aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavassor, und noch ein Gelehrter*), obschon nur an dem einzigen auf die

*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin [1621 bis 27. Oct. 1687], p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II, T. II, p. 208.

1) Enthymema nennt die Rhetorik eine Argumentation in abgekürzter Schlußfolge oder auch in einer Schlußfolge aus Gegensätzen, vgl. Aristoteles' Rhetor. II, 21; Quintilian VIII, 5. 4. 9—14; G. Gerber „Die Sprache als Kunst" II (Bromberg 1873—74), 1, S. 46; 2, S. 33. 36.

2) Johannes Matthäus Toscanus (über welchen P. Burmann II. kurz in der Vorrede zur Anthol. lat. S. XIV), selbst dichterisch begabt, verfaßte einen Peplus Italiae (Paris 1578), in welchem gelehrte Italiener kurz charakterisirt

Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellt, weil er, nach dem Riccius*)[1]), die Priapeia[2]) allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters[3]) er war; er, dem Politian und Erasmus[4]) viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschah es doch gewiß nur in so weit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen, und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen, am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, so bald sie nur einer altrömischern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii[5]). Das letztere ist auf sein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

*) Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

---

werden und nach Redlich Naugerius S. 44 als Martialis lascivi petulantiam perosus bezeichnet wird.

1) Bartolomäus Ricci aus Lugi (1490—1569) lebte und lehrte in Ravenna und Ferrara; von ihm De imitatione libri tres, Venedig 1545, wiederholt ebendaselbst 1549 und Paris 1557.

2) Jetzt bequem und in einem guten Texte bei Lucian Müller Catulli Tibulli Propertii carmina, Leipzig 1870.

3) Des Zeitalters des Ciceronianismus, dem Cicero als das stilistische Ideal galt. Doch hatte schon Jacobus Pontanus (1542 bis 25. November 1626) ihn in seiner Abhandlung De praestantia epistolarum Ciceronis (vgl. überhaupt seine Progymnasmata latinitatis, Ingolstadt 1609—11, 3 Bände), gegen den oben weiterhin genannten Erasmus und Andere in Schutz zu nehmen.

4) Erasmus (27. Oct. 1467 bis 11./12. Juli 1536) trat mit einem besonderen Dialogus Ciceronianus sive de optimo genere dicendi (spätere hübsche Separatausgabe, Leyden 1643) gegen die falsche Nachahmung Cicero's, besonders gegen die äußerliche Manier des Longolius und ähnlicher Stilisten auf.

5) Joh. Antonius und Cajet. Vulpius, welche Naugerius „Opera omnia“, Padua 1718, herausgaben.

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein, als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammen gepresset, und anstatt in vier Zeilen, nur in zweien würde gesagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius[1]) erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewissen den Musen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada[2]), daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst, auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bei weitem kein Cotta[3]), der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt fran-

1) Paolo Giovio (19. April 1483 bis 11. Dec. 1552) sagt von Navagero in seinen Elogia virorum literis illustrium (Basel 1578, S. 180): Cum epigrammata praestanti judicio lepidissime scriberet, non salsis aculeatisque finibus, sed tenera illa et praedulci prisca suavitate claudebat, adeo Martiali severus hostis, ut quotannis stato die Musis dicato multa ejus volumina, tanquam impura, cum execratione Vulcano dicarentur.

2) Aus Rom, Historiker, Jesuit (1572—1649), schrieb ein wegen seines lateinischen Stils und seiner Parteistellung getadeltes Geschichtswerk De bello belgico decades duae (zuerst Rom 1632) und die hier in Frage kommenden Prolusiones academicae (zuerst Rom 1617, zuletzt Oxford 1745).

3) Johannes Cotta aus Legnago bei Verona, welcher Nachbarschaft wegen ihn Lessing als einen Landsmann des aus Verona gebürtigen Catullus bezeichnet (1479—1506), Nachahmer Catulls und Tibulls, bald zart, bald sinnlich-üppig; seine poetischen Werke zuerst in den Carmina quinque poetarum italicorum (Venedig 1548, zugleich mit Bembo, Navagero, Castiglione und Flaminius); allein am besten Bassano 1802, herausgegeben von Jac. Morelli.

zösische Dichter sich der Schreibart ihres Marots[1]) dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste, und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus*)[2]) quales Catullus aut Calvus.[3]) Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls, auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls, gemacht zu haben glaubte; und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können[4]).

*) Ep. 16, Lib. I.

---

1) Clément Marot (1495 bis Sept. 1544) gilt mit seiner alterthümlich naiven Sprache und Dichtungsweise als der Repräsentant der älteren französischen Poesie, welche man bewußt nachgeahmt hat: so Lafontaine. Daher die Ausdrücke marotique, marotiste, marotisme, marotiser.

2) Von ihm ist nichts mehr vorhanden; er gehörte zu den Rhetoren, welche in Poesie dilettirten. Plinius, der mit ihm correspondirte (vgl. I, 8; V, 21; VII, 7, 15; IX, 38) scheint ihn überschätzt zu haben.

3) Licinius Calvus, ein Zeitgenosse Catulls, dichtete in dessen Weise, verband aber mit seinem Scherz größern Ernst als dieser, wie es scheint. Die spärlichen Fragmente hat zuletzt Lucian Müller in seinem Catull u. s. w. (Leipzig 1870) zusammengestellt.

4) Vgl. die übersichtliche Darstellung der Wiederentdeckung Catulls von

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der, bei allmählicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine, und eben so räthselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes, und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes, aufzubehalten. Dasselbe steht vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuscripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es, zu Anfange seines Commentars über den Dichter, bekannt; wo es so lautet:

Ad patriam redeo[1]) longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum[2]) praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate[3]) Catullum,
Quoius sub modio clausa papyrus erat.[4])

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst, oder vielmehr der Dichter selbst, redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen, und von wannen, er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergiebt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei. Wenn nun Scaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei: so möchte es hingehen.

L. Schwabe in den „Verhandlungen der 22. Versammlung deutscher Philologen in Meißen (1863)", S. 111—119 und in seiner Ausgabe Catulls (Gießen 1866), S. I—XXXIII.

1) Bessere Lesart venio.

2) Bessere, auch von Lessing weiterhin hervorgehobene Lesart turbae.

3) Besser celebrate.

4) Dies Epigramm findet sich schon in der aus dem Jahre 1375 herrührenden Handschrift von St. Germain in der großen Pariser Bibliothek (von den neuesten Herausgebern mit G bezeichnet): durch dies Datum ist eine chronologische Grenze gegeben. Aber dieselbe Handschrift überschreibt auch ganz ausdrücklich das Epigramm: Versus Domini Benvenuti de Campesanis de Vicentia de resurrectione Catulli poetae Veronensis; dieser dichtete bereits um 1312 und mag zwischen 1326—30 gestorben sein. Eingehenderes über ihn bei J. G. Meinert in dem Anzeigeblatt der Wiener Jahrbb. für Lit. Bd. 54 (1831), S. 1—17. Zu beachten ist, daß die Heimat Campesani's, Vicenza, nahe bei Verona liegt.

Allein er behauptet gerade zu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen, und daß unter dem longis a finibus eben so wohl Deutschland, und jedes andere Land, verstanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im Geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen sollen. Denn die Worte, Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas Anderes heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Compatrioten des Catulls, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei[1]). Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grund und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius[2]), als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen Literatur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter Andern, auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem

*) Symbolarum epistolicarum XVI, p. 54. Patavii 1628. 8vo.

---

1) So scharfsinnig auch Lessings weiterhin ausgeführte Vermuthung ist, so ist sie sprachlich weder nothwendig, noch wahrscheinlich. Denn a calamis ist als ein Substantivbegriff zu fassen, wie ab epistulis und Aehnliches, in der Bedeutung „Schreiber"; dann gehört hinter a calamis ein Komma und vom Worte Francia ist der versteckte Name abzuleiten. So denkt man mit größter Wahrscheinlichkeit an einen „Thorschreiber Francesco".

2) Lorenzo Pignorio aus Padua (12. Oct. 1571 bis 15. Juni 1631), Geistlicher, Philolog und Archäolog.

Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an.[1]) Woher es also Herr Hamberger[2]) hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irrt, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht.*) Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sah, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktirt gelesen, als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.**)

*) Zuverlässige Nachr. Th. I, S. 470. „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus, aus Verona, in Frankreich zuerst gefunden."

**) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

---

1) Gemeint ist die außerordentlich seltene erste Ausgabe des Catull, Tibull und Properz, welche, zwar ohne Angabe des Druckorts und Jahres, aber Venedig 1472 erschienen ist. Auf dem zweiten Blatte befindet sich das Hexastichum Guarini Veronensis. Man hat darunter Varinus Guarino (Dec. 1370 bis 14. Dec. 1460) aus Verona, verstehen wollen, was aber nicht zu dem Alter der erwähnten Handschrift von St. Germain paßt. Noch weniger paßt chronologisch sein Sohn Giovanni Battista Guarino (c. 1425—1513), an den zu denken jedoch seine Bemühungen um Catull (seit 1481) verleiten mochten.

2) Georg Christoph Hamberger (28. März 1726 bis 8. Febr. 1773), Professor in Göttingen und Verfasser der immer noch nützlichen „Zuverlässigen Nachrichten

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a finibus, in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen, und einen Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann[1]; und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius[2]: und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborener Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher[3]) und Papadopoli*)[4]), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus

*) Historia Gymnasii Patavini, T. II, p. 184.

---

von den vornehmsten Schriftstellern von Anfang der Welt bis 1500" (Lemgo 1756—64, in vier Bänden).

1) Vgl. W. Wattenbach „Das Schriftwesen im Mittelalter" (Leipzig 1871), S. 156 f., dazu die Ausdrücke für Schreibzeug S. 159.

2) Commentator des Hippokrates, gest. 1506 (wie Redlich anmerkt).

3) Paul Freher, Arzt in Nürnberg (1611—1682), Verfasser des von Lessing oben gemeinten Theatrum virorum eruditione clarorum (Nürnberg 1688, in zwei Folianten).

4) Nikolaus Comnenus Papadopoli aus Kreta (1655—1740), Jurist und Histo=

welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beifall verwahrt[1]) habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuscripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis[2]), das ist, thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen; und nur noch anmerken, daß besagtes Manuscript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

---

riker am Gymnasium zu Padua, dessen Geschichte er Venedig 1726 in zwei Foliobänden herausgab. Vorher war von ihm das wunderliche Werk Praenotiones mystagogicae ex jure canonico (Padua 1697 in Fol.) erschienen.

1) Etwa: zurückgehalten habe, ohne ihr den vollen Beifall zukommen zu lassen.

2) t und c werden in der lateinischen Minuskel zum Verwechseln ähnlich.

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, steht anstatt cursum, *turbae:* und so scheint doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius*); ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius liest die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuscripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt revocate, *celebrate*; und in der sechsten, anstatt clausa, *causa.* Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuern?[1]) Wem das begnügt, dem begnüge es[2]): ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen sowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen; daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine

*) Biblioth. lat. T. I, p. 53.

1) Ohne Zweifel Anspielung an Ev. Matth. 5, 15: die Werke des Catull hatten unter dem Scheffel gestanden, ohne der Welt zu leuchten.

2) So im „Berengarius Turonensis“ (Ausg. von Lachm.=Maltz. VIII, 321): „Sein schlechtester Bescheid darauf . . . soll mir begnügen“; dafür jetzt durchweg „genügen“.

eigene Gattung bearbeitet, und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte classificiren können, oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterscheid beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte.*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte, und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen: so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten, der Zeit nach, gehört: so ist er auch, noch bis jetzt, der erste, dem Werthe nach, geblieben. Nur Wenige haben so viele Sinngedichte gemacht, als er: und Niemand unter so Vielen so viel gute; und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächsten kömmt, ist unser Wernike. Beider Reichthum ist fast gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen: Wernike förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoße der Erde zu Tage. Wernike besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

*) *Lib. IV, ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie Viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts Anderes: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläst er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß sein: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — ist dieses.*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
  Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
  Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
  I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die bren=

*) Lib. I, ep. 43.

nenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Raderus*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.**) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereinigt, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sei Marcus Antonius Casanova[1]); denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!***)

*) Bei dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt. [Matthäus Rader, ein tyroler Jesuit (1561 bis 22. Dec. 1634), hat den Martial purificirt mit Commentar Ingolst. 1607 und 1611 und Mainz 1627 herausgegeben; desgleichen den Curtius, Cöln 1628.]

**) *Plinius, ep. 16, Lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

***) Delitiae Poet. Ital. Par. I, p. 707. [Mit vollem Titel: Delitiae CC Italorum poetarum hujus superiorisque aevi illustrium collectore Ranutio Ghero Francof. 1608. 12°; der anagrammatische Name des Herausgebers bedeutet eigentlich Janus Gruterus, geb. 3. Dec. 1560 in Antwerpen. gest. 20. Sept 1627.]

1) Aus venetianischer Familie, gest. 1527.

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination[1]), welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen! Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova, versuchte auch Faustus Sabäus[2]) sein Heil; und so*):

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich, unter allen möglichen Todesarten, gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nicolaus Grudius[3]): dem

*) Delitiae Poet. Ital. P. II, p. 565.

1) Als Redefigur, von den alten Rhetorikern (vgl. Quintilian IX, 2, 29) als identisch mit Prosopopoeie angesehen: Einführung einer redenden Figur.

2) Vgl. oben S. 33, Anm. 2.

3) Nicolaus Nicolajus Grudius aus Löwen (gest. in Venedig 1571), Sohn des Juristen Nic. Everaert, Redner, Dichter und Rechtsgelehrter, verfaßte u. A. Epi-

Bruder des zärtlichen Johannes Secundus[1]); leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle; und setzt endlich hinzu*):

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen; besonders wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folgt endlich Wernike: und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martials.**)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feur in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder,

*) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69. [Der ganze Titel lautet: Poemata et effigies trium fratrum Belgarum, Nic. Grudii, Hadriani Marii († 1568) et Joannis Secundi. Leyden 1612, kl. 8⁰.]

**) Zweites Buch, S. 45.

---

grammata arcuum triumphalium Valentianis Carolo V. in eius aduentu exhibitorum (Löwen 1540).

1) Eigentlich Jan Everaerts (10. Nov. 1511 bis 8. Oct. 1536), eleganter lateinischer Dichter, dessen Basia (zuerst 1539 erschienen) berühmt wurden. Die beste Ausgabe seiner Opera omnia ist die Leyden 1822.

wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus[1]) machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das Einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Iuvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nannte[2]), weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür Virgil in seiner größern gelte; wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet: so hat sich Niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmen Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen; und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anstrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen eben so viel werth wären, als Anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig, als eine der ersten in der Welt betrachten: oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonderes auszurichten steht. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den

*) Lib. IV, ep. 49. [Vgl. auch Lib. VIII, ep. 3.]

1) Marc Antoine Muret (12. April 1526 bis 4. Juni 1585), dessen Iuvenilia Paris 1553 und 1590 erschienen, darin seine Epigramme.

2) Vgl. Spartianus in der Vita Aelii Veri, Cap. V, 8.

Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist; und damit aufhören, daß er Alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuerern Zeiten mehr geschadet, als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennt.[1])

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Theile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannt wissen wollten. Ramires de Prado[2]) mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein Anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen, stünde, daß, was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —[3])

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts dawider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnt, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem Einen auf das Andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr

1) Dieser Abschnitt gehört in die Kategorie der „Rettungen", wie des Horaz u. s. w.

2) Lorenzo Ramirez de Prado (gest. 1658) gab sehr jung und frühreif in Paris 1607 in 4⁰ den Martial heraus, ganz abhängig, wie man ihm vorwarf, von seinem Lehrer Franc. Sanctius oder Sanchez (gest. 17. Januar 1601).

3) Lib. I, epigr. 5 am Ende; vgl. VII, 55; XI, 15.

bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über Alles auszudrücken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte Eines der letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im Geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennt in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am muthwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meint: so prallt doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich be-

*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit,

reden.[1]) Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben; und ich meine, er hätte diesen abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?" hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredtsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich eben so gut brauche, als du; aber zu einer andern Absicht, als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist, als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehst, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommener er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit besser befinden, als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses, und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du Jemanden Röthe in das Gesicht jagen solltest! Röthe ist Schamhaftigkeit, und

de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ad judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alius intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

---

1) So wird wohl auch „dieses" im „Bereng. Turon." (Ausgabe von Lachm.-Maltz. VIII, S. 270) der Genitiv sein: „Wer mich dieses bereden könnte" u. s. w.

Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehst du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonst der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter; einen eckeln Possenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen, als ein Verführer? Noch lieber ein Possenreißer, als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure! Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen? ob meine, oder deine? Welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? Mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? Dich allein kennen sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! Denn ich schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln[1]) geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern, und nichts zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein“ u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheint. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust, sich auf diese Weise vertheidigen kann: so wird er seine Sache, aus eben den Gründen, um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidigt wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibt: sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet;

1) Der wilde Esel der Tatarei, Onager.

auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so Vieles in der Welt anreizt; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung [1] eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünscht und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter Alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung: welche so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martial begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser **Domitianus** selbst ist es, welchen Martial so redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen, nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem

1) Vgl. oben im „Laokoon" IV, S. 97.

Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen gescheidten Einfall zu haben.*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über Den und Jenen, über Dies und Das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martials nun Alles abzulehnen, was ihm nachtheilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war, als sein Buch: wird denn darum auch das Buch im Geringsten besser? Gewiß nicht: — doch dieses, gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letzten Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnt sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punkt, durch einige Beispiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf

*) Libr. XI, ep. 43.

nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er Alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das Ius trium liberorum[1]) erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm.*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau versteht Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den

*) Lib. II, ep. 92.

---

1) Die Lex Julia et Papia Poppaea vom J. 9 n. Chr. suchte der Ehelosigkeit zu steuern und knüpfte an den Besitz von Kindern allerlei Vorrechte, welche später aber auch ohne jene Vorbedingungen durch kaiserliche Willkür verliehen werden konnten. In dem vorliegenden Falle kommt das 91. Epigramm des ersten Buches V. 57 ganz besonders in Betracht:

Quod fortuna vetat fieri, permitte videri:
Natorum genitor credat ut esse trium.

Titus und Domitian haben ihm das Jus trium liberorum verliehen; vgl. außer den angeführten Epigrammen noch III, 95; IV, 27; IX, 97.

Tod gewünscht *), wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?" Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn: und beweisen zu können glaube ich, daß das Ius trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem Jeden auf die Nase bindet**):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare, und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.***)

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo scheint sie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte.†) Aber doch nur Alles

*) *Funccius*[1]) *de imminenti latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III, ep. 92.

***) Lib. XI, ep. 105.

†) Lib. XI, ep. 44.

---

1) Joh. Nicolaus Funck aus Marburg, zuletzt Professor und Bibliothekar an der Universität Rinteln (geb. 29. März 1693, gest. 26. Dec. 1777, d. h. 7. Jan. 1778 n. St.), führte die zuerst von M. Antonius Sabellicus aufgestellte Ansicht von der Gliederung der römischen Literaturgeschichte nach den menschlichen Lebensaltern fast pedantisch durch. Nachdem er de origine latinae linguae (Gießen und Frankf. 1723) gehandelt, folgten die Abhandlungen de pueritia (Marburg 1720), de adolescentia (1723), de virili aetate (1727—30), die von Lessing citirte de imminente senectute (1736), de vegeta senectute (1744) und de inerti ac decrepita senectute (Lemgo 1750). Als Herausgeber des Phaedrus (1738) gerieth er mit Lessings Lehrer, Christ (dem Verfasser der Prolusio de Phaedro, Leipzig 1746) in Streit.

aus aufrichtiger, inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: so daß es kaum zusammenzureimen steht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach so sittsame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheirathet gewesen sein, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich, zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt?*)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heirathe, und warum er sie dennoch wohl heirathen möchte?**)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Wittwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines Andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen: so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern, daß er sich erst in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten.

*) Lib. VIII, epigr. 12.
**) Lib. II, epig. 49.

Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sei es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.*) Er sagt von ihr unter Andern auch, daß sie nie in Rom gewesen: und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr schon verheirathet gewesen, und die ganzen vier und dreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson[1]), dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters, seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn Einiges, was seinen Namen jetzt führt, nicht von ihm sein sollte: so vermissen wir dagegen vielleicht manches Andere, das wirklich von ihm war.[2]) Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren

*) Lib. XII, ep. 21. 31.

---

1) Jean Masson aus Cozes (1680 bis c. 1750), in Holland und England als Hauslehrer unstät lebend, schrieb allerlei Philologisches und Chronologisches, besonders Vitae ordine chronologico digestae des Plinius (zu Hearne's Ausgabe der Epistolae 1703 u. ö.), des Ovid (Amsterdam 1708), des Horaz (Leyden 1708). Lessing hat das Leben des Plinius (vgl. daselbst ad annum C) und nicht etwa eine besondere Vita des Martial gemeint, die es von Masson nicht giebt.

2) Lessing giebt selbst weiterhin ein in den Martialhandschriften fehlendes Epigramm nach Gudius.

ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nik. Antonio*) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derselben, gemeint sein. Denn ob der Dichter auch schon von diesen, an mehr als einem Orte, eine sehr bescheidene Meinung äußert: so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb, oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenals[1]) führt eine Stelle aus dem

*) Bibl. Hisp. vetus, p. 65. [ad a. 1500, das nachgelassene chronologisch angeordnete Werk über die spanischen Schriftsteller des Alterthums und Mittelalters, von Nicolao Antonio aus Sevilla, geb. 1617, gest. 1684, erschien erst nach dem Tode des Verfassers Rom 1696, während er selbst noch die alphabetisch angeordnete Bibliotheca Hispana nova Rom 1672 herausgegeben hatte. Diese Originaldrucke sind durch die vollständige und vermehrte Madrider Ausgabe von 1783—88 fast entwerthet.]

1) Zu Juvenal IV, 38 vgl. H. Meyers Anthol. lat. I, Nr. 199.

Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Scriver[1]) argwohnt?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius[2]) seine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martials, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Scriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch

*) Animad. in Spectac., p. 28.
**) Nämlich IV, 78; VII, 99. 100. 101; XII, 79. 101. 102. 103.

---

1) Peter Scriverius, eigentlich Schryver, aus Haarlem (12. Jan. 1576 bis 30. Apr. 1660), gab eine Anthologie aus Martial mit Joseph Scaligers griechischer Uebersetzung Leyden 1603 und eine vollständige Martialis nova editio mit Commentar ebend. 1619 heraus.

2) Adrian de Jonghe (1. Juli 1511 bis 16. Juni 1575), eigentlich Arzt, durch Aufenthalt in Frankreich, Italien, England und Dänemark gebildet, gab zuerst, mit einem Anlauf zu wirklicher Kritik nach handschriftlicher Grundlage, Martialis epigrammaton libri, Basel 1559, heraus.

mir geschehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase, als Nase, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich sieht? So lange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben? Verhält sich dieses aber so: warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich sein, daß eben daher Ein Manuscript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuscripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist, als der kahle Machtspruch eines Criticus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, Alles auf meine eigenen Hörner zu nehmen[1]): so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit

1) Verantwortlich auf mich nehmen, so daß ich Alles und allein vertheidigen müßte: denn „Horn" ist Sinnbild der Kraft und Abwehr.

glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigstens, wo ist das Mönchmäßige[1]) in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übt? Eben das gilt von den übrigen sechsen; sogar das allerschlechteste In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieses gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er

*) Advers. lib. XXIII, cap. 6.

1) Der Ausdruck lehnt zwar an Scrivers wegwerfendes Urtheil an (ab insulsis monachis u. s. w.), bedeutet aber bei Lessing überhaupt mittelalterlich, daher „ein kindischer, gothischer, mönchischer Witz", Bd. IV, S. 270. Vgl. sogleich weiterhin.

unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Scrivers, ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedener lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuscript, welches Salmasius[1]) vom Joh. Lacurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile desselben hat Gudius[2]) eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret![3])

---

1) Claude de Saumaise (15. Apr. 1588 bis 6. Sept. 1653) erhielt nach 1609 von Jean Lacurne „bailli d'Arnai le Duc“ die wahrscheinlich aus dem Kloster Clugny abhanden gekommene werthvolle, aus dem siebenten Jahrhundert stammende Uncialschrift auf Pergament einer lateinischen Anthologie, welche trotz ihrer Unvollständigkeit die Grundlage der Texte bildet. Vgl. über die Erwerbung Salmasius' in seiner Ausgabe der Historiae Augustae scriptores (Paris 1620, S. 44 f. und jetzt A. Riese vor seiner Anthologia latina, fasc. prior (Leipzig 1868), S. XII—XXXII. Es ist der jetzt der großen Pariser Bibliothek gehörige Codex Salmasianus, nach der gegenwärtigen Bezeichnung Parisinus 10318. Nic. Heinsius nahm zwischen 1631—49 eine, jetzt in Heidelberg befindliche Abschrift, welche Burman neben der des Js. Voß benutzte. Einen Abdruck der Handschrift hat Riese a. a. O. S. 21—249 gegeben.

2) Marquard Gude aus Rendsburg (1. Febr. 1635 bis 26. Nov. 1689) sammelte auf seinen Reisen, welche er mit Samuel Schas in Frankreich, Italien und England machte, Manuscripte und fertigte Abschriften, welche ziemlich vollständig für die Wolfenbüttler Bibliothek erworben wurden.

3) Hiernach wiederholt von H. Meyer in seiner Anthol. lat. I, Nr. 200, nach den Handschriften bei Riese, Anthologia latina Nr. 276: in seiner Echtheit nicht anzuzweifeln.

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon*), oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem Andern, Namens Atrectus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buchs anzeigt.**) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ) [1]) besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheint***): so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die

*) Lib. VII, ep. 10. — **) Ep. 118. — ***) Lib. XIII, ep. 3.

1) Man vgl. Quintilians Brief an ihn vor den Institutiones oratoriae.

besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein Anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der Eine die großen Abschriften für die Bibliotheken, und ein Anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen, Ubi libri venales, erschöpft den Sinn desselben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen; nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt; eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellt aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis ist der Gegensatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab: denn wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon*), weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.[1])

*) Lib. IV, ep. 72.

1) Vgl. über diese Dinge näher Géraud, Des livres chez les Romains (Paris 1840) S. 125 f.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich giebt.*)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Theil von dem Gewinnste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Alterthümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß machen läßt**); nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser Auctus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigeren Einsicht die Ausleger den Martial insgesammt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist, oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten errathen können,

*) Lib. XIII, ep. 3.
**) Animadvers. in Epigr., lib. I, p. 37.

deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern, eben so mühsam als vergeblich, aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe: so will ich nur ein Paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus[1]) unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
  Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Iam defecisset portantes calda ministros,
  Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius[2]) und Perottus[3]), haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe[4]): doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog*):

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
  Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
  Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
  Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
  Egerit et nigros Massica cella cados.

*) Lib. I, ep. 27.

1) Didier Herault, lat. Desiderius Heraldus (c. 1579 bis Juni 1649), zuerst Professor des Griechischen in Sedan, dann Advocat beim Pariser Parlament, Verfasser von Animadversiones in Martialem (Paris 1600) und Quaestionum quotidianarum tractatus, observationes ad jus atticum et romanum (Paris 1650).

2) Domiziano Calderino (c. 1447—1478) gab Commentarii in Martialem cum defensione, Rom 1474, heraus, welche noch in demselben Jahre zweimal in Venedig aufgelegt wurden.

3) Niccolo Perotti (1430 bis 13. Dec. 1480) verfaßte außer oft gedruckten Rudimenta grammatices (zuerst Rom 1473) einen mehrfach aufgelegten Commentar zu dem ersten Buche Martials u. d. T. Cornucopiae sive linguae latinae commentarii (zuerst Venedig 1489).

4) Wie dergleichen seit der Lex Orchia (vom J. 183 v. Chr.) verschiedene, besonders noch unter den Kaisern erlassen wurden.

A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein, und einen seines gleichen, bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meinen sie einmüthig, sei klar: denn die Summe werde ausdrücklich benannt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nämlich quinque numismata. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus[1]), zu hundert Quadranten evaluirte, ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text liest, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der Eine oder der Andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

---

1) Adrien Turnèbe (1512 bis 12. Juni 1565), zuletzt Professor am Collège royal in Paris.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angst herbei ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolgt ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae: und so wie es Tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab*), warum sollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen Andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnt, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist; nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam, und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

*) Torrentius ad Suet. Aug., c. 41. [Laevinus Torrentius, eigentlich Liévin van der Becke, geb. in Gent am 8. März 1525, gest. als Erzbischof von Mecheln am 26. April 1595, gab In Suetonii Caesares commentarii, Antwerpen 1578, heraus.]

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
  Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
  Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benannt habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzt werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer Phiala macht*): *κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το στομα.* Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist, und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen, — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den ersten Anblick, die wahrscheinlichere zu sein scheint, und daß Martial

*) Lib. XI, p. 501 Edit. Dalech. [Athenaei Deipnosophistarum libri XV cura et studio Is. Casauboni editi cum interpretatione latina Jacobi Dalecampii, Heidelberg 1597; der Uebersetzer Jacques Dalechamps, geb. 1513, starb 1588 als Arzt in Lyon.]

Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie Niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar, sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtigt, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern*), in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und Phialas senas in eben so viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem Allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich eben sowohl Werke in Stein als in Erz bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es nulla caligine fuscum sei? Wie kann

*) Cap. 4 vitae Alex. Sev.

man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? Nubila massa kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle[1]) kömmt, so ist es doch gar bald polirt, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel zu erforschen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Composition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Composition, sondern echter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen; wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Composition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die vera Electra? Ist das eigentlich sogenannte Erdpech, der Bernstein, das Succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeint? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Electrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie

---

1) Schmelztiegel.

berufen sich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die Schale gewesen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß sie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Electrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das Alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünftheil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst ertheilt worden? Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringste Unterschied kommen könne? Feines Gold ist feines Gold; und ein Fünftheil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermischen könne, als die Andere; da sich die Natur selbst keiner andern Hilfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Electrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünftheil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Electrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. Quod est nativum, sagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht, durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth sind: denn kurz, vera electra sind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernstein, wahres Electrum; und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten, oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort

*) Nat. Hist., lib. XXXIII, c. 4. [Ueber den wirklichen Bernstein vgl. denselben lib. XXXVII, c. 11.]

Metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennt Martial selbst den laconischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall*):

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte**):

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu sein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; ein Blatter, eine Maser, und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter, oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher; ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein: wie war sie denn auch zugleich von Electrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn

*) Lib. VI, ep. 42. — **) Lib. IX, ep. 62.

dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen: und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen; so nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas*), als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam beareet." Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat?" — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII, c. 12: Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.

denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öftrer abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden.*)

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liest und ein höhnisches Gesicht darüber zieht, Alles beneiden möge, ohne von Jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen Aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich,

*) Lib. I, ep. 41.

schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll, der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar Allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista bezieht sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob ertheilt, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
  Quales prisca fides, famaque novit anus,
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
  Artibus, et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
  Et nihil arcano qui roget ore deos;
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
  Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urtheile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
  Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären steht, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch Manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hierher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzt worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr Vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß Beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der Eine in einem ganz andern Verstande als der Andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um ebenso Vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd geschienen.

*) Lib. I, ep. 48. [Vgl. Bd. I, S. 25.]

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius[1]), und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Collesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man Alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio, und die Scriver'sche von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiedenen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreut ist, nicht in einem vollständigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte[2]) den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzt, wovon drei auf Pergament sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter; denn die andern beiden sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita[3]) gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa, geschenkt bekommen, wie am Ende

---

1) Thomas Farnabie aus London (1575—1647). — Cornelius Schrevelius (1615—1664).

2) Gottlieb Corte (1698—1731), der erste kritische Herausgeber des Sallust. — Burmann der Jüngere, Herausgeber der „Anthologia latina".

3) Antonius Beccadelli aus Palermo, daher Panormita genannt (1394—1471), Verfasser des „Hermaphroditus". — Johannes Aurispa, geb. um 1369, gest. zu Rom 1459. Vgl. Lessing an Reiske, den 17. December 1770: „Auch der Joannes

desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber; Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.“

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergament, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancirer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiedenen Theilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von je her das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum“, wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das Eine sowohl als das Andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen ebenso witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild [1]) ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur“, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten anstatt „pericula ludas“ deutlich und klar „pericula laudes“, und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „peri-

---

Aurispa — — ist nicht unbekannt, und wir haben von ihm unter unsern Manuscripten einen Martial, den sein Freund Antonius Panormita von ihm geschenkt bekommen.“

1) Vgl. VIII, S. 357.

cula laudes“ nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider Willen“ u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruter'schen Ausgabe des Martials[1]), zu welcher Salmasius Einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin.“ angewandt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl Jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor Langerweile diejenigen Epigrammen,

1) Von Janus Gruterus, Frankfurt 1602.

welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Florilegium Martialis“,' welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit [1]) dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne [2]) Athenae ipsae magis Atticae.“ Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt*), daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte Jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibt hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit Desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorgt hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio“ steht, das gehört nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus [3]), dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio**) schon Manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der „*Menagiana*“, T. I, pag. 325—336. Edit. de Paris.

**) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

---

1) Vgl. VIII, S. 357. — 2) ? nec.

3) Fréderic Morel der Sohn (1558—1630), berühmter Hellenist.

eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note*) alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Scaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage[1]) und Andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles[2]) ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andern Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlt. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen von einem Emanuel de Salines in des Lorenzo Gracian „Arte de Ingenio"[3]) finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez als, welches ebenso sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Literatur so genau bekannten Uebersetzers[4]) des Letztern entzogen zu haben scheinen.

*) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep.* Lib. I, (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; Lib. II, 3, 13, 15, 18, 19, 78; Lib. III, 10, 12, 21, 78, 88; Lib. IV, 9, 47; Lib. V, 41, 44, 54; Lib. VI, 48, 53, 87; Lib. VII, 42, 48, 56, 75; Lib. VIII, 1, 5, 19, 27, 29, 35, 49, 69, 74; Lib. IX, 11, 47, 63; Lib. X, 4, 43, 47, 54; Lib. XI, 18. 68, 69, 90, 104; Lib. XII, 10, 47; Lib. XIII, (59), (70), (78); Lib. XIV, 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I, 112 und XIII, 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

1) Eigentlich Jan van der Does (1545—1604), Martinus ein Spanier (1663—1737), Menage (1613—1692).

2) Michael de Marolles (1600—1681).

3) Emanuel de Salinas, Verfasser einer „Casta Susanna", lebte in der Mitte des 17. Jahrhunderts.

4) Johann Andreas Dieze (1729—1785), der in Göttingen 1769 des Luis Jose Velasquez de Velasco (1722—1772) „Origenes de la Poesia Castellana" übersetzt hat. Vgl. Lessings Brief an Dieze vom 5. Januar 1769 (ed. v. Maltzahn XII, S. 260.)

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Nothfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führt den Titel: „Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber.“ Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgeht, nach dem sich die Scioppii[1]) vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego“, sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi

---

1) Caspar Schoppe (1576—1649) gab die Priapeia mit Commentar heraus. Vgl. III, S. 444.

satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuscript will, und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Commentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
  Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
  Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhedingerschen Manuscripten [1]) der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese liest manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein Paar Beispiele geben will.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
  Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
  Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
  Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
  Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

*) Lib. XI, ep. 30.

---

1) Thomas von Rhediger, geb. den 19. December 1540, gest. 5. Januar 1576. In dessen jetzt mit der Breslauer Königlichen Bibliothek vereinigter Büchersammlung fand Opitz eine Handschrift des Annoliedes, die später verloren gegangen ist, und gab sie heraus. Die späteren Ausgaben schreiben unnöthiger Weise: Rhediger'schen. Wir sind der Lesart des ersten Druckes gefolgt. Vgl. Albrecht Wachler, Thomas Rhediger und seine Büchersammlung in Breslau, S. 3, Anm. 4.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das „taliacunque", da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: „το cunque παρελκει." Aber was ist so ein παρελκει anders als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhediger'schen Manuscripte lesen wollen:

Talia *quinque* puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.
Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia" dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides [1]) nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.*" Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des Rhediger'schen als Wolfenbüttel'schen Manuscripts vollkommen so liest. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma" waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils mit Jos. Scaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Ver-

*) Ad Lib. I, Od. VI.

1) Michael Hadrianides, Herausgeber des Petronius, Amsterdam 1669.

besserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia" mit einem Manuscripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so correct zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit Schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechischen Zeilen:

Ἀλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε· τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων,

zu berichtigen? nach welchen sie nothwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruter'schen Martials wirklich beigeschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführt und genutzt worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf.[1])

1) Nach einer Abschrift gab Johann Jacob Reiske 1754 Buch 5—7 heraus.

Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesammte griechische Literatur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig [1]) heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vaticanischen Manuscripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem Barberinischen Codex, welchen Holstein und Allatius [2]) gebraucht, scheint sehr gegründet zu sein*), und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme! [3]) Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer ver-

*) *Praefat. ad. Anth. Const. Ceph.*, p. XIX.

---

1) Lessing an Reiske, den 26. April 1771: „Euer Wohlgebornen müssen in diesem Punkte, auch gegen Ihre Freunde, schlechterdings nichts als Kaufmann sein. Da Sie ohnedem schon Alles thun, was man nur immer von dem uneigennützigsten Gelehrten erwarten kann: so müssen sich gerade Ihre Freunde das meiste Bedenken machen, auch nur in einer Kleinigkeit diese Ihre Uneigennützigkeit zu mißbrauchen."

2) Lucas Holstenius (1596—1661) aus Hamburg und Leo Allatius (1586—1669), der die Heidelberger Bibliothek nach Rom holte, Bibliothekare des Cardinals Franciscus Barberini.

3) Agathias, Zeitgenoß Justinians, veranstaltete unter dem Titel „*Κύκλος*" eine Sammlung griechischer Epigramme.

loren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was stellt sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennt, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr Vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz sein mußte, nur auf die dedicatorischen und sepulcralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiedenen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnt haben?

(4.)

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, Verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des Martials so

weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können, und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreut[1]); aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch Alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellectueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

(5.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Aesigenes setzte**):

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε
Αἰσιγενην, χαὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen***):

*) *Cicero de Orat.*, lib. II, cap. 63 et 71. — **) *Anth.*, lib. III, cap. 1. ***) Lib. V, ep. 35.

1) Vgl. III, S. 314 f. Danzel, Lessing I, S. 238 f.

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesammten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Aehnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas*):

Υ' τετρακοσι' ἐστιν· ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων' Ἑκαβη,
Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und diesem vom Martial**):

Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hilfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur rathet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß, und Herr D. Reiske giebt es selbst für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.***)

Hingegen ist zwischen Folgendem des Martials†):

*) *Anth.*, lib. II, cap. 9. — **) Lib. I, ep. 101.
***) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248. —
†) Lib. VI, ep. 53.

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucilius*):

Ἑρμογενη τον ιατρον ιδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum" das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes, und noch immer so oft anzuwendendes**):

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Farnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr., lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum." Das wäre mir ein schöner Commentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter Andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.***) Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan†), den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in

*) *Anth.*, lib. II, cap. 22. — **) Lib. VI, ep. 19.
***) *Anth.*, lib. I, cap. 39.
†) *Bibl. Gr.*, Lib. III, cap. 28, p. 719.

das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhundert gemeint ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichwort entlehnt sei*) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmt worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmt, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht Alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall." 1)

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas Anderes liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

*) *Adagior.* Chil. III, cent. I. — [*Ἄλλα λέγει Μενεκλῆς, ἄλλα τὸ χοιρίδιον.*]

1) Ramlers Uebersetzung III, S. 189.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei dem tragischen Wettstreite mit genauer Noth endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.*) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngeren Simonides auf den Tod dieses Dichters**):

Ἐσβέσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheint Eines dem Anderen ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber Dieses oder Jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderem Schutze das Theater und Alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feineren und menschlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von

*) *Val. Max.*, lib. IX, c. 12; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII, cap. 53. [Vgl. Lessings „Leben des Sophokles", Anm. (AA) in Bd. IV.]

**) *Anth.*, lib. III, cap. 25.

einem solchen Siege dem Sieger tödtlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühl zu Hilfe kommen. Wer indeß ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheint, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „*Μακροβιων*“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen steht.

(7.)

Freilich dürfte bei dem Allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet*):

Πριν σ᾽ ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ᾽ ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐστι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι᾽ αὐτου
Εἰκονος ἧς εἰχεν τα βλεφαρ᾽ ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er

*) *Anth.*, lib. II, cap. 22.

die Salbe des Dion brauche, immer im Voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Ebenso sinnreich würde man ja wohl alsdann auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus[1]): „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit.“ Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem“ das *„δι᾽ εἰκονος“* ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propteri maginem“

1) Vincentius Opsopöus, Verfasser der „Victoria Bacchi s. de arte bibendi“, schrieb Noten zu den griechischen Epigrammen.

haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „*τυφλον γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι.*“ Der Scholiast meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind sein können.“ Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet sein mußte.*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielt, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzt worden.**) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so Vieles zu unterscheiden findet, ist für

*) *Plinius H. N.* lib. XXXIV, sect. 9.

**) Winckelmanns Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst“, S. 81.

sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der Aesopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen curirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellt wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.*) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählt**):

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt***):

Φαρμακιησι ῥοδων λεπραν και χοιραδας αἰρει,
Τἀλλα δε παντ᾽ αἰρει και διχα φαρμακιων.

*) Fab. 21 — [107 Halm]. — **) Lib. IX, ep. 98.
***) Lib. II, cap. 22, ep. 18.

Und mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus?[1]) und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer[2]) Alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrscht, von ihnen Allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe*).

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme

*) V. 32.

1) Vgl. ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 342.

2) Daniel Pareus (gest. 1635) gab den Musäus 1627 mit lateinischer Uebersetzung und Commentar heraus, Johann Heinrich Kromayer (1689—1734) cum notis variorum.

sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für ebenso gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in Allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheint Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Thurm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbaut war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτος μοι δομος οὑτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Ἀλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις·
Ἱλασκεν την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι
Οὐριος, ἠ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει. [1])

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Ge=

1) Anth. gr., lib. I, cap. 38, ep. 5.

bieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung dankt. Versöhnt Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglückt." — Was Antipater *δομος* nennt, heißt bei dem Musäus *πυργος*, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert sein soll, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος οὑτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνᾳ
Αἰεν ἀπ᾽ ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
Ὀφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον. 1)

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluten zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheint: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, *ἐρωτος ἀγαλμα* *): und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses *ἀγαλμα* hier zu übersetzen; ob durch simulacrum,

*) V. 8.

---

1) Anth. gr., lib. I, cap. 38, ep. 6.

oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἄγαλμα soll das ξόανον der Anyte ausdrücken; denn Beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre ebenso überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des ägeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Muthmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz*):

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich

*) Lib. I, epist. I, v. 28.

guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredtsamkeit auch wohl Glykon genannt worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen Anderen als ihn gemeint habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übt, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence[1]) uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der Farnesische Hercules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urtheilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen, und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.*) Er machte also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?"

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis, Dial. IX, p. 115, n. 10.*)

---

1) Joseph Spence (1698—1768). Von seinem Hauptwerk „Polymetis or an Enquiry into the Agreement between the works of the Roman Poets and the Remains of ancient Artists", Lond. 1747, handelt Lessing ausführlicher im „Laokoon", Abschn. 7—10 (unsere Ausgabe Bd. IV, S. 96 ff.).

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es Einige einem Antipater, Andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch Beide, wenn man unter Ersterem den Thessalonier versteht, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon giebt, scheint die Sache vollends außer Streit zu setzen.

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785, Edit. Reisk., p. 168.





Rettung

des

Hier. Cardanus.



Leser, welche den Cardan kennen und auch mir zutrauen, daß ich ihn kenne, müssen es schon voraussehen, daß meine Rettung den ganzen Cardan nicht angehen werde. Dieses außerordentliche Genie hat alle Nachwelt seinetwegen in Zweifel gelassen. Man muß glauben, daß der größte Verstand mit der größten Thorheit sehr wesentlich verbunden ist, oder sein Charakter bleibt ein unauflösliches Räthsel. Zu was hat man ihn nicht gemacht, oder vielmehr, zu was hat er sich nicht selbst in einem Werke gemacht, dergleichen ich wollte, daß jeder große Mann mit eben der Aufrichtigkeit schreiben müßte (De vita propria)!

Es wäre ein Wunder, wenn ein so seltner Geist dem Verdachte der Atheisterei entgangen wäre. Hat man oft mehr gebraucht, ihn auf sich zu laden, als selbst zu denken und gebilligten Vorurtheilen die Stirne zu bieten? Selten hat man nöthig gehabt, in der That anstößige Sätze und ein problematisches Leben, wie Cardan, damit zu verbinden.

Eine augenscheinliche Verleumdung, die man noch nicht aufhört aus einem Buche in das andere überzutragen, treibt mich an,

dieses Verdachts in etwas zu gedenken. Man gründet ihn, wie bekannt, auf drei Stücke: auf ein Buch, welches er wider die Unsterblichkeit der Seele soll geschrieben haben, auf seine astrologische Unsinnigkeit, dem Heilande die Nativität zu stellen, und endlich auf eine gewisse Stelle in seinem Werke de subtilitate.

Von den beiden erstern Gründen werde ich nichts sagen, weil schon Andere nur allzu viel davon gesagt haben. Den ersten widerlegt sogleich das „soll". Er soll so ein Buch geschrieben haben, welches er zwar nicht drucken lassen, aber doch heimlich seinen Freunden gewiesen. Und wer ist denn der Währmann dieses Vorgebens? Kein Anderer als Martinus del Rio (Disput. Magic., Tom. I, Lib. II). Wenn man es noch glauben will, so muß man diesen Spanier nicht kennen.[1]) — — Den zweiten Grund vernichten die eignen Worte des Cardans, welche insonderheit der Herr Pastor Brucker aus dessen seltnen Werke, über des Ptolemäus vier Bücher de astrorum judiciis, angeführet hat (Hist. Crit. Phil., Tomi IV, Parte altera, p. 76).

Ich werde mich, wie gesagt, hierbei nicht aufhalten; ich wende mich vielmehr sogleich zu dem letztern Punkte, weil ich in der That hoffe, etwas Besonderes dabei anzumerken. Man wird es als einen guten Zusatz zu dem Artikel ansehen können, welchen Bayle in seinem kritischen Wörterbuche von diesem Gelehrten gemacht hat.[2])

Es ist billig, daß man die Ankläger des Cardans zuerst hört. Es sind deren so viele, daß ich nur einen werde das Wort können führen lassen. Dieses mag ein noch lebender Schriftsteller sein, dessen Buch in seiner Art ein Handbuch der Gelehrten ge-

---

1) Bayle, kritisches Wörterbuch, übs. v. Gottsched, II, S. 55: „Gleichwohl will ich weder verneinen noch bejahen, was ich in dem Martin del Rio gelesen habe. Dieser Schriftsteller versichert, daß Cardan ein Buch von der Sterblichkeit der Seele gemacht, welches er seinen guten Freunden manchmal gewiesen hätte. Del Rio, Disquisit. Magicar., Tom. I, Libr. II, Quaestion. XXVI, Sect. II, pag. m. 255. Dieses Buch ist niemals gedruckt worden: hingegen hat die Welt ein Buch von der Unsterblichkeit der Seele gesehen, worinnen einige übel nehmen, daß er gesagt: es verböten ihm die Klugheit und das Schicksal, nicht Alles zu sagen, was er von dieser Materie dächte. Dies ist ein Zeichen, sagen sie, daß er dieses Buch nur aus Politik herausgegeben und alles sein Gift im Herzen behalten habe."

2) Abgedruckt in unserer Einleitung zu diesem Bande.

worden ist, der Herr Pastor Vogt, oder vielmehr de la Monnoye durch diesen. Er führt, in seinem Verzeichnisse von raren Büchern, die erstere und noch eine andere Ausgabe des Cardanischen Werks de subtilitate an[1]), und was er dabei anmerkt, ist Folgendes: „Man liest“, sagt er, „in diesen ungemein seltenen Ausgaben eine sehr gottlose und ärgerliche Stelle, die man in den nachherigen Abdrücken weggelassen hat. Ich will die ganze Sache mit den Worten des gelehrten de la Monnoye, im 4. Th. der Menagianen, S. 305, erzählen. Noch schlimmer als Pompanaz, sagt dieser, macht es Cardan. In dem elften seiner Bücher de subtilitate vergleicht er die vier Hauptreligionen kürzlich unter einander, und nachdem er eine gegen die andere hat streiten lassen, so schließt er, ohne sich für eine zu erklären, mit diesen unbedachtsamen Worten: „igitur his arbitrio victoriæ relictis.“ Das heißt auf gut Deutsch, er wolle dem Zufalle überlassen, auf welche Seite sich der Sieg wenden werde. Diese Worte veränderte er zwar selbst in der zweiten Ausgabe; dennoch aber ward er drei Jahr darauf von dem Scaliger, Exercit. 258, n. 1., sehr bitter deswegen bestraft, weil der Sinn derselben sehr schrecklich ist und die Gleichgiltigkeit des Cardans in Ansehung des Sieges deutlich beweist, welchen eine von den vier Religionen, es möge nun sein, welche es wolle, entweder durch die Stärke der Beweise oder durch die Gewalt der Waffen davontragen könne.“

Aus dieser Anführung erhellt, daß Scaliger der Erste gewesen ist, dem die Stelle, wovon ich rede, zum Anstoße gereicht hat.[2]) Man darf aber nicht glauben, daß von ihm bis auf den de la Monnoye sie von keinem Anderen sei gerügt worden. Marinus Mersennus ist in seiner Auslegung des ersten Buchs Mosis (S. 1830) darwider aufgestanden und hat sie für nichts Schändlicheres als für einen Inbegriff des berüchtigten Buchs von

---

1) Catalogus librorum rariorum p. 171: „*Hieronymi* Cardani, *Mediolanensis Medici*, de subtilitate Libri XXI. Ad Illustr. Principem Ferrandum Gonzagam. *Norimbergae*, apud *Jo. Petrejum*, 1550, fol. et 1554 in fol.“ Die folgenden Worte, die Lessing übersetzt hat, sind bei Vogt lateinisch, und die von ihm angeführten des de la Monnoye französisch.

2) Ueber diesen Streit Scaligers mit Cardanus vgl. den Artikel Cardanus, Anm. (X) in Bayle's kritischem Wörterbuch (übs. v. Gottsched, II, S. 58).

den drei Betrügern[1]) gehalten. Aus dem Mersennus hat sie hernach besonders Morhof (Polyh., T. I, Lib. I, c. 8, §. 6) Bücherkennern bekannt gemacht[2]), und diese haben sie einander redlich aus einer Hand in die andre geliefert.

Reimann (Hist. univers. Atheismi et Atheorum, p. 365 et 547[3]), die Hällischen Verfasser der Observat. selectarum (Tom. X, p. 219)[4]), Freytag (Analect. litteraria, p. 210)[5]), die Bibliothek des Salthenius (p. 272) sagen alle ebendasselbe. Alle nennen die angeführte Stelle locum impium et scandalosissimum, locum offensionis plenissimum. Ich muß diesen noch einen Freund von mir beisetzen, nämlich den Herrn Adjunct Schwarz[6]) in Wittenberg, welcher in seiner ersten Exercitation in utrumque Samaritanorum Pentateuchum gelegentlich eben diese Saite berührt.

Was wird man aber von mir denken, wenn ich kühnlich behaupte, daß alle diese Gelehrte entweder nur Nachbeter sind oder, wenn sie mit ihren eignen Augen gesehen haben, nicht haben construiren können. Ich sage: nicht können; denn auch das kann man nicht, woran uns die Vorurtheile verhindern.

1) Vogt, ebenda S. 171 f.: „Personae inter se contendentes sunt Idolorum cultores, Iudaei, Mahumetani et Christiani. Hinc factum, quod Marin. Mersennus in Comment. in Genesin p. 1829 scribit, Cardanum Libro XI de Subtilitate Summam monstrosi Operis de tribus Impostoribus exhibere.“ Die Abfassung dieses berüchtigten Werkes „von den 3 Betrügern" (nämlich Moses, Christus und Muhammed) wird Verschiedenen, unter Andern auch dem oben erwähnten P. Pomponazzo zugeschrieben, Allen mit Unrecht. Vgl. Placcius, Theatrum anonymorum, Nr. 892a, S. 184.

2) I, S. 70: Argumento certe hoc non exiguo est, exstitisse similes olim libros (wie das Buch von den 3 Betrügern), sive Aretinus sive Ochinus illorum Autor sit, cum Cardanus in lib. II (sic) de Subtilitate recitet quaedam variarum sectarum pro se pugnantium argumenta, quae ex his lacunis hausta videntur. Introducit in illo loco Pagani, Iudaei, Mahumetani et Christiani argumenta, atque ita proponit singula, ut Christianismi partes segnius agantur.

3) Jacob Friedrich Reimann, geb. den 22. Januar 1668 zu Gröningen im Halberstädtischen, starb als Superintendent in Hildesheim den 1. Februar 1743. Historia universalis atheïsmi et atheorum merito et falso suspectorum.

4) Vogt, ebenda S. 172: Prolixa ex rarissimo Opere (des Cardanus, de Astrorum judiciis) excerpta habes in Observationibus Hallens. T. X, Obs. IX, § 7, p. 221.

5) Locus ille offensionis plenissimus, de legibus quatuor, idolorum cultorum, Iudaeorum, et Mahumedanorum, p. 351 haec initio verba praefert: Idolorum cultor suam praefert legem quatuor argumentis.

6) Vgl. III, S. 177. Danzel, Lessing I, S. 227. 538.

Ich für mein Theil habe es dem nur gedachten Herrn Adjunct Schwarz zu danken, daß ich nicht in das gemeine Horn mitblasen darf. Bei ihm habe ich die allererste Ausgabe des Cardan'schen Werks de subtilitate in die Hände bekommen und sie mit um so viel größerer Begierde durchblättert, da ebendasselbe Exemplar dem Philipp Melanchthon zugehört hatte, von dessen eigner Hand hier und da einige kleine Noten zu lesen waren. Es war mir leid, daß ich den nunmehrigen Besitzer desselben von der Richtigkeit meiner Anmerkung nicht überzeugen konnte.

Ich will mich nicht länger verweilen, sie dem Leser vorzulegen, vorher aber nur noch einige Worte von der ersten Ausgabe selbst gedenken. Aus einigen Kleinigkeiten schließe ich, daß sie Herr Vogt nicht selbst gesehen hat. Man vergleiche nur folgenden Titel mit dem seinigen: HIERONYMI CARDANI, Medici Mediolanensis, de subtilitate Libri XXI. ad illustr. Principem Ferrandum Gonzagam, Mediolanensis Provinciæ præfectum. Nach dieser Aufschrift folgt auf dem Titel selbst eine kleine Anrede des Druckers an den Leser, in welcher er ihm die Vortrefflichkeit des Buchs anpreist. Hier ist sie: *Joh. Petrejus* Lectori: Habes hoc in libro, candide Lector, plus quam sesquimille, variarum non vulgarium, sed difficilium, occultarum et pulcherrimarum rerum causas, vires et proprietates, ab authore hinc inde experimento observatas: quæ non solum propter cognitionem delectabiles, sed etiam ad varios usus, tum privatos tum publicos, multo utiliores quam hactenus plurimorum scripta, quæ etsi ex philosophia sint, minoris tamen momenti esse, legens hæc illa, haud mecum dissenties! uti singula in adjecto indice perspicue licet cernere. Unter diesem kurzen Buchhändlerpanegyrico steht endlich: Norimbergæ apud Jo. Petrejum, jam primo impressum, cum Privilegio Cæs. atque Reg. ad Sexennium. Ao. MDL. Das Format ist in Folio, die Stärke 373 Blätter, ohne das Register.

Nunmehr wird man es mir hoffentlich zutrauen, daß ich die streitige Stelle wirklich aus der ersten Originalausgabe anführen werde. — — Aber man erlaube mir, daß ich es nicht lateinisch thun darf. Das Latein des Cardans ist so schlecht, daß der Leser nichts dabei einbüßt, wenn er es auch schon in ebenso schlechtes

Deutsch verwandelt sieht. Denn habe ich nicht die Güte des Ausdrucks auch in der Uebersetzung beibehalten müssen? Hier ist sie also:

Stelle aus dem XI. Buche des Cardanus de subtilitate.

„Die Menschen sind von jeher an Sprache, Sitten und Gesetzen ebenso sehr unter sich von einander unterschieden gewesen als die Thiere von ihnen. Bei den Verehrern des Mahomets wird ein Christ und bei Beiden ein Jude nicht höher geschätzt, als der verworfenste Hund; er wird verspottet, verfolgt, geschlagen, geplündert, ermordet, in die Sclaverei gestoßen, durch die gewaltsamsten Schändungen gemißhandelt und mit den unsaubersten Arbeiten gemartert, so daß er von einem Tiger, dem man die Jungen geraubt, nicht so viel auszustehen haben würde. Der Gesetze aber sind viere: der Götzendiener, der Juden, der Christen und der Mahometaner.

„Der Götzendiener zieht sein Gesetz aus vier Gründen vor. Erstlich, weil er so oft in den Kriegen wider die Juden den Sieg davongetragen habe, bis es ihm endlich gelungen, ihre Gesetze ganz und gar zu vertilgen; es müsse daher dem höchsten Werkmeister und Regenten die Verehrung eines einzigen Gottes nicht mehr als die Verehrung vieler Götter gefallen haben. Hernach sagen sie: so wie es sich, wenn das Volk einen obersten Regenten über sich habe, für Jeden gezieme, in Privatsachen und besonders in Kleinigkeiten seine Zuflucht vielmehr zu den Befehlshabern und Hofleuten desselben zu nehmen, als dem Könige selbst um jeder Ursach willen beschwerlich zu fallen, ebenso müsse man, da der höchste Gott sich um das, was hier auf Erden vorgeht, und wovon die Angelegenheiten der Privatpersonen den allerkleinsten Theil ausmachen, sehr wenig bekümmert, vielmehr zu den Göttern, die dieser höchste Gott zu seinen Dienern geordnet hat, bei nicht wichtigen Dingen fliehen, als daß man denjenigen selbst, den kein Sterblicher nicht einmal mit den Gedanken erreichen kann, aus jeder nichtswürdigen Ursache mit Bitten belästige. Endlich behaupten sie, daß durch dieses Gesetz und durch diese Beispiele, indem sie Hoffnung machten, nach dieser Sterblichkeit göttlich verehrt zu

werden, Viele wären angetrieben worden, sich durch Tugenden berühmt zu machen, als Hercules, Apollo, Jupiter, Mercurius, Ceres. Was aber die Wunder anbelange, so könnten sie ebensowohl Exempel der offenbaren Hilfe ihrer Götter und Orakelsprüche anführen als irgend Andere. Auch sei unsere Meinung von Gott und dem Ursprunge der Welt nicht allein nicht weniger abgeschmackt, sondern auch noch abgeschmackter als ihre, welches aus dem Streite unter den anderen Gesetzen und aus dem Hasse derselben gegen alle Weltweise, als die Urheber der Wahrheit, erhelle. Diese aber werfen ihnen die Menschenopfer, die Verehrung todter Bildsäulen und die Menge der Götter vor, welche auch von den ihrigen selbst verlacht würden; desgleichen die schändlichen Laster dieser ihrer Götter, die man sich schon an einem Menschen einzubilden schäme, und die undankbare Vergessung des allerhöchsten Schöpfers.

„Nachdem diese also auf besagte Art widerlegt worden, so steht der Jude wider die Christen auf. Wenn in unserem Gesetze, sagt er, Fabeln enthalten sind, so sind sie alle auch auf euch gekommen, die ihr unser Gesetz annehmt. Die Einheit Gottes hat Niemand so unverfälscht verehrt als wir, und von uns stammt diese Wahrheit auch her. Ferner kann sich kein Gesetz so großer Wunder und Zeichen und kein Volk eines solchen Adels rühmen. Hierauf aber sprechen die Uebrigen wider dieses Gesetz: alles das, was untergegangen sei, müsse Gott nicht gefallen haben; sie, die Juden, hätten wider ihre Propheten gewüthet, ihr Volk wäre allezeit der ganzen Welt ein Abscheu gewesen, und diejenigen, welche von den Christen und Mahometanern verehrt würden, die befehle ihnen ihr eignes Gesetz anzubeten.

„Nachdem auch dieses Gesetz übern Haufen geworfen, so streitet nunmehr der Christ wider den Mahometaner. Dieser Streit ist schärfer und wird auf beiden Theilen mit großen Kräften unterstützt, von welchen das Wohl ganzer Reiche und Länder abhängt. Der Christ stützt sich besonders auf vier Gründe. Erstlich auf das Zeugniß der Propheten, welche Alles, was sich mit Christo zugetragen, so genau erzählten, daß man glauben sollte, es sei nicht vorhergesagt, sondern nachdem Alles schon geschehen, aufgeschrieben worden. Diese aber melden nicht das Geringste von dem Mahomet. Zweitens auf das Ansehen der Wunder-

werke Christi, die von solcher Größe und Beschaffenheit gewesen sind, daß sie mit den Wundern der Mahometaner in keine Vergleichung kommen: wie zum Exempel die Auferweckung der Todten, des Lazarus, des Mägdleins und des Sohnes der Wittwe. Die Wunderwerke der Mahometaner hingegen, das Herabfallen der Steine von den schwarzen Vögeln[1]), oder die Verbergung in der Höhle[2]), wie er in seinem Korane lehrt, oder dieses, daß er in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem wäre geschickt oder versetzt worden, oder seine Aufnahme in den Himmel, oder seine Zertheilung des Mondes: alle diese können entweder nicht mit Zeugen bestätigt werden oder sind ganz und gar keine Wunder. Daß Steine von Vögeln herabgeschmissen werden, dieses ist zwar etwas Wundersames und mag es immerhin gewesen sein, aber kein Wunder ist es nicht; daß der Mond zertheilt scheint, dieses ist weder ein Wunder noch etwas Wundersames. Von Mecca nach Jerusalem versetzt werden, oder in den Himmel hinansteigen, dieses wäre zwar ein Wunder, allein die Zeugen mangeln ihm. Der dritte Grund wird von den Geboten Christi hergenommen, welche nichts enthalten, was mit der Moral oder mit der natürlichen Philosophie streitet. Was sein Leben anbelangt, darinne kann es ihm Niemand gleich thun, und wenn es auch der Allerbeste wäre; aber es nachahmen kann ein Jeder. Wie? kann sag' ich? Ja, so viel du dich von seinem Exempel entfernst, so viel Gottlosigkeit nimmst du an. Mahomet hingegen räth Mord und Krieg und den Thurm im Paradiese[3]); das Paradies aber beschreibt er so, daß man darinne heirathe, von schönen Knaben bedient würde, Fleisch und Aepfel esse, Nektar trinke, auf seidnen Betten liege und unter dem Schatten der Bäume Edelsteine und seidne Lager besitze. Welcher gesunde Verstand wird dadurch nicht

---

1) Vgl. Rückert, Morgenländische Sagen und Geschichten I, S. 74.

2) Ebenda II, S. 7. Goethe, ed. Hempel IV, S. 205. Marigny, Geschichte der Araber (übs. v. Lessing) I, S. 251.

3) „Mahomet räth .... den Thurm im Paradiese". Der Sinn der Worte ist dunkel. Vielleicht sollen sie bedeuten: „Er verheißt den Gläubigen den Thurm im Paradiese", wobei man z. B. an die Stelle des Koran (Sure 39) denken mag: „Die aber, so Gott fürchten, werden im Paradiese herrliche, übereinandergebaute Gemächer finden, unter welchen Wasserströme fließen." (Groß.)

beleidigt? Und wie abgeschmackt ist nicht jenes Vorgeben im Korane, nach welchem Engel und Gott für den Mahomet beten sollen? Desgleichen die Erdichtung, daß Gott von der Erde gen Himmel hinansteige, und daß er selbst bei den Geistern, seinen Dienern, schwöre. Was soll man von der Historie mit dem Kameele[1]), wenn es anders eine Historie und nicht vielmehr eine Fabel ist, sagen, die wenigstens fünfmal wiederholt wird? Hierzu kommt noch als der letzte Grund für die Christen dieses, daß unser Gesetz von sehr wenigen unerfahrenen und armen Leuten gegen so viele Kaiser und reiche Priester der Götzen ist gepredigt worden, und daß es, da es auch schon von innerlichen Spaltungen geschwächt war, dennoch des ganzen Erdkreises sich bemächtigt hat.

„Nun haben aber auch die Mahometaner fünf Beweisgründe für sich. Erstlich sagen sie: Die Christen verehrten die Einheit Gottes nicht so lauter als sie; die Christen gäben ihm einen Sohn, welcher ebenfalls Gott sei. Wann aber, fahren sie fort, mehrere Götter sind, so werden sie auf einander erbittert sein, weil dieses bei einem Reiche etwas Unvermeidliches ist, daß es von Vielen ohne Eifersucht nicht kann verwaltet werden. Es ist aber auch etwas Gottloses, dem erhabensten Gott, dem Schöpfer aller Dinge Einen beizugesellen, der ihm gleich sei, da er doch der Allerhöchste ist, und ihm einen Sohn zu geben, da er doch keinen braucht und ewig ist. Ueber das also, sagen sie, was die Christen ihm beilegen, empören sich die Himmel, und die Erde flieht vor Entsetzen davon. Gott wird daher bei ihnen eingeführt, als ob er sich beklagte, und Christus, als ob er sich entschuldigte, daß er sich dieses nicht selbst, sondern daß es ihm Andere, wider seinen Willen, beigelegt hätten. Der zweite Beweisgrund kömmt von dem Mahomet selbst, welcher den Christen zur Last legt, daß sie die Bilder anbeten, und daß sie also Verehrer der Götter und nicht eines einzigen Gottes zu sein scheinen. Hierauf folgt der dritte Beweisgrund, welcher aus dem Erfolge hergenommen ist, indem sie schon so viel Siege erfochten und schon so viel Provinzen erobert hätten, daß das christliche Gesetz kaum ein Theil des Mahometischen würde zu nennen sein, wann nicht durch Vorsorge unsers Kaisers schon zum Theil

1) Vgl. Saadi's Rosengarten, übs. v. Graf, S. 251.

eine andere Welt in der christlichen Religion wäre unterrichtet worden. Ist es aber, sagen sie, nun nicht wahrscheinlich, daß Gott Denjenigen wohlwolle, welche einen richtigern Glauben haben? Er könnte ja so Viele mit der allerkleinsten Hilfe retten, wenn er sich nicht von ihnen abgewandt hätte und sie freiwillig verderben wollte. Was aber ihr Leben und ihre Sitten anbelangt, so geben diese ihrem Gesetze kein geringes Ansehen, indem auf eine ganz umgekehrte Weise wir dem Mahomet und sie Christo nachzuahmen scheinen; sie beten, sie fasten, sie bedienen sich einer sehr simpeln, ja der allersimpelsten Tracht, sie enthalten sich des Mordes, der Glücksspiele, des Ehebruchs und der abscheulichsten Lästerungen gegen Gott, von welchen vier Lastern hauptsächlich die Völker der Christenheit fast ganz und gar überschwemmt sind. Und was sagt man, wenn man die Ehrbarkeit ihrer Weiber und die Verehrung ihrer Tempel betrachten will? Was endlich die Wunder anbelangt, so behaupten sie, daß wir nur erzählte Wunder haben, sie aber noch bis jetzt gegenwärtige. Einige enthalten sich viele Tage lang des Essens; Andere brennen sich mit Feuer und zerfleischen sich mit Eisen, ohne das geringste Zeichen eines Schmerzes von sich zu geben. Viele können durch den Bauch reden, welche ehedem Engastrimuthi[1]) genannt wurden; dieses aber können sie besonders alsdann, wenn sie gewisse Orgia begehen und sich im Kreise herumdrehen. So wie es mit diesen drei Punkten seine völlige Richtigkeit hat, indem sie, wie wir oben erinnert haben natürlicher, obgleich wundersamer Weise zugehen, so ist es hingegen eine bloße Erdichtung, daß bei ihnen auch Kinder von Weibern ohne Beischlaf geboren würden. Auch sogar ihre Heiligen haben sie, welche durch wunderbare Hilfleistungen berühmt sind: den Sedichasim zum Siege, den Vanus zum Frieden, den Ascichus zur Wiederversöhnung der Eheleute, den Mirtschinus zur Bewahrung des Viehes, den Chidirelles für die Reisenden, der, auf einem bunten Pferde sitzend, ihnen begegnen und den rechten Weg zeigen soll.[2]) Sie heben auch noch die Schuh' desjenigen auf, welcher

1) Aus dem Griechischen: *ἐγγαστρίμυθος*, der Bauchredner.

2) Chidirelles ist wohl dasselbe wie Chidher, der Hüter des Lebensquelles. Busbecq in seinen Epistolae Turcicae, S. 93 ff. nennt ihn Chederles. Breuning von Buchenbach, Orientalische Reise, S. 106, führt gleichfalls die meisten dieser sogenannten Heiligen mit ähnlichen Namen an.

von einem Könige unschuldiger Weise verdammt und in einen glühenden Ofen geworfen worden, gleichwohl aber, nach Art der drei Männer im Feuerofen, deren die heilige Schrift gedenkt, unversehrt davongekommen sei.[1] Ganz bekannt ist endlich auch das Wunder des Mirathbeg, eines türkischen Regenten, welchen die Lateiner Amurath nennen, wodurch er aus einem großen und kriegerischen Könige ein Priester geworden ist und sich freiwillig in ein Kloster eingeschlossen hat." —

So weit geht der Streit, den Cardan die vier Religionen unter einander führen läßt. Noch sind einige Perioden davon übrig, die ich aber noch wenig Augenblicke versparen will, um die Rettung meines Philosophen desto besser in die Augen fallender zu machen. Man erlaube mir, vor allen Dingen einige Anmerkungen über das, was man gelesen hat, zu wagen.

Warum verdammt man eigentlich diese Stelle? Ist die Vergleichung der verschiedenen Religionen an und vor sich selbst strafbar, oder ist es nur die Art, mit welcher sie Cardan unternommen hat?

Das Erste wird man sich wohl nicht in den Sinn kommen lassen, zu behaupten. Was ist nöthiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen, und was ist unmöglicher, als Ueberzeugung ohne vorhergegangene Prüfung? Man sage nicht, daß die Prüfung seiner eignen Religion schon zureiche, daß es nicht nöthig sei, die Merkmale der Göttlichkeit, wenn man sie an dieser schon entdeckt habe, auch an anderen aufzusuchen. Man bediene sich des Gleichnisses nicht, daß, wenn man einmal den rechten Weg wisse, man sich nicht um die Irrwege zu bekümmern brauche. — — Man lernt nicht diese durch jenen, sondern jenen durch diese kennen. Und benimmt man sich nicht durch die Anpreisung dieser einseitigen Untersuchung selbst die Hoffnung, daß die Irrgläubigen aus Erkenntniß unsere Brüder werden können? Wenn man dem Christen befiehlt, nur die Lehren Christi zu untersuchen, so befiehlt man auch dem Mahometaner, sich nur um die Lehre des Mahomets zu bekümmern. Es ist wahr, Jener wird darüber nicht in Gefahr

---

1) Dies soll dem Abraham von Nimrod widerfahren sein.

kommen, einen bessern Glauben für einen schlechtern fahren zu lassen; allein Dieser wird auch die Gelegenheit nicht haben, den schlechtern mit einem bessern zu verwechseln. Doch was rede ich von Gefahr? Der muß ein schwaches Vertrauen auf die ewigen Wahrheiten des Heilandes setzen, der sich fürchtet, sie mit Lügen gegen einander zu halten. Wahrer als wahr kann nichts sein; und auch die Verleumdung hat da keine Statt, wo ich auf der einen Seite nichts als Unsinn und auf der andern nichts als Vernunft sehe. Was folgt also daraus? Daß der Christ bei der Vergleichung der Religionen nichts verlieren, der Heide, Jude und Türke aber unendlich viel gewinnen kann, daß sie nicht nur nicht zu untersagen, sondern auch anzupreisen ist.

Cardan muß also in der Art dieser Vergleichung gefehlt haben. Wir wollen sehen. Es kann auf eine gedoppelte Art geschehen sein. Entweder er hat die Gründe der falschen Religionen allzu stark oder die Gründe der wahren allzu schwach vorgestellt.

Hat er wohl das Letztere gethan? — — Ich verlange unparteiische Leser; und diese sollen es mir sagen, ob einer von allen den unzählbaren Gottesgelehrten und Weltweisen, welche nach dem Cardan die Wahrheit der christlichen Religion erwiesen haben, einen Grund mehr oder ebendieselben Gründe stärker vorgetragen hat als er. Weitläuftiger wohl, aber nicht stärker. Man weiß, daß die vornehmsten derselben die historischen sind; und welche Art von ihnen vermißt man hier? Man kann dieser Arten drei annehmen. Historische Gründe, welche aus den Zeiten vor der Menschwerdung des Heilandes hergenommen sind; historische Gründe aus den Zeiten des Heilandes selbst, und endlich historische Gründe aus den Zeiten, die nach ihm gefolgt sind. Die ersten sind diejenigen, die uns die Propheten an die Hand geben; die andern sind die, welche auf den Wundern unsers Erlösers beruhen, und die dritten werden aus der Art, wie die christliche Religion ausgebreitet worden, hergeholt. Alle diese hat Cardan mit wenig Worten, aber mit sehr nachdrücklichen, berührt. Was kann man von den Vorherverkündigungen der jüdischen Propheten Stärkeres sagen als dieses: daß sie in Christo so genau erfüllt worden, daß man sie eher für Erzählungen, die nach geschehener Sache auf-

gesetzt worden, als für das, was sie sind, halten sollte? Kann die Zweideutigkeit derselben mit ausdrücklicheren Worten geleugnet werden? Ich will nicht hoffen, daß man mit lieblosen Vermuthungen so weit gehen werde, daß man behaupte, Cardan habe, eben durch diesen Zusatz, sie verdächtig machen und ganz von weitem anzeigen wollen, für was man sie eigentlich zu halten habe. So unsinnig kann kein vernünftiger Mann sein, welcher es weiß, daß noch jetzt ein ganzes Volk ihr unverfälschtes Alterthum zu seiner eignen Widerlegung behauptet. — Auch von den Wundern Christi spricht unser Philosoph sehr scharfsinnig und bemerkt zwei Dinge dabei, deren eines bei den Wundern der falschen Religionen immer mangelt. Er behauptet, daß sie wirkliche Wunder sind, und behauptet, daß sie als solche von glaubwürdigen Zeugen bekräftigt worden. Er unterscheidet sie also von den Täuschereien eines gelehrten Betrügers, welcher einem unwissenden Pöbel das Seltene für das Göttliche und das Künstliche für das Wunderbare verkauft. Er unterscheidet sie auch ferner von den Prahlereien der Schwärmer, die wer weiß was wollen gethan haben; nur Schade, daß es Niemand gesehen hat. Kann man ihre Glaubwürdigkeit besser, oder kann man sie nur anders beweisen? — Endlich sehe man auch, wie gründlich er von dem Beweise aus der Fortpflanzung der christlichen Religion redet. Er berührt nichts davon, als was wirklich eine schließende Kraft hat, und läßt alles Zweifelhafte weg. Er sagt: sie ward von armen Leuten gepredigt; man kann sie also aus keinen eigennützigen Absichten angenommen haben, und diese armen Leute waren noch dazu unwissend, folglich waren sie denen, die sie bekehrten, am Verstande nicht überlegen, und was sie vermochten, war einer höhern Kraft zuzuschreiben. Er bemerkt den Widerstand, der ihnen natürlicher Weise unüberwindlich gewesen wäre, und bemerkt auch etwas, welches ich nur von Wenigen bemerkt finde. Dieses nämlich, daß unsere Religion auch alsdann nicht aufgehört hat, sich die Menschen unterwürfig zu machen, da sie von innerlichen Secten zerrissen und verwirrt war. Ein wichtiger Umstand! Ein Umstand, welcher nothwendig zeigt, daß in ihr etwas sein müsse, welches unabhänglich von allen Streitigkeiten seine Kraft zu allen Zeiten äußert. Und was kann dieses anders sein als die immer siegende Wahrheit?

Cardan läßt bei diesem Beweise nichts weg als das, was ich wünschte, daß man es immer weggelassen hätte. Das Blut der Märtyrer nämlich, welches ein sehr zweideutiges Ding ist. Er war in ihrer Geschichte ohne Zweifel allzu wohl bewandert, als daß er nicht sehr Viele unter ihnen bemerken sollte, die eher Thoren und Rasende genannt zu werden verdienen als Blutzeugen. Auch kannte er ohne Zweifel das menschliche Herz zu gut, als daß er nicht wissen sollte, eine geliebte Grille könne es ebenso weit bringen, als die Wahrheit in allem ihren Glanze. Kurz, er ist nicht allein ein starker Verfechter des christlichen Glaubens, sondern auch ein vorsichtiger. Zwei Dinge, die nicht immer beisammen sind. — — Man betrachte noch das Uebrige! Cardan hätte es bei den historischen Gründen können bewenden lassen; denn wer weiß nicht, daß, wenn diese nur ihre Richtigkeit haben, man sonst alle Schwierigkeiten unter das Joch des Glaubens zwingen müsse? Allein er ist zu klug, diese Aufopferung der Vernunft so geradehin zu fordern. Er behauptet vielmehr, daß die ganze Lehre Christi nichts enthalte, was mit der Moral und mit der natürlichen Weltweisheit streite oder mit ihr in keine Einstimmung könne gebracht werden: „nihil continent praecepta Christi a philosophia morali aut naturali *absonum*“ sind seine eigne Worte. Das ist Alles, was man verlangen kann! Man sage nicht, daß er dadurch auf einer andern Seite ausgeschweift sei und unsrer Religion ihre eigenthümlichen Wahrheiten, auf welche die Vernunft vor sich allein nicht kommen kann, absprechen wolle. Wenn dieses seine Meinung gewesen wäre, so würde er sich ganz anders ausgedrückt haben; die Lehre Christi, hätte er sagen müssen, enthält nichts Anderes, als was die Moral und natürliche Philosophie enthält; nicht aber: was sie enthält, harmonirt mit diesen. Zwei ganz verschiedene Sätze! Besonders dringt er auf die Vortrefflichkeit der christlichen Moral und sagt klar, daß nur Christus das vollkommenste Muster aller Tugenden sei: „illius vitam aequare nemo quamvis optimus, imitari autem quilibet potest. Quid potest? imo quantum ab illius exemplo abscedis, tantum nefarii moris induis.“ Man wäge diese Worte, die ich vielleicht in der Uebersetzung zu schwach gegeben habe! Aber man sage mir nun endlich auch, ob man mehr Gutes von unserer Religion sagen könne? Wer mehr Gründe

verlangt, verräth, meines Erachtens, Lust, gar keine stattfinden zu lassen, und wer mehrere beibringt, Begierde, lieber viele und schlechte als wenige und gute zu haben. Mit einem Worte, ich halte diese Stelle des Cardans für den gründlichsten Auszug, den man aus allen Vertheidigungen der christlichen Religion, die vor ihm und nach ihm sind geschrieben worden, machen kann.

Noch ist der zweite Fall zurück. Wann Cardan die Gründe für die Wahrheit nicht geschwächt hat, so kann er doch der Lügen Farbe und Leben gegeben und sich dadurch verdächtig gemacht haben. Auch dieses verdient, erwogen zu werden.

Vor allen Dingen frage ich also, ob es erlaubt sei, bei Untersuchung der Wahrheit sich die Unwissenheit seines Gegners zu Nutze zu machen. Ich weiß wohl, daß man in bürgerlichen Händeln nicht nöthig hat, seinem Widersacher Beweise gegen sich an die Hand zu geben, ohne die er seine Sachen sogleich verlieren müßte. Man würde vielmehr denjenigen für einen Rasenden halten, der es thäte, wann er nicht gewiß wäre, daß er Alles und Jedes auf das Augenscheinlichste widerlegen könne. Aber warum? Weil sein Verlust nothwendig mit des Anderen Gewinne verbunden ist, und weil man von einem Richter weiter nichts fordern kann, als daß er mit seinem Ausspruche auf diejenige Seite tritt, welche das meiste Recht vor sich zu haben scheint. Dieses aber findet sich bei den Streitigkeiten, welche die Wahrheit zum Vorwurfe haben, nicht. Man streitet zwar um sie; allein es mag sie der eine oder der andere Theil gewinnen, so gewinnt er sie doch nie für sich selbst. Die Partei, welche verliert, verlieret nichts als Irrthümer und kann alle Augenblicke an dem Siege der andern Theil nehmen. Die Aufrichtigkeit ist daher das Erste, was ich an einem Weltweisen verlange. Er muß mir keinen Satz deswegen verschweigen, weil er mit seinem System weniger übereinkömmt als mit dem System eines Andern, und keinen Einwurf deswegen, weil er nicht mit aller Stärke darauf antworten kann. Thut er es aber, so ist es klar, daß er aus der Wahrheit ein eigennütziges Geschäft macht und sie in die engen Grenzen seiner Untrüglichkeit einschließen will. — Diese Anmerkung also vorausgesetzt, möchte ich doch wissen, wie man eine ernsthafte Beschuldigung daraus machen könne, wenn ein Philosoph auch die falschen Religionen und die allergefähr-

lichsten Sophistereien in das allervortheilhafteste Licht setzt, um sich die Widerlegung nicht sowohl leicht als gewiß zu machen? Ich möchte doch wissen, was denn nunmehr daraus folgte, wann es auch wahr wäre, daß Cardan den heidnischen, jüdischen und türkischen Glauben mit so vielen und starken Gründen unterstützt hätte, daß auch die allerfeinsten Köpfe von ihren eignen Anhängern nichts mehr hinzuthun könnten? Würden sie deswegen weniger falsch bleiben, oder würde unser Glaube deswegen weniger wahr werden? — — Doch es fehlt viel, daß Cardan dieses gethan habe, daß ich ihm vielmehr zu meinem großen Leidwesen gleich das Gegentheil Schuld geben muß.

Ich behaupte also, er sei mit keiner einzigen Religion aufrichtig verfahren als mit der christlichen; die übrigen alle hat er mit den allerschlechtesten Gründen unterstützt und mit noch schlechtern widerlegt. Man braucht nur ohne Vorurtheile zu sein, um hierinne mit mir übereinzukommen. Ich will von der heidnischen nichts und von der jüdischen nur wenig gedenken. Wider diese läßt er die übrigen drei den Einwurf machen, daß Gott dasjenige nicht könne gefallen haben, was er habe lassen untergehen. Ist sie denn untergegangen, die jüdische Religion? Wie, wann ihr jetziger Zustand nichts als eine verlängerte Babylonische Gefangenschaft wäre? Der Arm, der sein Volk damals rettete, ist noch jetzt ungeschwächt. Vielleicht hat der Gott Abrahams die Schwierigkeit, die Nachkommenschaft dieses Frommen wieder in ihr Erbtheil zu führen, nur darum sich so häufen und nur darum so unübersteiglich werden lassen, um seine Macht und Weisheit in einem desto herrlichern Glanze, zur Beschämung ihrer Unterdrücker an den Tag zu legen. „Irre dich nicht, Cardan!" würde ihm ohne Zweifel ein rechtgläubiger Israelite geantwortet haben; „unser Gott hat uns so wenig verlassen, daß er auch in seinen Strafgerichten noch unser Schutz und Schirm bleibt. Wann er nicht über uns wachte, würden wir nicht längst von unsern Feinden verschlungen sein? Würden sie uns nicht längst von dem Erdboden vertilgt und unsern Namen aus dem Buche der Lebendigen ausgelöscht haben? In alle Winkel der Welt zerstreut und überall gedrückt, beschimpft und verfolgt, sind wir noch eben die, die wir vor tausend und viel mehr Jahren gewesen sind. Erkenne seine Hand, oder nenne uns ein zweites

Volk, das dem Elende so unüberwindliche Kräfte entgegensetzt und bei allen Trübsalen den Gott anbetet, von dem diese Trübsalen kommen, ihn noch nach der Weise ihrer Väter anbetet, die er mit guten überschüttete. Was dieser Gott zu dem Satan sagte, als er seinen Mann, Hiob, auf die Probe stellen wollte: „Siehe da, er sei in deiner Hand, doch schone seines Lebens!“[1]) eben das sprach er zu unsern Feinden: „Mein Volk sei in eurer Hand, doch schonet seines Lebens!“ Da sind die Grenzen eures Tobens; da ist das Ufer, an welchem sich die Wellen eures Stolzes brechen sollen! Bis hierher und nicht weiter![2]) Fahrt nur fort, uns zu plagen; macht der Bedrängnissen kein Ende; ihr werdet den Zweck nicht erreichen, den ihr sucht. Er hat ein „Schonet!“ gesprochen, und was er spricht, ist wahr. Umsonst werden Bildads und Zophars[3]) aus unserem eignen Geschlechte aufstehen und an unserer guten Sache zweifeln; umsonst werden uns unsere eignen Weiber zurufen: „Haltet ihr noch fest an eurer Frömmigkeit? Ja, segnet Gott und sterbt!“[4]) Wir wollen ihm nicht segnen; denn endlich wird er doch in einem Wetter herabfahren[5]) und unser Gefängniß wenden[6]) und uns zweifältig so viel geben, als wir gehabt haben.“ — — Ich will meinen Israeliten nicht weiter reden lassen; es sei nur eine Probe, wie leicht er die Trugschlüsse des Cardans widerlegen könnte. Und ebenso leicht würde ihn auch der Mahometaner eintreiben, gegen dessen Glauben er noch ungerechter gewesen ist. Ungerecht sollte ich zwar vielleicht nicht sagen, weil Unwissenheit ohne Zweifel mehr Schuld daran hat als der böse Wille. Die Nachrichten, die man zu seinen Zeiten von dem Mahomet und dessen Lehren hatte, waren sehr unzulänglich und mit tausend Lügen vermengt, welche die christlichen Polemici desto lieber für Wahrheiten annahmen, je ein leichteres Spiel sie dadurch erhielten. Wir haben nicht eher eine aufrichtige Kenntniß davon erhalten, als durch die Werke eines Relands und Sale[7]), aus welchen man am meisten erkannt hat,

---

1) Hiob 2, 6. — 2) Hiob 38, 11. — 3) Die Freunde Hiobs.
4) Hiob 2, 9. — 5) Hiob 38, 1.
6) 5. Mos. 30, 3; Jer. 30, 18; Hiob 42, 10.
7) Vgl. VII, S. 133. Und über den streitigen Punkt VI, S. 8 f. Adrian Reland, geb. den 17. Juli 1676 zu Ryp in Nordholland, starb den 5. Februar

daß Mahomet eben kein so unsinniger Betrüger und seine Religion eben kein bloßes Gewebe übel an einander hangender Ungereimtheiten und Verfälschungen sei. Aber bei dem Allen ist Cardan noch nicht entschuldigt; er, der sich um so viel unbekannte Sachen bekümmerte, hätte sich auch hierum erst bekümmern können, ehe er eine Vergleichung wagte, die eine völlige Erkenntniß voraussetzt, wenn sie einem Philosophen nicht unanständig sein soll. Und was würde er wohl haben erwidern können, wann sich ein Muselmann, der eben der gelehrteste nicht zu sein braucht, folgender Gestalt mit ihm eingelassen hätte: „Man sieht es wohl, mein guter Cardan, daß du ein Christ bist und daß dein Vorsatz nicht sowohl gewesen ist, die Religionen zu vergleichen, als die christliche so leicht als möglich triumphiren zu lassen. Gleich anfangs bin ich schlecht mit dir zufrieden, daß du die Lehren unseres Mahomets in eine Classe setzest, in welche sie gar nicht gehören. Das, was der Heide, der Jude und der Christe seine Religion nennt, ist ein Wirrwarr von Sätzen, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird. Sie berufen sich alle auf höhere Offenbarungen, deren Möglichkeit noch nicht einmal erwiesen ist. Durch diese wollen sie Wahrheiten überkommen haben, die vielleicht in einer andern möglichen Welt, nur nicht in der unsrigen Wahrheiten sein können. Sie erkennen es selbst und nennen sie daher Geheimnisse, ein Wort, das seine Widerlegung gleich bei sich führt. Ich will sie dir nicht nennen, sondern ich will nur sagen, daß eben sie es sind, welche die allergröbsten und sinnlichsten Begriffe von Allem, was göttlich ist, erzeugen; daß sie es sind, die nie dem gemeinen Volke erlauben werden, sich seinen Schöpfer auf eine anständige Art zu gedenken; daß sie es sind, welche den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen und ihm ein Ungeheuer bilden, welches ihr den Glauben nennt. Diesem gebt ihr die Schlüssel des Himmels und der Höllen; und Glücks genug für die Tugend, daß ihr sie mit genauer Noth zu einer etwaigen Begleiterin desselben gemacht! Die Verehrung heiliger Hirngespinster macht bei euch ohne Gerechtigkeit selig, aber nicht diese ohne jene. Welche Verblendung! Doch dem Propheten selbst ist es nur zum Theil geglückt, euch die

1718, gab de religione mohammedica libros II heraus. Georg Sale übersetzte 1734 den Koran ins Englische.

Augen zu eröffnen, und ich sollte es unternehmen? Wirf einen Blick auf sein Gesetz! Was findest du darinne, das nicht mit der allerstrengsten Vernunft übereinkomme? Wir glauben einen einigen Gott; wir glauben eine zukünftige Strafe und Belohnung, deren eine uns, nach Maßgebung unserer Thaten, gewiß treffen wird. Dieses glauben wir, oder vielmehr, damit ich auch eure entheiligten Worte nicht brauche, davon sind wir überzeugt und sonst von nichts! Weißt du also, was dir obliegt, wann du wider uns streiten willst? Du mußt die Unzulänglichkeit unserer Lehrsätze beweisen! Du mußt beweisen, daß der Mensch zu mehr verbunden ist, als Gott zu kennen und tugendhaft zu sein, oder wenigstens, daß ihn Beides die Vernunft nicht lehren kann, die ihm doch eben dazu gegeben ward! Schwatze nicht von Wundern, wann du das Christenthum über uns erheben willst! Mahomet hat niemals dergleichen thun wollen; und hat er es denn auch nöthig gehabt? Nur der braucht Wunder zu thun, welcher unbegreifliche Dinge zu überreden hat, um das eine Unbegreifliche mit dem andern wahrscheinlich zu machen. Der aber nicht, welcher nichts als Lehren vorträgt, deren Probirstein ein Jeder bei sich führt. Wann Einer aufsteht und sagt: ‚Ich bin der Sohn Gottes‘, so ist es billig, daß man ihm zuruft: ‚Thue etwas, was ein solcher nur allein thun könnte!‘ Aber wenn ein Anderer sagt: ‚Es ist nur ein Gott, und ich bin sein Prophet‘, das ist, ‚ich bin derjenige, der sich bestimmt zu sein fühlet, seine Einheit gegen euch, die ihr ihn verkennt, zu retten‘, was sind da für Wunder nöthig? Laß dich also das Besondere unsrer Sprache, das Kühne in unsrer Art zu denken, welche den geringsten Satz in blendende Allegorien gern einschließt, nicht verführen, Alles nach den Worten anzunehmen und dasjenige für Wunder zu halten, worüber wir selbst sehr betroffen sein würden, wenn es in der That Wunder wären. Wir schenken euch gar gerne diese übernatürlichen — — ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll. Wir schenken sie euch, sage ich, und danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht dadurch hat verdächtig machen wollen. Auch wirf uns nicht die Gewalt der Waffen vor, bei deren Unterstützung Mahomet predigte. Es ist wahr, er und seine Anhänger haben sehr viel, und Christus und seine Apostel haben gar kein Blut vergossen. Aber glaubst du wohl, daß das, was bei euch eine

Grausamkeit gewesen wäre, es bei uns nicht ist? Gieb Acht, es wird auf das Vorige hinauskommen! Wann der, welcher unbegreifliche Dinge vorträgt, die ich höchstens nur deswegen glauben kann, weil ich ihn für einen ehrlichen Mann halte, der mich nicht hintergehen wird, wann der, sage ich, den Glauben mit dem Schwerte erzwingen will, so ist er der verabscheuungswürdigste Tyrann und ein Ungeheuer, das den Fluch der ganzen Welt verdient. Wann aber der, welcher die Ehre des Schöpfers rettet, halsstarrige Verruchte findet, die nicht einmal das, wovon die ganze Natur zeugt, die nicht einmal seine Einheit bekennen wollen, und diese von dem Erdboden vertilgt, den sie entheiligen, so ist er kein Tyrann; er ist — — wann du ihn ja keinen Propheten, der Friede verkündigt, nennen willst, nichts als ein rächendes Werkzeug des Ewigen. Oder glaubst du in der That, daß Mahomet und seine Nachfolger ein ander Bekenntniß von den Menschen gefordert haben, als das Bekenntniß solcher Wahrheiten, ohne die sie sich nicht rühmen können, Menschen zu sein? Weißt du, was Abu Obeidah an die von Jerusalem schrieb, als er diesen heiligen Ort belagerte? ‚Wir verlangen von euch, zu bezeugen, daß nur ein Gott und Mahomet sein Apostel ist, und daß ein Tag des Gerichts sein wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wann ihr dieses Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilligt, Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu sein; sonst will ich Leute wider euch bringen, welchen der Tod süßer ist als euch der Wein und das Schweinefleisch.‘ — —*) Siehe, diese Aufforderung erging an Alle! Nun sprich, verdienten die zu leben, welche nicht einmal die Einheit Gottes und die Zukunft des Gerichts bekennen wollen? Stoße dich nicht daran, daß man von ihnen auch verlangte, den Mahomet für einen Gesandten Gottes zu erklären. Diese Clausel mußte beigefügt werden, um zu ersehen, ob sie auch die Einheit Gottes recht eigentlich annehmen wollten; denn auch ihr behauptet, sie anzunehmen; aber wir kennen euch! Ich will nicht weiter in dich dringen; aber lachen muß ich noch zuletzt über dich. Du glaubst,

*) Ockley, aus einer geschriebenen arabischen Geschichte des heiligen Landes. [Vgl. Marigny, Geschichte der Araber (übs. v. Lessing) I, S. 218.]

daß wir die sinnlichen Vorstellungen des Paradieses nach den Buchstaben verstehen. Sage mir doch, wenn ich euern Koran recht gelesen habe, versteht ihr die Beschreibung eures himmlischen Jerusalems auch nach den Buchstaben?" — —

Doch ich glaube, das heißt lange genug einen Anderen reden lassen. Ich ergreife das Wort wieder selbst und sage, daß es mich bei so gestalten Sachen nicht wundern würde, wann besonders die Mahometaner den guten Cardan, im Fall, daß sie ihn einmal kennen lernten, unter ihre boshaftesten Verleumder rechnen sollten, daß es mich aber sehr wundert, wann die Christen ihn unter die ihrigen rechnen.

Ich habe also noch den letzten Schritt zu thun. — — „Je nun", wird man ohne Zweifel sagen, „so mag denn die Stelle selbst so unschuldig sein, wie sie will; genug, daß Cardan durch einen gottlosen Schluß sein Innerstes nur allzu unglücklich verrathen hat. Das „Igitur his arbitrio victoriae relictis" ist so erschrecklich, daß gewiß keine Wendungen zureichen werden, es zu etwas Bessern als zu einer Geringschätzung alles Göttlichen zu machen."

Da sei Gott vor, daß ich Wendungen brauchen wollte! Die Stelle muß sich selbst retten, oder ich will derjenige sein, welcher am meisten wider sie eifert. Man gehe also einen Augenblick zurück und sehe, wo ich oben auf der 134. Seite aufhörte. „Und sich freiwillig in ein Kloster eingeschlossen hat" waren die letzten Worte. Auf diese nun folgen unmittelbar folgende, die ich der größern Glaubwürdigkeit wegen in ihrer Sprache anführen will: „Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare, quam haec objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem." Doch wollte Gott, heißt dieses, daß man ihre Waffen ebenso leicht überwinden könnte, als man diese ihre Einwürfe zunichte machen kann. Allein die Sache ist zu den Waffen gekommen, wo der stärkere Theil mehrentheils den besseren überwindet. — — Nunmehr verläßt Cardan auf einmal diese Materie und wendet sich zu den Verschiedenheiten, die man unter den Gegenden der Erde bemerkt. Die Worte aber, die er zu dem Uebergange braucht, sind die so oft verdammten Worte: „Igitur his arbitrio victoriae relictis, ad provinciarum discrimina transeamus."

Wenn ich ein Mann von Ausrufungen wäre, so würde ich mich jetzt ganz und gar darinne erschöpfen. Ich würde mit manchem O! und Ach! zu verstehen geben, daß auch nicht das Allerdeutlichste vor lieblosen Verdrehungen sicher sei. Ich würde den guten Cardan bejammern; ich würde allen ehrlichen Gelehrten wünschen, daß sie der liebe Gott ja für Neider behüten möge, die lieber die Regeln der Grammatik nicht kennen, als nicht verleumden wollen.

Doch ich will Alles dieses nicht thun, sondern bloß die Stelle in ihrem Zusammenhange noch einmal hersetzen: „Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem. Igitur his arbitrio victoriæ relictis, transeamus“ etc. O, sagen Sie mir doch, meine Herren Scaliger, Mersennus, Morhof, de la Monnoye, Vogt, Salthenius, Freytag, Schwarz, worauf geht denn *his*? Warum soll es denn auf den Inhalt zweier vorhergehenden Seiten gehen, und warum denn nicht auf arma? Warum soll es denn heißen: „Ich will es auf das gute Glück ankommen lassen, welche von den vier Religionen den Vorzug behaupten wird?“ und warum denn nicht vielmehr: „Wir müssen es dem Glücke überlassen, ob die Waffen der Mahometaner oder die Waffen der Christen die Oberhand, nicht in ihren Lehrsätzen, sondern in den Schlachten davontragen werden?“ Ist denn Beides etwa einerlei? Was haben Sie an dem letzteren Sinne zu tadeln? Dieses doch wohl nicht, daß Sie Ihre fromme Galle nicht daran auslassen können? Wenn ein Anderer an meiner Stelle wäre, der würde die seinige vielleicht an Ihnen auslassen.

Alles dieses ist so klar, daß ich mich wohl hüten will, noch ein Wort hinzuzusetzen. Es würde scheinen, als ob ich mit meinen Lesern selber streiten wollte, die mir ohne Zweifel gleich bei dem ersten Worte die ganze Verleumdung eingeräumt haben.

Allein warum hat Cardan gleichwohl diese Worte hernach geändert? — — Als wenn man nur Alles änderte, was man selbst für unrecht erkennt; als wenn man es nicht auch oft mit dem Allerunschuldigsten thäte, wenn man sieht, daß Gegner Gift daraus saugen wollen!

Hier würde es vielleicht nicht undienlich sein, zu bestimmen, in welcher Ausgabe diese Veränderung am ersten vorgenommen

worden[1]); allein ich muß diese Arbeit demjenigen überlassen, welchem die Mittel dazu nicht fehlen. Ich habe zu allem Unglücke keine andere Ausgabe bei der Hand, als eine von den jüngsten, wo es nicht gar die allerjüngste ist, nämlich die von 1664, in Basel bei Emanuel König. Und auch von dieser kann ich nicht einmal sagen, nach welcher älteren Ausgabe sie abgedruckt worden; ich vermuthe aber, nach derjenigen, welche Cardan ohne Zweifel in dem Jahre 1560 zum zweiten Male übersah, weil ich sowohl die zweite Zuschrift an den Herzog von Suesse als auch die Actionem primam in Calumniatorem[2]) dabei finde. Dem sei unterdessen, wie ihm wolle, ich will so viel thun, als ich thun kann, und die Aenderungen bemerken, die Cardan in dieser ganzen Stelle, nach meiner Ausgabe zu urtheilen, gemacht hat.

Man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß er nichts als die Worte Igitur his etc. ausgestrichen und mit anderen, weniger anstößigen, wenn Gott will, ersetzt habe. Ich bemerke sonderlich drei Stellen, welche sich in der Originalausgabe vorzüglich befinden und in den verbesserten weggeblieben sind. Die erste ist die, welche man im Vorhergehenden auf meiner 132. Seite findet, wo anstatt der Worte: „Und wie abgeschmackt“, bis „seinen Dienern

1) Nach Freytag, Analecta litteraria, S. 211, that er dies zuerst in der von ihm so genannten 4. Ausgabe, Basel 1560, 8⁰. Er behauptet dieses gegen de la Monnoye, welcher in den Menagiana IV, p. m. 305 die zweite als die erste geänderte angiebt.

2) Lessing schöpft seine Vermuthung aus Bayle (übs. von Gottsched) II, S. 58: „Er hat eine zweite Uebersetzung seines Werkes gemacht und es mit neuen Verbesserungen und Zusätzen einem Buchhändler zu Basel, Namens Heinrich Petri, zu drucken gegeben und seine Antwort an den Scaliger beigefügt. Sie ist betitelt: Hieronymi Cardani in Calumniatorem Librorum de Subtilitate Actio prima, und ist gar nicht umständlich; es ist nur eine allgemeine Antwort. Weil Ferdinand von Gonzaga nicht mehr am Leben war, so hat sich der Verfasser einen neuen Gönner gesucht. Er hat diese dritte Ausgabe dem Don Gonsales Ferrand von Cordua, Herzog von Suesse, zugeschrieben. Er hat keine Zeit unter seine Zuschrift gesetzt. Allein ich glaube, daß sie 1560 geschrieben ist. Unterdessen habe ich die Zuschrift der andern Ausgabe in einem Exemplare gesehen, welches zu Basel in Folio, ex Officina Petrina, im Jahre 1560 gedruckt worden. Die Actio prima in Calumniatorem findet sich zu Ende dieses Exemplars. Mich dünkt nicht, daß Cardan sein Werk seit dieser Zeit von neuem übersehen hat: ich finde in der Ausgabe Heinrich Petri's von 1582 in 8⁰ nicht die geringste Spur von einer dritten Untersuchung.“ Von der von ihm so genannten 2. Ausgabe sagt Freytag a. a. O. S. 210: *Apologiam adversus calumniatores*, cujus in libri titulo mentio facta est, frustra quaesivimus.

schwöre", Cardan folgende zu setzen für gut befunden hat: „Absurda nonne sunt, quod fingant Deum ascendere ad cœlum e terris, et quod ipse etiam per Dæmones servos suos juret?" Man sieht also, daß er aufrichtig genug gewesen ist, die abgeschmackte Beschuldigung wegzulassen, die er daselbst dem Korane macht, als ob er lehre, Gott und die Engel beteten für den Mahomet. Allein ich wollte, daß er noch aufrichtiger gewesen wäre und auch das Uebrige weggelassen hätte. Denn was will er damit? Wie kann er dem Korane etwas zur Last legen, wovon die heilige Schrift selbst nicht frei ist? Wird nicht auch in dieser von dem Herauf- und Herabsteigen Gottes unzähligmal geredet? Und wenn schon nicht darinne gesagt wird, daß Gott bei dem Himmel und bei der Erde schwöre, so schwört er doch bei seiner Seele. Ein Ausdruck, der ohne Zweifel auch seine Erklärungen nöthig hat. Die zweite Stelle ist der ganze erste Beweisgrund der Mahometaner, welcher von der Einheit Gottes, deren Verleugnung sie den Christen Schuld geben, hergenommen ist. (Siehe oben S. 132, von: „Nun haben aber auch" 2c. bis: „Der zweite Beweisgrund kömmt.") Alles dieses hat er in wenig Worte folgender Gestalt zusammengeschmolzen: „At Mahumetani et ipsi munimenta habent. Primum quod Christiani non eam quam ipsi in Deo simplicitatem colant, et quod Christicolæ imagines venerentur, videanturque Deorum non Dei unius cultores." Die dritte Stelle ist endlich die, wo Cardan von den Heiligen der Mahometaner redet, und von der ich in meiner Ausgabe nicht die geringste Spur sehe. Sie geht oben S. 133, von: „Auch sogar Heilige haben sie" bis zu Ende des ganzen Ortes, S. 134, „eingeschlossen hat." — Von diesen drei Veränderungen kann man ohne viel Mühe einen Grund angeben; allein was ich von der vierten, die ich gleich anführen will, sagen soll, weiß ich nicht. Ich finde nämlich, daß er auch diejenigen Worte, die zur Rettung seiner guten Gesinnung so vortrefflich sind, nämlich: „Sed utinam tam facile esset, arma illorum superare quam hæc objecta diluere. Verum res ad arma traducta est, quibus plerumque major pars vincit meliorem" gänzlich weggelassen hat. Er bricht da ab, wo ich auf der 134. Seite abgebrochen habe, und setzt anstatt des berüchtigten Ueberganges nichts als die kahlen Worte: „Sed

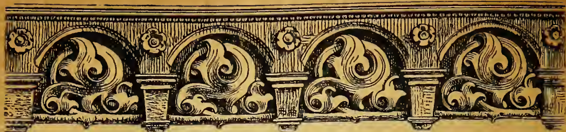
hæc parum philosophos attinent, pro quibus institutus est sermo: ad provinciarum miracula transeamus“ etc.

Ich nenne diese Worte hoffentlich mit Recht kahl, und wer weiß, ob ich ihnen nicht noch ein härter Beiwort geben sollte. Dem guten Cardan ist es wie hundert andern Gelehrten gegangen, die sich ebenso wenig als er auf das Verbessern verstanden haben. Setzt er nicht offenbar für etwas Anstößiges noch etwas Anstößigeres? Was hindert es, sein „hæc parum philosophos attinent“ zu übersetzen: „Was hat sich ein Philosoph um die Religionen zu bekümmern? Was geht ihn das abergläubische Zeug an?“ Ich weiß wohl, seine Meinung ist so arg nicht, und er will weiter nichts sagen als: „Dieses geht diejenigen Weltweisen, für die ich hier schreibe, die Naturforscher nämlich, weniger an.“ Er meint also nicht die Weltweisen überhaupt, für welche die Religionen allerdings ein sehr würdiger Gegenstand sind. Allein nimmt man denn Gründe an, wenn man verdrehen will?

Ich will nur noch ein Paar Worte von der Ordnung, in welcher die verschiedenen Ausgaben der Bücher de subtilitate auf einander gefolgt sind, beifügen, und alsdann mit einer Anmerkung schließen, die vielleicht von einigem Nutzen sein kann. Die erste Ausgabe ist ohne allen Streit die oben angeführte von 1550, in Nürnberg. Für die zweite hält Herr Freytag eine Ausgabe von Basel, ohne Jahrzahl, in Folio; für die dritte die von 1554, gleichfalls in Basel, bei Ludovico Lucio, und für die vierte die von 1560, welche in 8° an ebendemselben Orte herausgekommen ist. Ueber diese Folge wird er mir erlauben, einige Anmerkungen zu machen. I. Cardan sagt es ausdrücklich selbst, in seiner Actione prima auf der 728. Seite, daß die zweite Ausgabe seines Buchs 1554, und zwar im Anfange des Jahres erschienen sei. De la Monnoye, welchen Herr Freytag tadelt, könnte also doch wohl Recht haben, wenn er behauptet, daß die anstößigen Worte in derselben wären verbessert worden. Doch ich muß auch dieses zu des Herrn Freytags Entschuldigung sagen, daß Cardan, wenn er die Ausgabe von 1554 die zweite nennt, dadurch ohne Zweifel nicht sagen wolle, als ob die erste niemals nachgedruckt worden sei; er nennt sie die zweite, weil alle die vorhergehenden, als von einer

einzigen Originalausgabe abgedruckt, nur für eine in Ansehung des unveränderten Inhalts anzusehen sind. II. Weil aber doch auf der Basel'schen Ausgabe in Folio, ohne Jahrzahl, sehr vieler Verbesserungen gedacht wird, weil man auch sogar die Actio prima auf dem Titel genannt findet, so irrt sich Herr Freytag ganz gewaltig, wenn er sie für die zweite halten will. Wie ist das möglich? Hat dieser Bücherkenner vergessen, daß erst 1557 des Scaligers Exercitationes herausgekommen sind, und daß also die Actio prima, welches eine Antwort darauf sein soll, von noch späterm Dato sein muß? III. Warum aber auch nicht, nach des Herrn Freytags Art zu rechnen, die Ausgabe von 1554 die dritte sein kann, ist dieses der Grund, weil Cardan selbst auf der 791. S. der Actio prima von einer prima et secunda Norimbergensi, desgleichen von einer Lugdunensi und Lutetiana redet. Von der Lugdunensi nun weiß ich es gewiß, daß diese 1551 in Octav ans Licht getreten sei, weil sie der Verfasser des in dem X. Theile der Observationum Hallensium befindlichen Aufsatzes de libris raris ausdrücklich anführt. Ueberhaupt vermuthe ich, daß man aus diesen und vielen andern dabei vorkommenden Schwierigkeiten sich schwerlich jemals werde helfen können, weil die Buchhändler ohne Zweifel auch hier ein Stückchen nach gelehrter Art gespielt und um einerlei Ausgabe mehr als einen Titel gedruckt haben.

Ich komme endlich auf die Anmerkung, mit welcher ich schließen will. Diese Beschuldigung des Cardans, welche ich hoffentlich unwidersprechlich zu Schanden gemacht, haben unsere Literatores aus den Händen der Katholiken, besonders eines hitzigen Mersennus. Ich will ihnen rathen, daß sie Alles, was sie diesen Glaubensgenossen abborgen, vorher wohl untersuchen, ehe sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Diese Herren haben oft besondere Ursachen, dem und jenem Verfasser einen Schandfleck anzuhängen, welche bei uns wegfallen. Cardanus zum Exempel läßt die Vielheit der Götter in der streitigen Stelle auf eben die Art vertheidigen, wie sie die Heiligen zu vertheidigen pflegen, dergleichen er auch den Mahometanern beilegt. Sollte dieses die Katholiken nicht etwa weit mehr verdrossen haben als alles Andere? Allein sie waren vielleicht zu klug, um nicht einen andern Vorwand zu suchen. Ich bitte, dieses zu überlegen.



Rettung des INEPTI RELIGIOSI und seines ungenannten Verfassers.



Diese ganze Rettung wird wider den Herrn Pastor Vogt gerichtet sein; oder vielmehr sie wird diesem Gelehrten Gelegenheit geben, sich eines Umstandes wegen zu erklären, welcher, wenn er ihm erst nach seinem Tode sollte zur Last gelegt werden, seiner Aufrichtigkeit einen ziemlichen Stoß geben könnte. Ich habe für seine Verdienste alle Hochachtung; ja, eben diese Hochachtung ist es, welche mich diesen Schritt zu thun bewegt.

Zur Sache! Der Herr Vogt gedenkt in seinem Verzeichnisse rarer Bücher in dem Buchstaben J [1]) einer Scharteke, welche zu Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts [2]) in lateinischer Sprache unter folgendem Titel ans Licht gekommen ist: „Ineptus Religiosus ad mores horum temporum descriptus M. I. S. Anno 1652.“ In Duodez, auf zwei Bogen. Das Urtheil, welches er davon fällt, ist folgendes: „Ein höchst seltnes,

---

1) S. 369. — 2) 1652.

aber böses und gottloses Büchelchen. Dem Exemplare, welches mir der Herr Göring, Superintendent in Minden, aus seiner zahlreichen Bibliothek mitgetheilt hat, war Folgendes am Rande [1]) beigeschrieben: ‚Mente cares, si res tibi agitur [2]) seria: rursus fronte cares, si sic ludis amice Faber. Haec sunt Erasmi verba, alia occasione prolata, in hunc libellum optime quadrantia.' Sh. die vermischte Hamburgische Bibl., Band III, S. 581. Ich will dasjenige daraus hersetzen, was man in dem 45. Paragrapho liest, und was den Sinn des Verfassers verräth: ‚Omnes quaestiones et controversias ab ovo, dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quaeras, an Christus fuerit in rerum natura.' "

Ich habe an diesem Richterspruche Zweierlei von Wichtigkeit auszusetzen: erstlich, daß Herr Vogt seinem Leser von dieser seltnen Schrift einen durchaus falschen Begriff macht; zweitens, daß er die daraus angeführte Stelle offenbar verfälscht.

Der erste Punkt. Herr Vogt macht seinen Lesern einen ganz falschen Begriff davon. Er sagt, es sei ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sei ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen. Wie werde ich diesen Gegensatz am besten beweisen? Nicht besser, glaube ich, als wenn ich es den unparteiischen Leser selbst versuchen lasse, was es für Wirkungen bei ihm haben werde, wenn er es von einem Ende zum andern lesen sollte. Dieses also will ich thun; doch um ihm den Verdruß zu ersparen, sich mit dem ziemlich barbarischen Lateine, in welchem es geschrieben ist, zu plagen, lege ich ihm nichs als einen deutschen Auszug davon vor. Einen Auszug, sage ich, und nicht eine Uebersetzung, damit ich in jenem das Gift, wenn anders welches darinnen ist, so nahe zusammenbringen kann als möglich, und damit dieses auf einem Haufen seine Kräfte gewiß äußere, wann es anders welche äußern kann.

Ich sage also, daß der Ineptus Religiosus eine kleine Schrift ist, die aus einer Zueignungsschrift, aus 53 Paragraphen, aus einem kleinen Gedichte und endlich aus einer Stelle des Augustinus besteht. Man betrachte Eines nach dem Andern. Zuerst die

1) Es sollte heißen: auf dem Titel (in limine).
2) Es müßte des Verses wegen heißen: agitur tibi.

Zueignungsschrift.

Hier ist das Vornehmste davon. — — „Mein lieber Freund, du befindest dich jetzo außer deinem Vaterlande, in den am Meere liegenden Ländern Europens; deine größte Begierde geht dahin, daß du in allen Stücken einen recht galanten Weltmann und einen recht großen Geist aus dir machen mögest. Das ist löblich, und ich halte es für meine Schuldigkeit, dich noch mehr dazu aufzumuntern. Ich will dir sogar mit meinem guten Rathe an die Hand gehen und dir dasjenige mittheilen, was ich, nach einer neulichen Untersuchung, für das Beste zu sein fand, um ein nicht unwürdiger Gottesgelehrter" — — (so will ich unterdessen das Wort Religiosus übersetzen) „dieses Jahrhunderts zu werden. Ich weiß gewiß, es wird dir sehr nützlich sein, und du wirst in Kurzem sehr viel daraus lernen können, wenn du nur folgsam sein willst. Lebe wohl! Datum et conceptum in otio febrili."

Nach dieser Zueignungsschrift, die nicht viel besser, als eine — — doch der Leser mag es selbst entscheiden, was sie zu versprechen scheint. — — Hier folgt die Abhandlung selbst, deren Hauptsätze ich folgendermaßen zusammenziehe.

§ 1.

„Höre mir zu, der du dich von dem Pöbel absondern, zu einer größern theologischen Weisheit gelangen und viel in kurzer Zeit lernen willst. Du wirst sehen, daß der Weg zu dem Erhabensten heutzutage sehr leicht ist, so daß du dich über die Glückseligkeit deiner Zeiten und über deine eigne Fähigkeit wundern wirst. Ohne viel Sprachen zu lernen, ohne die Nächte schlaflos hinzubringen, ohne viel Oel und Fleiß zu verlieren, will ich dir das Innerste der Weisheit eröffnen. Laß Andere sich quälen, so viel wie sie wollen; sie wollen das Gute nicht erkennen ꝛc.

§ 2.

„Du also, der du dich berühmt zu machen gedenkst, überrede dich vor allen Dingen, daß du ein ganzer Mann bist und daß dir nichts fehlt, um von Allen, was dir in den Weg kömmt, urtheilen zu können. Weg mit der thörichten Behutsamkeit! Wer wird seine Meinung Andern unterwerfen wollen? Weg mit solcher Sclaverei! Keine Sclaverei ist schimpflicher als die freiwillige ꝛc.

§ 3.

„Halte die Gottesgelahrtheit für das allerleichteste Studium — — Glaube, daß nichts weniger Mühe kostet, als das Wahre von dem Falschen und das Licht von der Finsterniß zu unterscheiden. Ich versichere dir, daß alle Schwierigkeiten in der Einbildung bestehen, und daß nichts schwer ist, als was Einem schwer scheint. Der Löwe entsetzt sich über das Quaken des Frosches, und wann er näher kömmt, zertritt er ihn ꝛc.

§ 4.

„Ferner verachte das Ansehen der Alten und der Verstorbenen! Wir sind zwar überall unsern Vorfahren viel schuldig; nur in der Religion sind wir ihnen nichts schuldig ꝛc.

§ 5.

„An die Hirten und Lehrer, unter welchen du lebst, kehre dich nicht! In einer so wichtigen Sache, als das Heil deiner Seelen ist, mußt du dich auf Niemanden verlassen. Der beste Christ ist der, welcher sein eigner Hirt ist. Die Sorge für deine Seligkeit ist Niemanden aufgetragen, und Niemand wird für dich zum Teufel fahren. Du kannst dich ja selbst aus Büchern genugsam unterrichten, deren heutzutage oft ein Schuster und Schneider mehrere hat als sonst ein großer Doctor des kanonischen Rechts. Und was ist jetziger Zeit gemeiner als die Gelehrsamkeit? Was haben die Gelehrten vor gemeinen Handwerksleuten, die oft fertiger mit der Zunge sind als sie, voraus als den Namen? Vor diesen mochte es wohl wahr sein, daß man die Gelehrsamkeit nur bei den Gelehrten finden konnte; allein jetzt

redeunt Saturnia regna,
In quibus Assyrium vulgo nascetur Amomum.[1]) .

§ 6.

„Mit diesen witzigen Köpfen also, welche eigentlich keine Gelehrte sind, rathe ich dir, fleißig umzugehen. Alle Pastores, Magistros, Doctores, Baccalaureos verachte gegen sie! Diese finstern Leute wollen, daß man nur ihnen Alles glauben müsse; sie sind aufgeblasen und in ihre Grillen närrisch verliebt. Wann sich ja

1) Virg. Ecl. 4, 25.

noch Einige unter ihnen finden, die diese Fehler nicht haben, so sind sie dafür albern, blödsinnig, einfältig und dumm. Ueberhaupt aber werden sie dich alle mit so viel Sophistereien und schulmäßigen Unterscheidungen plagen, daß du nothwendig einen Ekel für sie bekommen mußt. Sie werden dich auf die Grammatiken, auf die Vernunftlehren, auf die Wörterbücher, auf Commentarios, Disputationes, Thomisten und Scotisten verweisen; sie werden dich zu einem ewigen Sclaven der Bücher machen, damit sie dich ja in ihren Ketten behalten und du nur immer ihre Speichel lecken mußt ꝛc.

§ 7.

„Noch einmal also, laß diese düsteren Köpfe und gieb dich mit Niemanden als mit Solchen ab, welchen Wahrheit und Lügen gleichgiltige Dinge sind, und die weder die Kunst zu schließen noch zu disputiren gelernt haben. Du brauchst eben nicht, um die Theologie zu lernen, deine andern Hantierungen aufzugeben; du kannst Alles dabei treiben, was du nur willst, und es ist genug, wenn du nur in müßigen Stunden mit deinen Gesellschaften ein wenig von der Religion schwatzest. Du kannst Alles unter Scherz und Lachen lernen — — Schuster und Schneider sind oft die besten Theologen, weil sie aus Erfahrung reden. Die Stimme des Pöbels ist die Stimme Gottes. Versuch es nur!

§ 8.

„Du wirst aber desto leichter lernen, je mit Beredtern du umgehst, dergleichen jetziger Zeit die Engländer und Holländer zu sein pflegen, bei welchen alle Marktplätze von Religion widerschallen. Ihre Weibleins sogar sind die geschwätzigsten, die nur zu finden sind, und sie können fertiger von theologischen Dingen plaudern, als mancher langbärtige Professor der Theologie. Doch auch nicht immer mit Einem unterrede dich! Bald mit Diesem, bald mit Jenem, damit du fein Vielerlei in den Kopf bekömmst ꝛc.

§ 9.

„Nun muß ich dich ferner zur Kühnheit aufmuntern. Das Sprichwort sagt: „Den Kühnen hilft das Glück", und ich sage dir: den Kühnen hilft die Weisheit. Furchtsame bleiben auf dem be-

kannten Wege; Zweifelhafte folgen einem Führer, und die den Weg nicht wissen, treten in Andrer Fußtapfen. Die Feigheit verräth ein unedles Gemüth. Ein Weiser weiß, daß er etwas weiß; er verehrt sich und läßt sich von Andern verehren. Was fragt er darnach, ob ihn Andere frech, verwogen, oder wie sie sonst wollen, nennen?

§ 10.

„Mit dieser Tugend ist die Großmuth verwandt, die du auch lernen mußt. Sie ist es, welche dich die Kleinigkeiten der Sprachlehrer und die Kindereien der Dialektiker verachten lehrt ꝛc.

§ 11.

„Mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, mußt du dich zu keiner gewissen Secte bekennen und auf Keines Worte schwören. Auch die Namen der Lutheraner, Papisten und Calvinisten mußt du nicht einmal vertragen. Remonstranten oder Contraremonstranten, was will das sagen? Die Christen müssen unter sich alle Brüder sein. Luther war so gut ein Mensch als Andere, und wir fehlen Alle mannichfaltig ꝛc.

§ 12.

„Wann du aber ja in einer von den Secten bist auferzogen worden, so verachte doch die andern nicht dabei! Jede hat etwas Gutes; suche dir das Beste aus; lerne aus allen etwas und nicht aus einer Alles! Hast du aber schreiben gelernt, so mache dir selbst ein theologisches System ꝛc.

§ 13.

„Hasse also keine Secte und glaube, daß, wie der Deutsche sagt, hinter dem Berge auch noch Leute wohnen. Gedenke an das, was Barläus[1]) in seinem schönen Epigrammate sagt:

— — — — — non unius aevi,
Non populi unius credimus esse pium.
Si sapimus diversa, Deo vivamus amici,
Doctaque mens pretio constet ubique suo etc.

---

1) Caspar Barläus, geb. den 12. Februar 1584 zu Antwerpen, wurde den 14. Januar 1648 in einem Brunnen todt gefunden. Er war Professor der Philosophie zu Amsterdam.

§ 14.

„Wann du ja hassen willst, so hasse die Katholiken vor allen Anderen, weil sie die Gewissen binden, uns alle Freiheit im Denken rauben und nach Art der Alten eine gar zu strenge Kirchenzucht haben; weil sie die Kirche zu einem Gefängnisse und den Glauben zu einer Marterbank machen 2c.

§ 15.

„Nach Diesen verachte die Lutheraner oder Ubiquetisten. Diese Heerde ist sehr zanksüchtig, sie dünkt sich allein klug und hat noch viel von den äußerlichen päpstischen Ceremonien beibehalten. Alle Ceremonien aber befehl' ich dir zu fliehen. Wozu soll das Kniebeugen, das Kreuzmachen, die Entblößung des Hauptes? Dergleichen Grimassen gehören für die Klopffechter und Tänzer.

§ 16.

„Sonst aber halten alle Secten in gleichem Werthe, es mögen nun Arminianer oder David-Joriten oder Brownisten sein. Tros Tyriusve fuat, nullo discrimine habeto.[1]) Laß dir es auch niemals in den Sinn kommen, als wenn die päpstliche Religion weniger zu hassen wäre als die Photinianische oder Mahometanische. Den Sectirer mußt du fliehen, sofern er ein Sectirer ist, nicht aber, insofern er irret.

§ 17.

„An allen Glaubenslehren und Lebenspflichten zweifle in deinem Leben wenigstens einmal. Und wann du es thust, so entziehe dich allem Umgange der Menschen! Begieb dich in die Einsamkeit, welche dich Manches lehren wird! Ziehe keine Bücher dabei zu Rathe, sondern bloß und allein dich! Wenn der Geist von allzu vielem Lesen abgemattet ist, so kann er von nichts gehörig urtheilen 2c.

§ 18.

„Die Bibel rathe ich dir, ohne alle Hilfe zu lesen. Doch brauchst du nicht immer darüber zu liegen, aufs Höchste bei garstigem und traurigem Wetter, oder wann du von der Arbeit müde und zu anderen Verrichtungen ungeschickt bist. Fliehe alle Ausleger; denn glaube mir, kein einziger ist von Vorurtheilen frei.

---

1) Virg. Aen. 10, 108: Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo.

§ 19.

„Alle andere Gebetbücher oder Gesangbücher kannst du bei der Bibel entbehren. Ich rathe dir überhaupt nicht, dich gewisser Formeln bei dem Beten zu bedienen, nicht einmal des Vater Unsers. Das ist eine elende Andacht, die ihr Feuer aus den Büchern holen will! 2c.

§ 20.

„Die Bibel selbst aber lies mit Sorgfalt und Ueberlegung, nicht mit jener sinnlosen Ehrfurcht, die man Andacht zu nennen pflegt! Es sind Orte, wo selbst Paulus anstößt, und wo Petrus stolpert. Homer schläft ja selbst manchmal ein.[1]) Lies die Bibel nicht anders, als du den Livius, Froschmäusler[2]) oder der Gräfin von Pembroke Arkadien[3]) liest. Einiges davon lobst du; Einiges übergehst du; von Einigem wolltest du, daß es lieber anders als so heißen möge. Es steckt auch noch Vieles in der Bibel, das noch Niemand bemerkt oder an den Tag gebracht hat, und das entweder auf deine oder auf eines Andern Hand wartet. Viele Stellen sollten ganz anders ausgelegt werden! Bei vielen folgt ein Schöps dem andern und ein Ausleger dem andern 2c.

§ 21.

„Hieraus kannst du leicht schließen, was ich von dem akademischen Disputiren halte. Damit diese Leutchen doch etwas thun mögen, so zanken sie sich über Worte, die weder bei ihnen noch bei Andern einen Sinn haben. Ich möchte doch wissen, welcher von den Aposteln ihre Sophistereien de causa efficiente, formali, informante, assistente etc. verstehen würde? Von ihren Haecceitatibus, Quidditatibus und dergleichen Dingern, die sie dem Thomas und Holcoth[4]) abborgen, will ich nichts sagen. Wie sehr hat man es vergessen, was der heil. Ambrosius sagt: „Piscatoribus creditur, non Dialecticis“, etc.

---

1) Hor. A. P. 359: quandoque bonus dormitat Homerus.

2) von Georg Rollenhagen (1542—1609).

3) „Arcadia der Gräfin Pembroke“ von Philipp Sidney (1554—1586), 1622 zu London in Folio erschienen, wurde 1638 von Opitz übersetzt herausgegeben.

4) Ein englischer Dominicaner von Northampton, starb 1349.

§ 22.

„Wenn du aber ja mit mir nicht durchgängig einig bist und ohne Bücher nicht gelehrt zu werden glaubst, so will ich dir wenigstens sagen, was für welche du loben und billigen mußt.

§ 23.

„Erst siehe, ob der Verfasser eine gute Schreibart hat. Sie muß Ciceronianisch sein. Dieses Lob haben besonders die Bücher der Arminianer, desgleichen Calvinus und verschiedene im vorigen Jahrhunderte verstorbene schweizerische Theologen 2c.

§ 24.

„Die andere Tugend eines Schriftstellers ist die Bescheidenheit Er muß mit seinen Gegnern fein säuberlich verfahren. Er muß den Ausspruch des Heilandes beständig in Gedanken gehabt haben: ‚Richtet nicht!‘ [1])

§ 25.

„Die dritte Tugend ist die Versöhnlichkeit, welche die Griechen ἐπιειχειαν nennen. Sie müssen immer bereit sein, sich mit ihren Feinden zu vereinigen, und beständig im Munde führen: ‚So viel an Euch ist, haltet mit allen Menschen Friede!‘[2]) Dergleichen Bücher kommen heutzutage sehr viele ans Licht und erhalten hier und da Beifall.

§ 26.

„Die vierte Tugend ist die Frostigkeit, welche die Griechen ψυχρολογιαν nennen. Sie müssen nicht dem Leser ans Herz reden, noch Seiten mit Ausrufungen und Fragen anfüllen. Sie müssen keine Leidenschaften rege machen, ob man dieses gleich sonst für einen Fehler zu halten pflegt 2c.

§ 27.

„Fünftens wollte ich wohl rathen, daß man auf einen guten Druck, auf weißes Papier und saubere Lettern sehen möge: allein das weiß Jeder schon von sich selbst. Ich will also eine andere Regel geben, die wichtiger ist; diese nämlich: man fliehe sorgfältig alle methodischen Bücher. Die besten sind diejenigen, welche frei und ohne Zwang geschrieben sind 2c.

---

1) Matth. 7, 1.
2) Röm. 12, 18.

§ 28.

„Endlich, welches ich gleich zuerst hätte erinnern sollen, halte besonders diejenigen für auserlesene Bücher, welche ohne Namen des Verfassers herauskommen und auch keinen Ort des Drucks angeben, es müßte denn etwa eine Stadt in Utopien sein. In solchen Büchern wirst du Schätze antreffen, weil sie meistentheils von witzigen und wahrheitliebenden Männern kommen. Die Welt ist sehr undankbar, daß sie dergleichen Schriften verbieten oder sie nicht frei verkaufen lassen will.

§ 29.

„Solche Bücher, wie ich sie dir jetzt beschrieben habe, liebe und lies; alle die übrigen aber, Ausleger, Streitschriften, Compendia ꝛc., brauche

Ad piper et quicquid chartis amicitur ineptis.[1])

§ 30.

„Ausdrücklich dir aber diejenigen Bücher zu nennen, welche du lesen mußt, will sich nicht thun lassen, weil ich dazu den Ort, wo du dich aufhältst, und sonst deine Umstände wissen müßte. Unterdessen aber kannst du mit folgenden anfangen: mit Hugonis Grotii Büchern von der Wahrheit der christlichen Religion und seinen Auslegungen über das Alte und Neue Testament[2]); mit Thomas Browns Religion des Arztes (welches Buch Hugo besonders wegen seiner reinen Schreibart Vielen anzupreisen pflegte)[3]); mit des Marcus Antonius de Dominis Republica Ecclesiastica[4]); mit des Paräus Irenico[5]), mit Gottfried

---

1) Hor. Ep. 2, 1 zu Ende (Et statt Ad).

2) Hugo Grotius, berühmter Latinist, Jurist, Theolog und Geschichtschreiber, geb. zu Delft den 10. April 1583, gest. zu Rostock den 18. Aug. 1645.

3) Geb. den 19. November 1605 zu London, Arzt, starb den 19. October 1682 zu Norwich. Seine in englischer Sprache herausgegebene „Religion des Arztes" wurde von Johann Merryweather in die lateinische, von Georg Wenzky in die deutsche Sprache übersetzt.

4) Gest. im Gefängniß der Inquisition zu Rom 1624. Er war angeklagt gewesen, daß er gesagt hätte, man könnte in allen Religionen selig werden, wenn man nur fromm lebte, und nach England geflohen, wo er: de republica ecclesiastica contra primatum papae schrieb.

5) David Pareus, reformirter Professor der Theologie zu Heidelberg (1548 bis 1622): Irenicum sive de unione et synodo Evangelicorum concilianda liber votivus.

Hottons Concordia Ecclesiastica[1]), und was dir etwa sonst für welche in den holländischen Buchläden vorkommen.

§ 31.

„Nun will ich noch einige gute Regeln beifügen, die dir durch dein ganzes Leben nützlich sein können ꝛc.

§ 32.

I. „Verachte deinen Katechism, und was du sonst in deiner Jugend gelernt hast! Allen diesen Bettel mußt du mit den Kinderschuhen ablegen ꝛc.

§ 33.

II. „Wage dich gleich an etwas Großes; und das Geringste, worüber du streitest, laß die Vorherbestimmung von Ewigkeit, die allgemeine Gnade, die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, die Art und Weise, wie Christus im Abendmahl zugegen ist, und andere solche Fragen sein. Wann du gleich nichts davon verstehst, das schadet Alles nichts.

§ 34.

III. „Von denen, die wichtige Aemter bei der Kirche oder im Staate bekleiden, glaube durchgängig, daß sie unwissend und dumm sind; denn es wäre ein Wunder, wenn Ansehen und Verstand beisammen sein sollten. Wann du findest, daß sie auch nur in einer Kleinigkeit gefehlt haben, so schließe weiter!

§ 35.

IV. „Gewöhne dich, deine Meinung über Alles zu sagen. Weg mit dem Pythagorischen Stilleschweigen! Erst lehre Andere, und alsdann lerne selbst! Ueberall aber, in Wein- und Bierhäusern, suche die Unterredung auf theologische Dinge zu lenken.

§ 36.

V. „Gieb beständig Acht, wo du etwas zu widersprechen findest. Es sei dir deswegen erlaubt, den unwidersprechlichsten Grund des Christenthums anzutasten; man bekömmt wenigstens dadurch eine große Meinung von dir ꝛc.

---

1) Prediger zu Amsterdam im 17. Jahrhundert. Das hier erwähnte Werk erschien zugleich lateinisch und französisch in Paris.

§ 37.

VI. „Halte dich zu Denjenigen, die von den obersten Geistlichen verachtet und gedrückt werden. Es werden immer witzige und gelehrte Männer sein, die man wegen ihrer Wahrheitsliebe verfolgt, und aus deren Umgange du Vieles lernen kannst.

§ 38.

VII. „Auch aus den Reden des allergeringsten Menschen schäme dich nicht, etwas zu lernen, und wenn es auch ein alt Weib wäre 2c.

§ 39.

VIII. „Wann du mit Männern, die gelehrt sein wollen, von der Religion redest, und sie sagen dir etwas, was dir schwer und dunkel scheint, so halte es für verdächtig! Alles, was schwer ist, erkenne für Possen, und nur das, was du gleich fassen kannst, für Wahrheit!

§ 40.

IX. „Der Hauptzweck aller deiner Unterredungen und Handlungen sei, die Secten zu vereinigen und Friede und Ruhe in der Kirche herzustellen. Die Theologen selbst sind viel zu eigennützig, halsstarrig und zänkisch, als daß sie sich damit beschäftigen sollten 2c.

§ 41.

X. „Bei Streitunterredungen suche beständig auf eine neue Art zu antworten! Mit dem Antworten selbst aber sei ja recht fertig! Jedes große Genie redet Alles aus dem Stegreife. In theologischen Sachen besonders sind oft die erstern Gedanken besser als die letztern 2c.

§ 42.

XI. „Die Streitigkeiten, welche unter den Secten obwalten, mache so geringe als möglich; denn sie sind es, die der Vereinigung am meisten im Wege stehen. Oft sind es nur Wortstreite, und der ganze Fehler ist der, daß beide Parteien einander nicht verstehen. Ueberhaupt wird dir hier der Unterschied zwischen Glaubensartikeln, die zur Seligkeit unumgänglich nöthig sind, und denen, die es nicht sind, sehr wohl zu Statten kommen.

§ 43.

XII. „Wann du von den verschiedenen Secten sprichst, so drücke dich allezeit bescheiden aus. Die Bescheidenheit ist die erste Tugend eines Jüngers der großen und allgemeinen Religion. Mische daher fein oft in deine Reden die Wörter: wenn, vielleicht, es scheint, ich halte, meistentheils, kaum, ohne Zweifel. Sage zum Exempel: Wenn irgend ein Glaubensbekenntniß nach allen Vorschriften der Frömmigkeit und Heiligkeit abgefaßt ist, so ist es wohl das Augsburgische; die Photinianer sind des christlichen Namens kaum würdig; die Calvinisten scheinen aus Begierde, die göttliche Gnade groß zu machen, den unbedingten Rathschluß aufgebracht zu haben; dem ehrlichen Hugo Grotius ist hier etwas Menschliches zugestoßen, 2c. Aber ganz anders mußt du von Denjenigen reden, die mit deinen besonderen Meinungen nicht übereinkommen wollen.

§ 44.

XIII. „Gieb dich bei Streitunterredungen niemals überwunden! Wenn dein Gegner scharfsinniger ist und dich mit Schlüssen eintreiben will, so halte immer einen Einfall in Bereitschaft, den du diesem Schulfuchse in den Bart werfen kannst. Allenfalls kannst du ihm auch sagen, daß er dich nicht verstehe, und daß er selbst nicht wisse, was er wolle.

§ 45.

XIV. „Bei allen Streitfragen fange ganz von vorne an! Setze nichts voraus! — — — (Doch ich will diesen Paragraphen nicht weiter ausziehen; ich werde ihn unten ganz einrücken müssen, weil die von dem Herrn Vogt angezogene Stelle daraus genommen ist.)

§ 46.

XV. „Rühme dich oft deiner heiligen Betrachtungen, deiner Geduld, deiner Demuth und deiner andern dir verliehenen Gnadengaben! Thue aber, als wenn du hierbei nicht deine, sondern Gottes Ehre suchtest!

§ 47.

XVI. „Lebe so, als wenn dich diese Zeiten ganz und gar

nichts angingen! Entweder siehe beständig auf das Vergangene, oder spare dich bessern Zeiten! Die Berge werden bald etwas gebären, und alsdann wird eine sehr große Veränderung entstehen.

§ 48.

XVII. „Was dir in der Nähe ist, verachte! Bücher und Menschen aus deiner Gegend müssen dir ekeln. Nur das Ausländische muß dich ergötzen rc.

§ 49.

XVIII. „Wenn du auf diese Art in deiner Religion zugenommen hast, so sinne endlich einmal darauf, wie die ganze Hierarchie der Kirche abgeschafft werden könne. Die Geistlichen kosten der Republik jährlich sehr große Summen; ein Erzbischof verzehrt in einem Monate mehr als ein anderer Vornehmer in einem Jahre. Von was für einer Last würde der Staat nicht befreit sein, wenn er diese Kosten ersparen könnte!

§ 50.

XIX. „Endlich, wann du dich in deinen Glaubensartikeln festgesetzt hast, so fange auch an, dich um den Zustand deiner politischen Obrigkeit zu bekümmern. Lebst du in einer Monarchie, so untersuche, was dein Monarch für Recht habe, über freie Leute zu herrschen; ob es erlaubt sei, daß Einer über Alle gebiete. Kannst du auch Andere mit dazu aufmuntern, daß sie gleiche Untersuchungen mit dir anstellen, so ist es desto bester rc.

§ 51.

XX. „Um aber von deiner Obrigkeit ein richtiges Urtheil fällen zu können, wirst du sehr wohl thun, wann du von allen ihren Mängeln und Fehlern Nachricht einzuziehen suchst, welche du am besten durch ihre Mägde oder andere Botschaftsträgerinnen bekommen kannst rc.

§ 52.

„Mit diesen und dergleichen Untersuchungen bringe deine Jugend hin, und sei nicht so unsinnig, sie bis auf das Alter zu versparen rc.

§ 53.

„Hier will ich aufhören und ein Mehreres deiner eignen Klugheit überlassen. Vielleicht erkläre ich mich zu einer anderen

Zeit weitläuftiger, besonders wann ich erfahren sollte, daß dieses nicht übel aufgenommen worden."

* * *

Noch ist es einige Augenblicke zu zeitig, meine Leser zu fragen, was sie wohl gelesen haben? Es ist vorher noch ein kleiner Anhang übrig, den ich ihnen gleichfalls mittheilen muß. Er besteht, wie schon gesagt, aus einem kurzen Gedichte und aus einer Stelle des Augustinus. Das erstere ist „Manuductio ad Epicureismum“ überschrieben und lautet von Wort zu Wort so:

„Vitam quae faciunt suis beatam
Porcis, haec Epicurus ille tradit:
Ne spectes hominum Deive mentem!
Non est qui regat et curet orbem;
Spem vitae bene rideas futurae,
Quamvis mens ratioque sana monstrent.
Te soli tibi finge procreatum,
Certus cuncta tuo esse nata ventri;
Silenus placeat nihilque malis.
Vivas ut tua sus tuusque porcus;
Et tandem moriare porcus et sus.
Sic, sic itur ad insulas beatas,
Aeterno quibus igne carcer ardet
Et tales coquit ustulatque porcos.
Tunc malles, Epicure, non fuisse,
Sed sero venient eae querelae;
Et disces aliud fuisse quiddam,
Quam quod riseris hic inane numen.“

Diese Verse sind die besten nicht, und sie würden schwerlich hier stehen, wann ich sie gemacht hätte. — — Endlich folgt auch die Stelle des Kirchenvaters: „Utile est libros a pluribus fieri diverso stilo, non diversa fide, etiam de quæstionibus iisdem, ut ad plurimos res ipsa, quæ orthodoxe tractatur, pervenire possit.“ — —

„Ho! ho!" wird man mir nunmehr entgegenrufen, „diese Stelle war wohl noch nöthig, uns recht mit der Nase darauf zu stoßen, daß der ganze Bettel eine Satire sei? Die Wendung darinnen ist gleichwohl weder neu noch selten! Der Verfasser sagt überall das Gegentheil von dem, was er sagen will, und sagt es oft mit so dürren Worten, daß man sehr dumm sein muß, wenn man seine Meinung nicht fassen will."

Und das urtheile ich auch. Ich will denjenigen sehen, der mir das geringste Anstößige oder Gottlose darinnen zeigt, sobald er dasjenige verneint, was unser Spötter bejaht, und dasjenige bejaht, was er verneint. Doch auch dieses ist nicht einmal nöthig; man nehme Alles nach den Worten an; man gehe von dem eigentlichen Verstande derselben nirgends ab: was ist es nunmehr? Hat nicht ein Religiosus ineptus sollen geschildert werden? Was hat man dazu für andere Züge wählen können?

Um die Ironie überall noch besser einzusehen, darf man sich nur an die Streitigkeiten erinnern, welche besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lutherische Kirche zerrütteten. Eine der vornehmsten war die synkretistische oder diejenige, welche die Helmstädter Gottesgelehrten, und besonders der ältere Calixtus[1]), erregten. Um das Jahr 1652 war sie eben sehr heftig geworden, und sie ist es, gegen die unser Verfasser die meisten und schärfsten Pfeile losdrückt. Man sehe besonders auf den zweiundvierzigsten und dreiundvierzigsten Paragraphum und überhaupt auf alle zurück, wo er von den verschiedenen Secten, von der Bescheidenheit, die man gegen sie brauchen müsse, und von ihrem Unterscheide, der nichts weniger als wesentlich sei, redet.

Auch auf die damaligen Unionsbemühungen, welche mit jener Streitigkeit eine Art von Verwandtschaft haben, zielt er. Ich berufe mich deswegen besonders auf den 25. Paragraphum, wo er von der Verträglichkeit spricht, und auf den 30., wo er fast lauter Bücher anpreist, die auf die Wiedervereinigung der christlichen Religion dringen. Was er aber daselbst von des Thomas Browns Religion des Arztes sagt, ist mir beinahe ein wenig verdächtig. „Quem Hugo ex puritate dictionis multis solitus commendare“, sind seine Worte. Gleichwohl ist das Werk eigentlich englisch geschrieben, und die lateinische Uebersetzung, wenn ich mich recht erinnere, ist erst herausgekommen, als Grotius schon todt war.

Ferner scheint mir der ganze 21. Paragraphus, und wo er sonst noch der scholastischen Philosophie gedenkt, auf die Streitig=

---

1) Georg Calixtus oder Kallison, geb. den 14. December 1586 zu Medelby in Schleswig, gest. den 19. März 1656. Er that Vorschläge, die evangelische und die reformirte Confession zu vereinigen.

keiten zu gehen, welche der Helmstädt'sche Superintendent D. Hoffmann anspann, der sich durch seinen Haß gegen die Weltweisheit ungemein lächerlich machte.[1])

Desgleichen sticht er die Anwendung der Cartesischen Philosophie in der Gottesgelahrtheit offenbar in dem 17. Paragrapho an: „De omnibus articulis fidei deque omnibus doctrinis morum fac semel in vita dubites."

Endlich besinne man sich noch auf die Schwärmereien des erleuchteten Schusters von Görlitz, welcher ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch seinen bloßen Unsinn das Haupt einer Secte und der Theosoph Deutschlands zu werden das Glück hatte.[2]) Auch auf diesen und seine Anhänger wird sich Vieles nicht übel deuten lassen, so daß man, wenn man noch wenig andere Anwendungen auf die Wiedertäufer und auf die starken Geister damaliger Zeit macht, wenig in den Wind Gesagtes finden wird.

Ich will die Auswicklung aller dieser kleinen Umstände dem Leser selbst überlassen und mich begnügen, ihn nur mit dem Finger darauf gewiesen zu haben. Er wird durchgängig nach einer kleinen Ueberlegung finden, daß, wenn eine Satire in der Welt orthodox abgefaßt worden, so sei es gewiß diese, welche der Herr Pastor Vogt als böse und gottlos ausschreit.

Doch ein Jeder hat seine eigene Art zu denken, und es könnte wohl sein, daß dieser Gelehrte vollkommen nach seiner Empfindung geschrieben habe. Es ist nicht Allen gegeben, Scherz zu verstehen, besonders wenn er auf etwas fällt, woran unsere Eigenliebe Theil nimmt. Ich würde ihm daher sein bloßes Urtheil nicht verdenken, wann er es dabei hätte wollen bewenden lassen. Allein daß er unsere Beistimmung durch Verfälschungen erzwingen will, das verdenke ich ihm sehr.

Und dieses ist der zweite Punkt, den ich erweisen muß. Man sehe also in dem Vorhergehenden die Worte nach, die er aus dem 45. Paragrapho des Religiosi Inepti will genommen haben. Es waren folgende: „Omnes Quæstiones et Controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil suppone; semper quæras,

---

1) Daniel Hofmann, geb. zu Halle 1538, starb zu Wolfenbüttel 1621.

2) Jacob Böhme, 1575—1624. Seine Schriften verdrehten den Romantikern vollends die Köpfe. Vgl. IV, S. 480.

an Christus fuerit in rerum natura.“ Gesetzt einen Augenblick, diese Anführung hätte ihre vollkommene Richtigkeit, was nun? Die ganze Schrift, wie wir gesehen haben, ist eine Ironie, und also auch diese Zeilen! Als eine solche aber sind sie die unschuldigsten von der Welt, und ich kann auf keine Weise einsehen, wie sie den bösen Sinn des Verfassers verrathen können. Der Herr Vogt wird ihm doch nicht Schuld geben wollen, als habe er gezweifelt, ob jemals ein Christus in der Welt gewesen sei? Und beinahe kann er ihm nichts anders damit Schuld geben.

Wie also, wenn ich ihm mit ausdrücklichen Worten in eben dieser Stelle gerade das Gegentheil zeigte? Und nichts ist leichter; denn ich darf sie nur hersetzen, so wie sie eigentlich in dem Originale, das ich vor mir habe, lautet. Es heißt aber daselbst nicht schlechtweg: „Nihil suppone“, sondern es heißt: „Nihil AB ALIIS PROBATUM AUT DECISUM suppone!“ Hier ist der ganze Paragraphus, den ich oben nur mit wenig Silben angeführt habe:

§ 45.

XIV. „Omnes quaestiones et controversias ab ovo, quod dicitur, semper incipito. Nihil *ab aliis probatum aut decisum* suppone. Semper quaeras: utrum etiam sint angeli seu spiritus? An Christus fuerit in rerum natura? An diluvium Mosaicum fuerit universale et similia. Neque opus est, ut tamdiu expectes, donec necessitate quadam eo perducaris, sed ultro te torque et quam studiosissime labora, ut dubia et disputabilia quaedam habeas. Quaestiones etiam tales amato: unde scire possum veram esse scripturae interpretationem, quam Pastor meus proponit? quo indicio constat Lutheranam religionem congruam esse verbo Dei, quum id Photiniani etiam jactent?“

Nun muß ich aber in allem Ernste fragen, warum der Herr Pastor Vogt das „*ab aliis probatum aut decisum*“ an einem Orte weggelassen hat, wo der ganze Verstand davon abhängt. Daß er aber hier davon abhängt, wird Niemand leugnen. „Es ist zwar wahr“, will der ungenannte Verfasser sagen, „Andere haben es längst ausgemacht und bewiesen, daß es Geister giebt, daß Christus in der Welt gewesen ist; aber gleichwohl, was gehen dich, der du klüger als die ganze Welt mußt sein wollen, was gehen dich, sage

ich, Andere an? Deine Fragen sind zu Millionen Malen beantwortet worden; doch was schadet das? Du kannst sie schon noch einmal aufwerfen und dir dadurch das Ansehen eines Geistes geben, der bis auf den Grund der Sachen dringt." — — Wer ist so einfältig, diese Sprache nicht zu verstehen? Und wer sieht nicht, daß die ganze Stärke des Spottes auf dem „ab aliis probatum aut decisum" beruht? Sobald dieses weg ist, so bald scheint Alles, besonders wenn es außer dem Zusammenhange genommen wird, wo nicht im vollen Ernste, wenigstens in einer sehr plumpen Ironie gesagt zu sein.

Ich habe schon hin und her auf einige Entschuldigungen für den Hrn. Vogt gedacht. Wie gerne wollte ich annehmen, daß er die Schrift niemals selbst gesehen, und daß ihm ein unachtsamer Freund die Stelle daraus mitgetheilt habe; doch hierwider ist sein eignes Bekenntniß. Wie gerne wollte ich ferner vermuthen, daß er vielleicht einen anderen, veränderten Abdruck gebraucht habe, wann ich nur den geringsten Grund hätte, zu glauben, daß ein solcher in der Welt sei!

Wenn es ihm daher gefallen sollte, sich etwa in einer neuen Ausgabe seines Verzeichnisses hierüber zu erklären, so wollte ich wohl wünschen, daß er seine Vermuthungen beifügen möge, wer sich etwa unter die Buchstaben M. J. S. könne versteckt haben. Kaum darf ich es wagen, die meinigen vorzulegen, weil ich es ganz gerne gestehe, daß sie auf ziemlich schwachen Gründen ruhen. Anfangs nämlich, da ich die Schrift selbst noch nicht gesehen hatte, gingen meine Gedanken auf den Johann Steller[1]), welcher sich durch die Vertheidigung des Pilatus berüchtigt gemacht hat. Nach der Zeit aber bin ich auf den Josua Schwarz[2]) gefallen, welcher zuletzt schleswig-holsteinischer Generalsuperintendent war. Er war in seiner Jugend ziemlich gereiset und konnte also Ketzer und Schwärmer genug gekannt haben, um Lust zu bekommen, ihre Thorheiten nach dem Leben zu schildern. Was dieser Muthmaßung

1) Advocat zu Leißnig in Meißen, Pilatus defensus. (Gegenschriften von Maphanasus und Christ. Thomasius 1676.)

2) Geb. den 7. März 1632 zu Waldow in Pommern, gest. den 6. Januar 1709. Er schrieb u. A.: Decades quinque epistolarum de syncretismo hodierno damnabili et noxio.

noch das meiste Gewicht geben mußte, wäre der Haß, den er beständig gegen die Synkretisten geäußert hat. Er mußte ihrentwegen sogar sein Vaterland verlassen, welche Verdrießlichkeit ihm um die Jahre einige sechzig begegnete. Doch ich sage es noch einmal: diese Wahrscheinlichkeiten sind zu klein, als daß man darauf bauen könnte.

Man wird oben ohne Zweifel bemerkt haben, daß Herr Vogt den dritten Theil der Hamburgischen vermischten Bibliothek anführt. Wann man sich die Mühe nehmen will, die Stelle nachzusehen, so wird man finden, daß daselbst Herr Harenberg unter den Merkwürdigkeiten seiner westphälischen Reise gleichfalls des Inepti Religiosi gedenkt. Das Exemplar, welches er davon durchlaufen, ist ebendasselbe, welches Herr Vogt gebraucht hat. Allein wie verschieden sind die Urtheile beider Gelehrten! Herr Harenberg trifft viel näher zum Zwecke, und ich bin durchgängig mit ihm einig, nur darinnen nicht, daß er vorgiebt, man könne es nicht so leicht errathen, ob der Schriftsteller im Ernste oder nur spottweise dem Leser so viel heillose Lehren vorhalte. — — Hat er etwa bei jedem Paragrapho hinzusetzen sollen: „Aber merkts, ihr Leute, daß ich mich nur der Ironie bediene?" Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen.

Es taugt, sollte ich meinen, überhaupt nicht viel, wenn man die gefährlichen Bücher ohne Noth vermehrt. Es wäre besser, wenn man sie so viel als möglich verringerte, welches dadurch am ersten geschehen kann, wenn man jedes nach seiner Absicht beurtheilt und sich begnügen läßt, ein nichtswürdiges Buch ein nichtswürdiges zu nennen, ohne es zu einem gottlosen zu machen.

Diese Regel der Klugheit scheinen nur die wenigsten unserer Bücherkenner zu beobachten. Da sie gewohnt sind, den Werth ihrer Entdeckungen nach den Graden der Seltenheit eines Werks abzumessen, so werden sie nur gar zu oft von einer kleinen Ruhmsucht verleitet, diese durch Uebertreibung zu erhöhen und den Inhalt wenigstens atheistisch zu machen. So ist es zum Exempel mit den Werken des Bruscambille ergangen, wider die Herr Reimann nach seiner Art auf der 392. Seite der Historiae universalis Atheism. sehr fürchterlich declamirt. Herr Vogt hat in seinem

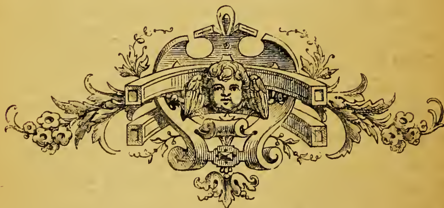
Verzeichnisse dessen eigene Worte beibehalten, und Beiden sind sie liber aeternis tenebris dignus.[1]) Ich habe eine neuere Ausgabe davon, welche 1668 in Paris in Duodez gedruckt worden. Es ist wahr, man findet nichts als Possen darinnen; weiter aber auch nichts als Possen. Bruscambille selbst muß ein Comödiant des vorigen Jahrhunderts gewesen sein; denn fast alle in seinen Werken enthaltenen Stücke sind entweder an die Zuschauer vor oder nach den Schauspielen gerichtet, oder es sind Tiraden, wie man sie auf der französischen Bühne zu nennen pflegt. Herr Reimann irrt sich daher sehr, wenn er vermuthet, daß Rabelais vielleicht der eigentliche Verfasser sei. Die Schreibart ist viel neuer als die Schreibart dieses französischen Lucians. — —[2])

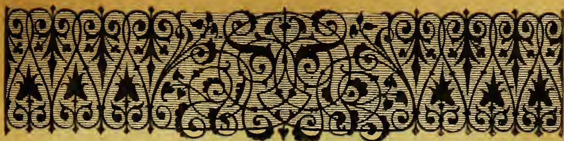
Doch ich muß nur aufhören, ehe mich die Lust zu Ausschweifungen mehr Beispiele vorzulegen verleitet.

---

1) Vogt, S. 153: Les Oeuvres de Bruscambille, contenans ses fantaisies, imaginations et paradoxes, et autres discours comiques. à Rouen 1635. 12.

2) Franz Rabelais, geb. zu Chinon um 1483, starb 1553 zu Paris. Sein Hauptwerk: Pantagruel, wurde in Deutschland besonders durch Fischarts Nachahmung in der „Geschichtklitterung" bekannt.

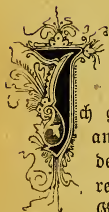




Rettung des Cochläus,

aber nur

in einer Kleinigkeit.



Ich gestehe es ganz gerne, daß Cochläus ein Mann ist, an den ein ehrlicher Lutheraner nicht ohne Abscheu denken kann. Er hat sich gegen unsern Vater der gereinigtern Lehre nicht als einen wahrheitliebenden Gegner, sondern als einen unsinnigen Lästrer erwiesen; er hat von 1521 bis 1550 fast kein Jahr verstreichen lassen, ohne eine Schmähschrift wider ihn an den Tag zu bringen, welche alle von den römischen Glaubensgenossen als Evangelia aufgenommen wurden; Verfälschungen, Lügen, Schimpfworte, Flüche waren seine einzigen Waffen, welche der Aberglaube heiligte, so ungerecht sie auch waren. Ich habe daher lange Zeit bei mir angestanden, ob er wohl etwas Besseres verdiene, als daß man mit Gegenverleumdungen wider ihn verfahre. Man würde ihm, wenn man es auch noch so arg machte, dennoch nicht so viel Unrecht thun können, als er Luthern gethan hat.

Doch endlich überlegte ich auch auf der andern Seite, daß man dadurch, so gut als er, einen Mangel an Gründen, die keines falschen Zusatzes benöthigt sind, verrathen würde; daß durch eine ungezwungene Aufrichtigkeit sich sein Ansehen sicherer untergraben

ließe, als durch ihm abgelernte Ränke; und kurz, daß man auch dem Teufel nicht zu viel thun müsse. Dieser Ueberlegung habe ich es also zuzuschreiben, daß ich mich Folgendes aufzusetzen habe überwinden können.

Unter den Vorwürfen, welche die Katholiken uns wegen der Reformation zu machen pflegen, ist derjenige keiner von den geringsten, den sie von den vorgeblichen veranlassenden Ursachen hernehmen. „Dieses Werk", sagen sie, „ward ganz und gar nicht aus einem heiligen Eifer angefangen; der Neid war die Triebfeder. Es verdroß Luthern, daß man seinem Orden den Ablaßkram entzogen und ihn den Dominikanern gegeben hatte."

Es haben verschiedene Gelehrte unserer Kirche diese Beschuldigung hinlänglich beantwortet. Hunnius[1]), Seckendorf[2]), Möller[3]) scheinen Alles gesagt zu haben, was man darauf sagen kann. Weil sie es aber nur mit wenigen Worten gethan haben, so hat es der Herr D. Kraft vor einiger Zeit für werth gehalten, sich umständlicher darüber einzulassen. Er vertheidigte daher im Jahre 1749, als er sich noch in Göttingen befand, eine Streitschrift: „De Luthero contra indulgentiarum nundinationes haud quaquam per invidiam disputante." Diese Arbeit ward sehr wohl aufgenommen, sogar daß man auch einige Jahre darauf eine freie Uebersetzung, unter dem Titel: „Die gerettete Ehre des sel. D. Martin Luthers", davon besorgte. Man kann ihr auch in der That, wenn man billig sein will, ihr Lob nicht entziehen; das Hauptwerk, was er beweisen wollen, hat er glücklich bewiesen, und nur über einen einzigen Umstand dabei habe ich meine Anmerkung zu machen. Der Herr D. Kraft will nämlich, daß Cochläus der allererste

---

1) Aegidius Hunnius, geb. den 21. December 1550 zu Winnenden in Würtemberg, starb den 4. April 1603, gab verschiedene Streitschriften gegen die katholische Kirche heraus.

2) Veit Ludwig von Seckendorf, einer der berühmtesten Gelehrten des 17. Jahrhunderts, geb. den 20. December 1626 zu Herzogen-Aurach im Bambergischen, starb den 18. December 1692 als Kanzler der Universität zu Halle. Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo.

3) Johann Gottlieb Möller, geb. den 4. Januar 1670 zu Danzig, gest. den 11. Juli 1700, schrieb u. A.: Lutherum ut martyrem confessori contradistinctum in persecutionibus gravissimis ob liberam evangelicae veritatis confessionem et defensionem fortiter perferendis felicissimeque superandis illustrem.

Erfinder obgedachter Verleumdung sei, und daß vor ihm auch Luthers allerärgsten Feinde nicht daran gedacht hätten.

Wir wollen seine eignen Worte hören, die ich aus dem 14. Paragrapho der deutschen Uebersetzung nehme. „Wir setzen aber", heißt es daselbst, „den allgemeinen Grund voraus, welcher allerdings ein großes Gewicht hat, daß alle Schriftsteller, welche zu Luthers Zeiten gelebt, nicht ein Wort von dieser Zunöthigung gedacht haben. Es ist nicht einmal nöthig, daß wir uns auf die berühmten Männer, welche sich eine allgemeine Hochachtung erworben haben, beziehen, nämlich den Schleidan, Thuan, Guicciardini; oder daß wir diejenigen anführen, welche sich noch ziemlich unparteiisch und aufrichtig bewiesen, nämlich den Jovius, Alphonsus a Castro, Ferron, Surius &c., als die insgesammt Luthers Aufstand aus anderen Quellen herleiten und von dieser Anschuldigung nichts wissen; sondern wir wollen uns ohne alles Bedenken auf die Schriften der giftigsten Feinde Luthers berufen, welche den möglichsten Fleiß angewandt, Alles mit vieler Bitterkeit zu sammeln und drucken zu lassen, was ihre Raserei wider ihn Verdächtiges und Lächerliches nur aussinnen können. Es ist dieser Umstand wahrhaftig nicht obenhin anzusehen, daß unter allen diesen Vorfechtern, welche vom Jahr 1517 bis an den Tod Luthers, 1546, ihm mündlich und schriftlich einen Rang abzulaufen gesucht, auch nicht einmal in dem ersten Treffen, als von dem Ablaß allein und von den Ursachen des angefangenen Streits eigentlich die Rede war, nicht ein Einziger so unverschämt gewesen, daß er diesen Bewegungsgrund angegeben und Luthern eines solchen Neides beschuldigt hätte, dergleichen ihm nach der Zeit zur Last gelegt worden. — — Cochläus selbst, der unglückliche Erfinder dieser Fabel, hat in den Schriften, die er dem noch lebenden Luther entgegengesetzt, davon nicht einmal gelallt, sondern ist erst (§ 4) nach dessen Tode, in dem Verzeichnisse der Thaten und Schriften Martin Luthers in Sachsen, damit hervorgerückt" &c.

In dieser Stelle also, welche dem Herrn D. Kraft einer von den allgemeinen Beweisgründen ist, warum die Beschuldigung, daß Luther die Reformation aus Neid angefangen, erdichtet sei, behauptet er mit ausdrücklichen Worten, I. daß Cochläus, und

folglich ein Mann ohne Treu und Glauben, sie zuerst vorgebracht habe, und daß II. in den Jahren von 1517 bis 1546 von keinem Menschen jemals sei daran gedacht worden.

Doch Beides, mit Erlaubniß des Herrn Doctors, ist falsch. Ich kenne ein Zeugniß, welches sich von einem Anderen als von Cochläo herschreibt und gleich in den ersten Jahren ist abgelegt worden. Hier ist es: „Habes primam", sagt mein Schriftsteller, nachdem er den Ursprung der Lutherischen Unruhen erzählt, „hujus Tragoediae scenam, quam Monachorum odiis debemus. Dum enim Augustinensis invidet Dominicano, et Dominicanus vicissim Augustinensi, atque hi etiam Franciscanis, quid quaeso poterimus praeter gravissima dissidia sperare?"

Wirft diese Stelle, wenn anders die Umstände wahr sind, die ich davon vorgegeben habe, nicht Alles, was Herr Kraft in den vorigen behauptet hat, auf einmal über den Haufen? Ich sollte es meinen.

Allein ist es auch ganz gewiß, daß Cochläus nicht Urheber davon ist? Ganz gewiß! Ihr Urheber ist Alphonsus Valdesius. Ist es auch ganz gewiß, daß sie in den Jahren von 1517 bis 1546 geschrieben worden? Auch dieses ist ganz gewiß. Sie ward den 31. August 1520 geschrieben.

Wer ist denn aber dieser Alphonsus Valdesius?[1]) — Ich will es ganz gerne glauben, daß ich auch denen, die in der Reformationsgeschichte noch so wohl bewandert sind, einen ganz unbekannten Namen genannt habe. Einen Johann Valdesius, der in Neapolis den ersten Samen des Lutherthums ausgestreut hat, werden sie wohl kennen; allein von einem Alphonsus dieses Namens ist überall das tiefste Stillschweigen.

Ich muß daher Alles mittheilen, was ich von ihm weiß. — Alphonsus Valdesius war magnae spei juvenis, er war ferner ein Sohn Ferdinandi de Valdes, Rectoris Conchensis, und hat an den Peter Martyr[2]), nicht Vermilium, sondern Anglerium, aus Holland und Deutschland verschiedene Briefe geschrieben. — —

1) Alonso de Valdés und Juan de Valdés, geb. um 1500 zu Cuenca in Castilien. Beide Brüder waren Freunde und Förderer der Reformation.

2) Peter Martyr Vermigli (Vermilius), der gelehrteste und berühmteste der italienischen Protestanten des 16. Jahrhunderts, geb. zu Florenz, den 8. Sept. 1500, gest. den 12. Nov. 1562 zu Zürich. — Peter Martyr d'Anghiera (Anglerius),

Das sind sehr dunkle und unzulängliche Nachrichten, wird man sagen; es ist wahr; allein kann ich sie besser geben, als ich sie habe? Ich habe es nicht einmal gewagt, sie deutsch zu übersetzen, aus Furcht, auch nur mit dem allergeringsten Worte von ihrem eigentlichen Verstande abzuweichen.

Meinen Währmann aber wird man ohne Zweifel daraus errathen können. Es ist der nur gedachte Peter Martyr. Dieser Gelehrte war ein geborener Mailänder aus Anghiera, verließ sein Vaterland und begab sich nach Spanien, wo er bei dem König Ferdinand sehr ansehnliche Ehrenstellen bekleidete. Seine Schriften sind bekannt, ob sie gleich fast alle unter die seltenen gehören. Besonders werden seine Briefe wegen der ganz besondern darinne enthaltenen Nachrichten sehr hochgeschätzt. Sie sind das erste Mal im Jahre 1530 zu Complut[1]) in Folio gedruckt und von den Elzeviren im Jahre 1670 zu Amsterdam, in ebendemselben Formate, nachgedruckt worden; doch hat man nur sehr wenige Exemplare davon abgezogen, so daß sie dieser neuen Auflage ohngeachtet gleichwohl noch ein sehr rares Buch bleiben. Sie sind in 38 Bücher abgetheilt, und die Briefe, deren Zahl sich auf 813 beläuft, gehen vom Jahre 1488 bis auf 1525.

In dem sechshundertundneunundachtzigsten dieser Briefe nun, desgleichen in dem siebenhundertundzweiundzwanzigsten theilt Martyr zwei Schreiben mit, die er von dem gedachten Alphonsus Valdesius erhalten hatte. Beide betreffen das Reformationswerk; der erste ist aus Brüssel den 31. August 1520 und der zweite aus Worms den 15. Mai 1521 datirt. Aus jenem ist die oben angeführte Stelle, welche alle erforderlichen Eigenschaften hat, das Vorgeben des Hrn. D. Krafts zu vernichten. Man kann sie, wenn man mir nicht traut, auf der 381. Seite der zweiten angeführten Ausgabe selbst nachsehen. Ich finde von diesem Valdesius noch einen dritten Brief in dem 699. eingerückt; allein er betrifft ganz etwas Anderes, die Krönung Karls nämlich zum römischen Könige, bei welcher er zu Aachen gegenwärtig gewesen war.

Es verlohnt sich ohne Zweifel der Mühe, daß ich von den ersteren Briefen etwas umständlicher rede, besonders da sie so

---

geb. 1455 zu Arone, berühmt als Staatsmann und historischer Schriftsteller, gest. um 1526 in Granada.

1) Alcala.

wenig bekannt geworden sind. Ich wüßte nicht einen einzigen Schriftsteller, der sich mit der Reformationsgeschichte abgegeben hätte und ihrer gedächte. Unterdessen hätten sie es doch nur allzu wohl verdient, weil sie in der That mit vieler Unparteilichkeit geschrieben zu sein scheinen. Ich hoffe, daß eine Art von Uebersetzung derselben dem Leser angenehm sein wird, damit er sich um so viel mehr daraus überzeugen könne, ob die von mir angeführte Stelle auch in der That dasjenige beweise, was sie beweisen solle. Der Eingang, den Martyr dem ersten Briefe voranschickt, ist folgender: „*Petrus Martyr A. M. Marchionibus discipulis.* Quæ in regnis geruntur, vos non latent. Ex his quæ ab exteris habemus, legite prodigium horrendum, mihi ab *Alphonso Valdesio*, magnæ spei juvene, cujus patrem Ferdinandum de Valdes, Rectorem Conchensem nostis, non minus fideliter quam ornate descriptum, cujus epistola sic habet.“ Man sieht, daß diese Worte die Quelle meiner obigen Nachrichten sind. Der Leser mag es selbst untersuchen, was das Rector Conchensis sei, ob man einen Statthalter oder einen Schulrector in Conches[1]), oder was man sonst darunter verstehen solle. Ich bekenne meine Unwissenheit ganz gerne. Was liegt endlich an diesem Umstande? Die Briefe selbst werden deswegen ihren Werth nicht verlieren. Hier sind sie:

Der erste Brief des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Du verlangst von mir zu wissen, was die jüngst unter den Deutschen entstandene Secte der Lutheraner für einen Ursprung habe, und wie sie ausgebreitet worden. Ich will dir Alles, wo nicht zierlich, doch getreulich überschreiben, wie ich es von glaubwürdigen Personen erfahren habe. Du wirst ohne Zweifel gehört haben, daß der Papst Julius II. dem Apostel Petro einen unglaublich prächtigen und großen Tempel bauen zu lassen angefangen habe. Er hielt es vermuthlich für unanständig, daß der oberste der Apostel in einem niedrigen Tempel wohnen solle, besonders da aus allen Theilen der Welt unzählige Menschen der Religion wegen daselbst einträfen. Er würde, nach seiner Großmuth, diesen Bau

1) Der Vater war 1520 Regidor (Statthalter) in Cuenca.

auch gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht mitten in dem Laufe der Tod aus der Zeitlichkeit abgefordert hätte. Leo X. folgte ihm auf dem päpstlichen Stuhle; weil er aber nicht Geld genug hatte, einen solchen Aufwand zu bestreiten, so ließ er durch die ganze christliche Welt denjenigen Ablaß ankündigen, welche zum Baue dieses Tempels einige Beisteuer geben wollten. Er hoffte, daß er auf diese Art eine unsägliche Menge Geldes, besonders unter den Deutschen, welche die römische Kirche mit einer ganz besonderen Hochachtung verehrten, zusammenbringen werde. Doch wie nichts in der Welt so fest und beständig ist, das nicht entweder durch die Gewalt der Zeit oder durch die Bosheit der Menschen verfallen sollte, so konnten auch diese Ablaßverkündigungen nicht davon ausgenommen bleiben, sondern sie wurden die Ursache, daß Deutschland, welches keiner anderen christlichen Nation an Frömmigkeit etwas nachgab, jetzo von allen und jeden darin übertroffen ward. Es sprang nämlich in Wittenberg, einer Stadt in Sachsen, als ein gewisser Dominicaner predigte und dem Volke den Ablaß, woraus er selbst keinen geringen Vortheil zu ziehen trachtete, aufdringen wollte, ein Augustinermönch mit Namen Martinus Luther hervor, welcher der Urheber dieser Tragödie ward und vielleicht aus Neid gegen den Dominicaner verschiedene Artikel im Druck ausgehen ließ, in welchen er behauptete, daß der Dominicaner mit seinem Ablasse viel weiter gehe, als ihm der Papst erlaubt habe oder auch erlauben könne. Der Dominicaner, als er diese Artikel gelesen hatte, gerieth wider den Augustiner in Wuth; die Mönche fingen nunmehr an, theils mit Scheltworten, theils mit Gründen hitzig unter einander zu streiten; einige vertheidigten die Predigt, andere die Artikel, bis endlich (weil das Böse niemals Grenzen kennt) der Augustiner den päpstlichen Ablaß ganz und gar zu verspotten wagte und vorgab, er sei nicht sowohl zum Heile des christlichen Volks, als vielmehr um den Geiz der Priester zu sättigen, erfunden worden. Dieses ist also der erste Auftritt dieser Tragödie, die wir dem Hasse der Mönche zu danken haben. Denn da der Augustiner auf den Dominicaner, der Dominicaner auf den Augustiner und Beide auf die Franciscaner neidisch sind, was kann man sich anders als die allerheftigsten Uneinigkeiten versprechen? Nun kommen wir auf den zweiten

Auftritt. Der Herzog von Sachsen, Friedrich, hatte gehört, daß aus diesem Ablasse dem Cardinal und Erzbischofe zu Mainz, Alberto, seinem Collegen bei Erwählung römischer Kaiser, mit dem er aber über den Fuß gespannt war, viel Vortheil zufließen werde, so wie er mit dem Papste deswegen eins geworden war. Da nun also der Herzog auf Gelegenheit dachte, dem von Mainz diesen Vortheil zu entrücken, so bediente er sich des Mönchs, der zu Allem kühn und unverschämt genug war und dem päpstlichen Ablasse schon den Krieg angekündigt hatte. Er ließ alles Geld, welches in seinen Ländern aus dem Ablaßkrame war gelöst worden, den Commissaren wegnehmen und sagte: er wolle selbst einen eignen Mann nach Rom schicken, welcher dieses Geld zu dem Baue der heil. Petrikirche überbringen und zusehen solle, was man für einen Gebrauch von dem übrigen Gelde, das von anderen Seiten herbeigeschafft würde, in Rom mache. Der Papst, dem es zukömmt, die Freiheit der Kirche zu beschützen und zu verhindern, daß kein weltlicher Fürst sich in dasjenige mische, was der päpstlichen Heiligkeit einzig und allein zusteht, ermahnte den Herzog zu verschiedenen Malen, theils durch die höflichsten Briefe, theils durch besondere Abgeordnete, daß er dem päpstlichen Stuhle diese Beschimpfung nicht anthun, sondern das aufgefangene Geld wieder herausgeben möge. Doch da der Herzog sich dessen halsstarrig weigerte und auf seiner Meinung blieb, so that ihn der Papst in Bann. Der Augustiner wollte diese Gelegenheit, sich bei dem Herzoge einzuschmeicheln, nicht versäumen und behauptete mit vieler Frechheit, daß ein so unbilliger Spruch ganz und gar keine Kraft habe, und daß der Papst Keinen unschuldiger Weise in den Bann thun könne. Er fing hierauf an, sehr viel Heftiges wider den römischen Papst und seine Anhänger auszustoßen, welches Alles gedruckt und sehr geschwind in ganz Deutschland ausgebreitet wurde. Zugleich ermahnte er den Herzog von Sachsen, sich durch diese Drohungen von seinem einmal gefaßten Entschlusse nicht abbringen zu lassen. Die Gemüther der Deutschen waren schon längst durch die mehr als heidnischen Sitten der Römer aufgebracht worden und hatten schon heimlich das Joch des römischen Papstes abzuschütteln gesucht. Daher kam es denn, daß, sobald Luthers Schriften öffentlich

bekannt wurden, sie bei Allen einen ganz erstaunlichen Beifall fanden. Die Deutschen frohlockten, schimpften auf die Römischgesinnten und verlangten, daß ein allgemeines christliches Concilium gehalten werden solle, worin man Luthers Lehren untersuchen und eine andere Einrichtung in der Kirche treffen könne. Und wollte Gott, daß dieses geschehen wäre! Doch da der Papst mit aller Gewalt sein Recht behaupten wollte, da er sich für ein allgemeines Concilium furchte, da er, die Wahrheit frei zu sagen, seinen Privatvortheil, welcher vielleicht dabei Gefahr laufen könnte, dem Heile der Christenheit vorzog, da er Luthers Schriften ohne Untersuchung vertilgen wollte: so schickte er einen Legatum a Latere an den Kaiser Maximilian, welcher es dahin bringen sollte, daß Luthern von dem Kaiser und dem ganzen römischen Reiche ein Stillschweigen auferlegt werde. Es wurden daher in Augsburg Reichsversammlungen angestellt, auf welche Luther von dem Kaiser gefordert wurde. Er erschien also daselbst, fest entschlossen, seine Schriften tapfer zu vertheidigen und mit dem Cajetanus (so hieß der Legate) sich in einen Streit darüber einzulassen. Cajetanus sagte: man müsse den Mönch ganz und gar nicht anhören, der so viel Lästerungen wider den römischen Papst geschrieben hätte. Allein die Reichsstände erwiderten: es würde sehr unbillig sein, wenn man ihn unverhört verdammen oder zwingen wolle, diejenigen Schriften, die er zu vertheidigen entschlossen wäre, ohne Ueberzeugung zu widerrufen. Wenn daher Cajetan (der, wie du weißt, in der heiligen Schrift selbst nicht unerfahren ist) Luthern überzeugen könne, so wären sie und der Kaiser bereit, ihn zu verurtheilen. Da Cajetan also sahe, daß er nichts ausrichten werde, wenn er sich nicht mit Luthern näher einlassen wollte; da er es auch wirklich verschiedenemal versuchte und sehr unglücklich damit war, so begab er sich unverrichteter Sache wieder fort. Luther aber, der mit größeren Ehren wegging, als er war vorgelassen worden, triumphirte, als ob er völlig den Sieg erfochten hätte. Weil er sich übrigens auf den Schutz des Herzogs von Sachsen verlassen konnte, so trieb ihn seine Hitze immer weiter und weiter, und er hörte nicht auf, beständig neue Lehren, die mit dem apostolischen Glauben streiten,

in Druck ausgehen zu lassen. Da also der Papst sahe, daß er es im Guten nicht dahin bringen könne, daß man diesen lästernden Mönch zur verdienten Strafe zöge; da er befürchten mußte, daß das Gift, welches schon weit und breit um sich gegriffen hatte, noch mehr Schaden thun und Luther auch rechtgläubige Männer auf seine Seite ziehen könne, so ließ er eine sehr heftige Bulle wider ihn und seine Anhänger ausgehen und erklärte sie alle für Irrgläubige und Ketzer. Hierdurch ward Luther nicht sowohl aufgebracht, als völlig in Raserei gesetzt, und erklärte den Papst selbst (welche Unverschämtheit!) für einen Irrgläubigen und Ketzer. Er gab unter andern ein Buch unter dem Titel „De Captivitate Babylonica Ecclesiae“ heraus, und es ist unglaublich, mit was für Ränken er darinnen die Lehrsätze und Anordnungen der Kirchenversammlungen und Päpste angreift. Er behauptet sogar, daß Johann Huß auf dem Concilio zu Costnitz unschuldig sei verbrannt worden, und daß er alle seine Artikel, die man verdammt habe, als rechtgläubig vertheidigen wolle. Doch auch hieran ließ er sich nicht einmal begnügen, sondern verbrannte noch in Wittenberg alle Bücher des kanonischen Rechts, so viel er deren daselbst auftreiben konnte, weil sie, nach seinem Vorgeben, die christliche Frömmigkeit verdorben hätten und also bei Seite geschafft werden müßten. Nachdem sich das Gerücht hiervon durch ganz Deutschland ausgebreitet, sind die Gemüther der Deutschen auf eine so unbeschreibliche Art wider den apostolischen Stuhl erbittert worden, daß, wenn der Papst nicht die Klugheit oder der Kaiser nicht das Glück hat, mit einer allgemeinen Kirchenversammlung dem Uebel abzuhelfen, nur allzu sehr zu besorgen steht, dieses Unheil werde noch so weit um sich greifen, daß zuletzt ganz und gar kein Mittel darwider vorhanden sein wird. — — So viel habe ich dir vor jetzt melden wollen. Nimm es geneigt auf und lebe wohl! Brüssel, den 31. August[1]) 1520.“

Zweiter Brief des Alphonsus Valdesius an den Peter Martyr.

„Den Ursprung der Lutherischen Secte und ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag habe ich dir aus Brüssel geschrieben.

---

1) ? December. (Groß.)

Vernimm nunmehr, was darauf gefolgt ist. Nachdem der Kaiser in diese Stadt Worms die Kurfürsten des römischen Reichs und alle Stände zusammenberufen, hat er vor allen Dingen Luthers Sache vorzunehmen verlangt, damit durch das Ansehen des ganzen Reichs der Unsinn dieses Mannes endlich gebändigt und Andere ihm beizutreten abgehalten würden. Ob er dieses nun schon sehr eifrig getrieben, so hat er doch nichts weiter erlangen können, als daß Luther unter kaiserlichem sicherm Geleite nach Worms gerufen und vorher gehört würde, ehe man etwas wider ihn beschließen wolle. Sie behaupteten Alle, daß es unbillig sein würde, ihn unverhört zu verdammen, und daß es der Würde und Frömmigkeit des Kaisers zukomme, wenn Luther seine Irrthümer widerrufe, das Uebrige, was er sonst so gelehrt als christlich geschrieben habe, zu untersuchen und Deutschland von den Unterdrückungen und Beschwerden des päpstlichen Stuhles zu befreien. Da der Kaiser sahe, daß er nichts weiter erlangen könne, so ließ er Luthern unter seinem sichern Geleite kommen, der sich auch vor ihm und allen Ständen des Reichs stellte. Er ward gefragt: ob er sich zu den Büchern, die hier und da unter seinem Namen herumgingen, bekenne, und ob er das, was er darinnen geschrieben habe, widerrufen wolle oder nicht. Er antwortete: Er bekenne sich zu allen diesen Büchern (deren Titel ihm auf sein Begehren vorgelesen wurden) und wolle er weder jetzt noch jemals leugnen, daß er Verfasser davon sei. Was aber den zweiten Punkt der an ihn geschehenen Frage anbelangte, ob er nämlich das, was er geschrieben habe, widerrufen wolle, so bat er, der Kaiser möge ihm Bedenkzeit lassen, die ihm auch der Kaiser bis auf den folgenden Tag verstattete. An diesem nun wurde Martinus Lutherus abermals vor den Kaiser, die Kurfürsten und alle Reichsstände gefordert, und man verlangte von ihm, daß er auf den zweiten Theil der gestrigen Frage antworten solle. Hierauf hielt er eine lange und weitläuftige Rede, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache, und beschloß endlich damit: daß er nichts, was in seinen Büchern enthalten sei, widerrufen könne, wenn man ihm nicht aus der Lehre des Evangelii und aus dem Alten oder Neuen Testamente zeigen könne, daß er geirrt und gottlose

Sachen vorgetragen habe. Und als man aufs neue in ihn drang, daß er, alles Andere bei Seite gesetzt, entweder mit Ja oder Nein antworten möge, ob er bei den Lehrsätzen und Anordnungen der Kirchenversammlungen bleiben wolle, so antwortete er: er wolle nichts widerrufen und könne auch bei den Lehrsätzen der Kirchenversammlungen nicht bleiben, weil die Kirchenversammlungen sich manchmal selbst widersprochen hätten. Der Kaiser befahl ihm hierauf, abzutreten, und ließ die Versammlung auf diesen Tag auseinander. Den Tag darauf ließ er die Kurfürsten zu sich kommen und legte ihnen eine von seiner eignen Hand aufgesetzte Schrift vor, in der er ihnen, was nunmehr zu thun sei, erklärte und sie insgesammt seiner Meinung beizutreten bat, daß man nämlich geschärfte Befehle wider Luthern und die Lutheraner ergehen und die Bücher dieses unsinnigen Mannes verbrennen lassen wolle. Die Reichsstände aber, deren einige Luthers Gift eingesogen hatten, andere aber Luthern nicht eher verdammt wissen wollten, als bis die Deutschen erst von den Unterdrückungen und Beschwerden des römischen Hofes befreit wären, lagen dem Kaiser mit inständigen Bitten an, daß man Luthern wenigstens insgeheim ermahnen möge, dasjenige, was er wider die Kirche geschrieben habe, zu widerrufen. Als ihnen der Kaiser dieses erlaubt, und sie ganzer drei Tage den verstockten Luther, aber umsonst, ermahnt hatten, sahen sie wohl, daß sie nichts ausrichten würden, und unterschrieben also das kaiserliche Decret. Als dieses geschehen war, wollte der Kaiser gleichwohl nicht wider das Luthern ertheilte sichere Geleite handeln, sondern ließ ihn durch ein öffentliches Instrument erinnern, daß er sich den folgenden Tag sogleich aus der Stadt Worms und innerhalb zwanzig Tagen in einen sichern Ort begeben solle. Luther gehorchte, und der Kaiser ließ nunmehr in seinem, in der Kurfürsten und aller Reichsstände Namen nicht nur ein sehr scharfes Edict wider Luthern und seine Anhänger ergehen, sondern ließ auch seine Schriften, so viel man deren hier finden konnte, mit großem Gepränge verbrennen, welches er auch in den übrigen Städten Deutschlands zu thun befahl. Hier hast du also von dieser Tragödie, wie Einige wollen, das Ende; so wie ich aber ganz gewiß über-

zeugt bin, nicht das Ende, sondern den Anfang. Denn ich sehe, daß die Deutschen wider den päpstlichen Stuhl allzu erbittert sind, und glaube nicht, daß die Befehle des Kaisers bei ihnen von großem Nachdrucke sein werden, weil man, auch nach Ergehung derselben, Luthers Bücher hin und wieder frei und ungestraft verkauft. Du kannst daher leicht muthmaßen, was vollends in Abwesenheit des Kaisers geschehen wird. Diesem Uebel hätte zum größten Nutzen der Christenheit ganz leicht können gesteuert werden, wenn der Papst gegen eine allgemeine Kirchenversammlung nicht so abgeneigt wäre und die öffentliche Wohlfahrt seinen besonderen Vortheilen vorzöge. Allein da er sein Recht auf das hartnäckigste vertheidigt, da er nichts anhören, sondern bloß, vielleicht aus einem heiligen Affecte, Luthern verdammt und verbrannt wissen will, so sehe ich zum Voraus, daß die ganze christliche Republik zu Grunde gehen wird, wann sich Gott nicht selbst unserer annimmt. Lebe wohl! Worms, den 15. Mai 1521."

* * *

Ich bin so weit entfernt, diesen Briefen eine Lobrede zu halten und mich zu ihrem unbedingten Vertheidiger aufzuwerfen, daß ich es vielmehr ganz gerne einräumen werde, wenn man hier und da einige kleine Falschheiten darinnen entdecken sollte. Ich habe sie eigentlich aus keiner anderen Ursache angeführt und mitgetheilt als wegen der Stelle, die ich dem Herrn D. Kraft daraus entgegensetze, und aus welcher er wenigstens so viel ersehen wird, daß Cochläus den unserm Luther vorgeworfenen Neid nicht, wie man zu reden pflegt, aus den Fingern gesogen habe, sondern dabei ohne Zweifel dem Gerüchte gefolgt sei.

Indem ich aber leugne, daß dieser geschworene Feind des großen Reformators der Erfinder gedachter Beschuldigung sei, so will ich sie doch deswegen für nichts weniger als für wahr halten. Sie hat zu wenig Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit Luthers uneigennützigem und großmüthigen Charakter vergleicht. Er, der durch seine Glaubensverbesserung nichts Irdisches für sich selbst zu gewinnen suchte, sollte den die Gewinnsucht oder, welches auf Eins hinauskömmt, der Neid über den Gewinn eines Anderen dazu angetrieben haben?

Eine Betrachtung aber wird man mir erlauben. — — Ich sehe nicht, was unsere Gegner gewinnen würden, wann es auch wahr wäre, daß Luthern der Neid angetrieben habe, und wann auch sonst Alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Helden vorbringen. Wir sind einfältig genug und lassen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein; wir untersuchen, vertheidigen, widerlegen und geben uns die undankbarste Mühe; oft sind wir glücklich und öfters auch nicht; denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu Schanden zu machen, daß auch nicht der geringste Verdacht mehr übrig bleibe. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet und uns doch nicht das Geringste einbringt, endlich aufgäbe? Genug, daß durch die Reformation unendlich viel Gutes ist gestiftet worden, welches die Katholiken selbst nicht ganz und gar leugnen; genug, daß wir in dem Genusse ihrer Früchte sitzen; genug, daß wir diese der Vorsehung des Himmels zu danken haben. Was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt überhaupt fast immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Neid zur Quelle haben; wollte nur Gott, daß jeder Neid ebenso glückliche Folgen hätte! Der Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten ward durch einen Todtschlag, und man mag sagen, was man will, durch einen strafbaren Todtschlag veranlaßt; ist er aber deswegen weniger ein Werk Gottes und weniger ein Wunder?

Ich weiß wohl, daß es auch eine Art von Dankbarkeit gegen die Werkzeuge, wodurch unser Glück ist befördert worden, giebt; allein ich weiß auch, daß diese Dankbarkeit, wenn man sie übertreibt, zu einer Idolatrie wird. Man bleibt mit seiner Erkenntlichkeit an der nächsten Ursach kleben und geht wenig oder gar nicht auf die erste zurück, die allein die wahre ist. Billig bleibt Luthers Andenken bei uns in Segen; allein die Verehrung so weit treiben, daß man auch nicht den geringsten Fehler auf ihm will haften lassen, als ob Gott das, was er durch ihn verrichtet hat, sonst nicht würde durch ihn haben verrichten können, heißt, meinem Urtheile nach, viel zu ausschweifend sein. Ein neuer Schriftsteller hatte vor einiger Zeit einen witzigen Einfall; er sagte, die Reformation sei

in Deutschland ein Werk des Eigennutzes, in England ein Werk der Liebe und in dem liederreichen Frankreich das Werk eines Gassenhauers gewesen. Man hat sich viel Mühe gegeben, diesen Einfall zu widerlegen; als ob ein Einfall widerlegt werden könnte! Man kann ihn nicht anders widerlegen, als wenn man ihm den Witz nimmt, und das ist hier nicht möglich. Er bleibt witzig, er mag nun wahr oder falsch sein. Allein ihm sein Gift zu nehmen, wenn er anders welches hat, hätte man ihn nur so ausdrücken dürfen: in Deutschland hat die ewige Weisheit, welche Alles zu ihrem Zwecke zu lenken weiß, die Reformation durch den Eigennutz, in England durch die Liebe und in Frankreich durch ein Lied gewirkt. Auf diese Art wäre aus dem Tadel der Menschen ein Lob des Höchsten geworden! Doch wie schwer gehen die Sterblichen an dieses, wann sie ihr eigenes nicht damit verbinden können!

Ich komme auf meine Briefe wieder zurück. Ich glaubte, sie verdienen auch schon deswegen einige Achtung, weil sich Valdesius über die Fehler des Papstes sehr frei darinnen erklärt und genugsam zeigt, daß er das damalige Verderben der Kirche eingesehen habe. Endlich können sie auch noch diesen zufälligen Nutzen haben, daß sich künftig unsere Theologen ein wenig genauer erkundigen, ehe sie den zuversichtlichen Ausspruch wagen: Dieses und Jenes hat Der und Der zuerst ausgeheckt.

Noch erinnere ich mich, was der Papst Leo, nach dem Berichte des Herrn von Seckendorfs, bei dem Anfange der Reformation soll gesagt haben: „Der Bruder Martin hat einen guten Kopf; es ist nur eine Mönchszänkerei." Liegt in dem Worte Mönchszänkerei nicht fast eben die Beschuldigung der Mißgunst, die unter den verschiedenen Ordensleuten herrschte? und hätte der Herr D. Kraft auch nicht diesen kleinen Ausspruch in Betrachtung ziehen sollen? — — Doch genug hiervon!





Berengarius Turonensis,

oder

Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben; von Gotthold Ephraim Lessing, Bibliothekar daselbst.

1770.

Vorrede.

Den Gelehrten ist bekannt, daß Herr Schmid, Professor der Theologie bei dem Carolino in Braunschweig, ohnlängst den Brief des Adelmanns an den Berengarius aus einer Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erschien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht mir die Aufsicht über diese Bibliothek anzuvertrauen die Gnade hatten, und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derselben kennen zu lernen, dadurch ihre erste Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob sie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den ersten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig ertheilte ich dem Herrn Schmid die erste Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung selbst besteht nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu schreiben Gelegenheit nahm.

Zwar schrieb ich diese Briefe sogleich in der Absicht, von Mehrern gelesen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen — und um Verzeihung bitten —, daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den diese weitere Absicht erfordert hätte.

Ich glaubte sogar, hier sei es allerdings besser, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige, und lieber die Neugierde der Welt, die ein so wichtiges Werk so lange entbehren müssen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriedigt als später.

Besonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es fast immer ergeht, wenn man von der Hand weg schreibt. Man wird zugleich zu kurz und zu lang; man sagt zugleich zu viel und zu wenig. Diesen und jenen ganz kritischen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren sollen; mit gewissen Schriftstellern hätte ich mich bei weitem so tief nicht einlassen sollen. Dagegen hätte ich mich bei dem wesentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten und mehr Besonderheiten desselben mittheilen müssen.

Doch wenn bei jenen Auswüchsen höchstens nur einige Bogen verschwendet worden, so ist diesem Mangel durch einige Bogen mehr leicht ein ander Mal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewisse Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demselben ein so besonderes Licht erhalten und mit demselben in so genauer Verbindung stehen, daß sie einer eigenen Erörterung gewiß sehr werth sind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paschasius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Lesern nicht zu sagen.

Was ich inzwischen vor jetzt liefere, so viel oder so wenig es ist, wird doch immer hinlänglich sein, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wiefern dieses Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich sehe voraus, wie unendlich verschieden die Urtheile hierüber ausfallen müssen. Aber wer erräthet auch nicht, welche Urtheile allein entscheiden können? Unstreitig nur die Urtheile der

Theologen unserer Kirche, und unter diesen vorzüglich nur derer, welche die Sache mehr nach dem Bedürfnisse als nach dem Tone der Zeit ermessen können und wollen.

Daß sodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuscripts ertheilen dürften, glaube ich versprechen zu können. Ein so guter und weiser Fürst ist zu sehr überzeugt, daß auch solche Schätze keine Schätze sind, wenn sie nicht Jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur möchte ich mich selbst der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte und begreife sehr wohl, was für ein Unterschied es ist, eine dergleichen Handschrift für sich so und so zu brauchen, und sie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Bestreben, dieses zu thun, würde mich zudem mehr Zeit kosten, als ich von meinen andern Geschäften entübrigen kann. Diese mögen wichtiger sein oder nicht, es sind doch immer mehr meine Geschäfte. Auch wünschte ich sehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns so zuverlässig gemacht würde als möglich; welches nicht wohl anders geschehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdiensten ihn einzuführen sich gefallen läßt. Einem solchen, er sei wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erste Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er soll zu einer Arbeit willkommen sein, zu der ich mich einzig und allein in Ermangelung eines jeden andern Besorgers zu verstehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgiltig, der seinen Schriftsteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt schicken will.*)

*) Es betraf die Nachweisung des Aufsatzes vom Doneda (in der Raccolta d'Opusculi scient. e filol., T. XLVI), in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher bestimmt werden soll, und mit welchem Herr Prof. Schmid seine Ausgabe noch hätte bereichern können. [Lessing an Schmid, den 23. Mai 1770: „Ich gebe meine Hoffnung nicht auf, noch etwas von Adelmannen selbst oder von Berengarius aufzutreiben, um einmal eine ansehnliche Ausgabe zu veranstalten. Vorläufig habe ich schon etwas gefunden, welches wenigstens unter den literarischen Anhängen eine Stelle verdienen wird, und das Sie jetzt schon recht gut hätten nutzen können. Es betrifft nämlich die nähere Bestimmung

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig ist, als daß ich nicht zu völliger Benutzung derselben Ihren oder eines andern würdigen Gelehrten unserer Kirche Beitritt auffordern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug ist, die Ueberreste des Alterthums dem Untergange zu entreißen, ohne sich zu bekümmern, ob sie von großem Nutzen sind, und wem damit am meisten gedient sein möchte. Gestehen Sie aber selbst, daß es nicht unsere, sondern die römische Kirche ist, die Sie darunter am meisten sich verpflichtet haben. Diese hat ungern einen so angesehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verstümmelt aufweisen können; und sie durfte es aus dem Bücherschatze eines protestantischen Hauses vielleicht am wenigsten erwarten, einen Mangel ersetzt zu sehen*), wodurch sie nun freilich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebessert und frisch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr selbst die Beistimmung des Adelmanns kann streitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter seinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen**), und klar ist es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transsubstantiation schlechterdings voraussetzte. Da jedoch Adelmann

des Sterbejahres Ihres Adelmanns. Weder Galeardus noch andere Brescianer wollen ihn gerne so lange leben lassen, daß ihn das Gebot des Papstes Nicolaus II arcendi a divinis diaconos sacerdotesque concubinarios mit angegangen. Als ob man nicht in jeder Kirche sehr rechtgläubig sein und dennoch ein ärgerliches Leben führen könnte. Ich suchte in der Raccolta d'Opuscoli scient[ifichi] e filol[ogichi] ganz etwas Anderes, als ich einen ausdrücklichen Brief von Carlo Doneda, in dem 47ten Theile derselben, über diese Materie fand. Ich schicke Ihnen den Theil, um den Brief selbst zu lesen. Aber ich muß Ihnen zugleich sagen, daß ich auf das Diplom, worauf sich Doneda vornehmlich gründet, eben nicht schwören möchte. Doneda gesteht selbst, daß das Jahr des Kaisers, seit seiner Erwählung zum römischen Könige, verschrieben sei. Könnte also nicht eben so wohl die eigentliche Jahrzahl verschrieben sein? Untersuchen Sie doch das Ding ein wenig genauer, wenn Sie einmal sonst gar nichts anzufangen wissen."]

*) Galeardus wandte sich desfalls außer den Bibliotheken in Italien an die zu Paris und Wien; aber bei unserer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen sein; ob es schon freilich mit allen solchen Nachfragen eine sehr mißliche Sache ist.

**) Cat. Test. Ver., lib. XII, p. 1279. Edit. Genev.

auch mit keinem Worte sich gegen diesen Begriff, welcher der herrschende geworden war, erklärt; da er zwischen dem einen Abwege des Paschasius, den die Kirche mit vollem Haufen einschlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den Berengarius glaubte, keine Mittelstraße zu erkennen scheint, so dürfen wir uns wenigstens nicht wundern, wenn ihn unsere Gegner für sich anzuziehen mehr Recht zu haben glauben, als sie uns thun zu können jemals einräumen werden.

Es sei denn auch! Wir können ihnen so einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, — kaum verdiente, daß Sie sich die geringste Mühe gaben, ihn zu einem Deutschen zu machen. Er sei ein Deutscher oder ein Wale, oder was er will, gewesen, er war Einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offenen Augen wie im Traume ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben; und glücklich genug, wenn sie nur von Anderen nicht verlangen, mit Gutem und Bösen verlangen, daß sie ihrem Beispiele hierin folgen sollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den Berengarius zu einem Deutschen machen könnten! — „Den Berengarius? diesen Ketzer? diesen doppelten Ketzer? Ketzer in seiner Trennung von der Kirche, Ketzer in seiner Rückkehr zu ihr!"

Wäre das auch Alles so, nichtsdestoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eigenen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja, in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können, noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter.

Daß Berengarius in einem solchen Jahrhunderte gelebt, das ist wohl unstreitig. — Also auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frei stünde, ob Sie lieber vom Adelmann oder vom Berengar etwas an das Licht bringen wollten: wem würden Sie

Ihren Fleiß wohl am liebsten widmen? Doch das bedarf keiner Frage. Sie wissen über dieses zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre Berengarius ist, wie unzuverlässig sich noch bis jetzt von seiner wahren Meinung urtheilen lasse, und wie sehr auch daher schon Alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdient, was ihn angeht und dieser Unzuverlässigkeit abhelfen kann.

Berengarius selbst hat Alles gethan, um die Nachwelt wegen seiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu lassen. Er hat sie in mehr als einer Schrift vorgetragen und gegen seine Widersacher in mehr als einer vertheidigt. Das bezeugt Sigebertus Gemblacensis.*)

Aber wo sind sie, diese Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, sie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, sie vorsätzlich zu vernichten? Wenn die Schriften seiner Gegner zugleich mit dahin wären, so möchte leicht jenes ebenso wahrscheinlich sein als dieses. Aber da kann man außer Ihrem Adelmann, — wenn man will, — noch einen Lanfrancus, einen Guitmundus, einen Algerus, einen Deoduinus, und wie sie Alle heißen, der verderbenden Zeit zum Trotze lesen, die sich Alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie natürlich; denn man hört nur immer Einen sprechen, und wenn der Andere ja einmal etwas sagt, so sagt er es durch den Mund seines Gegners.

Es müssen aber schon zu des Flacius Zeiten die Schriften des Berengarius so gut als aus der Welt gewesen sein. Man kennt den unverdrossenen Fleiß dieses Mannes (seinen improbus labor, in jedem Verstande, wie man sagt), mit welchem er Alles überall zusammensuchte, was er zu seiner Absicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was Jedermann kannte: seine Palinodie[1]) auf der Kirchenversammlung zu Rom, unter Nicolaus dem Zweiten, und

*) „Scripsit contra Adelmannum — defendens suam de mysteriis Christi sententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum super hac re scripserunt, scripsit et ipse ad vel contra eos.“ — *De Script. Eccl., cap. 154, in Bibl. Eccl. Fabricii, p. 111.*

1) Widerruf.

die wenigen Stellen, welche aus seiner nachherigen Verdammung dieser Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieses waren denn auch die Beweisstücke alle, auf die man sich in den unglücklichen sacramentarischen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen oder von der andern Gemeinde der protestantischen Kirche des Berengarius zum Schutz oder zum Trutz Erwähnung geschah. Ich wünschte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derselben geschehen wäre. Ein Widerruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterschreiben muß, einzelne, unzusammenhangende Stellen, die seine Gegner ihren Widerlegungen aus seinen Schriften einverleiben, beweisen wohl, was diese Gegner sich eingebildet, daß dieser Irrgeist geglaubt; beweisen wohl, was sie verlangt, daß er an dessen Statt glauben sollen; aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von Beiden, von dem Einen sowohl als von dem Anderen gleich weit entfernt sein.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meinung des Berengarius von den Widersachern desselben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transsubstantiation geneigter blieb als dem bloßen Tropus, da er sich überführt hatte, daß diese Auslegung mehr mit dem Wesentlichen des Glaubens streite als jene, so bezeigte er seinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius und erkannte nicht allein die von dem Papst gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, sondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Widerrufs sogar mehr, als sie selbst von manchen Katholiken waren gebilligt worden.*) Berengar ward in seinen Augen das Schlimmste, was er sein konnte, ein Vorläufer der ihm so verhaßten Sacramentirer, dessen Irrthum Carlstadt und Zwinglius bloß erneuerten**); und

*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, sowohl als die Glossa im geistlichen Recht, daß sie den Pabst Nicolaus strafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu solcher Bekänntniß, daß er spricht: Er zudrücke und zuriebe mit seinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Christi. Wollte GOtt, alle Päbste hätten so christlich in allen Stücken gehandelt, als dieser Pabst mit dem Berenger in solcher Bekänntniß gehandelt hat!" Luthers Bekenntniß vom Abendmahl Christi, im Jahr 1528.

**) „Carlstadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengarii vom Sacrament des Abendmahls, daß daselbst nur Brodt und Wein" u. s. w. Aurifaber, im

was Berengarius in Luthers Augen war, das blieb er in den Augen seiner orthodoxen Nachfolger, der Westphale und Selnecker, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir ist unter den älteren Theologen unserer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem Berengarius urtheilt; und dieses ist eben der Flacius*), der gleichwohl zu seiner bessern Meinung von ihm, nicht mehr Data hatte als Jene zu ihrer schlimmern. Arnolden[1]) könnte ich ihm allenfalls noch beigesellen; aber in dessen Plane war es, sich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen ließen es Die, welche sich zur Meinung des Zwinglius bekannten, sich nicht zweimal sagen, daß Berengarius ihr Vorgänger gewesen sei; sie griffen begierig zu und setzten sich ganz in den Besitz dieses Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angesehen ward; es mußte ihnen lieb sein, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweisen und dadurch wahrscheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein anderer als der Glaube der ersten Christen sei. Dabei war Berengarius ein so angesehener, so gelehrter, so scharfsinniger und von Seiten seines Lebens, selbst nach Zeugnissen seiner Feinde, so untadelhafter Mann gewesen, daß sie im Geringsten nichts wagten, sich freiwillig für seine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angesehensten reformirten Theologen, wo sie in ihren dogmatischen oder polemischen oder historischen Schriften auf den Berengarius kommen konnten, sich sehr gern bei ihm verweilt und ihn mit so vieler Geflissenheit, mit so vieler Wärme vertheidigt, daß Lutherische Gelehrte davor warnen zu müssen nicht umhin zu können glaubten.**)

Bericht, was sich mit Luther und seiner Lehre in den Jahren 1524 und 1525 zugetragen.

*) Sowohl in seinem Cat. T. Verit. als auch in den Magdeburgischen Centurien, die unter seiner Aufsicht ganz in dem Geiste jenes Werks verfaßt wurden.

**) „Inter eos, qui Historiam *Berengarii* consignarunt, circumspecte et caute legendi sunt Reformati, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, specioseque defendant, quorsum refero Joannem Episcopum Dunel-

1) Gottfried Arnold (geb. 1666 zu Annaberg in Sachsen, gest. 1714 als ev. Pfarrer und Inspektor zu Perleberg), „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie".

Nur endlich zu Anfange dieses Jahrhunderts hätten leicht die Wagschalen für den Berengarius umschlagen können. Außer verschiedenen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handschriften nach und nach bekannt machten, die aber mit seiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung stehen, brachten nämlich Martene und Durand eine von dem Berengarius selbst aufgesetzte Verhandlung von der unter Gregorius dem Siebenten im Jahre 1078 seinetwegen gehaltenen Kirchenversammlung aus einem Manuscripte zu Gemblou an das Licht.*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt Berengarius unter nur gedachtem Papste nochmals persönlich zu Rom verdammt und zum Widerrufe gezwungen worden**), so sahe man nun nicht allein aus dieser eigenen Schrift des Berengarius, daß Solches allerdings geschehen, sondern man sahe auch zugleich, wie es geschehen, und daß es ungefähr ebenso damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher unter Nicolaus dem Zweiten zuging. Berengarius ließ wiederum die Furcht über sich Meister werden und bequemte sich wiederum seinen Feinden; kaum aber war er auch wiederum in sein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und schriftlich bezeugte, wie fest er noch an seiner Lehre hange, und wie

mensem." *Fechtius de Origine et superstitione Missarum, App. II. de Concomitantia Sacr., p. 1024.* Es ist Johann Cosin, Bischof zu Durham, den Fecht namentlich anführt, und dessen Historia Transsubstantiationis Papalis zu Bremen 1678 nachgedruckt worden. Er hätte aber ebensowohl einen Mornäus, Forbesius, Usserius und zwanzig Andere nennen können, welche Tribbechovius ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er schrieb: „Haec de certamine *Berengarii* non mea, sed Historicorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paucos apposito verborum colore, obscuratis aliquibus, nonnullis etiam silentio pressis, nimis dubiam et incertam reddidisse *Berengarii* Historiam." *De Doctoribus Scholasticis, cap. VI.*

*) Acta Concilii Romani sub *Gregorio VII.* in causa *Berengarii* conscripta, cum ipsius postea recantatione; ex Ms. codice Gemblacensi, *Tomo IV. Thes. novi Anecdot., p. 99.* [Vgl. VII, S. 453.]

**) „Conciliorum rhapsodus ex *Blondo* et *Sabellico* tradit, sub *Gregorio septimo* alteram revocationem fuisse factam a *Berengario,* quem in Pontificia sententia mortuum esse fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus." *Flacius, Cat. Test. Verit., l. c., p. 1274.* Doch war auch durch den Ungenannten, dessen Aufsatz De Berengarii Haeresiarchae damnatione multiplici P. Fr. Chifletius herausgegeben hatte, die Sache schon so ziemlich außer Zweifel gesetzt.

wenig ein abgedrungener Eid auch diesesmal auf ihn wirken könne und solle. Indem er dieses bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, seine Lehre selbst abermals in ihr richtiges Licht zu setzen; und es ist klar, daß besagte diese Schrift daher das einzige Authentische enthält, was wir überhaupt bis jetzt davon haben.

Aber wie lautet dieses? Es lautet so, daß die Herausgeber, Martene und Durand, ihm von seiner Ketzerei ein Großes erlassen zu müssen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des Berengarius sowohl als aus der Nachsicht selbst, mit welcher die Kirche bei allen den wiederholten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwidersprechlich, daß Berengarius nur in einem einzigen Punkte sich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transsubstantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geleugnet und bestritten habe.*) Eben dieses Urtheil war auch bereits vom Mabillon gefällt und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nämliche Manuscript zu Gemblou genutzt und, wenn ich seine Worte recht verstehe, gar zuerst entdeckt hatte.**)

Ist nun aber dieses, hat Berengarius die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er seine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unserer Kirche bestritten wird, so ist klar, daß, wenn er darum schon nicht ein Genosse unseres Glaubens muß gewesen sein, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht sein kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neuesten reformirten Theologen zu wenig belesen, um zu wissen, ob sie demohngeachtet fortgefahren, den Berengarius zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß Clericus nicht säumte, dem Urtheile des Martene und Durand zu widersprechen***), und zu zeigen suchte,

*) „Ex hoc loco et ex superius dictis patet, *Berengarium* realem, ut ajunt, Christi praesentiam admisisse in Eucharistia, sed transsubstantiationem praesertim eum negasse, id quod probat multisque exemplis demonstrat noster *Mabillonius* in praefat. ad Saeculum VI.“ Bened., Tomo II, *l. c., p. 107.*

**) „Hoc scriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacensi, quae ante paucos annos, non levi reipublicae litterariae detrimento, incendio consumpta est.“ *Praef. Tomi I. Saeculi VI. Act. Ord. Bened., p. XVI.*

***) Bibliothèque anc. et moderne, T. XV, p. 306.

daß aus den Worten des Berengarius noch lange nicht folge, was sie daraus folgern wollen. Da, wo Clericus dieses thut, bekennt er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beim Mabillon damals noch nicht gelesen habe; aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er sie nachher gelesen und irgendwo sonst umständlicher darauf geantwortet hat.

Von Allem diesem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu sagen wissen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unserer Theologen bei diesem Vorfalle, und ich bin sogleich, wo ich sein will.

Unsere Theologen verhielten sich bei dieser anscheinenden Möglichkeit, ihren verschieden denkenden Brüdern einen so angesehenen Vorfechter abzuspannen, sehr gleichgiltig. Ich will nicht sagen, ob sie in solchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgiltig sind, ob sie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, sich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darin vorgegangen. Ich will nicht sagen, ob sie ein- für allemal gegen den Berengarius zu sehr eingenommen waren, als daß sie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltsinne gegen das Alterthum und von dieser Abneigung gegen einen Namen, mit dem sie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt gewesen sein. Aber sie überlegten ohne Zweifel, daß es sich kaum der Mühe lohne, ihr Gegentheil zu schwächen, ohne sich selbst dadurch zu verstärken. Bei der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle finden außer dem päpstischen Mißglauben noch so viel andere heterodoxe Vorstellungen statt, und Impanation, Consubstantiation, Assumtion, Augmentation sind der gesunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen als die Transsubstantiation selbst. Wenn Berengarius sich von diesem Irrwege entfernt hatte, wer konnte ihnen sagen, ob er sich nicht auf einem von jenen verloren, gesetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis gestürzt wäre?[1]) Hierüber gewiß zu sein, reichte auch das noch lange nicht zu, was Martene und Durand von

1) Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim. Aus der „Alexandreis des Philipp Gualtier". (Büchmann, Geflügelte Worte, 7. Aufl., S. 171.)

ihm bekannt gemacht hatten, und so ließen sie den Mann stehen, wo er nun schon einmal stand, von dessen völliger Lauterkeit sie doch nicht überzeugt sein konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerei ähnlicher gesehen haben, als einem Angriffe von ernstlichen Folgen. Nur hätte Mosheim sich eines Verdachts enthalten sollen, der den Berengarius allzu sehr erniedrigt. Weil Mosheim zugeben wollte, daß die wahre Meinung des Berengarius nicht deutlich genug erhelle, so bedachte er sich zugleich eines Grundes von dieser Undeutlichkeit und fiel unglücklicher Weise gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Ansehen haben will, sich allgemeinen Irrthümern zu widersetzen, am gewissesten scheitert. Er vermuthete nämlich, Berengarius habe mit Fleiß seine Meinung so dunkel und zweideutig vorgetragen, damit sie nicht allzu greulich scheinen möge.*)

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius diesen Verdacht verdient? Etwa damit, daß seine Feinde die ausführlichsten seiner Schriften unterdrückt haben? Oder will man sagen, damit, daß er schwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das sei fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren, und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe

*) „Nescio, an de vera ejus hodie sententia satis aperte constet. Sunt qui praeter Figuram corporis et sanguinis domini nil esse in sacra coena, hominem disputasse perhibent; sunt qui exploratum putant esse, quod crediderit, corpus et sanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus restat, id multum habet barbariei et obscuritatis, neque statim legenti sensus apparet vocabulorum, quae adhibuit, scholasticorum. Nec fortassis errabit, qui consulto Berengarium sententiam, ne nimis atrox videretur, occultasse ac ambigue proposuisse, conjecerit.“ *Institut. Hist. Eccles., lib. III, p. 553.*

Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

Weil Berengarius schwach war, muß er darum mit Vorsatz auch falsch gewesen sein? Weil ich ihn beklagen muß, soll ich ihn auch verachten müssen? Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß Berengarius dergleichen gewesen sein könne, ist dessen, den er trifft, und dessen, der ihn hegen konnte, gleich unwürdig. Auch ist es dem bescheidenen Mosheim nur selten widerfahren, so voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie sagen, wenn es bei dem Allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl ebenso voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur diesesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwidersprechlichsten Beweis in Händen. Und das eben ist die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein Werk des Berengarius, ein umständliches, ausführliches Werk, welches allem Ansehen nach sein wichtigstes Werk gewesen ist; daß so ein Werk, dessen kein Mensch gedenkt, von dessen Wirklichkeit sich Niemand träumen lassen; daß so ein Werk, von dem solcher Dinge sonst sehr kundige Männer sogar behaupten, daß es nie existirt habe, auf dessen Nichtsein eben diese Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meinen Sie, wenn ich Ihnen sage, daß ein solches Werk noch vorhanden, daß es hier bei

uns, unter den ungedruckten Schätzen der hiesigen Fürstlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben diesen Schätzen so glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben; auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch ist es, wie ich sage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen selbst das Ἑρμης κοινος[1]) zu; denn Sie sind es, Ihr Adelmann ist es, ohne die ich doch gewiß diesen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verursacht, und ich will sogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wissen, daß Lanfrancus unter den Gegnern des Berengarius den ersten Platz einnimmt. Berengarius war auf der Kirchenversammlung zu Rom unter Nicolaus dem Zweiten gezwungen worden, das Anathema über seine Meinung zu sprechen und eine Glaubensformel zu unterschreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen seiner Feinde, als er Alles wieder zurücknahm, was er aus Furcht vor dem Tode gegen die Wahrheit geredet und geschrieben hatte. Er entsagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er seine abgeschworene Meinung zugleich aufs Neue vertheidigte. Diese Schrift war es, welche Lanfrancus in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beifalle von der Kirche aufgenommen ward und noch jetzt als ein Hauptwerk in den eucharistischen Streitigkeiten betrachtet wird. Es ist sehr oft, bald einzeln, bald mit anderen ähnlichen Werken, bald mit den sämmtlichen Schriften des Verfassers, bald in den Bibliotheken der Väter und in anderen dergleichen großen Sammlungen gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es und wissen, was für Lobsprüche nicht allein die Theologen der römischen Kirche ohne Ausnahme, sondern auch einige der unsrigen daran ver=

1) Halb Part!

schwendet haben. Es ist nichts Geringeres als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendsten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehört oder irgendwo gelesen, daß Berengarius gleichwohl auf dieses niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß, das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie sich erinnern, gerade das Gegentheil davon gelesen zu haben. Insbesondere behaupten die Benedictiner, welche die Gelehrtengeschichte von Frankreich schreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; ja sie nehmen an, daß die Vorsehung sich eben dieser Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholastiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, sie schreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz sicherlich zu.*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius ebenso wahr ist als diese Veranlassung, die sie ihr geben, so mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf seinem Grabe das Ex profundis[1]) anzustimmen. Ich bedauere,

*) Wenn sie von den verschiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius seine Meinung vorgetragen, so sagen sie: „Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc*, son illustre adversaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laissa sans replique." Wenn sie die Zeit bestimmen wollen, um welche Lanfrancus sein Werk geschrieben, so muthmaßen sie in dem zuversichtlichsten Tone: „Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le coeur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications meme à citer les Peres, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétenduës triomphantes, et la croïance commune de l'Eglise établie d'une maniere invincible." Und wenn sie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegensetzte, so behaupten sie geradezu: „Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu emploïa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond silence." — — *Histoire literaire de France, T. VIII, p. 208, 212, 213.*

---

1) Der bekannte lateinische Kirchengesang nach Psalm 130, von Luther übersetzt: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir".

daß so viel schöne Figuren, so viel treffliche Schlüsse, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geschichte die Feder geführt hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet sein sollen. Ich bedauere, daß sein frommer Eifer gegen jeden vermessenen Ergoteur, der ihm seine gute Meinung von der Schrift des Lanfrancus streitig machen will, nicht Vernünfteleien und Schlüssen, die er verachtet, sondern dem Augenscheine und der Sache selbst leider wird weichen müssen.

Denn, mit seiner Erlaubniß, eben das Manuscript, welches ich Ihnen ankündige, ist die Antwort des Berengarius auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift seines Lanfrancus! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrscheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wissen, wie ich zu dieser Entdeckung gekommen, und wie es möglich gewesen, daß sie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den ersten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, sondern, wie ich es schon genannt habe, ein Fund ist. Man entdeckt, was man sucht; man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabei, mir, meiner jetzigen Bestimmung gemäß, die Manuscripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloßen Verzeichnissen geschehen kann. Ich hatte meine Ursachen, warum ich mit den sogenannten Weißenburgischen[1]), deren Geschichte Ihnen ungefähr aus dem Burkhard bekannt sein wird*), anfangen wollte. In dem festen Vorsatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich anfangs auf einen Band, der von außen „Tractatus de Coena Domini et Transsubstantiatione“ neuerlich beschrieben war. Ungefähr die nämliche Aufschrift, „De Coena Domini praesertim de Transsubstantiatione“, hatte eine andere, etwas ältere Hand innerhalb, auf den untersten Rand des ersten Blattes gesetzt. Ihr Adelmann war mir noch im frischen Gedächtnisse; und da

*) Hist. Bibl. Augustae, Parte I, p. 256.

1) Die „Weißenburgische Handschriftensammlung“ wurde im Jahre 1689 für die Wolfenbüttler Bibliothek erworben.

die Handschrift eines mit seinem Briefe so verwandten Inhalts mir dem Alter nach seinen Zeiten sehr nahe zu kommen schien, so können Sie leicht denken, ob sie meine Neugier weniger reizte als eine andere. Um in der Geschwindigkeit Alles davon zu wissen, was Andere schon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Catalogis.*) Doch in diese fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufschriften besagen; bloß mit dem Zusatze: „Anonymi". Dieser Zusatz selbst machte mir schlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen, angenommen nämlich, daß man nur denjenigen Schriftsteller einen Anonymus nennen sollte, der sich vor seinem Werke nicht allein nicht genannt, sondern auch in dem Werke selbst Alles sorgfältig vermieden hat, was seine Person verrathen könnte. Das Beste, was ich mir also versprach, war, einen namlosen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paschasius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das Erste, was mich zu etwas Wichtigerem vorbereitete, war die Rasur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte diesen radirten Namen gar bald für Joannes Scotus; und welcher wich-

*) Leibnitz, zu dessen Zeiten die Weißenburgischen Manuscripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erste Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, sagt (*De Nummis Gratiani. Op. T. IV, Pr. II, p. 253*): „Plerique scripti sunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in uno Catalogus ipse antiquus Bibliothecae Monasterii, addito nomine Abbatis, ubi hi ipsi bona ex parte recensentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati." Es war natürlich, daß ich also auch diesen Catalogus aufsuchte, welcher sich hinter dem Augustinus de Concordia Evangelistarum (Nr. 30) befindet. Doch sobald ich sahe, daß der Abt, unter welchem er geschrieben worden, Folmarus sei, der bereits 1043 mit Tode abgegangen, so fiel es von selbst weg, das Manuscript des Berengarius darin zu erwarten. Wer sonst diesen Catalogus zu kennen wünscht, den verweise ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monasterii Weissenburgensis beim Schannat (*Vind. litt. Coll. I, p. 8*), wo er, nur wenig verschieden, eingerückt ist. Die darin benannten Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher sind, befinden sich fast alle hier, bis auf wenige, unter welchen leider die drei Bände eines deutschen Psalters sind.[1]) Dafür aber sind eine beträchtliche Anzahl anderer dazugekommen, welche das Kloster ohne Zweifel erst nach dem Abt Folmar angeschafft hatte.

---

1) Sie werden bei Schannat a. a. O. genannt: Psalt. teutonice in III. voluminibus. Ebenda S. 9 wird angeführt: Opus Augustini de Concordia Evangelistarum Lib. II.

tigere Name hätte mir in einer Schrift vom Abendmahle aus diesen Zeiten aufstoßen können?[1]) Sein Buch über diesen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden ist oder ebenso unerkannt wie Berengarius in irgend einer Bibliothek steht, ist verloren; aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerlei zu brauchen stünden. Zugleich fiel mir sehr häufig bald ein „Inquis tu", bald ein „Inquio ego" in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemisch sei. Das war mir um so viel lieber; und nun fing ich mit Ernst an zu lesen. Doch kaum hatte ich einige Blätter gelesen und dabei mich in Blimmers Sammlung*) mit umgesehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes „Tu" Lanfrancus, und dieses „Ego" Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich gesagt habe, ein Werk, worin Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folgt und auf jedes seiner Argumente und Einwendungen nach der nämlichen Methode antwortet, welche sein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nämlich daß er erst die eigenen Worte desselben anführt und sodann seinen Bescheid ausführlich darauf ertheilt.

Was ich Ihnen über den anderen Punkt zu sagen hätte, werden Sie zum Theil aus der näheren Beschreibung des Manuscripts ermessen. Es gehört, wie ich bereits erwähnt habe, zu den Weißenburgischen Manuscripten, welche der erste große Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs August erhielt. Ihm und seinem Conring, dessen Urtheil er über jede beträchtliche Handschrift zu Rathe zog, die ihm in den letzten Jahren seines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl schwerlich unerkannt geblieben sein. So lange sich Leibniz der Bibliothek annahm, hatte er sein vornehmstes Augenmerk auf die Geschichte, und ebenso hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten[2]) oder ihr vorstanden, ihrem Haupt-

*) De veritate corporis et sanguinis Je. Ch. in Euch. sacra Authores vetusti. Louanii 1561. 8vo.

---

1) Nicht von Johannes Scotus, sondern von Ratramnus.

2) In der Vorrede zu den „Wolfenbüttler Beiträgen" macht Lessing: Eckard, Lenfant, Corte, Salig als solche namhaft, die „aus ihr geschöpft haben".

studio viel zu emsig nach, als daß sie außer ihrem Wege nach Abenteuern hätten umherschauen sollen. Das Manuscript selbst ist auf Pergament und macht einen mäßigen Band in klein Quart von hundertundvierzehn Blättern. Es hat alles Ansehen, noch in dem elften, längstens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts geschrieben zu sein. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geschehen, daß eine spätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbessern und zu füllen sollte gefunden haben. Doch hat auch diese spätere Hand noch alle Merkmale des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmste ist dieses, wovon Sie vielleicht aus der schwankenden Angabe des Titels schon etwas besorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloße ohne Absicht verwüstende Zeit an dieser Verstümmelung Ursache ist, sondern daß Vorsatz mit dabei gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen; man hat die gemeinen Leser, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeischießen lassen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu besorgen hatte, dadurch in Sicherheit setzen wollen; man hat die kenntlichsten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Absichten reimt sich der besondere Umstand sehr wohl, dessen ich schon gedacht habe, daß nämlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchstaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieser Vorsorge, das Werk eines Erzketzers, es sei nun weniger in die Augen fallend zu machen oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung desselben mir aufgespart bleiben können.

Doch noch Eines scheint hierzu fast nothwendig! Dieses: es müssen sonst keine Abschriften von diesem Werke des Berengarius mehr vorhanden sein, die unsere muß die einzige sein, die sich, vielleicht durch Hilfe ihrer Verstümmelung, erhalten, oder man müßte annehmen, daß noch jetzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jetzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo so etwas im Verborgenen stecke, und es mit gutem Fleiße im Verborgenen ließen.

Dieses zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt sein;

und mehr als ein Umstand könnte sogar dazu berechtigen. Zum Exempel: schon Labbe und De Roye haben angezeigt, daß die erste Schrift des Berengarius, auf welche sich die Widerlegung des Lanfrancus bezieht, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden sei.*) Lanfrancus führt nur einzelne Stellen daraus an, bekennt aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, Berengarius seine Dornen mit Rosen unterflochten habe.**) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von diesen Rosen aus dem vollständigen Werke jemals mitgetheilet worden? Martene, Mabillon und ihresgleichen haben so viel unnützes Zeug aus Handschriften an das Licht gebracht; warum haben sie diesem vollständigen Werke des Berengarius nicht eben den Dienst erwiesen? Wenn ich mich recht erinnere, so bekennt Mabillon sogar, an einem Orte, der mir jetzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz gelesen; aber was er darin gelesen, wüßte ich nirgends bei ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es lesen können, und die mehr belobten Benedictiner hätten es lesen müssen, da wenigstens ihnen nicht unbekannt sein konnte, daß die Treue, mit welcher Lanfrancus die einzelnen Stellen behandelt, vom Oudinus und Anderen in Zweifel gezogen werden.***)

Auch kommen in mehreren Bibliotheken Frankreichs und Italiens Handschriften unter dem Namen des Berengarius vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den sie vor der Welt führen, besagt. Verschiedene heißen „Confessio“ oder „Recantatio Berengarii“†), und so ganz gewiß ist es doch wohl nicht, daß es die bloßen aus wenig Zeilen bestehenden Bekenntnisse oder Widerrufe wären, die Berengarius auf den Kirchenversammlungen ablegen und unterzeichnen müssen.

Nur um zwei dergleichen Handschriften, die sich aber in britischen Bibliotheken befinden, hat sich der einzige Oudinus näher bekümmert. Die eine ist die, welche das Dreifaltigkeitscollegium

*) Hist. liter. de France, T. VIII, p. 223.

**) „Nec ad omnia responsurus sum, quia spinis rosas interseris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quaedam etiam dicis, quae nihil pertinent ad propositum quaestionis.“ *Cap. II, p. 232, Edit. Dach.*

***) Comment. de Script. Eccl. antiq., T. II, p. 631.

†) Beim Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Msptorum nachzusehen.

zu Dublin besitzt, unter dem Titel: „Berengarius de Sacramento altaris“, welchem das Verzeichniß beifügt, daß sie von einer Handschrift bei den Jesuiten zu Löwen copirt worden. Die andre ist die, welche Cave aus dem Verzeichnisse des Collegii Zur ehernen Nase in Oxford anführt und „Disputationes Berengarii cum Lanfranco de praesentia Christi in coena“ benennt.

Doch aus der Abschrift, welche Oudinus durch Basnagen von ersterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des Berengarius, sondern der Tractat eines Ungenannten de Eucharistia sei, den schon Cellotius herausgegeben. Und ebenso versichert er von der andern, daß sie eigentlich nichts vom Berengarius, wohl aber die Widerlegung des Lanfrancus enthalte, mit deren Worten des zweiten Capitels, „Patres redarguis incurrisque“ etc. sie anfange, weil die ersten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß zufälliger Weise von der letzteren Handschrift zu Oxford Oudinus, oder wer sie sonst für ihn in Augenschein nahm, gerade weiter nichts zu lesen sich die Mühe genommen hätte als die Anfangsworte, die er für Worte des Lanfrancus erkannte, so dürfte eine nochmalige genauere Besichtigung nicht ganz unnöthig sein. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des Lanfrancus ungeachtet, womit das verstümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des Lanfrancus, sondern ein Werk des Berengarius wäre, und zwar das nämliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nämlich schon angemerkt, wollte Berengarius seinem Gegner in dessen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog sein soll, und indem er also Stelle vor Stelle dem Lanfrancus durch ein „Inquis tu“ redend einführt, so hätte es sich sehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer solchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es sei der Zeit oder der Barbarei oder des frommen Eifers, zuerst ermüdete.

Doch dem Allen sei, wie ihm wolle. Genug, so weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmsten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unsere Fürstliche an dem wiedererkannten Werke des Berengarius ein Kleinod besitzt, dessen sich keine andere rühmen kann, ja dessen Gleichen auch nur, sowohl an Seltenheit als am innern Werthe, ihnen allen schwer sein möchte, uns entgegenstellen zu können.

III.

Ist unser Berengarisches Werk einzig, so kann es ja wohl nicht anders als den höchsten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit, wenn es nichts als Seltenheit wäre? Ich getraue mir, zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der sich davon machen läßt, nahe so groß ist als seine Seltenheit.

Und gesetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuversichtlichen Benedictiner unwiederbringlich abzuweisen, die uns das Buch des Lanfrancus so gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anschwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des Berengarius vornehmlich mit bewirkt worden: wäre es denn auch schon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch jetzt an das Licht, durch die dergleichen parteiische Verkleider der historischen Wahrheit augenscheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die sogenannte Bekehrung des Berengarius beruht auf so unerheblichen Zeugnissen, und sie ist an und für sich selbst so unwahrscheinlich, so unbegreiflich, daß, wenn sie auch auf ungleich giltigern Zeugnissen beruhte, ich mir dennoch die Freiheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. — Ein Mann wie Berengarius hätte die Wahrheit gesucht, hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt, hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt und mit Gründen Andere gelehrt, wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit trotz allen Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren, dreißig, vierzig Jahre beharrt, und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat — eben da auf einmal hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen. Denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung

doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein anderer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein! einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbst erworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen, und diejenigen, bei denen sie in einem späteren Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen, aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte; und so sterben sie Alle, die ebenso aufrichtig, ebenso ernstlich lehren als er. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber: Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein Paar zweideutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich bloß die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können. —

Allerdings bedarf eine so befremdende Erscheinung in der menschlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines Berengarius gewesen wäre, auf alle Weise ausstaffirt zu werden, wenn sie auch nur der Allerblödsinnigste glauben soll; und ich bedauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Gespenster ausstaffiren zu helfen. Nur müssen diese Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein Anderer es gleichfalls für seine Pflicht

hält, ihre Ausstaffirungen wieder abzureißen und das Ding zu zeigen, wie es ist; sie mögen darüber zum Gespötte werden oder nicht.

Es ist fast unglaublich, was für seltsame Wendungen die guten Benedictiner nehmen, was für Verdrehungen sie sich erlauben, was für Armseligkeiten, die sie bei jeder anderen Gelegenheit gewiß verachtet hätten, sie sich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrscheinlich herauszubringen, daß Berengarius durch das Werk des Lanfrancus bekehrt worden. Alles, wie man leicht sieht, kömmt hierbei auf die Zeit an, wenn Lanfrancus dieses Werk geschrieben, und die gemeine Meinung hierüber taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn Berengarius unter Gregorius dem Siebenten, im Jahre 1079, nochmals widerrufen, und wenn er auch von diesem Widerrufe nochmals rückfällig geworden, so muß nothwendig Lanfrancus erst nach diesem Jahre geschrieben haben, oder er war es nicht, welcher den Berengarius bekehren half, wenn der jemals bekehrt worden. Und nun, wie fangen sie es an, zu erweisen, daß Lanfrancus wirklich nicht früher geschrieben? Es verlohnt der Mühe, sie nach der Länge selbst zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn Lanfrancus (schreiben sie in dem Leben desselben)*) sein Werk verfertigt, ist man sehr uneinig. Die Chronik der Abtei zu Bec**) sagt, daß es im Jahre 1053 geschehen sei, welches ein offenbarer Irrthum ist, weil die Schrift des Berengarius, welche Lanfrancus darin widerlegt, wenn sie früh erschienen, erst sechs Jahre nachher kann erschienen sein. Don Mabillon, nachdem er über diesen Punkt ein wenig veränderlich gewesen, entschloß sich endlich für 1069.***) Ueberhaupt kömmt man darin überein, daß der Verfasser noch Abt in dem Kloster des heil. Stephanus zu Caen gewesen, als er sein Buch herausgegeben. Doch die, welche für dieses allgemeine Datum sind, das acht bis neun Jahre in sich faßt, gründen sich einzig und

*) T. VIII, p. 279.

**) Chronicon Beccense in Append. ad Opera Lanfranci, Paris. 1648, fol., p. 2.

***) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti, T. IX, p. 633; ibid., Praef. § 57; Annal. Ord. S. Bened., lib. 63, T. V, § 46.

allein auf die Meinung, nach welcher man voraussetzt, daß es eben das nämliche Werk gewesen, welches Lanfrancus von Canterbury aus an den Papst Alexander den Zweiten schickte, und von welchem er selbst sagt, daß er es noch als Abt verfertigt habe.*) Eine Voraussetzung, die sehr zweideutig, ich will nicht sagen gänzlich falsch ist, und zwar aus folgenden Gründen:

„Die Schrift, welche Lanfrancus an benannten Papst schickte, war zwar wirklich gegen den Berengarius; aber sie heißt doch nur ein bloßer Brief: ‚Epistolam quam *Berengario* Schismatico, dum adhuc Cadomensi coenobio praeessem, transmisi, Paternitati vestrae . . . transmittere curavi.‘ Man gebe sich die Mühe, die Ausdrücke dieser Stelle des Lanfrancus eigentlich zu erwägen. Die Rede ist von einem Briefe, den er aus Caen an den abtrünnigen Berengarius geschrieben. Reimt sich diese Vorstellung wohl mit dem Begriffe, den wir von seinem Tractate von dem Leibe und Blute des Herrn wider diesen Ketzer haben, und den der Verfasser selbst Liber Scintillarum überschrieben hatte? Würde ihn Lanfrancus wohl dem Papste unter einem anderen Titel übersendet haben, als den er ihm selbst gegeben? Wenn man es nicht erweisen könnte, daß Lanfrancus außer seinem Tractate vom Abendmahle auch noch andere Schriften gegen den Berengarius ausgehen lassen, so dürfte man allenfalls noch eher zu der Voraussetzung, die wir hier widerlegen, berechtigt sein. Aber Sigebertus, ein zeitverwandter Schriftsteller, versichert mit ausdrücklichen Worten**), daß außer diesem Tractate, den er sehr sorgfältig bezeichnet, Lanfrancus mehr als einen Brief wider seinen Gegner geschrieben und die Irrthümer desselben mit vielem Nachdrucke darin widerlegt habe: ‚Scripsit invectivas contra *Berengarium* Turonensem epistolas, refellens scripta ejus‘; worauf Sigebertus insbesondere den Tractat unseres Erzbischofs vom Abendmahle sehr genau beschreibt. Nichts kann klärer sein als das Zeugniß dieses Schriftstellers; auch ist es hinlänglich, die Voraussetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen der vom Lanfrancus an den Papst Alexander überschickten Schrift zu machen pflegt. Es war nicht sein Tractat vom Abendmahle, der

*) Lanfranc. Ep. 3, p. 303.
**) De Script. Eccles., cap. 155.

bis auf uns gekommen ist; sondern es war einer von den ersten Briefen, die er über den nämlichen Gegenstand, wie wir gesehen, an den Berengarius geschrieben hatte, und dessen uns die Unfälle der Zeit beraubt haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von welchem wir hier handeln, so muß solches aus dem zweiten Capitel desselben genommen werden. Lanfrancus redet daselbst von dem, was unter der Regierung Gregorius' des Siebenten zu Rom wegen des Berengarius verhandelt worden, und führt von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an, welches dieser Archidiaconus auf der im Februar 1079 gehaltenen Kirchenversammlung, sechs Jahre nach dem Tode des Papst Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann Lanfrancus selbst dieses höchstens nur in dem nämlichen oder etwa dem folgenden Jahre geschrieben haben, in welches die Bekehrung des Berengarius fällt, zu der das Werk des Lanfrancus, wie anderwärts von uns bemerkt worden, das Seinige gar wohl beigetragen haben mochte. Doch der Ort, auf den wir dieses Datum gründen, wird in verschiedenen Handschriften und in den nach selben besorgten Ausgaben vermißt, ob er sich schon in den Ausgaben von 1540, 1648 und 1677 befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, sagt man, folge hieraus, daß Lanfrancus, der diesen seinen Tractat geschrieben, als er noch Abt zu Caen gewesen, ihn nach der Zeit müsse wieder übersehen und mit dem vermehrt haben, was sich unter Gregorius dem Siebenten zugetragen. Allein so schließen, heißt mehr errathen wollen, als schließen. Weit natürlicher ist es, daß die Lücke durch Unachtsamkeit eines Abschreibers entstanden ist. Es braucht nur Einer den Fehler begangen zu haben, und er kann sich in mehreren Manuscripten finden, die nämlich nach seinem gemacht worden. Der Beispiele von dergleichen Lücken sind unzählige. —

„Sollte sich mit dem Allen ein Vernünftler (Ergoteur) finden, der, unserer Meinung zu widersprechen, dieses als einen Grund anführen wollte, daß man sonach keine Ursache absehen könne, warum es Lanfrancus an die zwanzig Jahre verschoben habe, die Schrift des Berengarius zu widerlegen, so dürfen wir nur wiederum fragen, warum er, nach der gemeinen Meinung, es

gleichwohl zehn Jahre verschoben hätte? Wenigstens erhellt aus seinen Worten selbst, daß er es nicht eher als nach dem Tode des Cardinal Humbertus gethan, folglich doch erst ganze fünf Jahre nachher, als Berengarius seine Schrift ausgehen lassen. Man dürfte sehr verlegen sein, eine kategorische Ursache von dieser Verzögerung anzugeben. Nur die, welche wir anführen können, ist sehr natürlich und gründet sich auf Facta. Lanfrancus, der, wie Sigebert versichert, die Irrthümer des Berengarius schon mehr als einmal bestritten hatte, sahe, daß andere Schriftsteller, wie Durandus, Abt zu Troarn, wie Eusebius Bruno, Bischof zu Angers, auch vielleicht wie Guitmundus, und wer sie sonst waren, ihnen sehr einleuchtende Schriften entgegensetzten. Er hoffte, daß Berengarius endlich dadurch zum Stillschweigen gebracht und diese ärgerlichen Streitigkeiten geendet werden sollten. Als er aber eines Theils bemerkte, daß sich noch Niemand angelegen sein lassen, die Schmähungen abzulehnen, mit welchen dieser Ketzer den Cardinal Humbertus angegriffen hatte, und andern Theils sehen mußte, daß er seine falsche Lehre durch die Schrift erneuere, in der er auch demjenigen Bekenntnisse, welches er 1079 unterschrieben hatte, entsagte: sodann entschloß sich Lanfrancus, nicht sowohl diese, als vielmehr das ältere Werk des Berengarius gegen sein erstes zwanzig Jahre vorher unterschriebenes Bekenntniß zu widerlegen. Warum er sich aber lieber an dieses als an jenes Werk halten wollte, kam wohl daher, weil beide die nämlichen Spitzfindigkeiten und Trugschlüsse enthalten, in dem erstern aber sich die schimpflichen Vorwürfe befinden, deren wegen er den Humbertus und die römische Kirche rächen wollte. Indem also Lanfrancus seine Waffen gegen die erste Schrift des Berengarius richtete, so gelang es ihm nicht allein, diesen seinen Vorsatz zu erreichen, sondern auch die eine Schrift sowohl als die andere zu widerlegen. Mit einem Worte, eine Gelegenheit mußte Lanfrancus haben, wider den Berengarius zu schreiben. Die Bekanntmachung der 1059 ausgefertigten Schrift desselben war diese Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Critici wollen, wenigstens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verstreichen ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von 1079 schaffte ihm diese Gelegenheit und setzte ihn gleichsam in die

Nothwendigkeit, seinem Gegner den Mund zu stopfen. Wir haben uns bei diesem Punkte der Kritik vielleicht ein wenig zu lange aufgehalten; aber allgemein angenommene Vorurtheile machen es öfters nöthig, daß man sich umständlich einlassen muß, um sie desto gewisser aus dem Wege zu räumen.

„Diesem Grundsatze zu Folge erlaube man uns also nur noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Bestätigung unserer bisher dargethanen Meinung dienen kann. Seitdem Lanfrancus zum Bischof erhoben war, hatte er dem Studio und Gebrauche der weltlichen Wissenschaften gänzlich entsagt.*) Dieses versichert er uns selbst; und ohne Zweifel muß man auch die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derselben ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem Gebrauche dieser Kunst in seinem Werke wider den Berengarius sagt, dem er vorwirft, daß er in Ermangelung giltiger Beweisstellen seine Zuflucht zu ihr nehme.**) Lanfrancus bekennt, daß er seines Theils in Dingen, welche die Religion betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern scheinen wolle, sich mehr auf sie als auf die Wahrheit selbst und auf das Ansehen der heiligen Väter zu verlassen. Sogar wenn der Gegenstand des Streits von der Beschaffenheit wäre, daß er sich durch diese Regeln am leichtesten auseinandersetzen lasse, bemühe er sich, sie so viel möglich zu verstecken, indem er sich gleichgeltender Ausdrücke bediene. Aus der Beschreibung, welche Sigebert von des Lanfrancus Auslegungen der Briefe Pauli macht, hat man gesehen, daß er sich der nämlichen Enthaltsamkeit von dieser Kunst bei weitem nicht beflissen, als er nur noch Abt war. Folglich muß er schon Erzbischof gewesen sein, als er die Schrift gegen den Berengarius aufsetzte, die uns noch von ihm übrig ist; ob er sich schon darin keinen andern Titel als den Titel eines katholischen Christen von Gottes Barmherzigkeit giebt."

So viel halb Wahres, so viel Falsches auch in dieser langweiligen Stelle ist, so würde es doch schwer fallen, sie ohne unser Manuscript auf eine schlechterdings befriedigende und unwider-

*) Epist. 53.
**) Cap. 7.

sprechliche Art zu widerlegen. Denn Alles, was man dagegen sagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegenstellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verschwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des Alles entscheidenden Augenscheines, Vermuthungen bloß mit Vermuthungen bestreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigstens über ein Paar Punkte ohne Rücksicht auf meinen stärkeren Hinterhalt einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benedictiner, daß Lanfrancus selbst sein noch vorhandenes Buch wider den Berengarius „Liber Scintillarum“ überschrieben habe? Es sei immer wahr, daß Bromton in seiner Chronik*) es unter diesem Titel anführt. Aber da in keiner von den Handschriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringste Spur davon muß anzutreffen gewesen sein, als in welchen es schlechtweg „Liber de Corpore et Sanguine Domini“ geheißen, so könnte ja gar wohl eine so spielende Aufschrift, „Das Buch der Funken“, der witzige Einfall eines späteren Mönchs sein. Daß mehrere Abschreiber diesem Buche des Lanfrancus einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, bestätigt auch das Exempel der h. Diemude beim Petz**), die es „Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium*“ benannte. Andere haben es „Dialogus“ geheißen. Aber bei dem Allen kömmt ihm doch schlechterdings keine Benennung mit mehrerem Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm Lanfrancus selbst in seinem Schreiben an den Papst Alexander giebt. Denn ist es dann nicht wirklich ein Brief? eine schriftliche Anrede eines Abwesenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit desselben machen, daß es ein Brief zu sein aufhört? Lanfrancus hätte seine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen***), und er sollte Bedenken getragen haben, sie gegen den Papst einen Brief zu nennen?

*) Historiae Angl. Script., p. 952.

**) Thes. Anecd., T. I, Prf. p. 21, § 37.

***) „*Lanfrancus* misericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicae Ecclesiae adversario.“

2. Müßten wir es denn aber schlechterdings dem Bromton auf sein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des Lanfrancus gegen den Berengarius von dem Verfasser selbst „Liber Scintillarum" überschrieben gewesen, warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf sein Wort glauben, daß Lanfrancus dieses so überschriebene Werk als Prior der Abtei zu Bec verfertigt habe? Denn Beides sagt er in der nämlichen Stelle, so zu reden, mit dem nämlichen Zuge der Feder: „*Lanfrancus* Beccensis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit." Kann, diesen Worten zu Folge, das Buch, welches Lanfrancus an den Papst Alexander senden mußte, nicht desselben noch vorhandene Schrift wider den Berengarius sein, weil diese „Liber Scintillarum" überschrieben gewesen, so kann ja, eben diesen Worten zu Folge, die nämliche Schrift nicht unter Gregorius dem Siebenten abgefaßt sein, welches der Benedictiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter dessen Regierung Lanfrancus längst nicht mehr Prior zu Bec, sondern bereits Erzbischof zu Canterbury war. Aber, was das Vornehmste ist, wo sagt denn Bromton, daß eben das noch vorhandene Buch des Lanfrancus wider den Berengarius „Liber Scintillarum" betitelt gewesen? In den angeführten Worten sagt er es doch wahrlich nicht. Der Benedictiner selbst beruft sich so nachdrücklich auf das Zeugniß des Sigebertus, daß Lanfrancus mehrere Bücher gegen den Berengarius geschrieben. Nun wohl; wir müssen ihm zugeben, daß nach diesem Zeugnisse das Buch wider den Berengarius, welches Lanfrancus an den Alexander schickte, nicht eben das noch vorhandene muß gewesen sein, daß es ein anderes gewesen sein kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugnisse dieses noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige sein muß, welches „Liber Scintillarum" überschrieben gewesen? Denn warum könnte es kein anderes gewesen sein, das diesen Titel geführt? Kann es aber ein anderes gewesen sein, wo bleibt sein Schluß? Ja, es muß ein anderes gewesen sein, wenn das Ansehen des Bromton überhaupt etwas gelten soll. Das noch vorhandene Buch ist augenscheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Cardinal Humbertus geschrieben, da sogar die Schrift des Berengarius, die es wider-

legen soll, erst nach diesem Tode aufgesetzt zu sein scheint. Nun starb Humbertus 1063, und wann Lanfrancus in diesem Jahre nicht schon Abt von St. Stephanus zu Caen war, so ward er es doch wenigstens. Folglich kann er sein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius als Prior zu Bec nicht geschrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieser Würde schrieb, muß ein anderes gewesen sein. Ja, ich glaube sogar nicht unwahrscheinlich angeben zu können, welches andere Buch es gewesen. Sie erinnern sich, daß Lanfrancus von sich selbst erzählt, er sei auf der Kirchenversammlung zu Rom unter Leo dem Neunten, welches die erste war, die gegen den Berengarius gehalten ward, fast selbst in den Verdacht gekommen, daß er der Meinung des Berengarius zugethan sei. Der Papst habe ihm also befohlen, sich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß seiner Orthodoxie abzulegen und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht sowohl durch Gründe der Vernunft als durch Beweisstellen aus der Schrift und den Vätern zu erhärten. Dieses habe er denn auch gethan und den Beifall der ganzen Versammlung erhalten.*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieses nicht bloß mündlich geschehen, sondern daß Lanfrancus sein Bekenntniß, seine Erörterung der katholischen Lehre entweder vorher oder nachher auch schriftlich werde aufgesetzt haben, so dürfte ein solcher Aufsatz vielleicht am ersten, es sei von ihm selbst oder von Anderen, mit dem Titel des Buchs der Funken sein belegt worden. Denn, wie gesagt, es sollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zusammengetragener Beweisstellen, gleichsam also einzelner Funken sein, aus welchen sich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat so zu benennen, wie der noch vorhandene des Lanfrancus ist, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen und die ganze streitige Materie nach allen Gründen für und wider erschöpfen will, würde so abgeschmackt sein, daß man sich schwerlich bereden könne, es sei von dem Verfasser selbst geschehen. Auch war es insbesondere als Titel zu diesem Tractate,

*) „Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, fidem meam exponerem, expositam plus sacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque surrexi; quod sensi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli displicuit.“ *Cap. IV, p. 234, Edit. Dach.*

daß ich ihn in dem Vorhergehenden für den witzigen Einfall eines späteren Mönchs erklärte.

3. Es ist sehr seltsam, mit dem Benedictiner anzunehmen, daß Lanfrancus ganze zwanzig Jahre angestanden haben sollte, den Berengarius förmlich zu widerlegen, und daß er, als er sich endlich dazu entschlossen, sich lieber dabei an die allererste, längst vergessene Schrift desselben hätte halten wollen, als an die allerneueste. Aber noch seltsamer ist die Beschönigung, daß Lanfrancus doch auch, nach der gemeinen Meinung, wenigstens fünf, wo nicht gar zehn Jahre seine Widerlegung verzögert habe. Als ob Zwanzig und Zehn und Fünfe Alles Eins wäre! Und worauf gründet sich denn nun auch diese Beschönigung? Woher hat es denn der Benedictiner, daß Lanfrancus auch nur fünf Jahre verstreichen lassen? Es ist wahr, Lanfrancus hat erst nach dem Tode des Humbertus, das ist nach 1063 geschrieben, und Berengarius hatte bereits im April 1059 zu Rom widerrufen. Das macht freilich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 Berengarius seinen Widerruf öffentlich zurückgenommen und die Schrift, in welcher er es that, Allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benedictiner das gesagt? Ist es nicht vielmehr höchst wahrscheinlich, daß die Klugheit dem Berengarius angerathen, vorher den Tod sowohl des Papstes als des Cardinals abzuwarten, die ihn zu dem Widerrufe gezwungen? Auch ergiebt sich aus mehr als einem Umstande, daß er diesem Rathe der Klugheit wirklich gefolgt. Nicolaus starb 1061, und Humbertus das zweite Jahr darauf. Von 59 bis 63 ist kein Jahr verflossen, in welchem nicht zu Rom oder in Frankreich ansehnliche Kirchenversammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des Berengarius und seiner erneuerten Ketzerei gedacht. Nur erst in dem nämlichen 63sten Jahre fand man auf der Kirchenversammlung zu Rouen wieder für nöthig, die Schlüsse der Kirche gegen den Berengarius und seine Anhänger zu wiederholen. Ja, wie ich schon angemerkt, die Worte des Berengarius selbst, mit welchen er des Humbertus in seiner Schrift gedachte, scheinen nicht von der Art, daß sie von einem noch lebenden Cardinale gesagt worden.*) — „Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *fecerant*

*) Apud *Lanfrancum*, p. 2. Edit. *Vlimmerii*.

Romae Episcopum Cardinalem, quod scripsit contra catholicam veritatem, quod inferius patebit, ut cogeretur ex illo *Berengarius* quasi profiteri errorem *ineptissimi* Burgundi." Ich denke, nur von einem Todten spricht man in diesem lange nachher erzählenden und freimüthigem Tone. Vielleicht schien auch sonst diese Zeit dem Berengarius vorzüglich bequem, einen so kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme seines Widerrufs war. Die oberste Gewalt der Kirche war getheilt; zwei zugleich und mit mächtigen Unterstützungen herrschende Päpste sicherten ihn vor der Tyrannei des einen und des anderen. Honorius der Zweite, oder vielmehr die Kirchenversammlung zu Basel, die ihn erwählte, hatte sogar alle Thathandlungen und Schlüsse seines Vorgängers, Nicolaus des Zweiten, für null und nichtig erklärt*), als worunter die Verdammung des Berengarius und seiner Lehre nothwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieser letztere Umstand auf den Berengarius gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben, genug, daß aus den übrigen sattsam erhellt, daß die Schrift des Berengarius schwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann sie Lanfrancus ein, zwei, drei Jahre darauf beantwortet haben; wer will das bestimmen? Nur daß er bis 69 sollte damit verzögert haben, das ist wenigstens daraus nicht zu schließen, woraus es Mabillon schließen will.**) Es ist wahr, Lanfrancus schickte seine Widerlegung nicht eher als 70 oder 71 an den Papst Alexander; aber nicht darum, weil sie nicht eher fertig war, sondern darum, weil sie der Papst nicht eher verlangt hatte. Oder schickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geschrieben hatte, ein Exemplar sofort an den Papst? Alexander ohnedem verfuhr mit dem Berengarius sehr säuberlich***); es sei nun, weil er ihn für so irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfassung war, Alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer sein Freund sein wollte. Dieses wissen wir noch jetzt; warum sollte es nicht

*) *Fr. Pagi Brev.*, T. II, p. 386; *Harduini* Acta Concil., T. VI, Par. I, p. 117.

**) Annal. Bened., lib. XIII, p. 19.

***) „Litteris eum satis amice praemonuit, ut a Secta sua cessaret, nec amplius sanctam Ecclesiam scandalizaret." *Anonymus Chifletianus apud Hard., T. VI, Concil., P. I, p. 1015.*

auch damals Lanfrancus gewußt haben? Und wußte er es, so wird er sich gewiß nicht übereilt haben, sein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Papst zu senden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. „Gleichwohl", wird man sagen, „geschieht doch in dem Buche des Lanfrancus des Widerrufs, zu welchem sich Berengarius auch unter Gregorius dem Siebenten gebracht sahe, nicht allein Meldung, sondern dieser Widerruf selbst ist von Wort zu Wort daselbst eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht Lanfrancus nachher erst geschrieben hätte?" — Durch die unbesonnene Interpolation eines Abschreibers, antworte ich, war es möglich; und man sollte sich schämen, diese hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuscripte für eingeschoben erkläre, erklärt der Benedictiner in den andern Manuscripten für ausgelassen. Wie wird das zu entscheiden sein? Ich sollte meinen, daß hier sehr Vieles schon auf die Anzahl der Manuscripte ankomme. Eingeschaltet hat sich die streitige Stelle nur in einem einzigen Manuscripte gefunden, nämlich in dem, nach welchem Franciscus Quadratus das Werk des Lanfrancus herausgab, ausgelassen aber in allen übrigen. Welches ist nun wahrscheinlicher? Dieses, daß von der einzigen Handschrift, in welcher die Stelle ausgelassen war, alle übrigen Abschriften genommen worden? oder dieses, daß die eine verfälschte Abschrift glücklicher Weise ohne weitere Abschrift geblieben? Die Ausgabe des Quadratus erschien zu Rouen 1540; und Quadratus bildete sich fest ein, daß er das Werk des Lanfrancus zuerst an das Licht brächte. — „Novum", sagt er in der Zueignungsschrift, „dixi propter eos, qui vel *Desiderii Erasmi*, vel nescio cujus opera hoc jam editum esse mentiuntur, certe non extat." Gleichwohl war es keine Lüge, daß zwar nicht Erasmus, sondern Joh. Sichardus ihm bereits zuvorgekommen war. Diese Ausgabe des Sichard ist zu Basel 1528 in Octav gedruckt und mit dem Philastrius verbunden, den dieser um mehrere alte Schriftsteller verdiente Mann gleichfalls zuerst drucken ließ. Er hatte Beider Handschriften in einer alten Bibliothek zu Trier entdeckt, und in der von dem Werke des Lanfrancus fand sich die streitige Stelle nicht. Da indeß dem Quadratus sein Vorgänger so völlig

unbekannt geblieben war, so konnte ihm so leicht kein Argwohn darüber beifallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er Alles drucken ließ, wie er es vor sich hatte. Nur dem Dacherius, der die gesammten Werke des Lanfrancus 1648 herausgab, ist es zu verargen, daß er dem Quadratus die Ehre der ersten Ausgabe bestätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des Lanfrancus sonst abgedruckt war, von mehrgedachter Stelle nicht die geringste Spur zu sehen sei. Dieses hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müssen vermuthen lassen; und indem er dieser nachgeforscht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obschon auch Blimmer, nach dem Quadratus, eine Ausgabe von dem Buche des Lanfrancus 1561 besorgt hatte, in welcher sich die Stelle gleichfalls nicht befindet, so konnte Dacherius darum doch nicht glauben, daß man in allen den großen Sammlungen, in welche das Buch des Lanfrancus aufgenommen worden, dem einzigen Blimmer gefolgt sei. Denn einige derselben sind früher als Blimmers Ausgabe; z. E. das *Μικροπρεσβυτικον* von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bei welchen beiden man nur allein der Sichard'schen Ausgabe kann nachgegangen sein, da man in ihnen Gregorius' des Siebenten an dem zweifelhaften Orte ebenso wenig erwähnt findet als beim Sichard. Kurz, Dacherius hatte sehr Unrecht, sich an den einzigen Quadratus zu halten und, indem er den Text desselben allen übrigen vorzog, gleichsam den Grund zu den verführerischen Unwahrheiten zu legen, welche der Benedictiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drei Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er sagt, daß sich die Stelle vom Gregorius befinde, drei wirklich verschiedene Ausgaben sind. Die von 1540 ist das Original des Quadratus; die von 1648 ist die Sammlung des Dacherius, der Jenem blindlings folgte; und die von 1677 ist der Abdruck in dem 18ten Bande der Bibl. max. Patrum, in welcher man ebenso blindlings sich an den Dacherius gehalten hat, so daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchst selten ist. Auch die größten Bücherkenner, wenn sie ja etwas von ihr wissen, haben nur einen sehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem

Beispiele des Fabricius beweisen könnte.*)[1] Aber den Dacherius kann das noch lange nicht entschuldigen. Er hatte doch sonst sechs bis sieben gedruckte Ausgaben vor sich, und außer diesen, wie er selbst bekennt, noch drei Manuscripte, welche alle der Interpolation des Quadratus widerstritten. Was hätte dieser Einzige gegen so Viele bei ihm vermögen sollen? Zwar will er sich durch die Vermuthung rechtfertigen, daß Lanfrancus vielleicht selbst die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeschoben, um sein Buch desto vollständiger zu machen.**) Aber wo ist der Verfasser, der sein Buch auf Unkosten aller Ordnung, alles Zusammenhanges, alles gesunden Menschenverstandes mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bei ihm gar nicht sucht? Und daß dieses hier der Fall wäre, wird Jeder empfinden, der sich die Mühe nehmen will, die ersten zwei Kapitel in einem Striche zu lesen. Ein Anderes wäre es, wenn noch sonst Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus sich fänden. Allein keine einzige als diese und eine so unförmliche, das ist schlechterdings unglaublich. Dennoch, wie bescheiden ist noch Dacherius im Vergleich

*) „Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus est a *Francisco Careo*[1]) sive *Quadrato*, Beccensi Coenobita, recusus cum Philastrio, Basil. 1528, 1551, 8, et cum *Paschasii Ratberti* libro per *Guil. Ratum Rothomag. 1540, 8.*" *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es ist kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen diesen Auflagen kann selbst gesehen haben. Denn falsch ist es, daß die Ausgabe des Quadratus die erste ist. Falsch ist es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philastrius wieder aufgelegt worden; eben diese Auflage ist die allererste des Sichards. Falsch endlich ist es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben; eben diese Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre ist die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem sie Quadratus zuschrieb. Ich kann nicht begreifen, woher diese Verwirrung entstanden. Denn eine bloße Verwirrung kann es doch nur sein, ob ich sie schon auch von Hr. Hambergern wiederholt finde. Zuverlässige Nachrichten, Th. III, S. 805.

**) „Deinde collato Tractatu ad tria Ms. Bibliothecarum Regiae, Beccensis et Petavianae, nec non ad omnes, quae occurrerunt editiones, cum ejuscemodi professionis ne vel minima syllaba legeretur, magis augebatur suspicio: Nihilo tamen secius additamenta esse quae protulimus, non est cur affirmemus, quandoquidem adjecisse ea B. Lanfrancum, elaborasseque ut amplior atque emendatior foret libellus, vero simillima est ratio; quod et solent plerique auctores saepiuscule opera a se edita sub incudem revocare." *Dacherius ad Lectorem.*

---

1) Bei Fabricius steht in der angeführten Stelle (Tom. IV, p. 709): Carreo.

mit dem Benedictiner, dem Lanfrancus nicht bloß so verwirrt ergänzt, sondern gleich anfangs geschrieben haben soll! Ist es möglich, daß dieser Mann auch nur den Anfang des Werks mit Aufmerksamkeit kann gelesen haben?

5. Denn endlich: was erhellt aus diesem Anfange unwidersprechlicher, als daß Lanfrancus nicht in England geschrieben? Lanfrancus wirft dem Berengarius vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er sich mündlich mit ihm nicht einlassen, kein freundschaftliches Gespräch über die streitige Materie unter Zuziehung frommer und einsichtsvoller Schiedsrichter mit ihm eingehen wolle. „Si divina pietas cordi tuo inspirare dignaretur, quatenus respectu ejus atque animae tuae *mecum loqui* velles locumque opportunum, in quo id competenter posset fieri, salubri deliberatione eligeres: multum fortasse tibi, procul dubio autem iis consuleres, quos decipis. — — Sed quia elegisti pravitatem, quam semel imbibisti, clandestinis disputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia sancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, sed timore mortis confiteri: propterea *refugis me*, refugis religiosas personas, qui de verbis tuis, ac meis possint ferre sententiam.“ Nun frage ich einen Jeden: läſſet sich so ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? Berengarius flohe den Lanfrancus; also mußten sie doch einander noch leicht treffen können? Berengarius wollte an dem dritten Orte mit dem Lanfrancus nicht zusammenkommen; wie ist das? sollte der Archidiaconus zu dem Bischofe nach England, oder wollte der Bischof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! Berengarius und Lanfrancus mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nämlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere macht man dergleichen Einladungen und Verweise nicht. —

Ich sollte glauben, mein Freund, dieser letzte Grund allein überwiege alle Sophistereien des Benedictiners. Und doch, wie gesagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm und allen Vorhergehenden gegen einen Mann auszurichten, dem das sicherste Zeichen der historischen Wahrheit dasjenige zu sein scheint, was seiner Religion am meisten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn

die Dinge sich schon nicht so, wie er sagt, wirklich zugetragen hätten, sie sich dennoch so hätten zutragen sollen, würde er mich einen unerträglichen Ergoteur über den andern heißen, und es käme darauf an, wie viele Leser ihm sehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meisten ist, mehr Gefallen an dem Aufbauen als an dem Niederreißen zu finden.

Gut also, daß auf dieses Spiegelgefechte nichts ankömmt und der Benedictiner sich in ein ernsthafteres nun wohl schwerlich einlassen dürfte. Er wird schwerlich noch behaupten wollen, daß Berengarius die Schrift des Lanfrancus ohne Antwort gelassen; denn hier ist die Antwort. Er wird schwerlich uns noch bereden wollen, daß Berengarius durch die Schrift des Lanfrancus bekehrt worden; denn die Antwort des Berengarius enthält so wenig eine Billigung seines Gegners, daß dieser Gegner vielmehr darin so eingetrieben wird, daß allem Ansehen nach nicht Lanfrancus, sondern Berengarius das letzte Wort behalten. Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benedictiner (oder, wenn der nämliche nicht mehr am Leben, einer von seinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinschaftlichen Werkes retten zu müssen glaubte) darauf bestehen wollen, daß demohngeachtet Lanfrancus erst unter Gregorius dem Siebenten müsse geschrieben haben. Denn warum sollten sie ein elendes Einschiebsel noch länger vertheidigen wollen, da sie doch die Hauptsache, welche sie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müssen? Zwar beharrt man oft auf der Behauptung solcher unbedeutender Umstände um so viel hartnäckiger, je weniger man sich bloßgeben will, daß man sie anfangs nicht sowohl ihrer eigenen Evidenz wegen als nur zum Behuf eines anderen zu erschleichenden Punkts von größerer Wichtigkeit behauptet habe. Und auch auf diesen Fall versieht mich unser Manuscript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann Lanfrancus sein Buch erst unter Gregorius dem Siebenten geschrieben haben, da des Berengarius' Widerlegung dieses Buches weit früher geschrieben ist? Hiervon aber fallen überall die unwidersprechlichsten Beweise in die Augen. Vors Erste gedenkt Berengarius seines letzten Wider-

rufs unter genanntem Papste mit keinem Worte; er entschuldigt sich bloß wegen des ersten, zu dem man ihn unter Nicolaus dem Zweiten gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen so gänzlich mit Stillschweigen übergehen können, wenn er bereits geschehen gewesen wäre, wenn ihm Lanfrancus denselben sogar mit vorgeworfen hätte. Zweitens: Berengarius beruft sich namentlich mehr als einmal auf den Cardinal Hildebrand; folglich war Hildebrand noch nicht Gregorius der Siebente, und Berengarius mußte dieses noch unter der Regierung Alexanders des Zweiten schreiben. Drittens: Berengarius nennt den Lanfrancus selbst durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm auch noch als Bischof zu ertheilen die gröbste Beleidigung gewesen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuscripte selbst verschiedene Stellen mitzutheilen, aus welchen diese Data erhellen. Jetzt merke ich überhaupt nur noch an, daß dem Allen zu Folge der Zeitraum zwischen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerst geschrieben, Lanfrancus ihn widerlegt und Ersterer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verflossen sein; denn so Schlag auf Schlag ließen sich die gelehrten Streitigkeiten im elften Jahrhundert ohne Zweifel noch nicht führen, als wir sie jetzt im achtzehnten geführt zu sehen gewohnt sind.

IV.

Wenn es Nugae sind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, so sind es doch Nugae aus der Classe derer, quae seria ducunt, und das muß mich entschuldigen. Eine handgreiflich untergeschobene Stelle sei eine noch so klägliche Nichtswürdigkeit; das, wozu man diese Stelle brauchen will, ist wenigstens keine Nichtswürdigkeit.

Denn übersehen Sie nur den ganzen Weg des Benedictiners, von wannen er ausgeht und nach welchem Ziele er fortschreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, schließt er, nicht untergeschoben ist, so hat Lanfrancus viel später geschrieben; hat er

viel später geschrieben, so kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, so hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transsubstantiation, bekehrt, so ist es bloße Hartnäckigkeit von mir und von Ihnen und von uns Allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch seine Gründe bekehren lassen.

Aber, wird man sagen, so schloß vielleicht nur ein einziger Benedictiner; so schlossen höchstens nur diejenigen Benedictiner, die gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird; diese billigt dergleichen Fechterstreiche ebenso wenig, als sie deren bedarf.

Nun wohl, so wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unser Manuscript gegen unbefugte Parteigänger an die Hand giebt, für nichts rechnen und zu wichtigeren Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verspreche Ihnen nichts Geringeres als die Aufklärung und Berichtigung der gesammten Berengarischen Händel, in einem Grade, welcher schwerlich mehr zu erwarten stand. Sowohl die eigentliche Meinung des Berengarius als die verschiedenen Wege, welche man einschlug, diese Meinung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen gehören, nebst der räthselhaften Nachsicht, die er bei allen seinen anscheinenden Rückfällen fand, Alles das sollen Sie in einem schlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringsten Umstand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meinung des Berengarius aus dem Manuscripte mitzutheilen habe, noch vors Erste bei Seite zu setzen. Ich halte es für schicklicher, bei dem bloß Historischen anzufangen und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende besondere Stücke vorzulegen, als nämlich 1) über die erste Anklage des Berengarius bei dem Papste; 2) über die Zeit, wenn Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erste wider ihn zu Rom unter Leo dem Neunten 1050 gehaltene Kirchenversammlung; 4) über die Kirchenversammlung zu Vercelli des nämlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart Heinrichs des Ersten, gleichfalls von diesem Jahre;

6) über die zu Tours von 1055; und endlich 7) über die zu Rom von 1059 unter Nicolaus dem Zweiten, als der näheren Veranlassung der zwischen dem Lanfrancus und Berengarius gewechselten Streitschriften.

Alles, was wir von diesen Dingen bisher gewußt haben, schreibt sich, wie bekannt, fast einzig und allein aus der Schrift des Lanfrancus her. Selbst der zeitverwandte Anonymus, dessen Aufsatz „De *Berengarii* damnatione multiplici“ Chifletius herausgegeben hat, ist nichts als der oft wörtliche Copist des Lanfrancus, bis er auf den allerletzten Widerruf des Berengarius unter Gregorius dem Siebenten kömmt, welchem er selbst beigewohnt haben will. Da ich nun gesagt, daß Berengarius in unserem Manuscripte dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folge, so können Sie leicht erachten, daß er auch die historischen Umstände nicht werde vorbeigegangen sein, die dieser seinen ersten Capiteln eingeflochten. Aber hier ist es, wo ich die Klage über die Verstümmlung wiederholen muß, welche das Manuscript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe Berengarius auf die Worte seines Gegners kömmt: „Cur ergo scriptum hoc magis *Humberto* asscribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus ecclesiis, quae illud cum reverentia susceperunt?“ welche sich bei dem Lanfrancus zu Ende des zweiten Capitels in der Ausgabe des Dacherius auf der 283sten Seite befinden. Was also Berengarius auf alles Vorhergehende geantwortet, ist verloren. Wie viel dessen gewesen, ist nicht leicht zu bestimmen; aber daß es von Wichtigkeit gewesen, ist wohl unstreitig und theils aus dem Inhalte des Lanfrancus, theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des Berengarius darauf zu unserem Leidwesen sattsam zu ermessen. Indeß, was würde es helfen, diesen Verlust viel zu bejammern? Was weg ist, ist weg; lassen Sie uns nur das, was wir noch haben, desto sorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der ersten Anklage des Berengarius bei dem Papste.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die besondere Meinung des Berengarius zuerst zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um seinen ersten

Ankläger bei dem Papste, so finden wir zwar, daß Lanfrancus selbst es weder leugnen wollen, noch leugnen können, daß er gewisser Maßen dafür anzusehen sei. Um jedoch allen Argwohn irgend eines persönlichen Hasses gegen den Berengarius von sich abzulehnen und sich, nicht sowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorsätzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu lassen, dessen sich die Vorsicht dabei bedienen wollen, so erzählt er den Verlauf folgender Gestalt*): „Berengarius", sagt er, „habe einen Brief über das Abendmahl an ihn nach der Normandie geschrieben; weil er (Lanfrancus) aber allda gleich nicht gegenwärtig gewesen, so sei der Brief verschiedenen Geistlichen in die Hände gerathen, welche ihn gelesen und den anstößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er sei darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl selbst mit dem Berengarius, es sei aus bloßer Freundschaft oder aus Ueberzeugung, halte, und dieser Verdacht habe sich sogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geistlichen aus Rheims dahin nachgebracht worden. Der Papst habe davon gehört, und weil er eben ein Concilium um sich versammelt gehabt, so sei der Brief öffentlich verlesen und die darin geäußerte Meinung einmüthig verdammt worden; er selbst aber habe auf päpstlichen Befehl auftreten und die reine Lehre der Kirche zu seiner eigenen Rechtfertigung dagegen erhärten müssen."

*) „Tempore sancti *Leonis* Papae, delata est haeresis tua ad apostolicam sedem. Qui cum Synodo praesideret, ac resideret secum non parva multitudo Episcoporum, Abbatum, diversique ordinis a diversis regionibus religiosarum personarum, jussum est in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmisisti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legissent, et contra usitatissimam Ecclesiae fidem animadvertissent, zelo Dei accensi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum sententias verbis exposuerunt. Itaque factum est, ut non deterior de te quam de me fuerit orta suspicio, ad quem videlicet tales litteras destinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quae a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esse non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remensi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Joannem Scotum* extolleres, *Paschasium* damnares, communi de Eucharistia fidei adversa sentires, promulgata est in te damnationis sententia privans te communione sanctae Ecclesiae, quam tu privare sancta ejus communione satagebas. Post haec praecepit Papa, ut ego surgerem, pravi rumoris a me maculam abstergerem, fidem meam exponerem" etc. *Cap. IV, p. 234. Edit. Dach.*

Was nun den Brief selbst anbelangt, welcher alle das Unheil angestiftet haben soll, so hat Lanfrancus nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber Dacherius hat aus einer Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Paris einen Brief des Berengarius an den Lanfrancus bekannt gemacht, welchen er für den nämlichen hält.*) Er ist so kurz, und jedes Wort desselben verdient in Absicht dessen, was ich darüber zu sagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann und muß.

„FRATRI LANFRANCO BERENGARIUS.

„Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotensi, in quo dissimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem est, displicere tibi, immo haereticas habuisse sententias Joannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus dissentit a suscepto tuo Paschasio. Hac ergo in re si ita est, Frater, indignum fecisti ingenio, quod tibi Deus non aspernabile contulit, praeproperam ferendo sententiam. Nondum enim adeo sategisti in scriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa scriptura vellem tantum audire de eo, si opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aspernanter aspicias quod dico. Si haereticum habes Joannem, cujus sententias de Eucharistia probamus, habendus tibi est haereticus Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, ut de caeteris taceam.“

Dem Dacherius sind in seiner Meinung von diesem Briefe die gelehrtesten Männer der katholischen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye schloß so: Aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgelesen ward, ersahe man, daß Berengarius dem Johannes Scotus beitrete, daß er den Paschasius verdamme, und daß er einen anderen Glauben von dem Abendmahle habe als den gemeinen Glauben der Kirche; diese drei Punkte sind auch aus gegenwärtigem Briefe zu ersehen, folglich ist dieser jener und jener dieser. Cossartius billigte diesen Schluß und bestätigte

*) In Notis et Observ. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des Berengarius an den Ascelinus, die freilich sehr entscheidend ist.*) Ich übergehe den Du Pin**) und Andere, welche gleich ihm die Entdeckung des Dacherius stillschweigend billigen, indem sie dieselbe nutzen.

Der einzige Mabillon erkannte hierbei eine Schwierigkeit, die allerdings so groß ist, daß man sich wundern muß, wie sie von allen seinen Vorgängern hat können übersehen werden. Wenn nämlich schon die vom De Roye und Cossartius angeführten Merkmale eintreffen, so ist doch noch ein anderes und gerade das wichtigste Merkmal übrig, welches auf den vom Dacherius bekannt gemachten Brief schlechterdings nicht passen will. Ich meine den Verdacht, welcher aus dem Briefe des Berengarius wider die Rechtgläubigkeit des Lanfrancus selbst soll entstanden sein. Einen solchen Verdacht, sagt Mabillon, hat der gegenwärtige Brief dem Lanfrancus nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darin gesagt wird, daß Lanfrancus der Meinung des Berengarius nicht gewesen und daß er sie sogar als ketzerisch verworfen habe. Folglich, urtheilt Mabillon, müsse es ein anderer Brief gewesen sein, welcher in dem Concilio verlesen worden, und dieses sei ohne Zweifel der frühere gewesen, welcher den Lanfrancus in der Normandie nicht gefunden.***)

Nun ist zwar das Letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des Lanfrancus erhellt im Geringsten nicht, daß Berengarius zweimal an ihn während seiner Abwesenheit aus der Normandie geschrieben habe, sondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, ist eben der, welcher von da nach Rheims geschickt und von Rheims ihm nach Rom gebracht wurde,

*) Conciliorum T. XII, p. 1430.

**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl., T. VIII, p. 7.

***) „Ante has litteras *Berengarius* ad *Lanfrancum* alias, ut videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas praebuit. Hinc, ut sunt proni ad sinistra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipso, quam de *Lanfranco* orta opinio, quasi hic eadem cum illo sentiret, quod praedictae epistolae convenire non potest, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* dissentire aperte dicitur: adeoque necesse est, alias admittere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de suo errore agebat.“ *Mabillon, Act. Sanctorum Ord. Bened., Saec. VI, Par. II, Praef.* § 13.

wie Solches eben der Benedictiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgestritten, sehr wohl zeigt.*) Aber demohngeachtet besteht der Einwurf des Mabillon in aller seiner Stärke, und entweder ist es nicht wahr, daß Lanfrancus selbst durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, ist nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß Mabillon sich lieber an die letzte Folge halten wollte als an die erste, ist natürlich. Wie hätte er die erste mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen seiner Kirche zu haben schuldig war? Der heilige Mann sagt es ja selbst, daß seine eigene Orthodoxie durch den Brief des Berengarius verdächtig geworden: wie sollte nicht Alles wahr sein, was so ein heiliger Mann sagt?

Und dennoch ist es nicht wahr! Es war ein bloßer Vorwand, den Lanfrancus zu brauchen beliebte, und Berengarius unterläßt nicht, diesen Vorwand in unserm Manuscripte geradezu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freilich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verlesen worden. Berengarius hatte ihn seiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den ersten Blättern, welche verloren gegangen. Aber demohngeachtet erhellt aus dem, was er in der Folge davon sagt, unwidersprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bei dem Dacherius für den nämlichen und für so authentisch halten, als ob er aus den verlorenen Blättern selbst genommen wäre. Eben das also, wodurch er dem Mabillon verdächtig werden wollen, ist das, was ihn am allerkenntlichsten machen muß. Mabillon sagt, daß durch diesen Brief Lanfrancus selbst unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieses sagt auch Berengarius von dem, welchen er eingerückt hatte; folglich ist es gewiß, daß sie Beide den einen und ebendenselben meinen.

Hier sind die Stellen aus dem Manuscripte selbst, welche das gut machen werden, was ich gesagt habe. Es ist, wie Sie wissen, überall Lanfrancus, mit dem Berengarius redet.

*) Hist. lit. de la Fr., T. VIII, p. 263.

„Quod meum ad te scriptum sententias habuisse de corpore et sanguine Domini dicere voluisti, indignissime tua veridicitate scripsisti, quia nullas de corpore tibi Christi et sanguine sententias in scripto illo proposui, quod ut manifestum fiat, ad scriptum illud, quod jam scripto isti inserui, qui voluerit recurrat.“

Und nicht weit darauf:

„Saepius me de falsitate tua scriptum tuum compellit, ut loquar. Qua enim fronte scribere potuisti suspicionem contra te de meo ad te scripto potuisse oriri? Admonebat te scriptum illud meum, praeproperam contra Joannem Scotum te tulisse sententiam, et ut de eo mecum agere dignareris secundum scripturas. Nec sani ergo capitis fuit, aliquid contra te suspicari de scripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, ut scribis, te fecisse approbabant. Denique legat scriptum illud qui voluerit, et nihil constantius reputare valebit, quam non potuisse oriri de te suspicionem, quae de me orta fuerat per scriptum illud.“

Ich fürchte nicht, aus diesen Stellen das Geringste mehr geschlossen zu haben, als die dürren Worte besagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umstand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine so besondere Erörterung verdiene. Wenigstens fürchte ich dieses von denen nicht, welche wissen, was für Kleinigkeiten es öfters sind, die gerade das meiste Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des Berengarius kein Verdacht gegen den Lanfrancus entstehen können, so ist auch keiner daraus entstanden. Ist keiner daraus entstanden, und Lanfrancus versichert es demohngeachtet, so wissen wir nun schon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt sein unter den Ketzermachern, und sie müssen sich sehr wohl dabei zu befinden glauben; denn so alt er ist, so üblich ist er unter ihnen noch. Immer wollen sie die grausamen Anklagen, durch welche sie ihres Nächsten Ehre und Wohlstand und Leben in die äußerste Gefahr setzen, für nichts als unumgängliche Selbstvertheidigung gehalten wissen. Ohne diese würden sie gern geschwiegen, es gern ihrem Gott nur in der Stille geklagt haben, wie sehr seine heilige Wahrheit gekränkt und verlästert werde; aber ihr eigner

guter Leumund wird darüber verunglimpft, ihr eigner Glaube, dessen Licht sie vor aller Welt leuchten zu lassen so verbunden sind, wird darüber verdunkelt; nun müssen sie auftreten und müssen reden und müssen vor Gott und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth, mit Feuer und Schwert verfolgt zu werden, sie die Irrthümer ihres ihnen sonst so lieben Nächsten, ihres Bruders in Christo, finden.

Es wäre schlimm, wenn aus der folgenden Untersuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius seine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heuchelei des Lanfrancus noch schwärzer und verhaßter erscheinen sollte.

Der Brief des Berengarius war kurz vor oder während der Kirchenversammlung geschrieben, welche zu Rheims in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde; denn er ward dem Lanfrancus, welcher sich mit darauf befand, dahin nachgeschickt. Lediglich auf diesen Brief ward denn auch der Steller desselben in dem nächstfolgenden Jahre zu Rom und Vercelli verdammt. Lanfrancus sagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des Berengarius der Kirchenversammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloßen Briefe nicht wohl geschehen können und daher andere authentische Schriften sollte voraussetzen lassen. Allein was Berengarius dem Lanfrancus hierauf in unserem Manuscripte antwortet, ist höchst merkwürdig, nämlich:

„Quod sententiam meam scribis Vercellis in consessu illo expositam: dico de rei veritate et testimonio conscientiae meae, nullum eo tempore sententiam meam exposuisse, quia nec mihi eo tempore tanta perspicuitate constabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpessus nondum tam diligenti in scripturis consideratione sategeram.“

Was meinen Sie? Wenn wir einer so feierlichen Versicherung glauben dürfen, — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften! — wenn es wahr ist, daß in dem Jahre 50 schlechterdings kein Mensch die Lehre des Berengarius vortragen können, weil er sie noch selbst nicht aufs Reine gebracht hatte, weil er sich noch

selbst um den Gegenstand derselben so genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten; wie wird es um die stehen, welche so zuverlässig wissen wollen, daß er weit früher angefangen habe, seine Ketzerei zu verbreiten und ihr durch Ueberredung und Bestechung Anhänger zu verschaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß Berengarius eine besondere Neigung zur Heterodoxie schon als Schüler des Bischof Fulbert zu Chartres verrathen habe, und daß der sterbende Fulbert ihn nicht vor seinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten gesehen. Wenn das Geringste davon wahr wäre, so würde sein gewesener Mitschüler, Ihr Adelmann, gewiß nicht unterlassen haben, in seinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftstellern zu Folge soll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und Natalis Alexander schreibt ausdrücklich: „Saepe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propensi Praeceptor sanctissimus hortabatur ne a via regia, hoc est ab Apostolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, ut Adelmannus testatur in Epistola ad ipsum data.“ *) Aber wie muß dieser Mann gelesen haben? Sie haben den Brief des Adelmanns gewiß aufmerksamer gelesen und wissen, daß die Ermahnung des Fulbert, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, seinen Schülern überhaupt, nicht aber dem Berengarius insbesondere gegolten. Hätten sie die geringste besondere Beziehung auf den Berengarius gehabt, so würde, wie gesagt, Adelmann sicherlich sich dieses Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz besonderen Eindrucks fähig gewesen wäre.

Auch bei dem Baronius brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem Berengarius durch seine Ketzerei bereits im Jahre 1035 Unruhen soll erregt haben. Denn daß dieses falsch sei, haben Natalis Alexander und Ant. Pagi aus eigenen anderweitigen Nachrichten des Baronius gezeigt, und es ist nur zu verwundern, wie Basnage dem Baronius so blindlings nachschreiben können. **)

*) Diss. select. ad Hist. Eccles. Saeculi XI et XII prima, art. 1.

**) Hist. de l'Eglise, T. I, p. 1396, § 10.

Aber Pagi selbst nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerei des Berengarius zuerst ausgebrochen sei, und gründet sich desfalls nicht sowohl auf die Zeugnisse verschiedener Geschichtschreiber, an deren Genauigkeit sich noch wohl zweifeln ließe, als vielmehr auf die mit diesen Zeugnissen übereinstimmende Berechnung, welche sich aus dem Briefe des Adelmanns anstellen läßt. Und diese ist es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdient.

Sie erinnern sich, daß man aus den Worten des Adelmanns, „Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor", schließen zu dürfen glaubt, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgestanden, als er seinen Brief an den Berengarius geschrieben. Sie erinnern sich, daß man als unstreitig annimmt, Bischof zu Brescia sei er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freilich folgen, daß auch der Brief längstens in diesem Jahre, wo nicht noch vorher, geschrieben worden, und da es in demselben sogar heißt, daß bereits zwei Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des Berengarius dem Adelmann zu Ohren gekommen, so würde ebenso unstreitig weiter folgen, daß Berengarius schon gegen 45 damit Aufsehen gemacht habe. Wäre nun aber dieses, wie würde es um seine Versicherung stehen, daß vor 50 keinem Menschen seine wahre Meinung bekannt gewesen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geschrieben haben, oder leichtsinnig genug gewesen sein, eine Lehre zu behaupten und auszubreiten, die er selbst noch nicht hinlänglich untersucht hatte?

Ich denke nicht, daß Eines von Beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meinung geäußert haben, welche den blinden Anhängern des Paschasius ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht sowohl seine eigene Meinung, als die Meinung des Scotus. Denn so viel Uebergewicht, als damals auch schon die Lehre des Paschasius mochte gewonnen haben, so war sie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des Scotus war noch unverworfen, und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch freistehen, sich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut Berengarius in dem Briefe an den Lanfrancus selbst weiter nichts,

als daß er zu Folge dieser Freiheit den Lanfrancus vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnt, in welche die unsträflichsten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden sagen: „Alles das, so befriedigend es auch immer sein möge, könne doch nur für den Brief des Adelmanns befriedigen; aber diesen Brief habe Berengarius nicht ohne Antwort gelassen, beträchtliche Fragmente von dieser Antwort wären vorhanden, und diese Fragmente wenigstens widersprächen der angezogenen Versicherung ihres Verfassers, daß bis zur Kirchenversammlung zu Vercelli, sie selbst eingeschlossen, Niemand von seiner Meinung hinlänglich unterrichtet gewesen; angesehen in diesen Fragmenten im Geringsten nicht von der Meinung des Scotus, sondern von der eigenen Meinung des Berengarius die Rede sei, die er sowohl durch Schlüsse als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten suche."

Recht! Sie setzen nämlich voraus — Doch ehe ich es vergesse! Es ist ohne Zweifel ein bloßes Versehen Ihres Setzers oder Abschreibers, mein Freund, daß nur gedachte Fragmente in Ihrer Ausgabe als ein einziges fortlaufendes Fragment gedruckt worden. Martene und Durand hatten sie nicht in bloßen Absätzen drucken lassen, sondern die Absätze selbst noch durch die Worte „Idem infra" von einander getrennt, und diese Worte sind es, welche ich ungern bei Ihnen vermisse. Nicht sowohl deswegen, weil man ohne sie nun leicht einen Zusammenhang suchen möchte, wo keiner sein soll, als vielmehr deswegen, weil ohne sie dem Leser so leicht nun nicht eine Frage beifallen kann, die nicht so ganz für die lange Weile sein dürfte. Nämlich die: das Manuscript, aus welchem Martene und Durand ihre erste Ausgabe besorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des Berengarius? oder enthielt es diese Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente, warum sagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz, warum erhielten wir sie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten diese Benedictiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müssen uns solche Unterdrückungen bestärken? Ich habe diese unangenehme Saite schon einmal berühren

müssen.*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was sie so zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre; denn das Manuscript, welches sie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gemblou mit verbrannt sein. Aber wieder in das Gleis. — —

Sie setzen, sage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wisse, man in dem Dato der Antwort nicht eben sehr weit fehlen könne; daß also, wenn der Brief des Adelmanns vor 48 geschrieben worden, die Antwort des Berengarius wohl schwerlich erst 50 und später werde erfolgt sein. Gleichwohl, so natürlich diese Voraussetzung ist, so muß sie doch hier einem unstreitigeren Beweise nachstehen. Der Brief des Adelmanns mag geschrieben sein, wenn er will, die Antwort des Berengarius ist gewiß erst nachher geschrieben, als er mit dem Lanfrancus bereits in Streit gerathen war. Dieses ist aus den Worten unwidersprechlich: „Adversarii ergo, vulgus, et cum vulgo insanientes, Paschasius, Lanfrancus et quicumque alii ita causam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel absumptionem sui, in particulam carnis Christi sensualiter transire et sanguinis." Wie hätte Berengarius des Lanfrancus hier, und auf solche Weise, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geschrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie sehr abgeneigt Lanfrancus von der besseren Meinung des Scotus sei? Hatte er aber jenen Brief bereits geschrieben, so ist seine Antwort an den Adelmann auch zuverlässig später als die Kirchenversammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meinung verdammte, von der, wie er versichert, noch kein Mensch wissen konnte, ob es seine Meinung sei oder nicht. Nur durch diese und die kurz vorhergegangene Römische Kirchenversammlung lernte Berengarius selbst den Lanfrancus erst recht kennen, und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr sei, was ihm Ingelrannus aus Chartres von dessen Gesinnungen erzählt hatte, so wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödsinnigen, rasenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

*) In dem zweiten Briefe, S. 205.

Ob nun aus dem so bestimmten späteren Dato dieser Antwort auch auf das spätere Datum des Briefes selbst müsse zurückgeschlossen werden, will ich nicht zu entscheiden suchen. Gesetzt, es müßte, so würde höchstens nur das Jahr, wenn Adelmann Bischof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des Berengarius zu Vercelli könne geschrieben haben, ist so viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihn auch wohl sodann noch sancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht, als welches Sie selbst für den Zusatz eines Abschreibers erkennen, aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennt ihn ja auch Ascelinus in einem Briefe, der sicherlich nach den ersten Kirchenversammlungen geschrieben war, die den Berengarius verdammt hatten.

Und so, dächte ich, wäre die Versicherung des Berengarius, von welcher die Rede ist, gegen alle ihr entgegenstehende Behauptungen gerettet. Nun setze ich noch einen positiven Umstand hinzu, der es schlechterdings unglaublich macht, daß Berengarius schon vor 50 als ein Ketzer bekannt gewesen.

Nämlich wenn es nicht wahr ist, was Berengarius von sich versichert, daß die Kirchenversammlung zu Vercelli von seiner Meinung über das Abendmahl nichts wissen können, weil er noch selbst keine gehabt, die er sein eigen nennen könuen; wenn es im Gegentheil wahr ist, daß schon lange vorher der Ruf von seiner Ketzerei sich nicht allein in Frankreich, sondern auch in Italien und sogar in Deutschland, wie Adelmann sagt, verbreitet: wie kam es, daß sie auf keiner früheren Kirchenversammlung gerügt ward? Wie kam es, daß besonders auf der zu Rheims, bei welcher Leo der Neunte selbst zugegen war, ihrer nicht im Geringsten gedacht ward? Man sage nicht, daß die mit anderen Dingen beschäftigt gewesen! In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche Baronius bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch „De quibusdam haeresibus, quae in eisdem pullulaverant partibus“, die Rede sein sollen, und bei Anführung der von ihr gefaßten Schlüsse heißt es wiederum: „Et quia novi Haeretici in Gallicanis partibus emerserant, Papa eos excommunicavit, illis additis, qui ab eis aliquod munus vel servitium acciperent, aut

quodlibet defensionis patrocinium illis impenderent." *) Es hat auch an Gelehrten der römischen Kirche selbst nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie schließend das Stillschweigen dieser Kirchenversammlung zu Rheims sei. Bouläus ist nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben, und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, ist so gezwungen, daß man ihr seine Verlegenheit dabei nur zu sehr ansieht.**) „Cum in actis", sagt er, „concilii Remensis nulla videatur facta fuisse mentio Berengarii, credibile est, tum nondum plane doctrinam illam extra scholas prodisse, aut si quid de ea relatum est, Leonem noluisse agitari, ne si corruptissimis Ecclesiasticorum temporibus illa Quaestio publice moveretur, plurimos inveniret fautores praesertim in Francia, ubi Disciplina plurimum elanguerat." Dieser Bedenklichkeit, welche er dem Leo leiht, sie möchte nun zu billigen sein oder nicht, widerspricht Lanfrancus selbst, wenn er mit deutlichen Worten sagt, daß die Ketzerei des Berengarius erst nach der Kirchenversammlung zu Rheims dem Papste zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um sich versammelt gehabt. Leo wollte sie also zu Rheims nicht vertuschen, sondern er hatte schlechterdings von ihr noch nichts gehört, und das Erste, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den Lanfrancus. Hierdurch wird auch alle Vermuthung abgeschnitten, ob sich nicht unter den zu Rheims verdammten Ketzereien, deren keine eigentlich benennt wird, die Ketzerei des Berengarius wirklich mit befunden. Denn wenn sie schon in den geschriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müssen, so hätte sie doch namentlich müssen verdammt sein; und auch dann hätte Lanfrancus nicht sagen können, daß sie erst das Jahr darauf zu Rom vor den päpstlichen Stuhl gebracht worden und die Gelegenheit dazu der eigene Brief des Berengarius gegeben habe.

Kurz, so gewiß es ist, daß in diesem Briefe nichts vorgekommen, wodurch Lanfrancus selbst verdächtig werden können, ebenso gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nämliche Brief das Erste und Einzige war, was Berengarius zur Zeit noch über

*) Hard. Concil. T. V, P. I, p. 1002 et 1007.
**) Hist. Univers. Paris., T. I, p. 416.

die streitige Materie geschrieben hatte. Gleichwohl aber diese erste und einzige Schrift, in welcher nichts bestimmt wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher bloß bis zu deren Ausgange vor übereilten und stolzen Entscheidungen gewarnt wird; — gleichwohl diese freundschaftliche, bescheidene, schmeichelnde Schrift so hämisch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger Lanfrancus, wenn du dir das erlauben konntest, — bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich besorgte, daß das Betragen des Lanfrancus noch schwärzer erscheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenversammlung zu Rom unter Leo dem Neunten

nun selbst, und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlt hat, so wird es sich hier finden.

Als Lanfrancus zu Rom war, wohin ihm der Brief des Berengarius nachgeschickt ward, was machte er daselbst? was waren seine Verrichtungen damals zu Rom? Diese Frage ist Mehreren eingefallen als mir; und die Meisten antworten darauf: „Das wissen wir nicht." Nur hier und da hat es Einer zu errathen gesucht, der vielleicht fühlte, daß es für den Lanfrancus doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er selbst so gern von sich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, Lanfrancus sei damals in Angelegenheiten seines Herzogs zu Rom gewesen, nämlich des Herzogs Wilhelm von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheirathet hatte und darüber mitsammt seinem Lande in den päpstlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronik von Bec hatte ohne Zweifel den De Roye verführt. Aber schon Dubois*) und nachher Cossartius**)

*) „Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, astitit. Nondum ille Beccensis Abbas erat, qua vero occasione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniae causa perrexisse Romam certum est, cum ea causa non ad Leonem IX, sed ad Nicolaum PP. pertineat." *Dubois, Hist. Eccl. Paris., T. I, p. 670.*

**) Coleti Conciliorum T. XI, p. 1428.

haben ihn desfalls widerlegt, und es ist unleugbar, daß jene Angelegenheit unter Nicolaus dem Zweiten sich ereignet. Zu ihrem Behufe that Lanfrancus eine zweite Reise nach Rom, und hier ist nicht von seiner zweiten, sondern von seiner ersten die Rede.

Mein Benedictiner konnte in diesen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den Lanfrancus nicht das erste Mal nach Rom reisen zu lassen, bloß um wieder zurückreisen zu können, hat er eine andere Muthmaßung erhascht, die ihm so glücklich und sicher dünkt, daß er sie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt.*) „Der Brief des Berengarius", sagt er, „wurde nach der Normandie geschickt, wo er aber den Lanfrancus nicht fand. Lanfrancus hatte sich auf das Concilium nach Rheims verfügt, welches im Anfange des Octobers 1049 unter dem eigenen Vorsitze Papst Leo des Neunten gefeiert ward. Dieses ist ein Factum, welches allen Geschichtschreibern des Lanfrancus entwischt ist, gleichwohl ganz natürlich aus dem folgt, was Lanfrancus selbst in dem dreizehnten seiner Briefe erzählt. Er berichtet uns darin ausdrücklich, daß er sich in dem Gefolge dieses Papstes befunden, als er auf seiner Rückreise durch Lothringen die Kirche zu Remiremont eingeweiht. Und seht (voilà!), das war die wahre Ursache seiner ersten Reise nach Rom, die bis auf diesen Augenblick unbekannt geblieben."

Und seht, das ist wieder ein Freundschaftsstück, wie es nur immer ein todter Benedictiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem sinnreichen Manne die Marschroute, die er dem Lanfrancus nachzeichnet, nicht streitig machen, er scheint ihm nicht unglücklich nachgespürt zu haben; Lanfrancus mag immer von Bec nach Rheims, von Rheims nach Remiremont und von Remiremont weiter mit dem Papste nach Rom gereist sein. Aber wenn wir wissen, wie er gereist ist, wissen wir darum auch, warum er gereist ist? Die Einweihung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reise mit ansah. Aber die Absicht seiner Reise konnte sie doch gewiß nicht sein. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bei der Einweihung einer Kirche

*) Hist. lit. de la Fr., T. VIII, p. 263.

in Lothringen zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabei zu thun gehabt, warum von da nicht wieder nach Hause, in sein Kloster? Warum weiter mit dem Papste nach Rom? Die Wahrheit zu sagen, ich weiß schon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Rheims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er also nicht eigene Angelegenheiten daselbst hatte, im Namen seines Klosters brauchte er nicht da zu sein.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn diese eigenen Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius gewesen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius schon zu Bec erhalten; er habe sich sogleich entschlossen, seine Anklage auf diesen Brief zu gründen; er sei damit nach Rheims auf das Concilium gereist, aber zu Rheims habe er nicht für gut befunden, damit herauszurücken, es sei nun, weil er unter der daselbst versammelten Geistlichkeit zu Viele bemerkt, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus als Paschasius hielten, oder weil ihm Berengarius selbst noch zu nahe war, zu geschwind selbst bei der Hand sein konnte, sich mündlich zu vertheidigen; er sei also von Rheims dem Papste nachgefolgt, in der Versicherung, mit einem Papste eher fertig zu werden als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief sich nachbringen lassen mit allerlei darüber ausgesprengten ihm selbst nachtheiligen Auslegungen; er selbst habe unter der Hand zu Rom über diesen Brief des Redens und des Aergernisses so viel zu machen gewußt, bis endlich der Papst davon gehört, bis der Papst ihm selbst eine Erklärung darüber abgefordert und so die erste Flamme ausgebrochen? Wie, wenn wir dieses annähmen? Wäre es denn so etwas ganz Unerhörtes, daß der zuerst Feuer gerufen, welcher das Feuer selbst angelegt? Und was darf man sich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich diesen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unserem Manuscripte belegen werde. Dergleichen hätten müssen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen anderen Gewährsmann aufzustellen, welcher hier noch wohl glaubwürdiger

ist als Berengarius selbst. Es ist der eigene Biograph des Lanfrancus, Milo Crispinus, der kurz nach dem Lanfrancus in dem nämlichen Kloster zu Bec lebte.

Man fragt und zerfragt sich, in welcher Absicht Lanfrancus das erste Mal nach Rom gereist; man antwortet bald Das, bald Jenes, bald gar nichts; und wie? hat man denn auch schon seinen Biographen darüber vernommen? Oder soll das Zeugniß desselben nichts gelten? Hat dieses Zeugniß noch Niemand bemerkt? oder hat es Niemand bemerken wollen? Was sagt Milo Crispinus?*) „Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit", nämlich in obgedachter Angelegenheit seines Herzogs, „jam enim antea Romam petierat causa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Ecclesia tenet." Kann etwas ausdrücklicher gesagt werden? Romam petierat causa Berengarii! Heißt das etwa nur: „auch beschäftigte ihn in Rom die Sache des Berengarius"? Oder heißt es nicht unwidersprechlich: „er reiste eigentlich darum hin"? Es ist wahr, kurz darauf scheint Milo Crispinus sich zu widersprechen, wenn er von ebenderselben ersten Angelegenheit des Lanfrancus zu Rom sagt: „At tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat." Aber wer versichert uns, wo sich dieses „forte" herschreibt? Sollte dieses einzige Wort, welches sehr leicht eingeschoben sein kann, eine vollständige Enunciation, welche es nicht sein kann, Lügen strafen? Und wenn es sich auch von dem Crispinus selbst herschriebe, so könnte es doch für weiter nichts als eine unschickliche Einlenkung angesehen werden, um die Sache nunmehr, so viel möglich, nach dem eigenen Sinne und mit den eigenen Worten des Lanfrancus zu erzählen.

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronik von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den De Roye verführt habe. Sie lautet so**): „Quapropter (nämlich ebenfalls in Absicht, seinen Herzog von dem päpstlichen Banne zu befreien (Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus esset occasione cujusdam haeretici Berengarii:* et tunc praesidebat Leo octavus: et etiam ut ageret pro Duce Normannorum et uxore ejus. Igitur locutus

*) Cap. III, p. 5. Edit. *Dach.*
**) Edit. *Dach.*, p. 3.

est cum Papa Nicolao, et ostendit quod ejus sententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat“ etc. Handgreiflicher Unsinn, in Verwirrung oder vielmehr Zusammenschmelzung zweier Päpste und Zeiten! Nichts ist wahrscheinlicher, als daß die mit Cursiv gedruckten Worte eine Glosse sind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheißen: „quam jam adierat semel occasione haeretici Berengarii“, oder was Sie sonst für Chronikenlatein dafür setzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch so, wie sie jetzt gelesen wird, noch mit dem Zeugnisse des Crispinus übereinstimmen. Denn können Sie das „Quamvis iturus esset occasione Berengarii“ anders verstehen als: „Er reiste in Angelegenheiten seines Herzogs nach Rom, ob er schon ohnedem auch des Berengarius wegen dahin gereist sein würde?“

Erst also sage man mir, warum beide diese Zeugnisse nicht giltig sein können, ehe man von mir weitere Beweise verlangt, daß Lanfrancus in der ausdrücklichen Absicht nach Rom gereist, um den Berengarius der Ketzerei anzuklagen. Setzen Sie dieses aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bei Seite und betrachten Sie nur das übrige Betragen des Lanfrancus. Es sei, daß es der bloße Zufall war, welcher den Brief des Berengarius vor den Papst brachte; es sei, daß Lanfrancus wirklich selbst darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichste Vertheidigung der gegenseitigen Lehre zu vernichten sich gemüßigt sahe: hätte man darum so weit gehen sollen, daß man nicht allein die Lehre des Scotus, sondern zugleich die Lehre des Berengarius verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, sondern zugleich mit Eins Den, der sie hegte, ohne die geringste Abmahnung in den Bann that? Hätte dieses Lanfrancus zugeben sollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, sich darwider zu setzen, als er? Wen würde man gewisser gehört haben als ihn, wenn er sich darwider gesetzt hätte? Die Lehre des Scotus für irrig zu erklären, dazu mochte der Papst immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worin Scotus diese Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er sie gebaut, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel oder wie wenig Berengarius von dieser Lehre an=

nahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit anderen und besseren Gründen unterstütze, als bei dem Scotus sich fanden? Aus dem Briefe an den Lanfrancus konnte man das wahrlich nicht wissen, und andere schriftliche Belege waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe sich aus dem Briefe allerdings ersehen lassen, daß seine Lehre in allen Stücken die Lehre des Scotus sei. Wohl, so konnte man freilich die eine in der anderen verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen, und Berengarius ward zugleich excommunicirt! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grausam war, so ist es nie in der Welt etwas gewesen. Denn, wie schon gesagt, die Lehre des Scotus war noch nie von der Kirche verworfen worden, und Niemand konnte also gestraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte sie von nun an verworfen sein, so konnten nur Die vors Erste mit Strafe bedroht werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber Berengarius ward nicht erst bedroht, er ward Knall und Fall bestraft, und eines Irrglaubens wegen bestraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geist der Unterweisung und der Zucht oder der Geist der Verfolgung und der Rache geschäftig?

Sie können sich leicht einbilden, daß Berengarius auch noch in unserem Manuscripte die bittersten Klagen über diese schreiende Ungerechtigkeit führt. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis sententiam, sacrilegae sancto illi tuo Leoni notam praecipitationis affigis. Injustum enim esse praescribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus sanctus, *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Augustinus in libro de Verbo Domini, *injusta vincula solvit justitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipse hac,* inquit, *ligandi ac solvendi potestate se privat, qui hanc non pro subditorum moribus, sed pro suae voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accessisset, donec certum fieret, utrum praesentiam ejus adire suffugerem, suspendenda fuit sententia, ut re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quaenam ego communi fidei adversa sentirem, ubi indignum te facis, ut jam dixi non semel, quod communem fidem communem

dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, ut per me verbis audiretur aut scriptis, quae ego in Johanne Scoto approbarem, quae in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem."

Doch wer kann sich Alles das nicht selbst denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abschreiben, welche den Charakter Leo des Neunten näher kennen lehrt. Denn freilich spielte der Papst hier noch immer eine wichtigere Rolle als Lanfrancus selbst. Wenn Lanfrancus hämtückisch genug war, eine so ungerechte Verdammung, so viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben, was mußte das für ein Papst sein, der sie ergehen ließ? Gerade so einer, wie er dazu nöthig war: menschengefällig, leichtsinnig, ungewiß mit sich selbst, jedem Winde auf ihn stoßender Meinungen und Rathschläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehört die Stelle, welche ihn so zeigt, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von diesem ohnedem genug zu sagen habe, und sie ebensowohl der Schlüssel von dem Concilio zu Rom ist, so will ich sie hier einrücken. Machen Sie sich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu lesen, wovon die Geschichtschreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus ist stolz auf den allgemeinen Beifall, welchen sein Vortrag bei dem Concilio erhalten habe, und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, Nobilium Papiae cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Dei suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a Nepote sponsae praereptae injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum saepe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio obtinuerat. Sed audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quae pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium conventu, saltim tunc a non animadvertenda tanta Apostolicus prohiberetur injuria. Spe ista ductus, conventui illi Vercellico

Papiensis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expostulandam injuriam suam zelum facile comparavit. Sed quanti istud? Apostolicus apud adulterum Vercellensem illum hospitium accepit, regalibus adulteri sumptibus per dies non paucos exceptus est, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papiensis pro illata sibi a Nepote injuria, foris, intus, in ecclesia, in consessibus omnia tentaret, omnibus, si forte apud Apostolicum pro tanto adulterio obtinerent, molestus esse non desisteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus causa remansit. Nihilominus Papa idem, cum fuisset a quibusdam admonitus, quod faceret contra ecclesiasticas rationes, reordinare Episcopos et Presbyteros in Vercellensi illo concilio, a regia illa sua sede consurgens, omnes qui circum sedebant in medio positus postulavit, Dominum pro eo, quod reordinasset, ut sibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: sed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinae, paucis post diebus excursis, manifestissimum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti sunt hi, quorum consilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cessisset; in errorem rediit, atque post ad voluntatem eorum, qui Romae fuerunt, maxime Humberti illius tui, reordinavit Episcopum Redonensem, *Magnum* nomine, Episcopum Lemovicensem incertum[1]), cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Rodonensem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inserui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romae gestum fuit, ipsi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate scripsisse. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto haec refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Dei possidebunt;* sed ut probabilius fiat eis, qui haec forte legerint, quod tanti facit illum Papam scriptum tuum, non de rei veritate, sed de mea tibi calumnia processisse." —

Es sind zwei verschiedene Punkte, welche in dieser Stelle dem

1) „Iterium" lesen C. A. Schmid, A. F. und F. Th. Vischer.

Papste zur Last fallen und deutlich zeigen, was für ein schaler, leerer, veränderlicher Mann er gewesen, „quanta indigentia pleni laboraverit“, wie es Berengarius in seinem barbarischen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachsicht gegen das Laster ihn Menschengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erste betrifft das Verbrechen des Bischofs zu Vercelli und der zweite die Reordination.

Der Bischof zu Vercelli hieß Gregorius; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung sei, was Berengarius hier von ihm erzählt, davon gewährt Hermannus Contractus die Versicherung, bei welchem es unter dem Jahre 1051 heißt[1]): „Post Pascha item Dominus Papa Leo synodum Romae collegit, ubi inter alia Gregorium Vercellensem Episcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi sui sponsa, admissum, et perjuria perpetrata absentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo post Romam venientem, satisfactionemque promittentem, officio priori restituit.“ Das Verbrechen ist bei Beiden das nämliche, und auch das, was sie von dem Betragen des Papstes sagen, kann sehr wohl bei einander bestehen. Berengarius sagt weiter nichts, als daß der Papst während seiner Anwesenheit zu Vercelli seinem strafbaren, aber freigebigen und prächtigen Wirthe durch die Finger gesehen; Hermannus hingegen sagt, daß er ihn das Jahr darauf excommunicirt habe. Vielleicht weil ihm zu Rom auch wegen dieser Nachsicht Vorwürfe gemacht worden und der beleidigte Theil von seinen Klagen nicht abstand. Genug, daß die Bestrafung selbst, da der Verbrecher so bald und so leicht Gnade fand, nur zum Scheine ergangen zu sein scheint und Berengarius also, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das schrieb, immer berechtigt gewesen wäre, sie für so gut als keine anzusehen. Aber bewundern Sie einmal, wie sehr man das Zeugniß des Hermannus Contractus, ohne Zweifel weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälschen sich nicht geschämt hat! Was man, nur aus dem Hermannus,

---

1) Herausgegeben von Urstisius, Rerum Germanicarum Tomi duo (I, S. 332). Hier lautet das dritte Wort: idem. Ueber Lessings Bekanntschaft mit Hermannus vgl. ed. v. Maltzahn IX, S. 247.

wissen konnte, das findet man bei dem Ughellus folgender Maßen erzählt*): „Cum sequenti anno Romae idem Leo Pontifex Concilium agitasset, Vercellensem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque scelerum dicunt fuisse expostulatum, absentemque anathemate percussum; verum latae sententiae certiorem factum illico Romam advolasse, objectaque crimina diluisse.“ Wenn Hermannus sagt, der Bischof habe Genugthuung versprochen — und diese verspricht man doch nicht anders, als nachdem man sich schuldig erkannt — mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfenen Verbrechen verwandeln können? Zwar freilich, es war ein italienischer Bischof, und wer wird in einer Italia sacra so etwas auf einen italienischen Bischof kommen lassen?

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, ist Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päpste anwandten, der eingerissenen Simonie zu steuern. Dabei fragte sich nämlich, ob diejenigen, welche von Bischöfen ordinirt worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären oder aufs neue ordinirt werden müßten? Schon unter Clemens dem Zweiten war die Sache dahin entschieden worden: „Ut quicumque a Simoniaco consecratus esset, in ipso Ordinationis suae tempore non ignorans Simoniacum, cui se obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum poenitentiam ageret, et sic accepti Ordinis officio ministraret.**) Aber unter Leo dem Neunten kam sie aufs neue in Bewegung, und aus der Erzählung des Berengarius sehen Sie, wie schlecht Se. untrügliche Heiligkeit sich dabei zu nehmen wußte. Petrus Damiani, darf man wohl sagen, half endlich durch sein Buch „Gratissimus“ den Zwist beilegen. Sie kennen dieses Buch; aber wenn Sie darin gelesen***), „quod crescente fluctuationis ambiguo eatenus sit processum, ut nonnullos constet Episcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo consecrasse“, so hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Papst selbst sich unter diesen ketzerischen Bischöfen befunden.

*) Italia sac., T. IV, p. 775.
**) *Pet. Damiani* Gratissimus, cap. 35.
***) Praef. ad Heinricum, p. 423. Edit. Lugd. 1623.

Damiani hatte daher wohl Ursache, so leise als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er seine Meinung vorträgt, dürfte die Lobsprüche des Baronius so recht nicht verdienen, besonders da man ohnedem weiß, daß Leo der Neunte nicht immer die beste Meinung von ihm unterhielt, wie einer seiner eigenen Briefe bezeugt.*) Doch was lenkt Baronius nicht Alles der unumschränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Papstes zum Besten? Sie werden es nun schwerlich, ohne den Mund zu verziehen, lesen können, wie viel Mühe er sich giebt, auch in dieser Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentschlossenheit von dem Papste zu entfernen.**) Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloße Nachsicht gegen die Irrenden, wenn man sich ihnen durch die That selbst zugesellt und das durch eigene Ausübung bekräftigt, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Ansehen haben will. Gut, daß Berengarius seine Erzählung nur auch mit Umständen beglaubigt hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falsch oder nicht sattsam unterrichtet gewesen. Er nennt sie mit Namen, die der Papst, uneingedenk seines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des Humbertus zu Rom wiederum reordinirte; er hat sie selbst gekannt und hat Alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der Erste war ein Bischof von Rennes, Namens Magnus. Es muß der nämliche sein, welcher bei den Sammarthanis***) unter dem Namen Mainus oder Maino vorkömmt und von 1036 bis 1057 den bischöflichen Stuhl besessen hat. Der Zweite war ein Bischof von Limoges, dessen eigentlichen Namen Berengarius nicht wußte, dessen Zuname aber Capreolus war. Nach Maßgebung der Zeit wird es wohl Icterius oder Hicterius gewesen sein, aus der Familie der Chobots, welcher 1052 erwählt ward, und es könnte sein, daß selbst aus dem Hicterius oder Icterius, das man für stößig genommen, der Zuname

*) Epistolarum ad summos Pontf. III.

**) *Ad annum 1052.* „Non id quidem factum inscitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi sunt ex Ecclesiae filiis, qui zelum habentes, sed revera non secundum scientiam, — sanctissimus Pontifex consultius esse duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non absque periculo ferro praecidere quod erat infirmum.“

***) Gallia Christ., T. III, p. 922.

Capreolus entstanden wäre. Der Dritte war ein Abt zu Redon, welches auf Lateinisch Rotonum oder Regidonum heißt; Berengarius schreibt seinen Namen Pireneus, und bei den Sammarthanis*) findet man ihn Permesius geschrieben.

Ich will mich bei Dingen, die außer unserm Wege liegen, nicht aufhalten. Es ist mir hier bloß um den Charakter des Papstes zu thun, welcher so unbesonnen sein konnte, den Berengarius unverhörter Sache zu verdammen, und dieser erhellt so, daß er keines weiteren Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenversammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin versichert, daß hier Ihr Erstaunen um ein Großes zunehmen werde.

Basnage meint, man habe es bald merken müssen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren; und diesen Fehler gut zu machen, habe der Papst das Concilium zu Vercelli ausgeschrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte Berengarius persönlich vorgeladen worden. Lassen Sie uns diese Vermuthung annehmen, weil sie doch zu Niemandes Nachtheil gereicht, und nun sehen, wie trefflich die Absicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfrancus ist wiederum der Einzige, von welchem wir die Nachrichten von diesem Concilio zu Vercelli entlehnen müssen. Und wie lauten diese? — Es wird gut sein, wenn Sie seine eignen Worte ins Gedächtniß fassen, weil sich Berengarius in den Stellen, die ich aus dem Manuscripte deshalb anführen muß, darauf bezieht. „Dehinc“, schreibt er in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom**), „declarata est synodus Vercellensis, ad quam vocatus non venisti. Ego vero praecepto ac precibus praefati Pontificis usque ad ipsam synodum secum remansi. In qua in audientia omnium, qui de diversis hujus mundi partibus illuc convenerant, Joannis Scoti liber de Eucharistia lectus est, ac damnatus, sententia tua exposita est, atque damnata, fides sanctae Ecclesiae, quam ego teneo, et tenendam astruo, audita, et concordi omnium assensu

*) T. IV, p. 179.
**) S. 228 in der Note *).

confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos se esse dixerunt, volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt et capti sunt. Ab hac sententia nunquam discessit sanctus Leo in omnibus conciliis suis, seu quibus ipse suam praesentiam exhibuit, seu quae per legatos suos in diversis provinciis congregari instituit.“

Was Sie da gelesen, finden Sie in allen siebentausend Büchern, in welchen des Berengarius und dieser Kirchenversammlung zu Vercelli Erwähnung geschieht, getreulich nachgeschrieben. Kein einziges sagt Ihnen etwas mehr oder etwas Anderes; und es ist allerdings ein höchst melancholischer Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Aussage eines einzigen falschen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getrost, nicht auf immer! Ich freue mich, die Beispiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiste minder schrecklich machen, dessen stärkste Triebfeder die Ehre ist. Zwar sollte besonders der Freund der Wahrheit sich edlerer Triebfedern bewußt sein; aber die edelsten können nicht immer die wirksamsten sein, und besser, daß das Rad auch durch unreines Wasser umgetrieben wird, als daß die Maschine ganz stillsteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erste und hauptsächlichste ist ohnstreitig dieses, daß Berengarius, dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, persönlich in Vercelli zu erscheinen, dennoch nicht erschienen ist. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, sich seinem Richter darzustellen, Nachtheiliges zu schließen gewohnt ist, ist auch wider ihn geschlossen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun noch weit tumultuarischer, noch weit illegaler sein können, als das zu Rom gewesen war, sein Ausbleiben macht es rechtsgiltig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet Zweierlei, warum er diese Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das Erste nur entschuldigen könnte, so ist es gewiß, daß ihn das Andere entschuldigen muß.

„Ich bin", sagt er, „nach Vercelli gefordert worden, aber Niemand hatte Recht, mich dahin zu fordern. Kein Geistlicher bei uns hat nöthig, außer seiner Provinz vor Gericht zu erscheinen. Meine Freunde also nicht allein, sondern selbst ansehnliche Männer

der Kirche widerriethen es mir, mich zu stellen.“ Es versteht sich, daß es die Vorrechte der französischen Kirche sind, auf die sich Berengarius hierbei bezieht, und über die man schon damals alle Ursache hatte, so eifersüchtig als möglich zu halten. Denn es war allerdings schon ein großer Eingriff in diese Vorrechte, daß Leo das Jahr vorher sich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuschreiben und in Person demselben vorzusitzen, ohne sich zu bekümmern, ob der König der Feierung beitreten wolle oder nicht. Fleury und Andere haben sehr Unrecht, es bloß einem bösen Gewissen beizumessen, warum sowohl verschiedene vornehme Laien als verschiedene von den ersten Geistlichen dem Könige riethen, dieses Concilium zu hintertreiben. Ein böses Gewissen kann bei Einigen derselben der Antrieb gewesen sein, einen dergleichen Rath zu ertheilen; aber der König selbst mußte doch wohl andere Befugnisse haben, den Rath anzunehmen. Daß sich der Papst an die Vorstellungen des Königs, das Concilium wenigstens aufzuschieben, nicht kehrte, war um so viel schlimmer; und der darauf folgende zweite Verstoß, den er sich mit dem Berengarius erlaubte, bewies genugsam, daß er überhaupt die Freiheiten der gallischen Kirche nicht kannte oder nicht kennen wollte. Die insbesondere, worauf es dem Berengarius ankam, werden Sie bei dem Pithou und seinem Commentator, dem Dupuy, ausführlich festgesetzt und durch historische Beispiele aus späteren und neueren Zeiten bestätigt finden*), so daß ich mich nicht genugsam verwundern kann, wie sogar keinem einzigen Schriftsteller, meines Wissens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Papst gehabt, einen französischen Geistlichen aus seiner Provinz, aus seinem Lande in ein fremdes Land vor sich zu fordern, und ob denn dieser so ungebührlich citirte Geistliche nothwendig erscheinen müssen, ob er wohl erscheinen dürfen? Daß Lanfrancus, ein Italiener von Geburt, an Alles das nicht dachte, oder wenigstens nicht that, als ob sich daran denken lassen könne, ist mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzosen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des Berengarius aus diesem Gesichtspunkte zu rechtfertigen, wenigstens als verzeihlich vorzustellen, das läßt sich nicht

*) De l'Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

anders als aus einem Alles überwiegenden Abscheu gegen Ketzer und Ketzerei erklären. Mag doch das Eine und das Andere verdammt sein, wie es will, wenn es denn nur verdammt ist!

Und das war das Erste, wovon ich gesagt, daß es den Berengarius entschuldigen könnte. Doch der rechtschaffene Mann braucht nicht immer die Entschuldigung, die er brauchen könnte; besonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Gesellschaft zustehen, wenn er durch diese Entäußerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In solchen Angelegenheiten ist ihm jeder Richter sein Richter, sobald er sich, ohne Vorurtheil von ihm gehört zu werden, versprechen darf.

Man kann wohl nicht sagen, daß sich dieses auch Berengarius ganz gewiß zu versprechen hatte, gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu lassen. Nichts konnte ihn zwingen, sich vor einen Papst zu stellen, wenn es auch ein noch so würdiger gewesen wäre; Alles widerrieth ihm, sich vor einen zu stellen, der ihn ungehört schon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren sich der, welcher sie bekleidete, verlustig gemacht hatte; er wollte sich stellen. Nur vor sich selbst durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere als des Königs selbst. Er macht sich auf, diese zu suchen; er kömmt nach Paris, und — — was meinen Sie, daß ihm geschieht? Sie meinen, daß ihm der König eine dem Ansehen seiner Kirche so nachtheilige, dem Berengarius selbst so gefährliche Erlaubniß versagte? So mitleidig grausam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur jetzt heißen, sich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erschleichen ließen! Rathen Sie besser! — — Berengarius kömmt nach Paris, und — wird ins Gefängniß geworfen, und wird alle des Seinigen beraubt, und wird mit einer unerschwinglichen Geldbuße belegt, und wird so lange festgehalten, bis das Concilium zu Vercelli verstrichen ist. — — Der ungehorsame, lichtscheue Ketzer, daß er demohngeachtet nicht auf dieses zu seiner Besserung lediglich angestellte Concilium kam!

Wo sind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund? Hätten Sie diese Auflösung sich wohl träumen lassen? — — Sie werden fragen: „Aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum

schickte Berengarius gleichwohl zwei Männer dahin, die seine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen sollten? Er hätte dieses Geschäft schlechterdings sich selbst vorbehalten und vor jetzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen sollen."

Das ist sehr wahr. Diese zwei Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm und hatten nichts weniger als den Auftrag, seine Lehre zu vertreten. Die Sache war so: Als man zu Tours das Unglück des Berengarius erfuhr, schickte die Kirche des heil. Martinus, an welcher er stand, unverzüglich Einen aus ihrem Mittel an den Papst nach Vercelli, um ihn zu bitten, sein Ansehn bei dem Könige zum Besten des Berengarius zu verwenden, der im Begriff gewesen sei, ihm zu gehorchen, und auf eine so grausame Art daran verhindert worden. Diesen Abgeschickten begleitete ein Freund, wie es scheint, aus bloßer Neugierde, und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die Beiden außer dem Auftrage entfielen, wodurch sie sich als Anhänger der Lehre des Berengarius verdächtig machten. Wie es ihnen dafür erging, scheint Lanfrancus mit Fleiß in einen zweideutigen Ausdruck versteckt zu haben; wenigstens ist es gewiß, daß er nicht immer gehörig verstanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den Berengarius selbst reden zu lassen? Lesen Sie, lesen Sie! das schlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergessen.

„Ad eam Synodum vocatum me non venisse scripsisti, quod scribens manifestam item fecisti malitiae tuae calumniam, magnopere contendens omnes, qui scriptum legissent tuum, a veritate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxima et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiseratio debebatur, maxima nihilominus Papae illi indignatio propter nimiam a me et a christiana et apostolica paternitate aversionem suam. Pervenerat enim ad me, praecepisse Leonem illum, ut ego Vercellensi illi conventui, in quo tamen nullam Papae debebam obedientiam, non deessem. Dissuaserant secundum ecclesiastica jura, secundum quae nullus extra provinciam ad judicium ire cogendus est, Personae ecclesiasticae; dissuaserant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo

Romam iter labore susceperam, et ut irem securius ad Regem Franciae, Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem, accesseram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate sinistrum expectabam; non ab Jerusalem descendere in Jericho, sed ab Jericho in Jerusalem conscendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exspoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apostolica dignitate, non paterna miseratione, non humana motus est compassione, qui si non mihi, apostolicae saltim sedi, ad quam jussus contendebam, dare debuit gloriam, ut si non pro me, saltim pro Apostolica dignitate, quantus posset, exsurgeret in eum, qui me ad se intendentem carcere clauserat, rebus exspoliabat, pro me in eum gladium christianae animadversionis exsereret. Haereticum me potius voce sacrilega (non enim, miseratione divina, veridica; verba autem sacerdotis scriptura dicit, aut vera aut sacrilega), in conventu illo Vercellensi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio, quod omnino non vellem: sed scriptum tuum in ista cogit falsissimum. Scripsisti enim, „ad quam tu vocatus non venisti“: sed vocari secundum ecclesiastica jura non debui; venire ob reverentiam Romanae Ecclesiae non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec scribere, *ad quam tu vocatus non venisti,* quia historia haec etiam remotiores non latebat, nisi de falsitate calumniae potuisti, in quo non satis qui te noverit admirari sufficiet. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiae, parceres a tanta falsitate saltim tibi, nec ita me in *Ticinum,* quod opinabaris, dares, ut te in *Padum* demergeres. Johannis Scoti librum lectum scribis in audientia omnium, qui de diversis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc satis jam rescripsi, te ipsum narrasse quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, sacramenta altaris similitudinem, figuram, pignusque esse corporis et sanguinis Domini, in quo maxime secundum scripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis, qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum illum alia diligentia dam-

natum, quam ut semel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, *scrutamini scripturas*, cumque poeticum illud, *haec decies repetita placebit*, pro philosophico revera sit habendum. Attestante ineptiae tuae Petro, Romanae Ecclesiae Diacono, et praecipitante sententiam, ut diceret, *si adhuc in figura sumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Augustinus, *hunc panem significavit manna, hunc panem significat altare Dei; in signis diversa sunt, in re quae significatur paria:* et illud in Psalmo III. *corporis et sanguinis sui figuram discipulis commendavit:* non attendente, non interesse nihil inter figuram vel signum rei quae nunquam fuit, rei nondum exhibitae praenunciatoriam, et figuram vel signum rei existentis, rei jam exhibitae commonefactoriam. De diversis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc satis respondi — — Quanquam falsissime rcripseris, *de diversis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguae ad Vercellicum tumultum illum convenerint*), — — — Immo si quis sententiam, sicut scribis, in consessu illo exposuit meam, non tamen jus ecclesiasticum habebat, absentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo solo, si omittantur alia, de concilii Vercellensis diligentia potest quam plurimum aestimari. Illud quod nulla sit invalidum falsitate repeto: nullum qui meam de Eucharistia pernovisset sententiam, quam tu Vercellis expositam scribis atque damnatam, affuisse illi consessui Vercellensi. Fides, inquis, Ecclesiae, nec dubitas ineptorum turbas Ecclesiam nominare, contra quod summa mihi non deest auctoritas ejus, qui dicit: *sinite illos, coeci sunt duces coecorum;* Apostoli etiam, qui dicit: *si nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema sit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuisse scripsisti: nec mirandum usque eo, si alius minoris quam tu sis eruditionis tantam ab invidia sua et odio sibi sumeret libertatem mentiendi. Mihi in scripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: unde ego

*) Hierzwischen fehlen die Worte, die ich oben, S. 232, angeführt habe.

non injuria tibi dico, *cura te ipsum*, *Medice.* Qui in me istud reprehendas, sed calumniose, Domini misericordia, tanta mentiri, scripto tuo, ut in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuisti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime susceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Ecclesia b. Martini, convictor et discipulus gloriosae memoriae Gazonis, Leodicensis Episcopi; juvenis non parvae eruditionis, plurimae probitatis atque honestatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis sui Rex ille Franciae, totius regiae dignitatis oblitus, carcerandum dedisset cuidam adulescentulo suo (qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere), ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, consilio communi ad Leonem illum misit Vercellas [1]), si forte infortunio meo compatiens, christiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum esset in conventu illo Vercellensi, et quidam interrogatus a Papa responderet ad interrogata quod respondendum putavit, visum est illi, sicut mihi ipse narravit, dare illum sententiam, quod essem haereticus; quo viso perturbatissimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem*, *mentiris!* Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Ecclesia b. Martini missum dico, non ignotus, cum vidisset libellum Joannis Scoti ex nutu et libito tuo conscindi, nobili permotus zelo non tacuit, similiter posse conscindi librum aliquem praeproperanter b. Augustini, non adhibita mora et lima, utrum conscindendus esset, sufficientis considerationis. Ita factum est, ut juberet Leo ille utrumque teneri, non tamen, ut ipse postea exponebat, et rei exitus approbavit, ut illis aliquid injuriae fieret aut molestiae, sed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua scriptum continuit tantam falsitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.*“ Nullus cum eis saltim forensi modestia rationem posuit; non illi causam meam exponere, vel defendere sunt adorti.“ —

1) „misit *Vercellis*“ lesen C. A. Schmid, A. F. und F. Th. Vischer.

Lassen Sie sich von Ihrem Erstaunen durch eine und die andere Anmerkung zerstreuen, die unter dem und jenem besonderen Orte dieser Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erscheint.

1. Berengarius nennt den König den Abt seiner Kirche: „Ecclesiae, cujus eram Clericus, Abbatem.“ Es könnte dieses auch wohl einem Leser auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche seines Reiches stehet, sonst nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß Berengarius mehr damit sagen wollen als in späteren Zeiten der Erzbischof von Rheims, Ursinus, wenn er Karl den Siebenten den ersten Geistlichen und Prälaten der französischen Kirche nannte.*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt ist, das ist er ja wohl um so viel mehr in Ansehung einer jeden einzeln Kirche insbesondere.[1])

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn Berengarius von einem adulescentulo des Königs spricht, bei dem er in Verhaft gewesen, und hinzusetzt: „qua ex causa, etsi turpius dicere, turpe tamen erat scribere.“ (Bei ihm steht öfterer erat, wo es vielmehr esset heißen sollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß Heinrich der Erste von dieser Seite der Sitten bei den Geschichtschreibern in übelm Rufe wäre, es sei denn, daß man das Beiwort mollis, welches ihm der Bischof Odolricus in einem Schreiben an den Bischof Fulbert unter anderen nachtheiligen Benennungen giebt**), dahin ziehen könnte. Indeß hat doch Petrus Damiani seinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um diese Zeit geschrieben; und wenn dieses Laster unter der Geistlichkeit damals so sehr eingerissen war, warum sollte man sich wundern, es auch bei vornehmen Laien und an den Höfen zu finden?

3. Der Petrus, Romanae Ecclesiae Diaconus, von welchem Berengarius sagt, daß er dem Lanfrancus beigefallen, kann kein Anderer als der nur gedachte Petrus Damiani sein, dessen

*) *Dupuy* sur le Traité de Pithou, p. 33.
**) T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

---

1) Daß diese Annahme Lessings auf einem Irrthum beruht, hat Groß nachgewiesen.

grobe Begriffe von der Gegenwart Christi in dem Abendmahle Sie ohnedem aus seinen Schriften kennen werden. Die Erzählungen, die er von der sichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brotes uns aufheften will oder sich aufheften lassen, sind so ärgerlich als ekel.*) Was wir aber ganz Neues aus seiner Erwähnung bei dem Berengarius lernen, ist dieses, daß er bei dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig gewesen, und schon in der Würde eines Diaconus der römischen Kirche gegenwärtig gewesen. Dieses wußte keiner seiner Lebensbeschreiber, nach welchen es läßt, als ob Stephanus der Neunte ihn vom bloßen Abte eines geringen Klosters zum Cardinal erhoben habe.

4. Ich finde bei dem Buläus**), daß De Roye (denn das Werk des De Roye selbst habe ich zur Zeit noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaßen wollen, die beiden Geistlichen, welche Lanfrancus für Bevollmächtigte des Berengarius ausgiebt, hätten Frewald und Waldo geheißen. Daß er falsch gerathen oder gemuthmaßt hat, das wissen wir nun gewiß. Den Einen, welches der eigentliche Abgesandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennt er zwar selbst mit Namen nicht, beschreibt ihn aber als seinen Mitcanonicus an gedachter Kirche und als einen ehemaligen Schüler des Bischofs Gazo von Lüttich, welcher 1047 gestorben war und bei den Sammarthanis Vazo geschrieben wird. Der Andere hieß Stephanus und war ein Landsmann des Lanfrancus.

5. Von diesen beiden Männern sagt Lanfrancus: „volentes te defendere in primo statim aditu defecerunt, et capti sunt“, und ich habe im Vorbeigehen bemerkt, daß nicht Alle den ganzen Sinn dieser Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein Basnage***) übersetzt sie bloß durch: „ils se trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre“, sondern selbst Du Pin†) giebt sie schlechtweg durch: „ils voulurent entreprendre sa defense, mais ils

*) De miraculosis narrationibus, p. 682. Operum Edit. Lugd.

**) *Hist. Univers. Paris. T. I, p. 422.* „Misit vero tantum (*Berengarius*) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in ejus vita suspicatur fuisse Frevaldum et Waldonem erroris adstipulatores, qui Magistri absentiam excusarent, ipsiusque nomine agerent.“

***) Hist. de l'Eglise, Liv. XXIV, chap. 2, § 12.

†) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl., T. VIII, p. 8.

n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils se trouverent embarrassés, et réduits à garder le silence.“ Ohne Zweifel konnten sich Beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werfen könne, weil sie Alles für ihren Bevollmächtiger sagen, was sich für ihn sagen läßt. Und wer konnte sich leicht träumen lassen, daß es auf den Kirchenversammlungen damals, auch solche nicht ausgenommen, bei welchen der Papst selbst zugegen war, so wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte oder deren Fürsprecher aus bloßer Vorsicht ins Gefängniß setzen müssen, damit ihnen nicht etwas weit Aergeres von dem gemeinen Haufen zugefügt würde? —

Noch ist ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der sich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück, und dieser wird sich bei dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenversammlung zu Paris

zu sagen habe, welche, wenn Gott will, in dem nämlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius auf Befehl Heinrichs des Ersten soll sein gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund, diese Kirchenversammlung ist ein Unding[1]) oder, es mit einem weniger abstracten Worte zu sagen, eine Lüge, eine so unverschämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo sie sich herschreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius selbst, noch der Anonymus des Chiflet gedenken dieser Kirchenversammlung mit einer Silbe. Und schon das müßte sie sehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Mensch etwas von ihr, außer daß Baronius aus einem Briefe eines Bischofs von Lüttich an den König Heinrich schließen wollte, sie müsse im Werke gewesen sein. Aber er urtheilte auch aus dem nämlichen Briefe, daß sie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann ist der Verfasser eines Tractats

---

1) Diese Kirchenversammlung zu Paris hat wirklich stattgefunden, und zwar im Jahre 1051.

De Corpore et Sanguine Christi, den Dacherius im besagten Jahre 1648 als einen Anhang zu den Werken des Lanfrancus zuerst herausgab. In dem letzten Abschnitte dieses Tractats wird eine kurze Geschichte der ersten Berengarischen Unruhen beigefügt, und der Erzähler spricht als ein Mann, der zu den Zeiten selbst will gelebt haben. Dacherius fand ihn in seiner Handschrift Durandus, Abt von Troarn, genannt, und weil allerdings ein Abt dieses Klosters und dieses Namens ein Zeitverwandter des Berengarius gewesen, so blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe dieser Durandus der Verfasser des Tractats und ward auf einmal eine sehr zuverlässige Quelle in der Geschichte der Ketzerei des Berengarius.

Eine sehr zuverlässige Quelle! Dafür sollte man sie wenigstens halten, wenn man sieht, wie allgemein sie seit ihrer Entdeckung genutzt worden. Doch wenn anders eine Aussage dadurch, daß sie unendlichmal wiederholt worden, um nichts wahrer wird, als sie für sich selbst ist, so scheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachschreiber auch noch mehrere wären, die Aussage dieses Durandus für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus! Alles ohne Ausnahme, was dieser Durandus Historisches von dem Berengarius beibringt, ist erlogen; und freilich muß ich es unserem Manuscripte vornehmlich danken, daß ich zu dieser Einsicht gelangt bin, obschon auch ohne dieses so viel Widersprüche von selbst in die Augen leuchten, in welche er sowohl mit sich als mit anderen gültigeren Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bei Ansehen zu erhalten. Lesen Sie nur, was unter Anderen Cossartius*) für Wendungen zu nehmen nöthig findet; und doch kann er es nicht überall in Abrede sein, daß sich Durandus wohl möge geirrt haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem seinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenversammlung zu Paris einschränke. Lesen Sie, was Durandus davon sagt**), und erwägen Sie folgende Punkte:

*) Hard. Concil. T. IV, P. I, p. 1022. 23.

**) „Cum autem tanti mali fama crebresceret, et omnium corda fidelium

Sie soll, diese Kirchenversammlung, bald nach der zu Vercelli im Monat October des nämlichen Jahres sein gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von Neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt; denn auch die, welche ihn sonst für einen sehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier sein Gedächtniß müsse einen Streich gespielt haben, weil ein Schreibfehler wegen der nicht mit Ziffern, sondern mit Worten ausgedrückten Zahl nicht leicht anzunehmen sei. Ich will auch nicht fragen: wenn Berengarius nur eben zu Vercelli von dem Papste selbst verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch schon Cossartius hat diese Frage berührt und sie so gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein schlechtester Bescheid darauf,

vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter et aperte jam serperet, contigit, ut ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui consultu sui regni pontificum procerumque, concilium Parisiis cogi decimo septimo Kalendas Novembris praecepit, *ac praefatum Berengarium*, ut aut sua dicta Patrum autoritate firmaret, multis sibi obtinentibus, aut si ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non posset, fidem prudenter transiret, *interesse tantorum coetui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus praesulum ac reliquorum sancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Parisiis factus est, sed jam dictus *Berengarius* malae conscientiae perculsus terrore, ut jussus erat eo venire distulit, seque cum Brunone suo, videlicet Episcopo Andegavensi, sub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore utpote tanti viri credulus et ipse noscebatur involvi. Interea Praesul Aurelianensis quosdam apices in scheda haud parva digestos in conspectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et praecipiat, inquit, vestra Sanctitas, has litteras a Berengario editas si libet recitari, quas ego quidem ab ipso nequaquam accepi, sed cum eas cuidam suo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus susceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in silentium componuntur, corda ad intelligendum, quae continebantur in eis, praeparantur, sed inter legendum multum repente fit murmur, et per singula absurdi sensus verba gravis instrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequissima sordebat haeresi, vehementer displicuit, damnato proinde communi sententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Joannis Scoti, ex quo ea quae damnabantur sumpta videbantur, concilio soluto discessum est, ea conditione, ut nisi resipiscerent ejusmodi perversitatis auctor, cum sequacibus suis, ab omni exercitu Francorum praeeuntibus Clericis cum ecclesiastico apparatu instanter quaesiti, ubicumque convenissent eo usque obsiderentur, donec aut consentirent Catholicae fidei, aut mortis poenas luituri caperentur.“ — *Editionis Dach. in operibus Lanfranci* p. 107.

„causae subesse potuerunt, quas ignoramus", soll mir begnügen. Nur hätte Durandus sonst keinen Umstand müssen einfließen lassen, von dessen Ungrund wir nunmehr überzeugt sind. Er versichert nämlich, Berengarius selbst sei von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefordert worden, aber aus Furcht seines bösen Gewissens nicht erschienen. Wie? wissen wir denn nicht, daß Berengarius während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, so mußte es damals ja wohl schon ausgeschrieben sein? War man wohl so thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch laufen zu lassen, in Hoffnung, daß er gehorsam genug sein werde, sich wieder einzustellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein, Durandus, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müssen, daß Berengarius dabei zugegen gewesen wäre. So würde sich dieses doch nun mit der eigenen Erzählung des Berengarius besser reimen, und die, bei denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch sagen, es sei bloße Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine so unrechtliche Procedur verwandele.

Ein andrer Umstand, dessen völlige Widerlegung ebenfalls aus unserem Manuscripte herzuholen, ist dieser, daß es der Bischof von Orleans gewesen sein soll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die strafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche Durandus den Bischof von sich selbst bekennen läßt, daß er nämlich den vertrauten Brief des Berengarius an einen Freund, aus welchem sich die Ketzerei desselben zeigen sollte, mit Gewalt rauben lassen. Der Bischof ist ganz gewiß unschuldig, und der Erzähler mochte wohl eher als der Bischof einer solchen frommen Straßenräuberei fähig sein. Dieser Bischof von Orleans müßte Isambardus geheißen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigstens 63 besessen. Da nun auch ein Bischof von Orleans einige Jahre darauf, 1055, bei dem Concilio zu Tours gegenwärtig war, so könnte auch dieser kein anderer als der nämliche Isambardus gewesen sein. Nun aber berichtet von diesem uns Berengarius selbst Dinge, die sich mit dem, was uns Durandus von seinem Bischofe zu Orleans erzählt, schlechter-

dings nicht reimen. Hier auf dem Concilio zu Paris hätte Isambardus aus einem eigenen Briefe des Berengarius die Ketzerei desselben umständlich ersehen, hätte sie selbst weiter bekannt gemacht, hätte ihre Verdammung dadurch bewirkt, wäre dieser Verdammung beigetreten: und wenig Jahre nachher sollte eben dieser Isambardus dort zu Tours kaum mehr gewußt haben, wessen man den Berengarius beschuldige? sollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisstücke man ihn des Beschuldigten überführen könnte? sollte sich mit der ersten der besten näheren Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes sagt Durandus, und dieses sagt Berengarius selbst; und wenn sich Beides nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts in der Welt. Denn, wie gesagt, beide Bischöfe von Orleans sind nur ein und ebenderselbe Mann, und es ist wohl keine Frage, welcher den rechten am besten gekannt hat, ob Durandus oder Berengarius.

Die Stelle aus dem Manuscripte, welche hierher gehöret, wird weiterhin unter dem Concilio von Tours vorkommen. Jetzt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über sich müssen ergehen lassen, und auf welche das ganze Parisische Concilium hinausläuft, eine ganz besondere Aufklärung erhält und zugleich diese Nachricht selbst bekräftigt.

Sie erinnern sich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewissen Richard geschrieben, den Dacherius zuerst ans Licht brachte*), und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlaufen müssen. Er fängt an: „Quia facile vobis factum esse cum Rege loqui non nescio: vellem, si videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, si forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiae, atque Christianitatis reputatione, aliqua munificentia compensaret damnum, quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime, tantum intulit. Quod si facit, ab immodica culpa, se modica expensa, non modicum exsolvit. Si autem non facit, me tamen praesto nihilominus habet in eo uno servire regiae majestati, ut satis-

*) Spicilegii T. II, p. 105.

faciam secundum scripturas illi et quibus velit: injustissime damnatum Scotum Joannem, injustissime nihilominus assertum Paschasium in concilio Vercellensi, perverse et regio auditu indignissime exposuisse illi clericos Carnotenses (si ita res acta est quomodo ad me pervenit) sententiam de Eucharistia, quam in scriptura habent gloriosae memoriae Fulberti Episcopi" — u. s. w. Daß dieser Brief, sagen die Sammler der Concilien und Alle, welche desselben erwähnen, nach der Kirchenversammlung zu Vercelli geschrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen sie hinzu, er muß auch nach der Kirchenversammlung zu Paris geschrieben sein; denn über was für Unrecht von dem Könige hätte Berengarius sonst zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieser Kirchenversammlung nach seiner Meinung zugefügt worden?*) Und da solches Unrecht doch nicht in der bloßen Verdammung seiner Lehrsätze könnte bestanden haben, so wollen Einige sogar wissen, daß ihm der König die Einkünfte seines Canonicats bei St. Martini zu Tours entzogen.**) — Es ist unglaublich, was gewisse Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentferntesten Dinge zu schließen, indem sie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegsehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß Berengarius die Strafe seines Königs, mit der er ihn zu Folge eines förmlichen Concilii belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, „quod is clerico Ecclesiae suae injustissime, ac regia majestate indignissime intulerit?" Abgesprochene Einkünfte wären hiernächst ja wohl mehr nur lucrum cessans als damnum illatum. Doch es sei, daß, wer sich beeinträchtigt fühlt, seinen Verlust so unverdient, so groß, so wenig der Wahrheit gemäß beschreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn diesem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem nach des Durandus eigner Versicherung die Lehre des Scotus ebenmäßig verdammt worden, warum hätte sich denn Berengarius nicht auf diese letztere,

*) „Data est (*Epistola Berengarii ad Ricardum*) post concilium Vercellense, cujus meminit: data item post Parisiense, cum factam sibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam?" *Hard. Concil. T. VI, P. I, p. 1024.*

**) „Comme le Roi etoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d'oter à Berenger le revenu qu'il tiroit en qualité de Chanoine de cette Eglise." *Fleury, Hist. Eccles., T. XII, p. 541.*

sondern auf die zu Vercelli geschehene Verdammung berufen? warum hätte er es denn gegen den Ausspruch des Concilii zu Vercelli, bei welchem der König nicht gegenwärtig gewesen war, von dessen Gründen der König nicht so völlig unterrichtet sein konnte, erweisen wollen, daß dem Scotus Unrecht geschehen? warum hätte er sich nicht lieber erbieten sollen, eben das gegen den Ausspruch des Concilii zu Paris zu beweisen, wo der König selbst den Vorsitz gehabt hatte, wo der König selbst mit angehört haben konnte, warum so viele vornehme Geistliche seiner Kirche die Lehre des Scotus für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund, wenn man sich jemals bei dem Schlusse von der unterlassenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derselben zu irren nicht hat fürchten dürfen, so ist es hier, hier, wo Berengarius der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen können, sondern nothwendig hätte erwähnen müssen, wenn das Geringste von ihr wahr gewesen wäre. Wir wissen es von ihm selbst denn nun auch besser, wie die Sache zusammengehangen, und bewundern die Vorsehung, die nach und nach von seinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten lassen, die mit seiner endlichen Rechtfertigung auf eine so unerwartete Art übereinstimmen.

Warum sollte uns auch überhaupt das unbillige und tyrannische Verfahren des Königs gegen den Berengarius sehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiste seines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm so etwas zu rathen, ihm so etwas als seine Pflicht vorzuschreiben fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Bischofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie gesagt*), Baronius abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke gewesen. Ein ganz abscheulicher Brief! Alle Haare müssen sich zu Berge richten über die Herzensmeinung eines christlichen Bischofs, die man in diesem Briefe liest: „quod hujusmodi homines“, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun sind — „nequaquam oporteat audire; neque tam sit pro illis concilium advocandum, quam de illorum supplicio exquirendum.“ Was that Heinrich nun mehr, als daß er diesen Ausspruch befolgte?

*) Oben, S. 260.

Demohngeachtet, soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von diesem abscheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeschoben, für nachher, und vielleicht für lange nachher geschmiedet, in der Absicht, das grausame Verfahren des Königs einigermaßen zu entschuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieses zu vermuthen, von den schlechtesten sind; aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß bei meiner Eil' auch nichts zu überhüpfen scheine, nur noch dies einzige Wort: — Wenn an dem Concilio zu Paris so viel als nichts ist, was kann wohl an einer gewissen Versammlung zu Brione sein, welcher Berengarius selbst beigewohnt haben soll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugnisse des Durandus beruht? Zuverlässig noch weniger als nichts. Denn diese soll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli sein gehalten worden, als Berengarius wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine so unnöthige Excursion in die Normandie zu machen.[1] — Doch ich habe mir ja schon die völlige Beleuchtung des ganzen Durandus auf ein ander Mal vorbehalten. Bei Seite also jetzt mit ihm und wieder zu dem Lanfrancus, welcher von dem Allen nichts weiß und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nämlich

6. auf das Concilium zu Tours von 1055.

Lanfrancus versichert zwar, daß Leo der Neunte auch auf mehreren Kirchenversammlungen als der zu Rom und der zu Vercelli, die Verdammung des Berengarius erklärt und bekräftigt habe. Er führt aber namentlich deren keine an, und auch bei anderen Scribenten ist bis auf das Jahr 1055 von dem Berengarius Alles stille. In diesem müßte dafür die Flamme um so viel stärker wieder ausgebrochen sein. Denn außer dem zu Tours sollen nicht weniger als noch drei Concilia in eben diesem Jahre sammt und sonders wider den Berengarius sein gehalten worden. Ich verspreche Ihnen, daß Sie genau wissen sollen, woran Sie mit allen vieren sind, sobald Sie das zu Tours besser kennen werden.

---

1) Lessing leugnet auch die Versammlung zu Brione mit Unrecht.

Und was sagt Lanfrancus von diesem? „Quae Sententia", nämlich die von Leo dem Neunten wider den Berengarius gesprochene, „non effugit successorem quoque suum felicis Memoriae, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re seu caeteris ipse statuit, statuive praecepit: hoc etiam iste sua atque omnium conciliorum suorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonensi, cui ipsius interfuere ac praefuere legati, data est tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam suscipere non auderes, confessus coram omnibus communem Ecclesiae fidem jurasti, ab illa hora te ita crediturum sicut in Romano consilio te jurasse est superius comprehensum."

Wie viel meinen Sie, daß hiervon wahr ist? Zählen Sie nach, was nicht wahr ist, und sehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr sein. — Falsch, daß auf diesem Concilio zu Tours dem Berengarius freigegeben worden, seine Meinung zu vertheidigen. Falsch, daß er auf demselben eben das beschworen, was er vier Jahre darauf unter Nicolao dem Zweiten zu Rom beschwur. Falsch, daß dieses Concilium zu Tours unter dem Papst Victor gehalten worden. Falsch, daß überhaupt Victor das Geringste über die streitige Lehre während seiner ganzen Regierung mit ihm selbst verhandelt oder durch seine Legaten verhandeln lassen.

Hören Sie ihn dies Alles selbst erzählen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua scripti tui monachatu tuo indignissima falsitas. Papam Victorem concilium Turoni convocasse per legatos scripsisti: Papae Victoris nec adfuerunt legati, nec praefuerunt Concilio Turonensi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papae Victoris. Non ausum me fuisse defendere partes meas, immensa falsitate scripsisti; jurasse me sicut Romae, stupendo mendacio confirmasti; communem fidem, quo tuum nomine saepe palliasti errorem, insanis, me professum fuisse; ecclesiae dicis, quod turbae erraticae verius dicere potuisti. Longum facio, sed enormitate falsitatis scripti tui compellor. Dicta repeto [1]: nunquam Papa

1) repete (C. A. Schmid).

Victor per se, vel per Legatos, mecum egit de mensa dominica; numquam in eo mihi defendendi quae afferrem optionem fecit; nunquam Papae Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Ecclesiae appellare non dubitas fidem, confessus aliquid juravi. Sed quia adhuc superest Hildebrandus, qui de veritate consultus tota dignitate est adhuc respondere idoneus, quamquam longissimum faciam, visum est de Concilio Turonensi quod rei veritas habuit, neque tamen eo nisi paucissimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc scriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, sed Papae Leonis, ab Ecclesia Romana Hildebrandus, vices in negotiis ecclesiasticis suppleturus apostolicas, Turoni adfuit. Huic contra calumniam in me insanorum, in quo adhuc, omisso me, audire eum potest, qui voluerit, de Propheta, de Apostolo, de Evangelista, de authenticis etiam scripturis satisfeci Ambrosii, Augustini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc satis facere indissimulabiliter, miseratione divina, ut nihil ullo modo incertum[1]) remaneat ei, qui, me mansuetudine christiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino sufficio; non venienti ad exprobrandum Deo viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fustibus; sed venienti ad audiendum me mansuetudine christiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perspicuitate cognita, persuasit ut ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad instantia pertineret, si vellent Episcopi, qui convenerant, ex mora agere de Eucharistia, darentur eis in manus, locis denotatis signis adhibitis, diversorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipse fecerat comportari; si vero sola responsione sine ipsius responsionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando scripto adversariis et non sententia, sicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio esse majorem, alia pergerent pertractare negotia; soluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem,

---

1) „nihil ullo modo *certum*“ lesen C. A. Schmid, A. F. und F. Th. Vischer.

sicut supra dictum est, abiremus. Episcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, ut quidam eorum me, Episcopus Aurelianensis, atque Episcopus Autisiodorensis, cum Archiepiscopo Turonensi, de Eucharistia separatim cum Clericis suis audirent. Ita ergo factum; conquesti sunt me accito Episcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Ecclesiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati responderunt: dicere me, panem sanctum altaris panem tantum esse, nec differre ab inconsecrato pane mensae communis. Quem in eo accusatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me se audisse responderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certissimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse revera corpus et sanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Ecclesia S. Mauricii consederant, dixerunt Episcopos, quam ut in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos liberum habituros, ut sua quisque agere negotia non differrent. Veni ergo cum iis, qui me separatim audierant, Aurelianensi atque Autisiodorensi Episcopis, in consessum aliorum, et quae separatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere sufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forsitan lingua emitterem: juramentum esse a me exigendum. Cum ergo exigerent, summaque injuria, quia produci non poterat accusator, qui a me audisset, quod me dicere prius putaverant, cessi tamen consilio Episcopi Andecavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem suffugerem, cum scirent me revera idem habere in corde et in ore. Scripsi ergo ego ipse, quod jurarem: *Panis atque vinum Altaris post consecrationem sunt corpus Christi et sanguis; haec me sicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere;* contra jura tamen tam secularia quam ecclesiastica, sicut praedixi, consilio eorum, qui mecum veritatis

minime erant ignari, quos superius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanae Ecclesiae Legatus, qui libros undecunque comparari fecerat, ut ex eorum auctoritate satis fieret de Eucharistia, pro cujus diligentiori consideratione et veritatis, Dei misericordia, comprehensione, haeresis me insimulaverant homines nihil scientes et superiores se in scientia alios non aequo animo tolerantes, turbarum, quae ad illud maxime valent ut clament, *crucifige! crucifige!* quae ad comprehensionem veritatis vix aliquando vel nunquam sufficiunt, ad fustium et lancearum semper pronae sunt apprehensionem, tumultu compescito, alia pro quibus a Romana Ecclesia venerat est prosecutus negotia. In quibus cum non nullas insumeret moras, meque cum illo jamjam accessurum Romam, ad satisfaciendum de mensa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, secundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi est, Papam Leonem rebus decessisse humanis, quo audito a proposito eundi Romam itinere supersedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papae Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia persuadere suscepit scriptum tuum, quod Romae juraverim me Turoni juravisse Legatis Papae Victoris." —

Die Hauptsache ist hier ohne Zweifel die Zeit, wenn und unter welchem Papste dieses Concilium zu Tours gehalten worden; und ich sollte nicht meinen, daß man das geringste Bedenken haben könne, das Zeugniß des Berengarius hierin allen anderen vorzuziehen. Daß er am besten davon unterrichtet sein konnte, ist unstreitig; und was für Vortheil, was für Absicht hätte er dabei haben können, uns von einem so unerheblichen Umstande etwas Anderes als die lautere Wahrheit zu sagen? Ich nenne den Umstand unerheblich in Beziehung auf die eigene Angelegenheit des Berengarius, die dadurch weder verbessert noch verschlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen oder des anderen Papstes wäre gehalten worden, nicht aber in Beziehung auf die Geschichte, die allerdings dadurch sehr berichtigt wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl schwer zu begreifen

sei, wie sich Lanfrancus so sehr könne geirrt haben, da er doch selbst auf diesem Concilio zu Tours mit gegenwärtig gewesen, wie Ordericus Vitalis versichere. Denn das ist er nicht gewesen, und Vitalis verdient mit diesem seinem Zeugnisse nicht den geringsten Glauben, ob es schon Ant. Pagi*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre Lanfrancus selbst gegenwärtig gewesen, so würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns dessen auch selbst zu versichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen sollen? Er konnte ja nicht wissen, daß die Sache des Berengarius auf dem Concilio daselbst vorkommen würde. Es geschah auf eigenen Betrieb des Berengarius, daß man sie außerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeschrieben worden, welches uns so viel neuere Scribenten, als z. E. Lupus**) gern möchten glauben machen.

Selbst das Zeugniß des sonst mit dem Lanfrancus genau übereinstimmenden Guitmundus, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnt, ist diesmal für ihn nicht. Denn Guitmundus schreibt nur Alles, was darauf verhandelt worden, dem Hildebrand zu, ohne des Papstes, dessen Legatus Hildebrand war, namentlich zu gedenken. Der Umstand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Papstes eingetroffen, ist so besonders, zeichnet sich so merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung sich kaum dabei denken läßt.

War nun aber Hildebrand, als er das Concilium zu Tours hielt, noch Leonis des Neunten Legatus; war es der Tod dieses Leo, der es unterbrach: so gehört es auch nicht in das Jahr 1055, sondern in das vorhergehende 54, als an dessen neunzehntem April Leo starb.

Was weiter hieraus für Verbesserungen in der Geschichte und Veränderungen in der Ordnung der Concilien sich ergeben, ist klar. Nicht allein müssen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachstehen, indem das zu Tours sogar noch dem zu Narbonne vorgehen und unmittelbar auf das vierte Römische unter Leo dem Neunten folgen muß, sondern auch alle die anderen drei Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den Berengarius

*) In Annales Bar. ad annum 1055, § 7.

**) Operum T. V, p. 6. 7.

sollen sein gehalten worden, sind insofern für Erdichtungen zu erklären, als Victor der Zweite daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt sich noch ein Umstand, durch den sich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus dessen unumgänglicher Versetzung nunmehr von selbst. Nach dem Baronius nämlich, — oder vielmehr nach dem Mariana, auf den sich Baronius lediglich bezieht, — soll Kaiser Heinrich [1]) der Zweite bei diesem Concilio den König Ferdinandus von Castilien verklagt haben, daß er sich den Titel eines Kaisers von Spanien anmaße und seine Abhängigkeit von dem römischen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und Victor der Zweite soll zum Besten des Kaisers den Ausspruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigstens sehr sonderbar, wann sich ein deutscher Kaiser mit seinen Beschwerden gegen einen König von Spanien an eine kleine Kirchenversammlung irgendwo in Frankreich sollte gewandt haben; denn daß ein päpstlicher Legat dabei zugegen gewesen, das macht sie eben um so viel wichtiger nicht. Es sei aber die Sache selbst so wahr, als sie wolle: von beiden Umständen kann doch nur einer Statt gehabt haben. Ist sie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, so hat sie Victor auf diesem Concilio nicht entschieden; hat sie Victor entschieden, so kann sie auf dem Concilio zu Tours auch nicht einmal vermittelst seines Legaten sein vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzählung des Mariana noch zu retten, und dieser wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwei Kirchenversammlungen zu Tours gehalten worden, die erste, von welcher Berengarius redet, und die zweite das Jahr darauf, auf welcher die Gesandten des Kaisers möchten erschienen sein. In der That finden sich auch Spuren von einer solchen zweiten, die bei den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unserem Manne noch weiter entfernen soll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich

---

1) Wir pflegen diesen Kaiser Heinrich den Dritten zu nennen.

mich oben wegen des Bischofs von Orleans bezog. Der Widerspruch mit dem Durandus ist, denke ich, so klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzuzusetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bei dem Bischofe von Angers zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war Eusebius, mit dem Zunamen Bruno, welcher diese Würde seit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach Einigen den Berengarius zu seinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach Anderen zwar müßte Berengarius das bereits im Jahre 1040 gewesen sein, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweisen davon sagen soll.*) Gewiß ist es, daß er während dem Concilio zu Vercelli noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß ist es, daß er auch während des Concilii zu Tours noch eben da und nicht zu Angers lebte. Wenn er nun demohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte sein können und wirklich gewesen wäre, so müßte man sich wohl nicht sehr an den alten Canon, „ut non nisi in unius civitatis Ecclesiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat“, gekehrt haben, ob er schon auch damals in einem Concilio über dem andern aufs Neue eingeschärft wurde. Doch dem sei, wie ihm immer sei; Berengarius sei auf dem Concilio zu Tours bereits des Eusebius Archidiaconus gewesen oder nicht, genug, daß Eusebius der Meinung des Berengarius war. Dieses Zeugniß giebt ihm, wie Sie gelesen haben, Berengarius selbst: „Cessi tamen consilio Episcopi Andecavensis, atque Abbatis majoris Monasterii Alberti, qui me de scripturis habere certi erant, quod dicerem.“ Es ist also keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man schon aus dem Durandus und Theoduinus von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten sich so Manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Besonders ist es Natalis Alexander**), und nach ihm sind es die mehr gedachten französischen Benedictiner***), welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm lassen wollen, daß er jemals der Lehre des Berengarius ernstlich zugethan gewesen. Sie beziehen sich des-

*) *Mabillon*, Acta Sanct. Ord. S. Bened. Saeculi VI, Parte II, praef. § 12.
**) In Hist. Eccl. Saeculi XI, Dissert. I, art. 4.
***) Hist. lit. de la Fr., T. VIII, p. 101.

falls vornehmlich auf einen eigenen Brief des Eusebius, welchen Claudius Menardus zuerst herausgegeben.*) Nun ist es wahr, daß Eusebius in diesem Briefe dem Berengarius sein Mißfallen über die noch fortdaurende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieses Mißfallen an der Streitigkeit als Streitigkeit ist nichts weniger als eine Mißbilligung der Meinung des Berengarius. Vielmehr spricht er von der ineptia atque insania Lanfranci, oder wiederholt doch wenigstens diese Ausdrücke des Berengarius, ohne das geringste dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlassen haben, wenn Lanfrancus mehr Recht bei ihm gehabt hätte als Berengarius. Eusebius wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht gestritten wissen; er wollte, daß man sich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte und allen spitzfindigen Grübeleien über das Wie und Warum entsagen sollte. Das war so übel nicht, werden Sie meinen. Allerdings nicht, und zuverlässig ist in dem ganzen elften Jahrhunderte nichts Vortrefflicheres von einem Theologen geschrieben worden als dieser Brief des Eusebius. Die französischen Benedictiner wundern sich, daß er nicht in die neuesten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel sahen die Besorger dieser Sammlungen ihn nicht so ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob sie selbst ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Ansehen und Gebrauch er so sehr auf ihren wahren Werth herabsetzt. „Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt), eorum sententiis, salva quae eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus." Auch schon diese Stelle ist ungleich stärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius, da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugnissen der Väter als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetische Hilfsmittel gehören, entscheiden wollte. —

*) In Notis ad Augustini libros posteriores adversus Julianum, p. 499.

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius über die drei schon bekannten. Diese vierte aber ist der Zeit nach die erste und daher auch die simpelste, weil seine Feinde sich noch nicht einfallen ließen, was für verschiedene Begriffe man mit den nämlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt sie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und ist so gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius selbst zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgesetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein Mehreres, wenn wir auf die Meinung des Berengarius besonders kommen. Ich scheine Ihnen wohl ohnedem vergessen zu haben, daß ich einen Brief schreibe und kein Buch. — Noch ist

7. das Concilium zu Rom unter Nicolao dem Zweiten

übrig, und ich schließe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er sich um den Berengarius und seine Lehre hätte bekümmern können und wollen, so dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch sein Nachfolger Stephanus der Neunte, der den Stuhl noch kein Jahr besaß, ihn in Ruhe gelassen. Oder wer weiß, ob Beide nicht wichtigere Ursachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die sie weder gern verdammen noch billigen wollten?

Wer weiß sogar, ob selbst Nicolaus der Zweite sie aus eigner Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn so viel kann ich Ihnen aus unserem Manuscripte versichern, daß Berengarius nicht auf sein Erfordern, sondern schlechterdings freiwillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um seine Lehre von ihm prüfen zu lassen. Die nämliche Bereitwilligkeit, nicht erst zu warten, bis man ihm seine Vertheidigung abfordere, sondern sich selbst damit anzubieten, haben Sie schon zu Tours an ihm bemerkt. Und wenn es schon nichts weniger als einerlei für ihn sein konnte, ob er sich zu Tours oder zu Rom wollte richten lassen, so konnten doch eben die Ursachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Cardinal Hildebrand zu Leo dem Neunten nach Rom zu gehen, ihn auch jetzt vermögen, sich vor Nicolaus dem Zweiten zu wagen.

Die wichtigste dieser Ursachen war unstreitig der eigene Beifall des Cardinals Hildebrand, mit dem er sich schmeichelte; und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verstümmlung unseres Manuscripts kann es zwar leicht sein, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch die seine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der stürmische Cardinal Humbert mit dabei im Spiele gewesen, ist demohngeachtet wohl gewiß. Dieser verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen und nicht anders als nach dem Ausschlage beiderseitiger Gründe entschieden ward. Voll geistlicher Vermessenheit, wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu untersuchen sei, sondern brauchte das Ansehen des Papstes, einen Mann zu einem blinden Bekenntnisse zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er setzte die bekannte Formel auf, die seinen eigenen Glaubensgenossen in der Folge so anstößig geworden, daß sie die plumpen Ausdrücke derselben („corpus et sanguinem Domini sensualiter, non solum sacramento, sed in veritate, manibus sacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri“) nur mit der Absicht entschuldigen können, es einem Ketzer damit so nahe als möglich zu legen, oder, wie Innocentius der Dritte sich darüber erklärt, „ne remaneret anguis sub herba“. Diese Formel sollte Berengarius beschwören und unterschreiben; er sollte und mußte, und beschwor und unterschrieb. Denn auf Gründe hatte er sich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das Alles einkleidet*): „Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuae partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas praecepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.“

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet so:

„Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo

*) Cap. 5, p. 235, Edit. *Dach.*

loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quid cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui objurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obturabant, minime ad hoc adducere potui, ut me ipse mansuetudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem labore ultroneus, si non probandus, multo essem minus cum praecipitatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus urgendusque. Solum mihi ut in Hildebrannum ista conjicerem, Papa respondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, ubi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, ubi habes, *haec sunt generationes coeli et terrae*, materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus constabat, quam binario geminato quaternarium constitui, sed quia comminatione mortis, et forensibus etiam litibus indignissima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, usquequaque obmutui, nec ullas, quod mentitur scriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuissem, ne mecum Christianismo suo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui; et secundum hoc, quod dicis, illum rectissime praecepisse, injustissime diceres, si verum dicere voluisses."

Hier wird des Humbertus nicht gedacht, sondern Alles scheint durch die Hände des Cardinal Hildebrand gehen zu sollen. Wie schon gesagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weise dieser gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geschäft verlor. Aber haben wir nicht gesehen, wie stürmisch es auf den Kirchenversammlungen damals zuging? wie sehr selbst der Papst das wilde Geschrei der kleineren Clerisei fürchten und ihm nachgeben mußte? Lanfrancus war hier selbst zugegen, und er mochte seinen Mann an dem

Humbertus bald kennen lernen. Wer das meiste Lärmen machen konnte, überkam die meiste Gewalt, und auf das Lärmen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verstand sich besser als Humbert? Er hatte davon eine vortreffliche Probe kürzlich in Constantinopel abgelegt; was ihm da mit dem Nicetas Pectoratus gelungen war, das, glaubte er, könne ihm mit dem Berengarius nicht fehlen. Der stolze häßliche Mann war dazu versehen, alle Trennungen der Kirche auf das äußerste zu treiben! Schon in der ersten Schrift mochte ihm Berengarius ziemliche Gerechtigkeit haben widerfahren lassen; aber Lanfrancus fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreisung desselben anzubringen. Sie werden also hier nicht ungern ein Paar Stellen lesen, die Berengarius dieser Heiligpreisung seines Verfolgers in unserem Manuscripte, als seiner zweiten Schrift, entgegensetzt.

„Servum Dei Humbertum dixisti, quod, quantum ad id quod scribebas, vere dicere nequisti. Expertus in illo ego sum non Dei servum, sed Antichristi membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem sanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiae tuae ineptus assensum non negaverit.“

Und weiterhin:

„Quod de humilitate vitae et doctrinae Humberti confirmas, utinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia, ad praeferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romae ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi haereticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiae fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad revincendum errorem meum, mecum sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.“

Es kann gar wohl sein, daß die heillose Assertion, „corruptibile adhuc esse Christi corpus“, dem Humbertus nicht bloß in der

Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es schon den Griechen sehr hoch aufgemutzt hatte, daß sie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Fasten, als ob das geheiligte Brot gleich anderen Speisen zerstört und in Nahrungstheile aufgelöst werden könne, so halte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein großes Verbrechen angerechnet, daß sie mit den Brocken und Ueberbleibseln des geheiligten Brotes so nachlässig und unehrerbietig umgingen, sie auf die Erde fallen ließen, mit Schweineborsten zusammenfegten, wie gemeines Brot verzehrten, vergrüben, in Brunnen würfen*); als ob dadurch etwas mehr zerstört werden könnte als bloßes Brot. Bei den Griechen konnte Beides sehr wohl mit einander bestehen. Denn hierdurch selbst gaben sie deutlich genug zu erkennen, daß sie im Geringsten nicht das Brot für wesentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meinung Brot Brot bleibe, und daß nur mit einem gewissen Genusse desselben sich etwas Höheres verbinde. Nicht dieses Höhere, glaubten sie, breche die Fasten, sondern das damit verbundene Brot; nicht dieses Höhere glaubten sie zu vergraben und in Brunnen zu werfen, sondern das Brot, welches außer jenem gewissen Genusse nichts weiter sei als Brot, unbrauchbares Brot. Uebertretene Folgen also aus einer Lehre, die sie nicht annahmen, die sie nicht kannten, legte ihnen Humbertus als Ketzereien zur Last; und er selbst scheint fast geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brot sonst überall im Wasser, und in der Erde, zertrennt und zerstört werden könne, nur nicht in dem menschlichen Körper.

Einem solchen Manne trug man es denn auf, für die gesammte Kirche zu sprechen und zu schreiben! Welcher Widerspruch hätte unsinnig genug sein können, zu welchem er den Berengarius nicht mit Schwert und Knittel („gladiis et fustibus“, wie dieser mehr als einmal sagt) ebensowohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrsatz seiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit Niemanden über die abzufassende Formel die geringste Rücksprache, am wenigsten mit dem Berengarius selbst. Nach dem Lanfrancus sollte es zwar scheinen, als ob dieses allerdings geschehen, indem er ihn mit so vieler Dreistigkeit

*) *Humberti* Disput. de Azymo et Fermentato, apud *Baronium*, T. XI, p. 715.

fragt: „cur ergo scriptum hoc magis adscribitur Humberto Episcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio, quam denique omnibus Ecclesiis, quae id cum debita reverentia susceperunt?“*) Aber Berengarius antwortet:

„Justissime id quidem; quia Humbertus auctor scripti erronei fuit, ego in corde errori non adsensi. Manu quidem — — — — — —**) subscripsi, verum ut de consensu pronunciarem meo, nemo exegit. Tantum timore praesentis jam mortis scriptum illud, absque ulla conscientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adscribendum fuit, quia, etsi ambo, cum coecus coeco ducatum praebet, cadunt in foveam, minor tamen in sequente coeco, quam in eo qui de ducatu coecus praesumsit, fuerat culpa.“

Und an einem anderen Orte:

„Quod dicis, infamare me solitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me solent de perjurio arguere amici, quasi ipsi mei fuerint causa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua professio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo mecum quod scribis egit, nullus a me quod juraverim, unde satis superius sum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, sine mora et lima diligentioris secundum scripturas considerationis, quod voluit scripsit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non insufficienter scribere — — quod dixerat Humbertus approbavit.“

*) Cap. II, Edit. *Dach.*, p. 233.

**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht herausbringen können. Denn die Stelle ist von der ersten Seite des Manuscripts, die mehr als andere gelitten. — [„Diese Lücke habe ich zu ergänzen und dadurch die ganze Stelle zu berichtigen das Glück gehabt. Die herausgebrachten Worte der beinahe völlig verwischten ersten Seite der Handschrift geben einen Sinn, der dem gerade entgegen ist, worauf Lessing durch das falsch gelesene: Manu *quidem* — subscripsi *verum ut* — verfallen war. Die Stelle lautet nach der richtigen Ergänzung so: Manu, *quod mendaciter ad te pervenit, non* subscripsi; *nam* ut de consensu pronunciarem meo, nemo (nullus?) exegit. Berengarius hatte also seine Unterschrift nicht widerrufen oder abgeleugnet; er hatte die Schrift des Humbertus gar nicht unterschrieben.“ C. A. Schmid.]

Ueber seine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt sich Berengarius sehr wohl aus, und was er darüber sagt, ist ebenso rührend als die Einrede des Lanfrancus: „Nonne praestabat, si veram fidem te habere putabas, vitam honestam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare?“ grausam und höhnisch ist. „O infelix homo, o miserrima anima“, fährt Lanfrancus fort, „cur te credere jurabas, quae tantopere inter se dissidere intelligebas?“ Warum? antwortet Berengarius; aus Furcht, aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meister war; aber wenn ich darum ein unseliger Mensch, eine verlorene Seele bin, so waren Aaron und Petrus ebenso unselige Menschen, ebenso verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks ihm einen Götzen machte, Petrus, der aus Scheu vor einer Magd seinen Meister verleugnete, von dem er kurz vorher ein so übermenschliches Zeugniß abgelegt hatte. — — Ich erspare Ihnen die Stelle selbst, die Sie Zeit genug in dem Originale lesen werden.

Nur einen Augenblick stehen Sie noch mit mir stille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu übersehen. Und ich denke, wir sind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertste Aussicht nicht allein rückwärts, sondern auch vorwärts gewährt. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unseren Augen, und wir erkennen überall die Ursachen, warum er so und nicht anders laufen müssen.

Ich meine, das Räthsel, wie sich Berengarius gegen so viele Kirchenversammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu seiner entsagten Meinung zurückzukehren, und wie es gekommen, daß die Kirche sich gleichwohl gegen einen so hartnäckigen Relapsen so sanft und nachsichtsvoll erwiesen, dieses befremdende Räthsel ist gelöst.

Denn einmal haben wir gesehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenversammlungen und die Anzahl seiner Widerrufe und Abschwörungen bei weitem so groß nicht ist, als sie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris ist ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel besser sein, wenigstens ist sicherlich mit Zuziehung des Berengarius da nichts verhandelt

worden. Die Concilia unter Victor dem Zweiten fallen alle weg. Auf den Kirchenversammlungen zu Rom und Vercelli unter Leo dem Neunten ward er ungehört und abwesend verdammt. Auf der zu Tours, die seinetwegen gar nicht angestellt war, ward nichts untersucht, ward nichts von ihm abgeschworen, sondern er übergab da lediglich sein Glaubensbekenntniß und ließ sich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß solches Bekenntniß seine wahre, eigentliche Meinung enthalte, so daß, nach aller Strenge, dieses Concilium nicht wider, sondern für ihn ist, indem man mit seinem Glauben zufrieden war und nur die Bekräftigung verlangte, daß es sein wahrer Glaube sei. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter Nicolao dem Zweiten, von dem man sagen könnte, daß es ihn seiner Ketzereien überführt habe; von dem man sagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müssen, weil er sich seinen Aussprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er sich diesen? Wie sehr Recht hatte er, sich noch immer für nichts weniger als sachfällig zu halten und nach Niederlegung seiner Protestation einen besser unterrichteten Papst, ein freieres und würdigeres Concilium abzuwarten! Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Papst, der sich durch das Zutrauen des Berengarius geschmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, seine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er sie aufs Neue vornahm und mit ihm den einzigen Weg einschlug, gegen dessen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nämlich den Weg der vorläufigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdigt hatte!

Und wer war, zweitens, dieser billigere, bessere Papst? Kein Anderer als Gregorius der Siebente, als eben der Hildebrand, welcher von der Rechtgläubigkeit des Berengarius überzeugt war*), welcher (veritatis perspicuitate cognita) den Berengarius überredet hatte, sich getrost mit ihm zu Leo dem Neunten zu verfügen, der, ob er ihn schon ungehört auf die einseitige Klage seines Feindes verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des anderen Theils gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide seiner stolzen und dem Tumulte seiner abgeschmackten

*) S. oben S. 269.

Gegner ein Ende zu machen.*) Ohne Zweifel hatte dieser Hildebrand zwar, als Berengarius nachher in ähnlicher Hoffnung sich Nicolaus dem Zweiten darstellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen lassen, das ist, er hatte ihn und seine gute Sache dem Widerstande, den sie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, sich selbst aus der Schlinge gezogen, unerachtet die Schlinge den Zurückgelassenen dadurch um so viel stärker zuschnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Ansehn nach, eben dieser Hildebrand gewesen, welcher unter dem nachfolgenden Papste Alexander dem Zweiten wiederum dem Berengarius so viel Nachsicht auswirkte, daß er ungeahndet seinen Widerruf zurücknehmen und sich so frei und kühn gegen den vorigen Papst erklären durfte, welches Alles Alexander weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundschaftlich ermahnte, von seiner Secte abzulassen und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern.**) Denn Hildebrand war dieses Alexanders Kanzler, penes quod officium universae Romanae Ecclesiae administratio vertebatur, wie Fr. Pagi gegen den Cohellius erwiesen hat.***) Und als er nun selbst Papst ward, dieser Hildebrand, was hätte ihn hindern sollen, einen Versuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und seinem ungern verlassenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieser Versuch waren die Kirchenversammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo Berengarius selbst zugegen war und Gregorius der Siebente Alles für ihn that, was sich nur immer sicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang, so kennen Sie seine Geschichte und seinen Charakter zu wohl, um leicht einzusehen, warum er weder recht konnte noch recht wollte. An Einsicht fehlte es ihm gewiß nicht; aber ein Mann von seinem Ehrgeize setzt die Wahrheit nur alsdann mit aller Macht durch, wenn er sein Ansehen und seine Gewalt mit ihr zugleich befestigen kann.

*) „Cujus autoritas superborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret.“ Ebendas.

**) „Alexander, successor Nicolai Papae, literis Berengarium satis amice praemonuit, ut a secta sua cessaret, nec amplius sanctam ecclesiam scandalizaret.“ *Anonymus Chifletianus, apud Hard., Concil. T. VI, Par. I, p. 1015.*

***) Brev. T. II, p. 388. Edit. Antwerp.

Laufen diese hingegen die geringste Gefahr, so giebt er sie auf: er herrschte gern über erleuchtete Menschen; aber ehe er denn lieber nicht herrschte, mögen sie so unerleuchtet bleiben, als sie wollen. — Gedenken Sie nur an die gefährliche Partei des Benno, welche Gregorius wider sich hatte, und wie hämisch ihn diese auch dann noch, als er den Berengarius zu seinem letzten Bekenntnisse vermocht hatte, als einen Anhänger desselben verschrie. Lächerlich aber ist es, wenn Baronius*) daraus, daß er den Berengarius bei seiner Lehre nicht geschützt, beweisen will, daß ihn die Partei des Benno auch in diesem Stücke verleumdet habe. In diesem Stücke, wie wir nun wissen, that sie ihm gewiß nicht zu viel, und Gott wolle nur, daß verschiedene von ihren übrigen Beschuldigungen weniger gegründet waren!

V.

Allerdings mußte die Beschaffenheit der Lehre des Berengarius selbst dazu kommen, daß er den Anfällen seiner Feinde so lange widerstehen konnte. Sie mußte, diese Lehre, so irrgläubig und der Kirche so fremd nicht sein; er und Hildebrand und etwa noch Eusebius Bruno mußten die Einzigen nicht sein, die sich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieses zum Theil selbst Gelehrte der römischen Kirche neuerlich zugestanden, habe ich in dem ersten Briefe bereits berührt.**) Wenn Sie aber wollen, mein Freund, daß auch ich nach Maßgebung unseres Manuscripts mich etwas weiter darüber auslassen soll, so müssen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu sprechen und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu lassen. Ich wünschte, daß ich dieses schon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man so gern sich schließen sähe, aufs Neue klaffen zu machen gesucht, nachdem so viel würdige Männer beider Kirchen Alles gethan haben, die Harschung durch Heftpflaster zu erzwingen, das ist, sich wenigstens in Worten einander zu nähern, welches Dem

*) Ad annum 1079, § 3, T. XI.
**) S. 195 f.

und Jenem so trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaster nur für ein Schminkpflästerchen halten sollte.

Ich sage also so: Wenn es eine Kirche oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die sichtbaren Stücke des Abendmahls für bloße Zeichen erkennen, welche keinen anderen Genuß darin zugeben als einen geistlichen, welchen dieser geistliche Genuß weiter nichts als eine Zurechnung im Glauben ist: so können diese Kirche, diese Gemeinden keinen Anspruch auf die Beistimmung des Berengarius machen. Denn Berengarius lehrte und bekannte eine wahre, wesentliche Gegenwart des Leibes und Blutes, und es würde sehr unbillig und grausam sein, wenn man bei ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntnisse, sondern dieses nach jenen verstehen und beurtheilen und aus etwaiger Zweideutigkeit jener schließen wollte, daß er etwas Anderes mit dem Munde bekannt und etwas Anderes im Herzen geglaubt habe.

Ich setze hierbei als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des Berengarius, der die Anhänger desselben tief und genau ausgeholt zu haben versichert, ihm aus dem Munde dieser Anhänger für ein Zeugniß ertheilt hat. So schreibt nämlich Guitmundus*): „Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum essentialiter non mutantur: sed ut extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et sanguine Domini sacramentis istis inesse, sed tantummodo umbras haec et figuras esse dicunt. Alii vero rectis Ecclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, ut quasi nobiscum aliquo modo esse videantur, dicunt ibi corpus et sanguinem Domini revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (ut ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt.“ Diese letzten Worte sind so entscheidend, daß der Katholik Vlimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte, in einer Randglosse hinzuzusetzen: „Hanc sententiam videtur sequi Lutherus.“ Nun ist es zwar ebenso falsch, daß Luthern der eigentliche Begriff der

*) De Sacramento, lib. I, p. 32. Edit. *Vlimmerianae.*

Impanation zur Last zu legen, als gewiß es mir ist, daß sich Berengarius desselben nicht schuldig gemacht. Aber aus Blimmers Wahne erhellt doch immer so viel, daß er Beide Einerlei zu lehren, Beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu sein geglaubt hat, so wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein Jeder glauben muß.

Desgleichen setze ich Alles voraus, was bereits Mabillon und nach ihm Martene und Durand aus den Schriften des Berengarius selbst, so viel sie deren brauchen können, über die wahre Meinung desselben gesagt haben, welches ich für ebenso unwiderleglich als noch bis jetzt unwiderlegt halte, wie es denn auch durch unser Manuscript Stück vor Stück auf das Vollkommenste bestätigt wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius aus seiner Nachricht von dem letzten wider ihn gehaltenen Concilio unter Gregorius dem Neunten: „Quod scripserunt de improprietate naturae et veritate substantiae, contra me non scripserunt: ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus: non fantasticum, sicut Manichaei, sed verum et humanum.“ *) — Diese Worte, sage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen anderen mit der Anmerkung begleiten zu müssen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transsubstantiation, keineswegs aber die wirkliche Gegenwart Christi in dem Abendmahle geleugnet. Nun will ich jetzt nicht untersuchen, ob sie nicht passendere Worte zu einer solchen Anmerkung hätten finden können, sondern ich will bloß, was Clericus dagegen erinnert hat, erwägen. **) „Berengarius“, sagt dieser reformirte Gelehrte, „hat seine Leser mit der Zweideutigkeit des Wortes wahr zum Besten; er will aber weiter nichts sagen, als daß das Brot und der Wein in dem Abendmahle nicht Zeichen eines eingebildeten

*) Thesauri novi Anecdot. T. IV, p. 107.

**) Bibl. anc. et moderne. T. XV, p. 306.

Körpers, sondern Zeichen eines wahren menschlichen Körpers wären. Hier ist nichts, was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart leugnen, nicht ebensowohl sagen könnten, ja, was sie nicht sogar sagen müssen. Das geheiligte Brot und der geheiligte Wein sind die Zeichen eines wahren Körpers, der aber nicht anders gegenwärtig ist als durch den Glauben derer, die sie genießen."

Wahrlich, das nenne ich Einem auf den Kopf etwas zusagen! Wie? weil gewisse Leute gewisse Worte zu Folge eines gewissen stillen Vorbehalts so und so verstehen können, so muß Jeder, der diese Worte braucht, sie ebenso verstanden haben? Ich sollte meinen, von dem man dieses versichern will, von dem müßte man vorher erwiesen haben, daß ihm ein solcher stiller Vorbehalt bekannt und geläufig gewesen. Und wie hätte Clericus es anfangen wollen, das von dem Berengarius zu erweisen? Wo hat Berengarius jemals sich merken lassen, daß ihm das Wort sein so viel heiße als bedeuten? Es ist wahr, auch er nennt das Brot und den Wein Zeichen, nämlich insofern sie das Sichtbare sind, unter welchem und mit welchem wir das Unsichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber ist das der Sinn, den Clericus mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man sich eines anderen Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes besitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieses besitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des Berengarius ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäischen Irrthums, daß der Leib Christi ein leeres Blendwerk gewesen, die wesentliche Verwandlung des Brotes leugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen protestiren? Aber konnte er in dem antimanichäischen Verstande den Leib Christi nicht einen wahren Leib nennen und doch auch glauben, daß dieser wahre Leib auf eine ebenso wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweise berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er

hier durch „panem et vinum sacrata in altari esse *verum* et humanum Christi corpus“ ausdrückt, das hat er dort*) durch „panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse *revera* corpus et sanguinem“ ausgedrückt. Daß aber revera als ein Adverbium zu esse gehört und nicht zu corpus, wer kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich sein vollständiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chikanen hätte vorhersehen können, die man ihm nach siebenhundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und sonach „panem et vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi“ lauten würde? Oder könnte auch das sodann weiter nichts heißen, als daß Brot und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menschlichen Leibes wären? Denn es giebt ja wohl auch verblümte Zeichen!

Ich bin versichert, mein Freund, daß unser Manuscript dergleichen bis in das Unendliche laufenden Vermuthungen ziemlich Schranken setzen wird. Denn da seine vornehmste, einzige Absicht dahin geht, die von dem Humbertus aufgesetzte Formel, zu welcher sich Berengarius unter Nicolao dem Zweiten bekennen müssen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus in allen Stücken aufs Neue zu bestreiten und zu widerlegen, diese Formel aber Beides, sowohl die Lehre, welche Berengarius abschwören, als auch die Lehre, welche er beschwören müssen, enthält: so werden Sie, in Ansehung ersterer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte „panem et vinum, quae in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse“, so deutliche, so feierliche, so oft wiederholte Erklärungen finden, wie dieses die Meinung des Verfassers schlechterdings nicht sei und nie gewesen sei, daß er der größte, schimpflichste Heuchler von der Welt sein müssen, wenn er demohngeachtet bei dem, was er für seine wahre Meinung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was sich bei der Lehre von den bloßen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Ansehung derjenigen Lehre, zu welcher er sich gezwungen bekennen mußte, nichts Anderes als solche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die schlechter-

*) Seite 270.

dings nur wider die Transsubstantiation und keineswegs gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt zu brauchen stehen. Er ist weit entfernt, seinen Gegnern im Geringsten streitig zu machen, daß in Kraft der Consecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brote und dem Weine vorgehe, wovon die, so viel ich verstehe, doch wohl nichts zu sagen haben können, welche Brot und Wein für bloße Zeichen erkennen. Er streitet einzig und allein über die Art und Weise dieser Veränderung und behauptet, daß die, welche Paschasius zuerst gelehrt, so unmöglich, so abgeschmackt sei, daß sich ohne offenbar wider einander laufende Worte auch nicht einmal davon sprechen lasse. Von dieser nur, welcher im Grunde der Name Veränderung gar nicht zukomme, indem sie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung und auf der anderen eine neue Entstehung sei, sagt er, daß sie weder in der Schrift noch in den Vätern den geringsten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apostolo, de Evangelista locum aliquem, unde manifestissimum sit, ita debere sentiri de sacrificio populi christiani, ut non in eo sibi constet subjectum panis. Fac manifestum, verba ista tua, *non remanere panem et vinum in pristinis essentiis;* et si panem videat, qui communicat mensae dominicae, non tamen, quod panem sensualem videat, sibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esse, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui ista legerit, afferre me, non fieri panem corpus Christi de pane per consecrationem in altari: fit plane de pane corpus Christi, sed ipse panis, non secundum corruptionem subjecti, panis, inquam, qui potest incipere esse quod non erat, fit corpus Christi; sed non generatione ipsius corporis, quia corpus Christi semel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; fit inquam panis quod numquam ante consecrationem fuerat de pane, scilicet de eo, quod ante fuerat commune quiddam, beatificum corpus Christi, sed non ut ipse panis per corruptionem esse desinat panis; sed non ut corpus Christi esse nunc incipiat per generationem sui, quia ante tot tempora beata constans immortalitate non potest corpus illud etiam nunc esse incipere.“

Daher denn die häufigen Klagen des Berengarius, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geschehe, wenn Lanfrancus von ihm sage, daß er überhaupt von keiner Verwandlung des Brotes und Weines, überhaupt von keiner wesentlichen Gegenwart Christi in dem Abendmahle wissen wolle, weil er diese einzige Art derselben ihm nicht zugestehe.

„Quod de conversione, inquio ego, panis et vini in verum Christi corpus et sanguinem opportuniori te scribis reservare loco, ego interim dico: panem et vinum per consecrationem converti in altari in verum Christi corpus et sanguinem, non mea, non tua, sed evangelica apostolicaque simul authenticarum scripturarum, quibus contra ire fas non sit, est sententia, nisi contra sanitatem verborum istorum sinistra aliquid interpretatione insistas. Quod si facis, non solum te, sed et angelum de coelo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Christi carnem et sanguinem, quam diceres conversionem, est enim multiplex et vera conversio, minime assignasti. Dicens autem tuam esse tuorumque sententiam hanc, quasi non sit mea, sed potius putem vecordium esse sententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Christi carnem et sanguinem, quantam potest scriptum tuum mihi invidiam comparat.“

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich so fortfahren wollte, Ihnen die Stellen selbst abzuschreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuschreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermissen, die sie für mich in dem Zusammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts als Wiederholungen zu sein scheinen, und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meinung eigentlich ankäme. Wir müssen uns selbst erst hierüber mündlich erklären, und mündlich, das Manuscript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die sich der denkende Kopf gerade gegen das am liebsten macht, was er wahr zu sein am meisten wünscht.

Auf einige Fragen indeß, die mir ein Mal über das andere beigefallen, so oft ich mir von den sacramentarischen Streitigkeiten überhaupt einen Begriff machen wollen, möchte ich Sie wohl

ersuchen, sich im Voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß diese Fragen dogmatischen Inhalts sein werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen, und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geschichte des Dogma, höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte.

Nämlich wenn die Lehre der bloßen Zeichen die älteste, erste, ursprüngliche Lehre gewesen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transsubstantiation daraus hätte entstehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung sein, dergleichen doch der menschliche Verstand nie, selbst nicht in seinen Abweichungen von der Wahrheit begeht? Um diesen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von selbst auf eine dritte Lehre kommen müssen, durch welche der Uebergang von jener ersten auf jene zweite erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieses sein, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich sie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, diese dritte Lehre schon vor Alters, schon vor der Lehre der Transsubstantiation vorhanden gewesen, so wie sie jetzt wirklich vorhanden ist; wäre sonach die ganze Progression diese, daß man erst bloße Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich in das Ding selbst verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortschreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding selbst verwandelte Zeichen, so viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entstanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erste Fortschreitung von den bloßen Zeichen zu prägnanten Zeichen dagegen so ruhig abgelaufen, so ganz und gar keinen Widerspruch gefunden hätte, da sie doch den Grund zu jener gelegt und in der That weit kühner als jene ist, weit anstößiger als jene hätte sein müssen? Oder sind Ihnen Streitigkeiten über diese erste Fortschreitung in den älteren Zeiten bekannt?

Mir nicht; und so frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entstanden, was ist wahrscheinlicher, als daß keine entstehen können? Und wie haben keine entstehen können? Wie anders, als daß die

Fortschreitung selbst nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr ist, daß man anstatt der bloßen Zeichen prägnante Zeichen einschleichen lassen, sondern daß nicht die Lehre der bloßen, sondern die Lehre der prägnanten Zeichen die erste ursprüngliche Lehre gewesen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen, ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man schon längst geantwortet hat; aber ich weiß, daß daraus wenigstens ein Gespräch unter uns werden kann und daß ich mich auf jedes Gespräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl!





Ueber die sogenannte Agrippine,

unter den

Alterthümern zu Dresden.

1771.*)



Eine weibliche sitzende Figur, über Naturs Größe, das Haupt gestützt auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu Dresden für eines der schönsten und vollkommensten Werke gehalten, und hat von langer Zeit den Namen einer Agrippine geführt.

Winckelmann selbst ließ ihr diesen Namen und sagte: „Daß ihr schönes Gesicht eine Seele zeige, die in tiefe Betrachtungen versenkt, und vor Sorge und Kummer gegen alle äußere Empfindungen fühllos scheine. Man könnte muthmaßen", setzte er hinzu, „der Künstler habe die Heldin in dem betrübten Augenblicke vorstellen wollen, da ihr die Verweisung nach der Insel Pandataria war angekündigt worden."

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor Kurzem Herr Casanova (in seiner Abhandlung über verschiedene Denkmäler der Dresdener Antikensammlung) ausdrücklich bestritten; nicht ohne Verwunderung über Winckelmannen. „Auch

*) Aus der Braunschweigischen Zeitung, Stück 58 vom Jahre 1771.

Winckelmann“, sagt er, „legt dieser Statue den Namen einer Agrippine bei: denn auch er ist bisweilen von der Seuche der Antiquare befallen worden, welche die Kenntniß der Künste aus der bloßen Lectüre besitzen, und deren Auge eben nicht der feinste Sinn ihres Körpers ist.“

Unstreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloßen Büchern, in Dingen dieser Art oft sehr falsch urtheilen. Aber ist denn das feine Auge ganz untrüglich? Und sollte es nicht möglich sein, daß ein Mann, der sich das allerfeinste Auge zutraut, ohne Zuziehung schriftlicher Nachrichten, nicht eben so falsche Urtheile fällen könnte?

Herr Casanova sagt: „Die Statue kann keine Agrippine sein, weil der Kopf keinem anderen Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch an der berühmten Statue der sitzenden Agrippine in Rom, gleicht.“

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob Winckelmann nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Herr Casanova versteht. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beide; Winckelmannen sowohl als den Herrn Casanova.

Winckelmann sagte, es sei eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer stehenden Agrippine in dem Vorsale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Herr Casanova sagt, es sei keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem anderen Kopfe der Agrippine.

Winckelmann sagte, ihr schönes Gesicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Herr Casanova sagt, sie sitze mehr in einer nachdenkenden tiefsinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Gesicht sei das schönste Ideal.

Aber was reden sie denn beide uns so viel von dem Kopf und von dem Gesichte vor? Wußte denn Winckelmann nicht, und weiß es Herr Casanova selbst nicht, daß aus diesem Kopfe nichts zu schließen ist?

Dieser Kopf ist neu; dieser Kopf gehört, wie noch manches Andere, zu den Ergänzungen dieser dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich sein, daß man dieses in Dresden nie gewußt hätte? Und doch scheint es fast. Denn nur bloß vergessen können weder die Gelehrten noch die Künstler daselbst einen Umstand haben, auf den, bei allen Vermuthungen, was die Statue vorstellen soll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder diesen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweisen. Herr Casanova und die Künstler haben das Werk selbst vor sich, das sie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es sich kaum der Mühe, daß ich es ihnen sage: ob es sich schon sehr der Mühe verlohnt, die Sache selbst wieder allgemein bekannt zu machen.





Vom Alter der Oelmalerei

aus dem

Theophilus Presbyter.

1774.

Braunschweig, in der Buchhandlung des Fürstlichen Waisenhauses. 1774. kl. 8⁰.



Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit, aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke, finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zur Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige, und in ihrer Gattung einzige Dinge: sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder jetzt für verloren gehalten, und als solche bedauert

werden, oder von denen es wohl noch zu untersuchen sein möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt, und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.

Etwas Aehnliches ist uns, aus den älteren Zeiten, ganz und gar nicht übrig geblieben, und das Einzige dahin einschlagende aus den mittleren Zeiten, welches Muratori (Antiquitat. Italic. T. II, p. 366) gerettet und bekannt gemacht hat, ist eine wahre Armseligkeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit, mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen steht.

Mehr sage ich über diesen Punkt hier nicht: sondern komme zu meinem Vorhaben.

Lessing.

I.

Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerei eine neuere Erfindung sei, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, in Ausübung gebracht worden.

Auch geben sie, fast eben so einmüthig, vor, (b) daß man diese neuere Erfindung einem niederländischen Maler, Namens Johann von Eick, oder wie er nach dem Orte, wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, Johann von Brügge, zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgeben? Was hat es für historische Beweise? Finden sich Zeugnisse zeitverwandter Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst, auf seinen ersten Werken dieser Art, der Nachkommenschaft die Versicherung davon überliefert; so wie es die Erfinder der Druckerei zu thun die Vorsicht gehabt? Und wo sind diese Werke, diese unwidersprechlichen Belege?

Auf alle diese Fragen weiß ich mir nichts zu antworten, so angelegen ich mir es auch seit geraumer Zeit sein lassen, darauf antworten zu können. So viele der neuesten und gründlichsten Schriftsteller das Nämliche versichern, so viele weisen mich alle, von einem Gewährsmann zu dem andern, auf den einzigen Vasari zurück.

Aber Vasari schrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von

Eycken (c); und unter die vielen und mancherlei Dinge, die er, aus einer bloßen unsicheren mündlichen Ueberlieferung, mit solcher Zuversicht hinschrieb, als ob er selbst bei der Verhandlung derselben gegenwärtig gewesen wäre, könnte auch wohl dieses, von Erfindung der Oelfarben, mit gehören. Wenigstens ist es gewiß, daß man dem Vasari lediglich auf sein Wort glauben muß; ja, ob er schon die Gemälde namhaft macht, welche die ersten in Oel gewesen sein sollen, so sagt er doch weder, woran diese Gemälde für das, wofür er sie ausgiebt, zu erkennen gewesen, noch auch, daß er sie selbst gesehen und untersucht, und ältere Gemälde gegen sie geprüft habe.

Freilich ist es kaum glaublich, daß Vasari schlechterdings der erste sein solle, welcher das, wovon die Rede ist, geschrieben oder drucken lassen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich sage nur, daß er sie nicht anführt; daß ich sie auch sonst nirgends angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erste, welcher sich nach dem Vasari um die Geschichte der Malerei verdient gemacht hat[1]), sagt, was er von der Sache sagt, fast Alles nur dem Vasari nach. Denn ob er schon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte gewesen sein, so hat er doch, außer der Nachweisung einiger mehrerer Eyck'schen Gemälde, nichts eignes, als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu so wenig geschickt ist, eine nähere Bestätigung abzugeben, daß sie vielmehr einen sehr gegründeten Argwohn erweckt. Er bringt nämlich die Grabschrift des Johann von Eyck bei, welche sich in einer Kirche zu Brügge befinden soll: und so sehr in dieser Grabschrift Johann als ein großer und außerordentlicher Maler gerühmt wird, so gänzlich wird gleichwohl darin von dem eigentlichen Verdienste geschwiegen, welches er um die neuere Malerei haben soll (d).

Dem Antonello von Messina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm soll gelernt, und zuerst nach Italien gebracht haben, hat man in seiner Grabschrift dieses kleinere Verdienst nicht vergessen, sehr hoch anzurechnen. Und man sollte in der Grabschrift des wahren Erfinders von dem weit größeren geschwiegen haben (e)?

---

1) Geb. zu Mülebrecht bei Courtray 1548, starb zu Amsterdam 1606, schrieb die Lebens-Geschichten der niederländischen Maler, welche er bis 1604 fortsetzte.

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung selbst, welche Vasari und van Mander von den Umständen machen, wie Johann von Eyck auf seine Erfindung gekommen sei, und wie und wenn sie sich weiter verbreitet habe, sehr unwahrscheinliche Dinge mit unterlaufen.

Zum Exempel: aus Verdruß, weil ihm eins von seinen Gemälden, das er in Wasserfarben und auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborsten sei; aus bitterem Verdruß hierüber, sei er auf Mittel bedacht gewesen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und so habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieses lautet ohngefähr, als ob ich erzählte: „Jemand versengte sich am Ofen ein schönes Kleid, und um nicht wieder so unvorsichtig zu sein, entschloß er sich, den Ofen aus der Stube zu schaffen, und erfand den Kamin.“ Das Natürlichere wäre ja wohl gewesen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke seiner hölzern Tafel besser zusammengefügt, und sie weniger unmittelbar einer allzustarken Sonnenhitze ausgesetzt hätte. Auch weiß ich zuverlässig, daß man längst vor ihm sehr wohl verstand, die hölzern Tafeln der Gemälde vor aller solcher Gefahr des Werfens und Berstens auf das unfehlbarste zu sichern. Das Unglück also, welches ihm widerfahren sein soll, hat ihm nicht leicht widerfahren können; und wenn es ihm aus Nachlässigkeit einmal widerfahren wäre: war das eine von den Gelegenheiten, in welchen sich der Verstand zu neuen Erfindungen anstrengt?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben soll lange Zeit bei dem Erfinder und seinen Freunden ganz allein geblieben sein, ohne daß auswärtige Künstler hätten dahinter kommen können, bis endlich Antonello von Messina aus Italien nach Flandern zu reisen sich entschlossen, und es dem Johann von Eyck freundschaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Nase hat, wird sich das schwerlich bereden lassen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müssen, welche gemacht zu haben, und sie bei der ersten Ausübung der ganzen Welt mitzutheilen, einerlei gewesen (g). Besonders in erst vollendeten Werken verräth sich das Oel, auch unter der Glasur eines van der Werft, so deutlich, daß kunstverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Versuche darum würden verloren haben. Und wollte man

auch dieses in Abrede sein, wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um sein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweites Geheimniß könne gehabt haben: so entsteht daraus eine Frage, auf die noch weit schwerer zu antworten sein dürfte. Nämlich: konnte man es seinen Gemälden, als sie neu waren, schlechterdings nicht ansehen, daß sie mit Oel gemalt sein müßten: wie konnte man es denn eben diesen Gemälden hundert Jahre später ansehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht ansehen können; und es war bloße Sage, auf welche Vasari sie für die ersten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf diese Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es sich schwer begreifen lasse, wie die Alten, die in den Künsten so viele besondere Erfahrungen angestellt, nicht auch auf die so leichte Mischung der Farben mit Oel sollten gefallen sein: ich bin, sage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleien den Neueren eine Erfindung abstreiten zu wollen, die ihre Malerei so weit über Alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß sehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf diese Art verdächtig zu machen sind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen sollte; und vielleicht von allen läßt sich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend Jemand sehr nahe dabei gewesen sein müsse. Von einer, sie sei, welche es wolle, beweisen, daß sie vorlängst hätte gemacht sein *können* oder *sollen*, ist nichts als Chicane; man muß unwidersprechlich beweisen, daß sie wirklich gemacht gewesen, oder schweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir selbst zu thun auferlege, und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weswegen sein Name länger als zweihundert Jahre mit so vielem Ruhme genennt worden, gänzlich abspreche und behaupte, daß die Oelmalerei nichts weniger, als eine so neue Erfindung ist, sondern so manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen, daß mich die Vermuthung sehr erlaubt dünkt, sie werde auch noch früher bekannt gewesen sein.

Meine Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige, unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des *Theophilus Presbyter*.

II.

Aber wer ist dieser Theophilus? Und was ist dieses für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es ist eben derselbe Mönch, oder wie er sich selbst nennt, Presbyter, dieses Namens, aus der mittleren Zeit; es ist dessen nämliches lateinisches Werk, welches Feller unter den Handschriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der ersten Kostbarkeiten dieser Bibliothek, in seinem Verzeichnisse von 1685, unter dem Titel, de coloribus et de arte colorandi vitra, anzeigte (h).[1])

Es ist das nämliche Werk, welches einer von den Verfassern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bei Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweisen, daß Antonio Neri nicht der erste sei, welcher von der Glasmacherkunst geschrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftsteller, und eben das Werk sein, welches, aus der Bibliothek des Abts Bigot, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ste Handschrift ist, und den Titel führt: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bei den neueren Litteratoren finde ich dieses Theophilus und seines Werks nicht gedacht; selbst beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älterern.

---

1) Vgl. aus Lessings „Collectaneen" (ed. v. Maltzahn, XI, 1, S. 530): „Theophilus Monachus hieß der Verfasser eines in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig im Mspte. befindlichen Werkes de coloribus, et arte colorandi vitra, dessen die Verfasser der Act. Erudit. an. 1690, p. 419 bei Gelegenheit des Neri gedenken, welcher nach dem Ciampini zuerst von den gefärbten Glasstücken, die zu den Musivarbeiten gebraucht worden, soll geschrieben haben." Dann folgt die Notiz aus dem Feller. Und unter „Mosaik, Musiv" (ebenda S. 465) sagt er: „Die vollständigsten und besten Nachrichten und Erläuterungen hierüber finden sich in des *Ciampini Veteribus Monimentis*, wovon der I. Tomus zu Rom 1690 und der II. ebendaselbst 1699 in Fol. herausgekommen. — Besonders Tomo I, cap. 10, 11, 12. — Die Verfasser der Act. Erüdit. an. 1690, p. 419, deren Worte hier angeführt [im 12. Capitel], erwähnen hierbei eines älteren Autors, dessen Schrift in der Pauliner Bibliothek zu Leipzig im Mspte. liegt; siehe Theophilus Monachus. — In diesem Jahre 68 ist zu Paris herausgekommen in 12°: Essai sur la Peinture en mosaique par Mr. le V**. [Ueber die Zahl der Farbenabstufungen]."

Geßner brachte bei, daß einer, Namens Theophilus, ein sehr schönes Werk von der Glasmacherkunst, de vitrificatoria, geschrieben habe; und berufte sich desfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l). Simler fügte hinzu, daß solches Werk aus drei Büchern bestehe, deren erstes von Mischung der Farben, das zweite von der Glaskunst, und das dritte von der Kunst in Metall zu gießen, handele: wobei er zugleich anzeigte, daß sich Handschriften davon, eine auf Pergament beim George Agricola, und eine zweite in dem Kloster Alten Zelle befunden, dessen Bibliothek nach Leipzig gekommen sei. Eine andere Schrift des nämlichen Verfassers, sagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).[1]

Und so weit kannte ich unseren Theophilus und sein Werk seit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fensterscheiben zu Hirschau beschäftigten[2], mehr als einen Anlaß gehabt, bei mir zu wünschen, daß ein Buch so seltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte: als ich unvermuthet so glücklich war, eine sehr schöne und sehr alte Handschrift davon auch in unserer Bibliothek zu finden.

Eine umständliche Beschreibung derselben, und eine genaue Anzeige des Inhalts, ist zu gegenwärtiger Absicht nicht nöthig. Ich ertheile sie an einem anderen Orte, und schränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punkt ein: auf die nähere Bestimmung des eigentlichen Alters meines Schriftstellers, von dem ich nur noch, ohne allen Beweis einfließen lassen, daß er zu der mittleren Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführt, will noch nicht viel sagen. Agrippa ist hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck: und folglich könnte auch Theophilus nach diesem gelebt und geschrieben haben.

---

1) Im Jahre 1781 gab Lessings Freund R. E. Raspe zu London in 4⁰ heraus: A critical Essay on Oil-Painting, proving that the art of Painting in Oil was known before the pretended discovery of John and Hubert van Eyk; to which are added Theophilus de arte pingendi, Eraclius de artibus Romanorum, and a Review of Farinator's Lumen animae. (Hamberger und Meusel, Gelehrtes Deutschland, III, S. 199 f.)

2) Vgl. Lessings Aufsatz in den „Wolfenbüttler Beiträgen": „Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirschau" (ed. v. Maltzahn IX, S. 222 ff.).

Etwas älter würde ihn dieses machen, daß ihn auch das Lumen animae anführe: wenn es schlechterdings unwidersprechlich wäre, daß es ihn anführte, (n) und der darin vorkommende Theophilus nicht eben sowohl ein anderer, als unser Theophilus, sein könnte.

Was also keine Zeugen für ihn aussagen können, müssen wir von ihm selbst zu erfahren, oder aus der äußeren Beschaffenheit der vorhandenen Handschriften zu folgern suchen.

Auf diese nun aber darf man nur einen Blick fallen lassen, und die Sache ist so weit entschieden, daß, wenn es wahr ist, daß in ihnen der Oelmalerei auf eine unwidersprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken steht, die Erfindung derselben einem Künstler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben.

Denn schon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt, ist, wo nicht aus dem dreizehnten, doch sicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o).

Die unserige hingegen ist weit älter, und man darf nur wenig sich auf dergleichen Dinge verstehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von sieben bis achthundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der schwierigste Kenner von Handschriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke selbst hat der Verfasser zwar nichts einfließen lassen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich bestimme. Aber doch ist auch Alles und Jedes, was nur einigermaßen sich dahin ziehen läßt, so wenig dem angegebenen Alter unserer Handschrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Klosterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können scheint; als in welchem die Mönche sich noch so gern mit nützlichen Handarbeiten beschäftigten, und alles selbst anzugeben und zu machen verstanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erforderten.

Daß Theophilus ein Deutscher gewesen, davon schmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich also auch unter den Deutschen seines Schlages, und im neunten Jahrhunderte, nach ihm umsahe: so mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich ziehen.

Und wie, wenn eben dieser Tutilo unser Theophilus wäre? (q)

Wenigstens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nämliche: Tutilo ist nichts als das deutsche Theophilus; oder Theophilus nichts, als das griechische Tutilo.[1])

III.

Doch es sei mit dieser Vermuthung, wie es wolle. Die Sache kömmt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftsteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Oelmalerei gedenkt, sondern daß ihrer in einer Handschrift gedacht wird, die schlechterdings wenigstens aus dem eilften Jahrhunderte sein muß; mag diese Handschrift doch zum Urheber haben, wen sie will.

Aber warum sage ich, daß der Oelmalerei darin gedacht wird? Die Oelmalerei wird darin gelehrt; bis auf die Bereitung des Oels selbst gelehrt. In dem ersten Buche nämlich, welches ganz von der Malerei, und von verschiedenen Farben, Firnissen und Leimen handelt; und woraus ich nunmehr hierher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erste also sei das 18. Capitel, dessen bloße Aufschrift, von Rothanstreichung der Thüren und dem Leinöle, schon mehr vermuthen läßt, als man in einem so alten Tröster, dem gemeinen Wahne nach, suchen sollte.

Cap. XVIII. *De rubicandis ostiis, et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus puluis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem, et infundens modicum aquae, sic calefacies fortiter. Postea involue illud in pannum novum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivae, vel nucum, vel papaveris exprimi, ut eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia vel tabulas, quas

---

1) Tutilo und Kerolt heißen bei Lessing die beiden Correspondenten in dem Fragment „Ueber eine Prophezeiung des Cardanus, die christliche Religion betreffend" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 248).

rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Aber, wird man vielleicht sagen, ist anstreichen denn malen? Wenn man in älteren Zeiten auch verstand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulösen und abzureiben, um Thüren und anderes Holzwerk damit zu überziehen: wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelöste und abgeriebene Farben, zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieses wirklich ein Einwurf sein soll: so wird er doch wohl durch folgendes Capitel wegfallen?

Cap. XXIII. *De coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quae sole siccari possunt, quia quotienscunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare, sume gummi, quod exit de arbore ceraso sive pruno, et concidens illud minutatim, pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad solem, sive super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium, et cerosam *(cerussam)* et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre sie doch wenigstens die eigentliche Oelmalerei, in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Capitels eben so allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores sive oleo, sive gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwasser anzumachen, oder sie mit Oel abzureiben: eines war den Künstlern damaliger Zeit eben so bekannt, wie das andere. Sie malten mit Oelfarben eben so gut, wie mit Wasserfarben: nur daß sie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quae sole siccari possunt; nur daß sie mit den Oelfarben nicht so geschwind zu arbeiten verstanden, weil die

Oelfarben ihnen zu langsam trockneten, ehe sie eine andere darauf setzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

Allein finden sich diese Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn diese Schwierigkeiten Ursache waren, daß sich die älteren Maler ihrer weniger und seltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derselben absprechen?

Auch werden sie sich ihrer schwerlich so gar wenig und so gar selten bedient haben, daß sie endlich ganz könnte verloren gegangen, und verloren geblieben sein, bis sie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich sehe, daß sie eine Art von Malerei hatten, zu welcher sie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigstens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu diesem Behufe erwähnt.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni *(stanni)* non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Ich glaube nicht, daß sie ganze Gemälde auf diese Weise ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche sie so behandelten; und wenn die petula stanni (r), die den durchscheinenden Grund gab, keine anderen als Oelfarben annahm: so hatten sie ja wohl selbst bei ihren Wassergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergessen.

IV.

Es würde sehr überflüssig sein, mehrere Zeugnisse für das Alter der Oelfarben aus unserer Handschrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beiläufig genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten: und zwanzig, wenn sie auch noch ausdrücklicher wären, als die drei angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anstatt dessen erlaube man mir vielmehr, ein zweites Exempel daraus hier einzuschalten, wie geneigt man gewesen, neuerern Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beizulegen, die längst vor ihnen gemacht waren.

Vasari sagt vom Margaritone: Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lavora in tavole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tavole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco: e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tavole, et d'altri si vede. Lavorò ancora sopra il gesso stemperato con la medesima colla, fregi, et diademe di rilievo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inventore del modo di dare di Bolo, e mettervi sopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte cose non essendo mai prima state vedute, si veggiono in molte opere sue. — (s)

Wer? Margaritone, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, sollte zuerst diese Vorsicht ausgeklügelt haben? Er sollte es erdacht haben, über die hölzern Tafeln, auf welche gemalt wurde, um sie vor allem Werfen und Bersten zu versichern, eine Leinwand zu leimen, und diese mit Gyps zu gründen? Kaum würde das glaublich sein, wenn die Malerei überhaupt erst im dreizehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden. Ich habe auch schon oben (S. 301) zu verstehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverlässig wisse: und man wird leicht errathen, woher? Ebenfalls aus unserem Theophilus, in dessen folgendem Capitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber gewiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichste und umständlichste beschrieben wird.

Cap. XVII. *De tabulis altarium et ostiorum et de glutine casei.*

Tabulae altarium sive ostiorum primum particulatim diligenter coniungantur iunctorio instrumento, quo utuntur doliarii sive tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu,

mittatur in frigidam aquam, donec indurescat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viva calce mixta, donec sic spissum fiat, ut sunt feces. Hoc glutine tabulae compaginatae, postquam siccantur, ita sibi inhaerent, ut nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, ut cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, ostia et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum, mox ut pili erasi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras eiusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam novam donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquae, sic tamen ut non bulliat, et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, et cum refrigerati fuerint, si sibi adhaerent, bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque, donec sibi adhaereant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthaec tolle gypsum more calcis combustum, sive cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum et infundens gluten corii pone super carbones, ita ut gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, linies aliquantulum spissius; et si opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur asperella, quae crescit in similitudinem iunci et est nodosa, quam cum in aestate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar ist hier schon Alles, was Vasari dem Margaritone, in Ansehung des versicherten Grundes, als Erfindung anrechnet; und Alles schon weit besser. Denn die Erfindung des Margaritone soll doch wohl nicht darin bestanden haben, daß er bloße Leine=

wand nahm, wozu die älteren Künstler Häute brauchten? (t) Auch doch wohl nicht darin, daß er seine Leinewand mit einem bloßen Leime, aus Pergamentschnitzen, aufklebte; anstatt daß jene ihre Häute mit einer Masse befestigten, welche sich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflöste? (u)

Und daß man ja nicht glaube, daß also Margaritone doch wenigstens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen, und zu brunieren. Auch das hat er nicht erfunden; wie ich aus einem anderen Capitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabei aufhalten wollte.

V.

Ich schließe, und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von seinem bisherigen Ruhme so vieles verliert.

Aber auch Alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerei nicht erfunden hat, sollte er sich nicht wenigstens etwa so besonders darum verdient gemacht haben, daß man dieses Verdienst der ersten Erfindung gleich schätzen, und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin sehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn selten ist ein besonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unsere Handschrift selbst giebt mir Anlaß, die strenge Gerechtigkeit mit dieser Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künstler, haben wir oben aus dem 23sten Capitel gesehen, trockneten sehr schwer; welches ihnen die Arbeit damit langweilig und ekelhaft machte. Aus den zusammengenommenen Stellen des Theophilus scheint auch zu erhellen, daß sie sich nur des Leinöls bedienten: wenigstens nennt Theophilus überall nur das Leinöl; und ob er schon das Nußöl und Mohnöl kannte, so sagt er doch nirgends, daß man sich der letzteren eben so wohl als des ersteren bedienen könne.

Nun aber ist unter allen diesen Oelen das Leinöl nicht allein das schmutzigste und schlechteste, sondern auch gerade das, welches am schwersten trocknet; so daß man dasselbe jetzt noch kaum zum Gründen gebraucht. Wie also, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anstatt des Leinöls, zuerst gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu versetzen, welches das Trocknen

noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was sonst zu dieser Absicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geschwinder zu arbeiten: aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerei in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geschwinder malen konnte: so malte man auch öfterer damit; und je öfterer man damit malte, desto deutlicher erkannte man die mancherlei Vorzüge derselben, um welche man in der Folge die Wassermalerei eben so sehr vernachlässigte, als man, vor dieser Verbesserung, bei der geläufigern Wassermalerei, die Oelmalerei nur immer vernachlässigt haben konnte.

Dieses angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vasari, Johann von Eyck auf seine Erfindung, bei Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloßes, noch ein mit Firniß überzogenes Wassergemälde hatte er nöthig, einer starken Sonnenhitze lange auszustellen. Oder wenn er es nöthig hatte: so hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil bestand. (x) Und hatte er es nur dessenwegen nöthig: so konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, sogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrscheinlich trocknete er also schon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, seine Oelfarben mit etwas zu versetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieses angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich sein, daß Johann von Eyck an seiner Erfindung verschiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn seine Erfindung bestand nicht in dem Gebrauche des Oels, welchen man ihm sogleich würde abgesehen haben: sondern sie bestand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm so leicht nicht absehen konnte.

Dieses angenommen, würden sich endlich auch die Ansprüche vergleichen lassen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben so früh, oder wohl noch früher, als Johann von Eyck, gebraucht zu haben, für andere neuere Künstler gemacht werden. (y) Sie alle können, ungefähr um eben dieselbe Zeit, gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerei erfunden.

Anmerkungen.

Um den Leser weder durch Anführungen, noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich diese Anmerkungen hinten nach folgen zu lassen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der sich bloß von der Sache unterrichten will, als für den, der sich einer eigenen Prüfung derselben unterziehen wollte.

a) [— — geben einmüthig vor] Denn ich kenne nur zwei Männer, die sich von dieser Einmüthigkeit einigermaßen ausschließen, indem sie, das Alterthum der Oelmalerei zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derselben zwar nicht ausdrücklich leugnen, aber doch auch jenes eben so wenig schlechterdings leugnen, als diese schlechterdings behaupten möchten. Sie stehen nur an; sie halten ihre Stimme nur zurück. Und diese zwei Männer sind — ich zweifle, ob sie beide noch jemals zusammen genannt worden; ich zweifle, ob man sie bei einem anderen Anlasse so bald wieder zusammen nennen dürfte — unser Literator Jac. Fr. Reimmann, und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709, in seiner Litterär-Historie der Deutschen[1]), einem Werke, das wenigstens aus sehr gelehrten Fragen besteht, wenn auch schon die Antworten nicht immer sehr gelehrt sein sollten (Theil II, S. 287), ertheilte auf die Frage, Wer hat die Kunst, die Oelfarben zu bereiten, und mit denselben auf Leinwand zu malen, zuerst erfunden? in dem ihm eigenen pedantisch galanten Stile, folgende Antwort: „Das sollen nach dem Bericht des Autoris der Baumeister-Accademie in der Durchl. Welt Cap. I, discursu 3, p. 65 der Iohannes und Hubertus van Eyck, Gebrüder aus Flandern, um das Jahr Christi, 1410 zum erstenmal erfunden haben, welches ich aber dem geneigten Leser zur reifen Untersuchung, und dem Urheber dieser Meinung zu seiner Verantwortung

1) Reimann, 1668—1743, schrieb einen „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam sowohl insgemein, als auch in die historiam literariam der Deutschen insonderheit, in sechs Theilen." Seine historia atheismi ist oben in der „Rettung des Cardans" erwähnt worden. — Ueber Graf Caylus vgl. IV, S. 122 ff.

und deutlichen Erklärung überlassen will. Denn ich vor mein particulier gestehe ganz gern, daß ich hierbei noch ein Haufen Scrupel habe, darin ich mich bis dato noch nicht finden kann. Und will ich wünschen, daß entweder der Herr Autor oder sonst ein curieuser Kopf sich an diese particulam historiae graphices machen, und dieselbe etwas deutlich und gründlich untersuchen möchte." Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwei ganz verschiedene Fragen, wer zuerst die Oelfarben gebraucht? und wer zuerst auf Leinwand gemalt habe? in eine geworfen, und geglaubt, daß er auf diese doppelte Frage mit einer und eben derselben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Literator, der er sein wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer besseren Quelle müßte geschöpft haben, als aus der Eröffneten Ritterakademie. Denn diese, auf deren erster Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt steht, meint er; und ob er schon, in einer Note, auch noch den Lansius, in seiner Rede pro Germania, und aus dieser den Atlas des Mercators anführt: so sind auch dieses doch nur sehr armselige Bächlein. Ich will ihm, sage ich, selbst dieses nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftsteller, der in dieser Sache Quelle ist, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Haufen Skrupel, den er dabei noch zu haben versichert, auch nicht einen einzigen mittheilt. Er war allerdings ein Mann von vieler Belesenheit, und konnte leicht in dieser oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er sich unter Anderen auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde so zum Besten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch Andere damit irren könnte. In dem ersten Theile seines angeführten Werkes nämlich (S. 136), wo er von dem Zustande der Malerei in der mittleren Zeit redet, sagt er: „Die Mönche hatten damals in ihren Klöstern eine gewisse artem graphicam, die jetzo zu unsrer Zeit verloren gegangen. Nämlich sie nahmen dünne Goldblech (vielleicht ut commonstrarent Senecae non tantum ex oleo et luto constare hanc scientiam) und

machten dieselbe auf das Pergament fest.“ Der Ort, wo Seneca dieses von der Malerei soll gesagt haben, wird nicht angeführt; aber es schien mir gar wohl in dem Geiste des Seneca zu sein. Und dieser Ort sollte noch von sonst Niemanden sein bemerkt worden? sollte noch von Niemanden auf die Oelmalerei sein angewendet worden? die doch so offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca sagt, daß die Malerei oleo tantum et luto bestehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meinen, deren sie sich größtentheils bedient? und unter oleum anders, als das Oel, womit diese Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieses bewog mich, die Stelle bei dem Seneca selbst zu lesen, die ich auch gar bald, in dem bekannten 88. Briefe von dem Werthe der freien Künste, fand: fand, und die Täuschung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerei, sondern von der Ringekunst, aus Ursachen, die Jedermann weiß, sagt Seneca, daß sie aus nichts, als Staub und Oel bestehe. Hier sind seine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. s. w. Auch dieses ist ein Exempel, daß man sich der Worte eines Alten nicht anders als von ebenderselben Sache bedienen sollte, von welcher sie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweise zu reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel bestanden haben, worin sie wollen, so werden sie doch schwerlich aus eben den Gründen geflossen sein, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuthen zu können glaubte. Denn ohne auf den geringsten historischen Umstand, so viel ich weiß, zu fußen, waren es eines Theils bloß günstiges Vorurtheil für die Einsichten der Alten überhaupt, und anderen Theils Geringschätzung der Oelmalerei selbst, die aus diesem, wenn Gott will, Wiederhersteller einer weit besseren Malerei sprachen. Man sehe den zweiten Abschnitt seiner Reflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Academie der Inschriften 1752 vorlas (Memoir. de Litterat. T. XXV, p. 173) und wo er

sich gegen das Ende folgendergestalt ausdrückt. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la base de la plus grande partie de nos operations; il se pourroit peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on se l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations et de mixtions; celle dont il s'agit etoit même des plus simples. Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant connue ils ont si mal fait de la negliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une tres-grande facilité de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu sensibles au moment présent, travailloient toûjours pour la posterité. Or il est constant que l'huile nous a fait perdre du coté de la conservation. Ce n'est pas tout, elle altere nos couleurs et les fait jaunir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inégalité, les ombres noircissent; enfin nos couleurs et nos impressions s'écaillent, et les peintures anciennes étoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considerable pour en connoitre les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures préparées de cette façon dans huit cens ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardée, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de l'Italie, et meme jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces reflexions conviendroient mieux à l'Academie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freilich gehörten diese Betrachtungen eher vor eine Academie von Malern, als vor eine Academie von Gelehrten. Aber doch that der Graf sehr klug daran, sie lieber Gelehrten vorzulesen, als Malern, die in diesem Sie war sauer vielleicht nichts als einen pedantischen Fuchs zu hören, dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals schon mit seiner eigenen Erfindung schwanger, welcher im voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerei herabzusetzen und zu verleiden suchen mußte. Schade nur, daß es ihm so schlecht gelungen! Denn weder seine Enkaustik, noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkaustiken, haben der Oel=

malerei noch viel Abbruch gethan, die sich vermuthlich auf immer selbst bei denen erhalten wird, welchen es eben so angelegen ist, als den Alten, mehr für die Nachkommenschaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert sie nämlich, auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben hervorbringen, sofort Rücksicht zu nehmen, und so zu malen, daß ihr Colorit durch diese Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnt, als verliert? Ich kenne wenigstens einen großen Maler, der diese stolze Verleugnung wirklich übt.

(b) [— — fast eben so einmüthig.] Auch würde es sehr zu verwundern sein, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Besitze der Ehre einer solchen Erfindung ganz ohne Widerspruch geblieben wäre. Jenseit den Bergen wohnen auch Leute, und man kann leicht denken, daß man da nicht stille geschwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, sind es aber unten den Italienern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneser, welche, wo nicht die Oelmalerei erfunden, doch wenigstens eben so früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalt worden.

Die Sache der Neapolitaner führt am geflissentlichsten Tafuri in seinem zweiten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6. Theile der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori ist es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben soll, als Antonello da Messina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich sehe, hat Carlo Celano[1]) in seinem Bello e Curioso di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieses zuerst behauptet, und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweise davon beibringt, so brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Lesern zu zeigen, worauf sich ein solches Vorgeben gründet. Vi si vede, in einer Kapelle zu Amalfi nämlich, sagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale sta depinto S. Girolamo in atto di studiare: opera veramente ammirabile di Col' Antonio di Fiore

1) Ein Rechtsgelehrter und Canonicus zu Neapel im 17. Jahrhundert, schrieb: Notitie del bello, del antico e del curioso della città di Napoli Giornate 10, 1692, in 3 Bänden 12°.

Napoletano, che fu il primo a dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, che si scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Quadro ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messina ammiratosi di questo nuovo modo di dipingere, desideroso di sapere il secreto, si portò in Fiandra, e dopo qualche tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello stato, Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scrivendo ancora, che per prima l'avesse Antonello comunicato ad un tal Maestro Domenico; or si concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l'Acquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col' Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell' anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l'Autore della sua vita, ch'egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent' anni; dunque nel 1454. cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490. avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col' Antonio nell'anno 1436. come si disse. Wer sich hierwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte, oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nämlich bloß bemerken lassen, daß durch diese ganze Zusammenrechnung höchstens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Messina gewesen sei, der die Oelmalerei aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keineswegs Johann von Eyck selbst dabei ins Gedränge komme, als dessen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann

es sehr gleichgiltig sein, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunst auf irgend eine mittelbare Weise dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Ebenso können meinetwegen auch die Bologneser in ihren Ansprüchen noch so gegründet sein; gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit schlimmeren Stand haben. Denn es ist nicht aus den bloßen Worten des Vasari, aus welchen Malvasia (Felsina Pittrice, T. I, p. 27) folgert, daß, nach dessen eigenem unwilligen Bekenntnisse, Lippo Dalmasio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: sondern es ist die That selbst, womit Malvasia dieses beweist, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches sogar dieser benannte bolognesische Künstler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und diese Gemälde waren alle zur Zeit des Malvasia noch vorhanden; mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden, und Jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen diese älteren bolognesischen Oelgemälde, worunter sogar eines von 1376 war, mir sehr zu Statten, nach welchen ich es als bereits erwiesen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erste Oelmaler gewesen. Auch richte ich meine weitere Bestreitung nur deswegen namentlich gegen ihn, weil er, besonders diesseits der Alpen, noch immer dafür gilt, und als solcher (bald mit, bald ohne seinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künstlerlexikon in das andere fortgepflanzt wird.[1]

(c) [— — Vasari schrieb][2] Die erste Ausgabe seines Werkes, die er selbst besorgte, ist 1566 in Fiorenza appresso i Giunti, worin er von der Erfindung der Oelmalerei an zwei Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21. Capitel der Einleitung, das anderemal umständlicher in dem Leben des Antonello da Messina. Und dieses Werk, diese Orte dieses Werkes sind es, über welche ich mit meinen Nachforschungen nie hinauskommen können. Denn auch

1) So heißt es z. B. in Füesli's Künstlerlexikon I, S. 175 von Johann und Hubert von Eyck: „Wann diese Künstler nichts anderes gethan hätten, als daß sie die Erfinder der Oelfarben waren, so müßte ihnen dieses allein die Unsterblichkeit schenken."

2) Georg Vasari, Maler und Baumeister, geb. 1508 zu Arezzo, starb zu Florenz 1574.

diejenigen, welche mich nicht auf den Vasari verwiesen, verwiesen mich doch auf Schriftsteller, die zuverlässig aus dem Vasari geschöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer[1]) z. E., in dessen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar gesagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erst 1611, mit der Fortsetzung des Laurentius Beyerlink ans Licht kam, da es Opmeer bis 1571 selbst ausgearbeitet: so sieht man leicht, daß er den Vasari gar wohl brauchen können. Ja es scheint sogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, dessen Schilderbuch indeß 1604 erschienen war. Denn es sind Umstände eingeflochten, die nur Mander hat, und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geschweigen, daß die in Holz geschnittenen Bildnisse der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen sind.

Oder sie verwiesen mich auf einen Dominicus Lampsonius[2]), dessen lateinische Verse unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II, p. 377) anführt.

Ille ego, qui laetos oleo de semine lini
Expresso docui Princeps miscere colores
Huberto cum fratre. Novum stupuere repertum,
Atque ipsi ignotum quondam fortassis Apelli,
Florentes opibus Brugae: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn diese Zeilen sind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniae inferioris, die Lampsonius erst 1572 zu Antwerpen drucken lassen; und stehen also der Autorität des Vasari ebenfalls nach. Nur das bescheidene fortassis ist ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen flandrischen oder holländischen Schriftsteller, der seinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerei beilegte, und vor dem Vasari geschrieben hätte. Der beste

1) Geb. zu Amsterdam 1525, starb zu Delft den 10. November 1595. Der Titel des hier erwähnten Werkes lautet nach Jöcher: Opus chronographicum orbis universi.

2) Geb. zu Brügge 1535, Secretär einiger Bischöfe zu Lüttich, starb daselbst 1598.

und umständlichste flandrische Annalist vor dem Vasari, Jacob Meyer[1]), welcher 1552 starb, und dessen Rerum Flandricarum libri XVII, welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meint, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, diesem seinen großen Werke einverleibt zu werden: so setze ich hinzu, daß er auch in seinem kleineren vorläufigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX, Fol. 45) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen seiner kunstreichen Maler und Bildhauer rühmt, die nach Dänemark und Norwegen und anderen entfernten Ländern verschrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vasari, das ist nach 1566, kaum eine kahle Chronike, kaum ein kleines Geschichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht sorgfältig und meistens mit den abenteuerlichsten Lobsprüchen gedacht hätte.

(d) [Sogar Karl van Mander — haben soll.] „Johann von Eyck", sagt Mander, „ist zu Brügge in gutem Alter gestorben, und liegt in der Kirche des h. Donatus begraben, allwo an einer Säule folgende Grabschrift auf ihn zu lesen:

Hic jacet eximia clarus virtute Ioannes,
In quo picturae gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.
Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
Qui talem nobis eripuere virum.
At cum sit lachrymis incommutabile fatum,
Vivat ut in coelis inde precare Deum."

Schwerlich wohl ist diese Grabschrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig sein, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl

1) Geb. den 17. Januar 1491 zu Fleteren, starb den 5. Februar 1552 zu Brügge.

aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis, vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweist. Hier beweist er Alles: und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabschrift verfertigt worden, bereits die große Meinung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielt haben sollte. In der alten flämischen Grabschrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in der Johannis-Kirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beibringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari, einem Jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreißig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari; einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit, weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund dazu anzuführen oder zu haben. Denn er mag immer sagen: Der tydt wanneer Joannes d'Olyverwe gevonden heeft, is gheweest by al dat ick vinden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimerrath Johannes von Eyck soll gewesen sein. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde: und dennoch ist es, auf sein bloßes Ansehen, die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerei geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geschichtschreiber der Malerei, eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus [1]) gemacht finde. In dieses Chroni. Belg. nämlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle: Joannes Eickius

1) Ober le Mire, geb. den 30. November 1573 zu Brüssel, starb den 19. October 1640 zu Antwerpen, schrieb ein: chronicon belgicum a Julio Caesare ad annum 1636.

et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter *Joannes,* oleo ex lini seminibus extuso, picturae colores primus miscuisse, atque aeternos, ut sic dicam, adversus aevi injuriam reddidisse creditur. Praeclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellae coloribus oleo mixtis depictae, atque in his una, quae in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notatur obiisse. Ob Houbraken, in der neuen Ausgabe des van Mander, zu Berichtigung seines Autors, dieses angeführt habe, weiß ich nicht; weil ich dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben so wenig weiß ich, ob er oder ein Anderer etwas zum Besten des Johann von Eyck darauf erwidert habe. Ich gestehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal absehe, was man darauf erwidern könne. Denn wenn es mit diesem Oelgemälde zu Löven seine Richtigkeit hatte, wenn der Urheber desselben bereits 1400 gestorben war: ist Johann von Eyck mit seinen Anwälten nicht hierdurch allein schon sachfällig?

(e) [Grabschrift des Antonello von Messina.][1]) Diese Grabschrift, wie sie Vasari in dem Leben des Antonello beibringt, dessen Reise nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vasari gründet, ist folgende:

D. O. M.

Antonius pictor, praecipuum Messanae suae et Siciliae totius ornamentum, hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium et venustas fuit, sed et quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit: summo semper artificum studio celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gestorben: so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig sein gesetzt worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an

1) Mamertini, genannt Antonello von Messina, starb im 49. Jahre seines Alters. Vasari II, S. 375.

welchem Orte daselbst, sie zu finden, ist ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden kommen lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht welche Absicht argwohnen möchte. (Fels. pittr. T. I, p. 28.) Und wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte Anzeige, wenn Antonello gelebt und gestorben, die ganze Erzählung von dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, insofern sie mit dieser Reise in Verbindung steht, schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari, nicht vor 1434 könne geschehen sein: so behauptet Malvasia gar, daß sie nicht vor 1444 könne stattgefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini[1]) sagt, der das Geheimniß vom Antonello gelernt, und doch erst um 1490 angefangen haben soll, in Oel zu malen, kann auf den Vasari nicht gehen, sondern muß den anderen Lebensbeschreiber des Bellini, dem Ridolfi[2]), gelten. Vasari sagt so etwas nirgends; und ebenso wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander zielt, wenn er sagt: Daer Vasari of zynen Drucker in mist, die dise vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bei welchen sich der Setzer vergriffen haben könnte, und die sich auf die Erfindung der Oelmalerei bezögen, sehe ich bei ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vasari in noch so große Widersprüche gefallen wäre? Er nahm in seine Geschichte eine völlig unwahre alte Sage auf: und Wunder wäre es vielmehr, wenn sich diese unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reise des Antonello von Messina auch noch einmal das war? Nämlich, alte Sage. Vielleicht war sie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vasari,

---

1) Johannes Bellini, Venetianer, starb ungefähr 1514 im 90. Jahre seines Alters. Bei Füesli heißt es: „Er übertraf alle Maler selbiger Zeit mit der zierlichen und zarten Manier, die er in Oelfarben brauchte, welche Kunst er Antonello von Messina unter dem Vorwand sich von ihm schildern zu lassen ablernte."

2) Karl Ridolfi, geb. 1594 zu Vicenza, gest. 1658 zu Venedig, gab 1648 die Lebensbeschreibungen sämmtlicher venetianischen Maler heraus.

auf den ihn die Grabschrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht sich in den Kopf gesetzt, daß die Oelmalerei in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden: wie sollte er nun das Lob, das dem Antonello in seiner Grabschrift ertheilt ward, quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reise nach dem ausländischen Geheimnisse thun läßt?

Gleichwohl muß man eingestehen, daß diese Worte der Grabschrift so etwas keineswegs besagen. Antonello kann gar wohl der italienischen Malerei das Geheimniß der Oelfarben zugebracht haben, sie damit bereichert haben: ohne sie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann sie selbst erfunden, und selbst in Italien erfunden haben. Diese Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieses sein, worauf sich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn sie ihren Antonello nicht bloß für den ersten Schüler des Erfinders, sondern für den Erfinder selbst gehalten wissen wollen. Ich bedauere, daß ich das Werk, in welchem ein Mehreres hiervon stehen soll (nämlich die Sicilia inventrice des Auria[1]) und vornehmlich die Zusätze des Mongitore)[2]) nicht nutzen kann.

(f) [Aus Verdruß, daß ihm seine Tafel geborsten.] Die Worte des Vasari sind, in dem Leben des Antonello, diese: Hora havendo, nämlich Johann von Brügge, als er noch mit Wasserfarben malte, aber zu guten Firnissen schon mancherlei Versuche gemacht hatte, una volta fra l'altre durato grandissima fatica in dipingere una tavola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto a sine, le diede la vernice, e la mise a seccar al sole, come si costuma. Ma ò perche il caldo fusse violente, o forse mal commesso il legname, o male stagionato, la detta tavola si aperse in sulle commettiture di mala sorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che si haveva fatto

---

1) Vincenz Auria, geb. den 5. August 1625 zu Palermo, starb ebenda den 6. December 1710.

2) Anton Mongitore, starb den 6. Juni 1743 zu Palermo, schrieb: osservazioni e giunte alla Sicilia inventrice di D. Vincenzo Auria.

il caldo del sole, deliberò di far sì, che mai più gli farebbe il sole così gran danno nelle sue opere. E così recatosi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a pensare di trovar modo di fare una sorte di vernice, che seccasse all' ombra, senza mettere al sole le sue pitture. Onde poiche hebbe molte cose sperimentate, e pure e mescolate insieme, alla fine trovò, che l'olio di seme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che n'haveva provati, erano più seccativi di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre sue misture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo havevano lungamente desiderato. Dopo fatto sperienza di molte altre cose, vide, che il mescolare i colori con queste sorti d'olli, dava loro una tempera molto forte; e che secca non solo non temeva l'acqua altrimenti, ma accendeva il colore tanto forte, che gli dava lustro da per se senza vernice. E quello, che più gli parve mirabile, fù, che si univa meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale inventione rallegrandosi molto Giovanni u. s. w. Es war also freilich nicht ein bloßes Wassergemälde, sondern ein mit einem Firniß überzogenes Wassergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieser Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; sondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erst, um seine Gemälde im Schatten trocknen zu können. Ja diese Erfindung des Firnisses aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigeren Erfindung, die Farben selbst sogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieses begreiflich ist, dem sei es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben so: kleine Verbrämungen ausgenommen, wie sie der Ausschreiber, der gern nicht Ausschreiber scheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein so glücklicher chymischer Untersucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft Lym-verwe te vernissen, met eenigh vernis ghemaeckt met eenige Olyen, dat welcke den volcke seer wel beviel, om dat he werck soo een schoon blinckende glans hadde. Nae dit secreet hadden in Italien veele vergheefs ghesocht: want sy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaeckt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met

groote netticheyt en suyverheyt zyn dinghen dede). Dese Tafel op gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventie, en ghelyck hy nu ghewoon was, vernist, en steldese te drooghen in de Sonne, maer of de penneelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborsten, en van een gheweken. Joannes was seer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat sulcke schade door de Sonne hem niet meer en soude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet en Nootoly de drooghenste van allen te wesen: dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel ondersoeckens, dat de verwe ghemenghelt met sulcke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. s. w. Eines zwar ist bei dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbrämung seines Originals. Es ist Uebertreibung, Verfälschung. Nämlich, wenn Vasari bloß sagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe: so läßt ihn Mander nicht allein diesen, sondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Vasari nennt mehr als einen älteren italienischen Maler, die sich des Firnisses bedient, und bekannt ist, aus dem Plinius, daß schon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm Niemand gleich thun konnte.[1])

---

1) Lessing meint die Stellen XXXV, cap. 25: Apelles commentus est (atramentum) ex ebore combusto facere, quod elephantinum vocavit, und cap. 36, § 18: Inventa ejus et ceteris profuere in arte. Unum imitari nemo potuit, quod absoluta opera atramento illinebat ita tenui, ut idipsum repercussu claritates colorum excitaret custodiretque a pulvere et sordibus, ad

Aber das Alles vergißt oder verschweigt Mander, um seinen Erfinder destomehr erheben zu können. Vasari sagt hienächst gar nicht, woraus der allererste Firniß bestanden: aber Mander sagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt gewesen. Nun möchte ich doch diese Oele wissen, deren sich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit schwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu diese langweilige Bestreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unserem Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl schon längst erfunden gewesen. Aber freilich mußte Vasari weislich den Johann von Eyck erst zum Erfinder dieses Firnisses machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben selbst machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen lassen sollen, daß jener Firniß schon längst erfunden und im Gebrauche gewesen: so empfand er wohl, daß man schwerlich begreifen würde, wie man nicht auch sofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben sollte gethan haben. Und so sieht man auch hier, daß sich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g) [Geheimniß — — mitzutheilen einerlei gewesen.] Vasari selbst hat sich bei Erzählung dieses Umstandes nicht enthalten können, den nämlichen Einwurf zu haben, und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione di Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per Italia e molte altre parti del mondo, mise in desidero grandissimo gli artesici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedevano l'opere, e non sapevano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medesimo tempo virtuosamente invidiarlo: e massimamente, che egli per un tempo non volle da niuno esser veduto lavorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia sinalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad

---

manum intuenti demum appareret. Sed et cum ratione magna: ne colorum claritas oculorum aciem offenderet, veluti per lapidem specularem intuentibus e longinquo: et eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulte daret.

Ausse suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, dove si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne facevano incetta, e ne mandavano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto utile, la cosa non usciva di Fiandra. E ancorache cotali pitture havessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuove, onde pareva, che fosse possible a conoscergli, non però si trovò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er diesen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen, auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein solches obschon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben so macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er, bei Gelegenheit des an den König Alphonsus nach Neapolis geschickten Gemäldes, sagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen vast toesaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemenght van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h) [— — welches Feller anzeigte.][1]) In seinem Catalogo Codicum MSSctorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12) und zwar nicht bloß in dem Verzeichnisse der Handschriften selbst, S. 255, sondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichsten derselben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieser Bibliothek zu betrachten, anführt. Inter medicos, sagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra,* quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Diesen Titel giebt ihm Feller, wie gesagt, in der Vorrede; in dem Verzeichnisse aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Texte anführe.

Nun fanden sich auch bald Gelehrte, welche beflissen waren, Fellers Anzeige von einem so merkwürdigen Manuscripte weiter zu verbreiten.

---

1) Joachim Feller, geb. den 30. November 1728 zu Zwickau, starb den 5. April 1691.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in seinem Polyhistor (T. I, lib. I, cap. VII, § 32) aus dem ganzen Feller'schen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, schrieb er, *quem* plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt.[1]) Aber indem er einen einzigen Buchstaben bei Fellern falsch las, sagte er etwas, was diesem nie in den Sinn gekommen war, zu sagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nämlich artem colorandi vitra; las er *quem* plane, nämlich Theophili librum.

Und schon Bayle[2]) hatte, bei Anzeige der Feller'schen Schrift in seinen Nouvelles de la Repbl. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt, und was ich bedaure, ist dieses, daß Feller selbst die Handschrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür gewesen wäre. Ich meine den Jac. Tollius[3]) der ihn im Jahr 1687 besuchte, und dem er sonst alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III, p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon[4]) in dem Auszuge, welchen er in seiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I, p. 594) aus dem Feller'schen Catalogus mittheilt, den Theophilus übersehen können.

(i) [— — der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte.] Vermuthlich war dieser Verfasser ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mit arbeitete, und besonders die antiquarischen Artikel besorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690, p. 414) die

1) Bei Morhof: scripti sunt. — Daniel Georg Morhof, geb. den 6. Februar 1639 zu Wismar, starb den 30. Juli 1691 zu Lübeck, ein Mann von allumfassender Gelehrsamkeit.

2) Peter Bayle, geb. den 18. November 1647 zu Carlat in der Grafschaft Foix, starb den 28. December 1706, ein Geistesverwandter Lessings, dessen „kritisches Wörterbuch" im vorigen Jahrhundert eine Hauptquelle des Wissens war.

3) Starb 1696 zu Utrecht. Seine epistolae itinerariae gab Henr. Christ. Henninius 1700 zu Amsterdam heraus.

4) Bernhard von Montfaucon, dessen Antiquité expliquée so häufig im „Laokoon" angeführt wird, einer der gelehrtesten Benedictiner-Mönche von der Congregation St. Maur, war zu Roquecaillade in der Diöces von Aleth, den 16. Januar 1655 geboren und starb den 21. December 1721.

Vetera Monimenta des Ciampini[1]), deren erster Theil zu Rom in eben diesem Jahre erschienen war, anzeigte, und den Antonio Neri[2]) nannte, den Ciampini als den vornehmsten Schriftsteller von der Glasmacherkunst anführt, setzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSSctum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. resensitus est a clariss. Fellero nostro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255, qui eundem codicem et inter rariora Paulinae MSScta, in praefatione ad Lectorem retulit. Est autem isthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter*, *servus servorum Dei*, *indignus nomine et professione monachi*, *omnibus mentis desiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare etc. retributionem caelestis praemii etc.* Libri hujus Artis Vitriariae sunt tres, I. *de coloribus et eorum mixtura*, XXXVIII constans capitulis; II. *de constructione furni ad operandum vitrum, et instrumentis hanc in rem necessariis*, qui XXXIV capitulis absolvitur, quorum XIX est *de vitro, quod Musinum* (ita enim semper in hoc libro legimus, non Musivum), *opus decorat:* III. *de limis*, *de vasculis ad liquefaciendum aurum et de nigello imponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum et in libro II capitula quinque, XII nempe, XIII. XIV. XV. et XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius scripsisse de hac arte videri queat. Was in dieser näheren Nachricht nicht so ist, wie es sein sollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) ersehen; umständlicher aber, an einem anderen Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k) [— — in der Königlichen Bibliothek zu Paris.]

---

1) Johann Justin Ciampini, geb. den 13. April 1633 zu Rom, starb ebenda den 12. Juli 1698. Er gab heraus: veterum monumentorum romanorum operis musivi tomi II.

2) Aus Florenz, lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts und schrieb in italienischer Sprache de arte vitraria, in quibus omne gemmarum artificialium, encaustorum et laccarum artificium explicatur.

Die Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae (T. IV, p. 273 Paris. e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handschrift, in welcher ich unseren Theophilus vermuthe, folgendermaßen angegeben wird.

viMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1⁰ Experimenta 118 de coloribus: praemittitur tabula ordine alphabetico digesta, de vocabulis synonymis et aequivocis colorum, eorumque accidentium.

2⁰ *Theophili* liber de omni scientia picturae artis.

3⁰ *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4⁰ *Heraclii* libri tres de coloribus *et* de artibus Romanorum.

5⁰ Libellus de compositione colorum: authore *Joanne Alcerio.*

6⁰ Differentes receptes sur les couleurs, recueillies par *Jean de Begue*, Greffier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431 exaratus est.

Es sollte mich sehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung seine Richtigkeit hätte, und das zweite Stück dieser Handschrift das nämliche Werk wäre, worauf sich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn so würden neugierige Liebhaber auch in dieser Entfernung Gelegenheit haben, sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter, welchem die Künste nicht gleichgiltig sind, oder ein Künstler, dem die geringe dazu erforderliche Gelehrsamkeit nicht fehlt (und wo müssen Männer dieser Art häufiger anzutreffen sein, als in Paris?), daß, sage ich, ein solcher Mann sich gefallen ließe, nicht bloß den Theophilus, sondern auch die übrigen Stücke dieser Handschrift genauer anzusehen, und der Welt das Nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter Anderen das vierte Stück eben so wichtig und interessant fände, als ich den Theophilus gefunden habe. Mir scheint wenigstens der Titel ich weiß nicht was zu versprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieser Heraclius nur so alt wäre als Theophilus:

auch dann könnten sehr viel Nachrichten darin stehen, nach welchen wir uns jetzt vergebens umsehen.[1])

Die Jahrzahl 1431 scheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle diese Schriften zusammenschrieb. Gesetzt also auch, daß sie sich insbesondere mit auf die Abschrift des Theophilus bezieht: so wird man gleichwohl sie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus diesem Verfasser wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, selbst alsdenn gelten zu lassen, wenn wir hier in Deutschland auch keine weit ältere Abschriften aufzuweisen hätten.

(l) [— — Gesner[2]) — — auf den Agrippa.] *Conr. Gesneri Biblioth. Universalis* (*Tiguri* 1545.) *p.* 614. THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa[3]) des Theophilus erwähnt, hat Gesner nicht genauer angegeben. Sie findet sich aber in dessen Buche de Vanitate scientiarum, und zwar gegen das Ende des 96.[4]) Capitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böse von der Alchymie gesagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpurae, et quod aurum musicum vocant, aliorumque colorum temperaturae prodierunt; huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et sequestrationes debemus[5]); bombardae formidabilis tormenti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitrificatoria nobilissimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conscripsit.

(m) [— — Simler[6]) fügte hinzu —] *Append. Bibl. Conr. Gesneri* (*Tiguri* 1555.) *fol.* S 3 THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri,

---

1) Wie schon erwähnt, gab ihn Raspe 1781 zusammen mit dem Theophilus heraus.

2) Conrad Gesner, ein Polyhistor, geb. 1516 zu Zürich, starb ebenda den 13. December 1565.

3) Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim, einer der berühmtesten Gelehrten des 16. Jahrhunderts, der für einen Zauberer gehalten ward, geb. den 14. September 1486 zu Köln a. R., starb nach mannichfachen Schicksalen 1535 zu Grenoble.

4) In der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1714 ist es das 90. Cap., S. 486 f.

5) Ebenda, S. 487: hinc — habemus.

6) Josias Simler, geb. zu Cappel den 6. November 1530, starb den 2. Juli 1576.

tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quae Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animae. Ich wäre sehr begierig zu wissen, woher Simler diese Nachricht genommen. Die natürlichste Vermuthung ist, daß er sie aus dem G. Agricola[1]) habe, der in seinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und seiner Handschrift zu gedenken. So wird es auch wohl sein; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle, alles angewandten Fleißes ohngeachtet, noch nicht finden können. Daß sie da nicht ist, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich versichern zu können.

(n) [— — daß es ihn anführte.] Dieses Lumen Animae ist ein höchst seltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweimal soll gedruckt sein: nämlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letzteren Ausgabe. Keiner von denen, die geflissentlich von raren Büchern geschrieben haben, gedenkt seiner. Auch Fabricius scheint es nur aus einer Anführung des Colomesius zu kennen, wenn er es mit demselben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.[2])

Würde also unseres Theophilus in diesem Werke gedacht, so müßte er, nach besagter Angabe von dem Alter seines Verfassers, wenigstens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein, wie gesagt, der Theophilus, dessen Breviarium diversarum artium verschiedentlich darin angeführt wird, da dieses Breviarium gewiß

---

1) Georg Agricola (eigentlich: Bauer), geb. den 24. März 1494 zu Glaucha in Meißen, starb den 21. November 1555. Er erwarb sich besondere Verdienste um die Bergwerkschemie.

2) Jo. Alberti Fabricii Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis I, S. 1062: Epistolas alias plures scripsisse Chrysologum notat Trithemius cap. 159. Harum fragmenta aliquot idem Colomesius testatur legisse se in *Lumine animae*, libro non facile obvio *Matthiae Farinatoris* Carmelitae Viennensis edito 1477, 2. Voll. et digesto per titulos LXXV. — Paul Colomies oder Colomesius, geb. zu Rochelle, starb den 13. Januar 1692 zu London. Seine Werke wurden 1709 von Fabricius herausgegeben. — Von Matthias Farinator sagt Jöcher: „Er lebte um die Mitte des 14. Jahrhunderts und schrieb ein Buch unter dem Titel Lumen fidelis animae in alphabetischer Ordnung, welches 1477 in 2 Bänden gedruckt worden." — Michel Maittaire, der Verfasser der berühmten und von Lessing öfter angeführten Annales typographici, starb 1727 den 18. September zu London in seinem 80. Jahre.

nicht unser Werk ist, wie aus den angezogenen Stellen erhellt, muß daher auch nicht nothwendig unser Theophilus sein.

Wäre er es aber inzwischen doch: nun so würde er schon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müssen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomesius und Fabricius sich irren, daß sich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinators halten. Es ist älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben selbst bekennt. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieses alte Werk selbst hat, gebe ich anderwärts.

(o) [— — die jüngere der Pauliner Bibliothek.] Ich habe sie durch die gütige Vermittelung des Hrn. D. Ernesti[1]) selbst vor mir. Daß es die nämliche sei, welche ehedem, nach Simlern, in der Bibliothek des Klosters Alten Zelle gewesen, daran ist wohl kein Zweifel. Welche große Lücken sie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und diese Lücken sind Schuld, daß daselbst, besonders von dem dritten Buche, nur ein sehr unvollständiger Begriff hat gegeben werden können. Ja sie sind ohne Zweifel auch Ursache, daß das ganze Werk darüber vernachlässigt worden. Bei denen, welche sich mitten in dem zweiten Buche finden, sehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuscript selbst ist, folgende Worte hinzugeschrieben: Hic deficit subtilior pars et melior et utilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent milli florenos. Wenn nun also ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch so wohl kannte; wie konnte er Lust haben, ihn aus einer Handschrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beste und Nützlichste fehlt?

(p) [— — die unsrige und ältere —] So wie die Leipziger Handschrift die nämliche aus Alten Zelle ist: so vermuthe ich, daß die unsrige keine andere sein werde, als die, nach Simlern, George Agricola ehedem besessen. Sie gehört zu den Handschriften des Marquardus Gudius.[2]) Warum man aber

1) Johann Heinrich Ernesti, geb. den 12. März 1652 in Königsfeld bei Rochlitz, seit 1691 Professor der Poesie in Leipzig, starb den 16. October 1729. Vgl. Danzel, Lessing I, S. 68.

2) Gude, ein Polyhistor, geb. den 1. Februar 1635, starb den 26. November 1689. Den größten Theil seiner werthvollen Handschriftensammlung hatte die Wolfenbüttler Bibliothek durch Leibniz' Vermittlung erworben.

nie gehört, weder daß sie Gudius gehabt, noch daß sie gegenwärtig in unserer Bibliothek sich befinde, ist ohnstreitig dieses die Ursache, weil man in den gedruckten Verzeichnissen der Manuscripte des Gudius sie mit anzumerken vergessen hatte. Sie macht nämlich keinen eigenen Band aus, sondern ist mit der Handschrift des Vitruvius zusammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichnisse in Quart, unter den Lateinischen die 249ste, in dem in Octav aber die 238ste ist. Ich sage hier von ihr nichts weiter, als daß sie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handschrift so sehr verringern.

(q) [— — Tutilo, Theophilus wäre.] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künstler Tutilo gewesen, ist bekannt. Man sehe von ihm die Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen, die man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast beisammen findet. Nun lese ich zwar nirgends, daß er von einer der verschiedenen Künste, welche er übte, etwas schriftlich hinterlassen: warum könnte es aber dem ohngeachtet nicht sein?

Der Name Tutilo ist deutsch. Er kömmt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldast, aus einer alten Handschrift zu St. Gallen, abdrucken lassen (T. II. Sc. R. A.); und zwar in dem ersten Capitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich gewesen.[1]) Und hieraus, denke ich, erhellt allein schon genugsam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire litteraire de la France gezogen haben.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bei der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger positiv darüber ausdrücken sollen.[2])

(r) [— — petula stanni.] Petulam nennt unser Verfasser durchgehends, was bei anderen Schriftstellern der mittleren Zeit petulum heißt: vermuthlich von πέταλον. Petulae auri sind ihm

---

1) Ebenda S. 109 unter der Form Toutilo. Auch der Name Kerolt findet sich S. 103.

2) Dies scheint doch nicht so leicht zu rathen. Tutilo ist eine Koseform von Theoderich; denkt Lessing etwa bei diesem deutschen Namen an einen Zusammenhang mit θεός?

also Goldblätter, die er in dem 21. Capitel des ersten Buchs umständlich zu schlagen und aufzutragen lehrt. Petulae stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinsten Zinn, die er, in Ermanglung des Goldes, in dem folgenden Capitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweist.

Eigene Goldschläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künstler, welcher Goldblätter brauchte, mußte sie sich selbst verfertigen. Die Weise, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch jetzt im Gebrauche ist: nur beschwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, sondern Alles, vom Anfange an, mit dem Hammer zwingen mußte. Hier ist die ganze Stelle aus dem 21. Capitel, in welcher mir besonders die Materie, die er zu seinen Quetschformen nahm, und die Art, wie er diese zu der Ausdehnung des Goldes diensamer machte, anmerkungswürdig scheint. Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhaereat. Deinde incide forpice ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, aequaliter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergameno vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatae pergamenae possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem aequalem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatae pergamenae, et super eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalco, iuxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et aequalem, non graviter sed moderate, et cum saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreverit aurum in attenuando et marsupium excesserit, prae-

cides illud forcipe parvulo et levi, tantummodo ad hoc opus facto. Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secundum libitum tuum attenuaveris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et cetera ut libuerit. —

(s) [Vasari sagt vom Margaritone.] Das Nämliche versichert auf Treu und Glauben des Vasari, auch van Mander; und auf Treu und Glauben des van Mander und Vasari, versichern es Alle, die dieses alten Meisters gedenken.

(t) [— — daß er bloße Leinewand nahm —] Und auch dieses, daß man sich, in Ermanglung der Häute, der Leinewand bedienen könne, sagt Theophilus (c. 19. lib. I) mit ausdrücklichen Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum linteum verstehe, ist wohl kein Zweifel.

(u) [— — mit einer Masse, welche sich u. s. w.] Diese Masse, welche Theophilus gluten casei, Käseleim nennt, und zu machen lehrt, kömmt auch unter den alten Compositionen beim Muratori (p. 382)[1] vor, als besonders dienlich, Holz und Knochen zusammen zu leimen. Sie ist auch wirklich nicht allein hierzu gut, sondern überhaupt einer der besten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verschiedene Künstler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzose, Namens Renard, in Hamburg herum ging, und zerbrochenes Porcellan sehr wohl und behende flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieser Käseleim, den er in Ostindien wollte gelernt haben. Kunkel[2] (Kunst und Werk Schule, Th. II, B. V, Kap. 4) scheint ihn nicht gekannt zu haben, ob er schon verschiedene andere Verbindungsmittel aus Eiweiß und Kalk anführt. Wohl aber muß Becher von ihm gehört haben, der in seiner närrischen Weisheit (§ 27) schreibt: „daß aus Kalk und neuem Käse ein Stein oder Kies kann

---

1) Der Antiquitates Italiae. — Ludwig Anton Muratori, geb. den 21. October 1672 zu Modena, starb den 23. Januar 1750.

2) Johann Kunkel von Löwenstern starb um 1702 in hohem Alter. Er schrieb Anmerkungen zu dem Werke des oben erwähnten Anton Neri de arte vitriaria, Observationes de salibus fixis et volatilibus (vgl. VIII, S. XIV ff.).

werden, welcher an Härte dem Demant nicht viel weicht, ist mir bekannt.“ Man sehe auch: Secrets concernants les Arts et les Metiers T. I, p. 50, die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x) [— — Firniß — zum Theil bestand.] Denn derjenige Firniß, womit man Gemälde überzieht, ist nichts als ein mit Gummi gesottenes Leinöl, oder anderes Oel, welches durch das Sieden den größten Theil seiner wässerigen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn also auch schon Johann von Eyck diesen Firniß erfunden hätte: so würde doch nicht zu begreifen sein, wie er von dieser Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben selbst mit ungesottenem Oel abzureiben, indem dieses Verfahren der Absicht, die er damit soll gehabt haben, gerade entgegen gewesen wäre. Doch er hat ihn, wie gesagt, nicht erfunden; und hier ist die versprochene Stelle aus der Handschrift, wo Theophilus den Firniß eben so zu machen lehrt, als er noch jetzt gemacht wird. (Lib. I, cap. XIX, *de glutine vernition.*) Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weise, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieses Fornis ist denn wohl das Stammwort, von unserem jetzt üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateinischen Ursprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateinischen Schriftsteller wäre gebraucht worden.[1]) Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lidwina T. II, Mens. April. p. 302) gelegentlich beibringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage sein.

---

1) Wachter, Glossarium germanicum, Sp. 451: *Firnis*, vernis, vernix, *firnissen* vernice obducere. Omnium judicio est ipsa vox Latina.

(y) [— — für andere neuere Künstler —]. Nämlich, wie wir in den Anmerkungen b. und c. gesehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneser Lippo Dalmasio, und für den ungenannten Künstler zu Löwen, dessen Miräus gedenkt. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß sagen wollen, daß Johann von Eyck seine Erfindung eher als 1410 müsse gemacht haben, weil sie ein Künstler, der bereits 1400 gestorben, schon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieses würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des älteren Bruders, welches gewiß ist, gänzlich widersprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch jetzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter sind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müssen, wenn man nur zuverlässige Prüfungen damit anstellen könnte und dürfte!





Briefe,
antiquarischen Inhalts.

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκουειν ἢ κτημα ἐς ἀει — [1])

Erster Theil.

1768.

Vorbericht.



Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte [2]) einverleibt zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beiläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereien über mißverstandene Meinungen dem

---

1) Lessing an Ebert, den 18. October 1768: „Was ich in meinem Leben noch schreibe, soll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemessen sein, die Sie auf meinen antiquarischen Briefen lesen. Das Schreiben *ἐς ἀει* will ich Euch andern Schwärmern überlassen: so, dann und wann, ein kleines *ἀγωνισμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν*, um sieben Neuntheile von meinen lieben schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist Alles, was ich mir vornehme."

2) Der „Hamburgischen neuen Zeitung". Lessing an Nicolai, den 9. Juni 1768: „Geben Sie nur auf die nächsten Blätter der hiesigen neuen Zeitung Acht. — Doch das wird nur Kleinigkeit sein; ich bin im Anschlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben."



Christian Adolph Klotz.
nat. ao. 1738

Publico zu sein pflegen: so ward geurtheilt, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Ausschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hofft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut sein wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über Etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.[1])

Der schleichende, süße Complimentirton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt Jedem, was Jedem gebührt. Aber die schlaue Höflichkeit giebt Allen Alles, um von Allen Alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sei, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schal und falsch machen, als unsern Umgang? —[2])

---

1) Epistolae ad Atticum 9, 15.

2) Lessing an Nicolai, den 27. August 1768: „Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entschuldigen. Dergleichen Dinge müssen ein wenig heftig gesagt werden, oder es hilft gar nichts.

Erster Brief.[1])

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen, so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klotz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.[2])

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht sein. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte, als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler Allen zu verzeihen sein.

Doch, gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bei ihnen Alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber dem ungeachtet: worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

*) Beitrag zum Reichspostreuter, St. 54.

---

1) Zuerst gedruckt: „Hamburgische Neue Zeitung, 97. Stück, Montag, den 20. Junii 1768, und im Hamburgischen Correspondenten vom 22. Junii, Nr. 100. Gotthold Ephraim Lessing.

2) Lessing an v. Murr, den 25. November 1768: „Ich bin sehr überzeugt, daß sich Ew. Hochwohlgeboren das dictatorische Ansehen nicht werden gegeben haben, welches sich dieser Mann (Klotz) giebt; daß Sie nicht der Art sind, Einwürfe, die Sie einem Schriftsteller machen, selbst, oder durch Ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu lassen, die Sie diesem Schriftsteller gewiesen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt.“ Ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 224: „In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Besseren belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe.“ Im 8. Anti-Göze sagt Lessing vom „Reichspostreuter“: „Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen da vor mir her geblasen.“

Herr Klotz schreibt [1]): „Wie hat es einem unserer besten Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) [2]) einfallen können, zu sagen, daß man sogar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu sein scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu malen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten ab. Erinnerte sich Hr. Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus [3]), welches zu unseren Tagen gleichsam wieder neu geschaffen worden ist? [4]) Unter denen vom Philostratus beschriebenen Gemälden sind drei Homerische [5]), und die vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Herculanischen Gemälden ist eines, welches den Ulysses vorstellt, der zur Penelope kömmt. [6]) Von halb erhabenen Werken will ich nur die merkwürdigsten anführen [7]) u. s. w."

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meinung ist, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch der Recensent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

---

1) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, von Herrn Klotz. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung 1768. S. 140.

2) Statt der eingeklammerten Worte heißt es ebenda Anm. *): „Herr Lessing im Laokoon S. 223" [unsere Ausgabe IV, S. 183].

3) v. Pausan., L. X, c. 25, p. 859. (Klotz.)

4) v. Description de deux tableaux de Polygnote donnée par Pausanias, in der Histoire de l'Académie des Inscript. T. XXVII, p. 34. (Klotz.)

5) v. Philostr. Imag., L. II, 7. 10. 13, add. Philostr. Iun. Icon. I. (Klotz.)

6) v. Le Pitture antiche d'Ercolano, T. III, tab. VI. (Klotz.)

7) v. Raph. Fabretti Syntagm. de Col. Trajani p. 315 seq. et Begeri Ulysses Sirenes praetervectus. Colon. Brandenb. 1703. (Klotz.)

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich Etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Kloß beliebe zu überlegen, daß es zwei ganz verschiedene Dinge sind, Gegenstände malen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so malen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift, wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemalt haben, das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemälde Homerische Gemälde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemälde in diesem Verstande mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neueren Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beispiele, welche Herr Kloß mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämt haben, sie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geschämt haben, zu verstehen zu geben, Herr Kloß habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beifallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das Sonderbarste ist, ich habe diese Beispiele fast alle selbst angeführt, und an dem nämlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Kloß bestreitet.[1]) Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufeln wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführt habe, und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nämlich meine Leser auf den Fabricius*) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich, habe ich diese Beispiele und noch weit mehrere ihrer

*) Bibl. Graec., Lib. II, c. VI, p. 345.

---

1) Und außerdem IV, S. 166, die Gemälde des Polygnotus.

Art gekannt, so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ungeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu sein, Handlungen aus dem Homer zu malen", ich ganz etwas Anderes damit muß gemeint haben, als das, was diese Beispiele widerlegen.

Ich habe damit gemeint, und meine es noch, daß, so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so malen, wie sie ihnen Homer vormalt; sie sollen nicht sowohl eben die Gegenstände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde selbst nachmalen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beibehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beibehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homerische Gemälde, weil sie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eigenen Kunst, nicht nach dem Beispiele einer fremden, behandelten; aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemälde zum Homer, als Homerische Gemälde, als Gemälde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Homer selbst würde ausgeführt haben, wenn er anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen sein; nur, sieht man wohl, muß sie von einer anderen Art sein, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Besseren zu belehren.[1])

---

1) Lessing an Nicolai, den 9. Juni 1768: „Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in seinem Büchelchen von geschnittenen Steinen dreimal zu gedenken und mich dreimal eines Besseren zu belehren. Aber alle dreimal hat er mich entweder aus Kurzsichtigkeit nicht verstanden oder aus Neckerei nicht verstehen wollen." In seiner Entgegnung in seiner „Deutschen Bibliothek", St. 7, S. 467, sagt

Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber —

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit Einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unserer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das Eine oder für das Andere halten sollte.

Zweiter Brief.[1]

Sie meinen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es sei so, wie Sie meinen!

Aber ich muß bei der ersten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus?"

In der Lesche zu Delphi waren zwei große Gemälde des Polygnotus. Welches meint Herr Klotz? das im Hereintreten rechter oder linker Hand? Nach seinem Allegate*) muß er das erstere meinen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der

*) Pausanias, Lib. X, p. 859.

Klotz: „Diese Vorwürfe würden mich nur dann treffen, wenn ich Hrn. Lessingen in einem unanständigen Tone widerlegt hätte. Allein wer mein Buch nachschlägt (getrost verlange ich dieses von einem Jeden), wird finden (S. 140. 170. 242), daß es mit einer Aeußerung der Achtung und Höflichkeit geschehen, die ich ihm schuldig zu sein glaubte. Zwar habe ich Hr. Lessingen nie für einen großen Kenner der Künste gehalten: und ich halte ihn auch jetzt noch nicht dafür: aber ich schätzte ihn als einen Dichter, als einen witzigen Kopf, als einen Mann von gutem Geschmacke hoch, und schätze ihn auch jetzt noch hoch."

1) Zuerst in der Hamburgischen Neuen Zeitung, 115. St, Donnerstag, den 21. Julii 1768. „Der Brief, welchen wir, in dem gelehrten Artikel des 97sten Stücks, unseren Lesern mittheilten, hat verschiedene andere veranlaßt, in welchen Herr Lessing sowohl den übrigen Bestreitungen des Herrn Geheimderath Klotz begegnet, als auch über das Werk selbst, in welchem sie vorkommen, ein umständliches Urtheil fällt. Wir haben die Erlaubniß, sie gleichfalls bekannt zu machen, und wollen uns derselben bedienen, ohne im Geringsten an der Streitigkeit selbst Theil zu nehmen."

Griechen vorstellte. Beide Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemälde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also Herr Klotz ein Homerisches Gemälde nennen?

Doch er mag das zweite linker Hand gemeint haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee; aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemäldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Nosti gefolgt ist. Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemälde heißen; und ich könnte antworten, es wäre besser gewesen, Herr Klotz hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beiden Gemälden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten, ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eigenen Erfindung mit einzumischen. Eine Freiheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellungen aus der Trojanischen Epoche wählten!

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle meinetwegen immerhin Homerische Vorstellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese Gemälde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemälden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft[1]), von Begeisterung, begnügt; ich habe in Bei-

1) Klotz, ebenda, S. 139: „Der Graf Caylus hat sich mit Recht überzeugt, daß Homer die Einbildungskraft der größten Künstler Griechenlandes erhitzt habe."

spielen gezeigt, was für malerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen.*) Ich habe mich nicht begnügt, sie bloß darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beispielen gewiesen, wie sie es anfingen, in den nämlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nämlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen**); auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen lassen. —[1])

Nothwehr entschuldigt Selbstlob. —

Dritter Brief.[2])

Ich komme also zu der zweiten Bestreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort[3]): „Auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu malen, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beiderseitigen Kräfte oder unseres beiderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu malen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt, oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen, oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bei dem Dichter?

Caylus schlug nicht bloß den neueren Artisten vor, ihren Stoff

*) Laokoon, S. 227—231. [IV, S. 185—188.]
**) Ebenda, S. 219—223. [IV, S. 180—183.]

---

1) Klotz, ebenda: „Darf man sich also wundern, daß so viele Künstler die von Homer erzählte Begebenheit zu dem Vorwurf ihrer Geschicklichkeit gemacht haben?"

2) In der Hamburgischen Neuen Zeitung, St. 116, Sonnabend, den 23. Julii 1768. Fortsetzung der Lessing'schen Briefe.

3) Klotz, ebenda, S. 141.

fleißiger aus dem Homer, mit Beibehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen; er wünschte den ganzen Homer so gemalt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte.*)

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabei einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden sein würde; daß sich der ganze malerische Geist des Dichters darin zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse ein epischer Dichter vor dem anderen das malerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Fürs erste wendete ich ein**): daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeite, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Malerei diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bei ihr Alles sichtbar und auf einerlei Art sichtbar sei; daß folglich — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsle, ohne eigenthümliche Merkmale sich mit einander vermische — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sei. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde. —

Ewig schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr noch unendlich meisterhafter. Denn das Geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sei so gütig, und belehre mich — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde ansehen kann,

*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.
**) Laokoon XII. [IV, S. 128 ff.]

daß das, was man darin sieht, nicht zu sehen sein sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemälde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu malen, daß sie von zwei oder mehreren Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die anderen nicht zu sehen scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe sie unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmalerische erwiesen habe.[1])

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweitens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen müßten, durch welche sich bei dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.[2])

Auch dieses ist leicht zu beantworten? Und am besten mit dem Pinsel? — Abermals schade, daß Herr Kloß den Pinsel nicht führt; schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinwand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können. — Indeß sinne ich bei mir selbst nach, welche Dimensionen seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinwand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß sein dürfte, das sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttin, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfene Mars daliegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakisch zu erscheinen; sinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden sinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer

1) IV, S. 131 ff. — 2) IV, S. 129.

am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sei, progressive Gemälde wären; die eigentliche Malerei aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.[1])

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, bloß weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter sein, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemälde darzustellen.*) — Seiner Feder dürfte es freilich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die Alles so leicht, so deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.[2])

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemälde könne gemeint haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keineswegs gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemälde gemacht; habe ich keineswegs in der Meinung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkürlicher Zeichen[3]) untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu

*) Laokoon XV.

---

1) IV, S. 140 ff.
2) Hamb. Neue Zeitung, 118. Stück, Mittwoch, den 27. Julii 1768.
3) IV, S. 147 (Capitel XVII), f.

Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemälden sehr schätzbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größeren oder geringeren Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst, macht.[1]

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Klotz diese Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beispiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieses Beispiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.[2]

„Nur Ein Beispiel", sagt Herr Klotz, „anzuführen: so verwirft Lessing des Grafen Caylus Vorschlag, die Bewunderung der Trojanischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu malen.[3] Er nennt diese Episode einen ekeln Gegenstand.[4] Ich frage hier Alle, welche die von Rubens gemalte Susanna, nebst den beiden verliebten Alten gesehen, ob ihnen dieser Anblick ekelhaft gewesen, und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe.[5] Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben? Malt der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist das lächerliche Bild fertig. Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines

---

1) IV, S. 137 f. (Capitel XIV). — 2) Ebenda S. 141.

3) „Ebendaselbst S. 220". (Klotz.) IV, S. 180 f. (Capitel XXII).

4) IV, S. 182: „Ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand."

5) „Eine Beschreibung giebt de Piles im Recueil de divers ouvrages sur la peinture et le Colorit p. 298". (Klotz.)

alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Lessing von den jugendlichen Begierden und Caylus von gierigen Blicken [1]) sagt, eine Idee, die sie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bei dem Griechen, und der alte Künstler würde sie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben."

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heißt: so versteht sich in der Welt Niemand besser auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen eklen Gegenstand genannt habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drei Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten: das ist bei alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der anderen vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeschlagene Mittel diesen Vorschlag auszuführen verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojanischen Greise machte, gar nicht gemalt werden könne oder müsse? Ich habe bloß gemißbilligt, daß Caylus in einem solchen Gemälde der Helena noch ihren Schleier lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja auch so hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit sein würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten würde;

---

1) IV, S. 181 (aus Caylus): „Der Artist muß sich besonders angelegen sein lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise empfinden zu lassen."

weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beispiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sei, in dem Geiste des Homer malen und den Homer malen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemalt, aber Zeuxis malte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier setzt, anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht bloß nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höheren Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide, wer da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts Außerordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts Abgeschmacktes sagen. —[1]) Doch weiter. —

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdrucks, mit der Caylus sie gemalt wissen wollen, habe ich ekel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, so gar ein ekler Gegenstand sei. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist; Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine vom Rubens in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bei Erblickung der verliebten Greise bei mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Ekel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Ekel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen; aber

1) Der vierte und der fünfte Brief bis hierher in der Hamburger Neuen Zeitung, 118. St., Mittwoch, den 27. Julii 1768. Das Folgende mit der Ueberschrift: Beschluß des 5. Briefs von Herrn Lessing, im 120. Stück, Sonnabend, den 30. Julii.

ist ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem ekeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man male ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist ekel, Trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den trojanischen Greisen des Caylus; aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Hr. Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt*), „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nämlich des Lächerlichen und Ekelhaften) nicht zu machen, denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht sie selbst zu schänden."

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von dem Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige sein muß, dem er Dinge vordocirt, die das Auge von selbst lernt, die zu begreifen schlechterdings nicht mehr Menschenverstand erfordert wird, als um von eins bis auf drei zu zählen? „Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf und ein eingefallenes Gesicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne." Also bis auf Balthasar Dennern [1]), bis auf Bartholomäus van der Helst

*) Laokoon S. 221. [IV, S. 182.]

1) Ueber Denner hat sich Lessing in seinen „Collectaneen" notirt (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 357): „Urtheil von seinen alten Köpfen. S. Winckelmanns Nachahmung der Gr. W., S. 130. — Von s. besten Stücken s. Hamburg Nr. V." Daselbst heißt es (ebenda S. 414 f.): „Das vorzüglichste des Gräf'schen Cabinets sind die Denners. Denner hat, wie bekannt, lange in Hamburg gearbeitet, und der alte Gräfe hat ihm viel zu verdienen gegeben. Das vornehmste

wußte das in der Welt Niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; ja ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klotz: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sei, wenn er nicht Alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sei auch das Werk nicht, das er verbunden gewesen, so eigentlich zu studiren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdigt; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen, wenn er nicht in mehreren Stücken eine allzu ausdrückliche Geflissenheit verriethe ,seine Leser wider mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klotz*): „Ich gebe es Herr Lessingen gern zu[1]), daß, wenn Dichter und Künstler die Gegenstände, welche sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinstimmen können, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Aber ich möchte diesen Satz nicht allzu sehr ausgedehnt haben." Bin ichs, der ihn allzu sehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier,

*) S. 170.

Stück darunter ist ein alter Frauenskopf, auf welchem, wie mir der junge Gräfe sagte, Denner länger als 20 Jahre gearbeitet haben soll, und der seinem Vater 1200 Dukaten gekostet. Es sind auch da verschiedene junge Köpfe, von Dennern, die eben so fleißig und gegossen gearbeitet sind, daß man also nicht sagen sollte, Denner habe nur Runzeln malen können." Dies bezieht sich auf die von Lessing angeführte Stelle bei Winckelmann, welcher sagt: „Alte Köpfe von Denner gefallen auch; wie würde aber das weise Alterthum urtheilen? Plutarch (adul. et amici disc. p. 53. D.) würde dem Meister aus dem Munde eines Aristides oder eines Zeuxis sagen: Schlechte Maler, die das Schöne aus Schwachheit nicht erreichen können, suchen es in Warzen und in Runzeln."

1) „Laokoon S. 79." (Klotz.) IV, S. 97.

wenn er dieses nicht zu verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben*), wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Erklärung bestritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herholen wollen; und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen.[1])

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönt zu sehen.[2]) Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein", schreibt er, „ist gleichfalls aus der Sammlung des Herrn Casanova und auch von ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beigefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben, welches er leugnet."[3])

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beispiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem, auffliegendem Haare zweideutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der

*) S. 203. [„Das letztere Bild findet man völlig auf einem Steine, wo Mars, welchem Cupido mit einer Fackel leuchtet, die Rhea besucht. (v. Borionii Collect. Ant. t. LVIII.) — — Der angeführte Stein aus dem Borionius ist denen Beweisen beizufügen, womit ich an einem anderen Orte die Zweifel zu bestreiten gesucht, die Herr Lessing (im Laokoon S. 84 [IV, S. 100 ff.]) gegen eine Münze des Antoninus Pius gemacht hat. v. Acta litterar. Vol. III, p. 317."]

---

1) IV, S. 98.
2) Finis coronat opus.
3) „Laokoon S. 17 u. S. 106." (Klotz.) IV, S. 57 u. 114 f.

Kopf einer Furie sein? Der Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweideutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie sein. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund, und fragen, wie es bei dieser Ausnahme dem ungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag' ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon.[1]) —

Siebenter Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht, aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen." Lieber also schlecht weg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheint uns in allen Anmerkungen anstößig zu sein. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art, sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelnen Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu sein aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision

---

1) IV, S. 56 f.

mit einem anderen allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beider.

Der Mythologist[1]) hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmälern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu, dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen; folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß Alles bilden können. Wen verleitet sein Können nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für Andere, von denen er nicht fordern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich sein kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen sein, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können, und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlt, kann mich so verstehen.

Ich that Alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Antiken ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man“, schrieb ich*), „keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn Jener nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nämlich als Künstler nicht, freiwillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die

*) Laokoon S. 105. [IV, S. 114.]

1) Vannier. Vgl. den folgenden Brief und IV, S. 114.

Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben" u. s. w.

Das ist keine jetzt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch Niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen; aber was kümmert das Herr Klotzen und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armselige Beispiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sei aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe, sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Classe erhalten, in die sie gehören.

Welches Jucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit einzelnen Beispielen auf mich einstürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beiwort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu[1]): „Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind." Dem ungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe*). Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst; was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache. Aber nicht allein; die geschnittenen Steine

*) Laokoon, S. 16. [IV, S. 57.]

1) Klotz, ebenda, S. 242: „Noch muß ich anmerken, daß der Graf von Caylus nicht allein zwei Münzen, sondern auch eine Goldplatte mit dem Bilde einer Furie gesehen und beschrieben hat (v. Recueil d'Antiquités. Vol. IV, t. 80, n. 3, p. 262). Die Sache ist also keinem Zweifel weiter unterworfen."

gehören wegen ihres Gebrauchs als Siegel gleichfalls dahin.*) Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freiwillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine; aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ei, welche Freude! So freut sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schoß bringt; die Mutter lächelt und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen, und meine Meinung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt**), soll bereits diese meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwei Orten. An dem ersteren***) giebt er ihr völligen Beifall. Er nimmt sich sogar ihrer gegen den Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunst Furien gefunden.†) Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren

*) Laokoon, S. 108. [IV, S. 116.]

**) S. 242 [citirt: Theorie &c., S. 136.]

***) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, S. 45.

†) S. Acta litter. Vol. III, p. 289. [„Quod vero ad Furias attinet, miror, Virum Cl. non recordatum esse locum Pausaniae (in Lib. I, c. 28, p. 68), qui illius sententiae maxime favet. Nam posteaquam de statuis, quibus effictae

ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beispiele des Herrn Klotz zu sein."

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweiten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet so*): „Hr. Lessing behauptet, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem anderen Grunde, als Hr. Klotz. Es ist hier dem Hrn. Lessing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winckelmann sagt[1]); er ist durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides[2]); und finde, daß Scopas deren zwei und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen." [3])

Ich wundere mich nicht, daß Hr. Riedeln die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beifall zurücknehmen zu müssen. Aber ich werde mich

erant Erinnyes, locutus fuit, addit: *τοῖς δὲ ἀγάλμασιν οὔτε τούτοις ἔπεστιν οὐδὲν φοβερὸν, οὔτε ὅσα ἄλλα ἀνάκειται θεῶν τῶν ὑπογαίων.* Sed vel sic ab Auctore dissentire audeo. Memini enim, Furinam, Furiaram principem, in patera Etrusca apparere (v. Museum Etruscum T. I, t. 22, et Gorium T. II, p. 39)" etc. Das 2. Beispiel (S. 290) findet Klotz auf einem marmornen Grabmal. Er schließt seinen Excurs mit den Worten (S. 290 f.): „His, quae narravimus, exemplis forte eorum sententiae firmantur, qui in numis et gemmis ab Auctore commemoratis Furias invenisse sibi visi sunt."]

*) S. 136.

1) „S. 289" (Riedel) IV, S. 221.

2) Francisci Junii de pictura veterum libri III im Catalogus operum: „Eumenidum duas Athenis fecit Scopas ex lychnitide lapide: Catal. in Scopas". Catalogus artificum S. 196: „Eumenidum duas Athenis fecit Scopas ex lychnitide lapide, mediam vero fecit Calos. Clementis Alexandrini hac de re verba adscripsimus supra in Calos, Statuarius." Ebenda S. 46: „Clemens Alexandrinus in Protreptico ad Gentes, ubi agit de Eumenidum simulacris."

3) „In Protr. ad Gentes, p. 47. Ed. Oxford." (Riedel.) Bei Junius ebenda in lateinischer Uebersetzung: „Ne dubitetis quin Venerandarum quae Athenis vocantur dearum duas quidem fecerit Scopas, ex lapide qui vocatur lychnites; Calos autem eam quam narrantur habere mediam, sicuti ostendit Polemon in quarto eorum quae scribit ad Timaeum."

wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht weil in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird, sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Bannier*), im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alten Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beispiele selbst bestärkt, die bei dem ersten Anblicke dagegen zu sein scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet, sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beifall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beim Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beispiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellt waren?

Nicht genug, daß ich in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu

*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. *Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V, p. 43.* [Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften V, S. 30]

Cerynea an.[1]) Aber auch diese statt aller; denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem anderen durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Hrn. Riedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte, die bei den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas Wichtigeres zu erwidern. Die Furien vom Scopas und Calos*), die Junius Herr Riedeln bei dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert**), daß sie durchaus nichts Schreckliches, *οὐδεν φοβερον*, an sich gehabt. Nun sage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an sich haben, solche Furien sind, deren Abbildung ich auf die alten Artisten nicht will kommen lassen? Ich schreibe im Laokoon[3]): „Wuth und Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben." Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwei Sätze ist es ja wohl klar, was für Furien, ich meine; Furien, die in jedem Gesichtszuge, in Stellung und Geberden verrathen, was sie sein sollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieser Art? Es waren Furien und waren auch keine; sie stellten die

*) Bei Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unstreitiger Druckfehler; sowie in der Citation des Clemens p. 47 anstatt 41. (Aber wenn Herr Klotz nicht bloß an einem Orte, nicht bloß in einem und eben demselben Buche immer und ewig Zeuxes schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu sein, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beiläufig erinnert, daß dieser Maler nicht Zeuxes, sondern Zeuxis geheißen.)[2])

**) Lib. I, cap. 28, p. 68. Edit. Kuhn.

---

1) IV, S. 114.

2) Ich habe die Form nur an zwei Stellen gefunden: S. 94 und 222. Dieselbe falsche Form findet sich übrigens auch bei Wieland, Agathon, Leipzig 1773, I, S. 183, 191, 215, 243; II, S. 31; IV, S. 218. Neuer Amadis 1771, I, S. 240.

3) IV, S. 56.

Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie jetzt bei dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im Geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedrigt würden: was sollte ihre Artisten, die in willkürlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzengesichtern haben verleiten können? Selbst die Hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten, als die Griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beim Gorius gezeigt habe, von welcher ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen.*) Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie sehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie dringen von entgegengesetzten Seiten in mich; beide wollen mich umstürzen; aber da ich dem Einen gerade dahin fallen soll, wo mich der Andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehen. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus, so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im Voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch küppen muß, ich mag wollen oder nicht; geben Sie nur Acht!

*) Acta litt. Vol. III, Pars III, p. 289.

Neunter Brief.[1])

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeint glaube, wo er mich nicht nennt; denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nämlichen Kampf kämpft.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspectiv abspricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan, obschon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und Andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Klotz mich so selten verstanden, wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Classe, und nahm sich in seinem Beitrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man sich ihrer gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hilfsvölker angeworben, mit denen er

*) S. 179. [S. 187 f.: „Bei der Vorstellung dieser Gebäude entsteht eine neue Betrachtung, welche die Regeln der Perspectiv angeht. Es ist bekannt, daß man den Künstlern des Alterthums vorgeworfen hat, sie hätten die Geschicklichkeit, die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserem Auge in einem gewissen Abstande zeigen, nicht gekannt, und seitdem Perrault (in s. Parallele des Anciens et des Modernes, 2. Theil) gleichsam den Ton angegeben, ist dieser Vorwurf sehr oft wiederholt worden. Ich bin nicht gesonnen, mit Popen (s. Popens Anmerkungen über den Schild des Achills in der Berlin. Sammlung vermischter Schriften, 3. Bd., 1. St., S. 120) zu behaupten, daß zu Homers Zeiten schon die Kunst, nach dem Perspectiv die Gegenstände vorzustellen, bekannt gewesen sei, und daß der Dichter selbst seine Einsichten in diesen Theil der Kunst bei der Beschreibung des Schildes des Achills gezeigt habe. Allein ich kann auch eben so wenig dem Ausspruche eines sonst gelehrten Kunstrichters (Herr Lessing im Laokoon), welcher die Perspectiv gänzlich den Alten abspricht, Beifall geben."]

---

1) Zuerst im 131. und 132. Stück der Hamburgischen Neuen Zeitung von 1768, Donnerstag, den 18. und Sonnabend den 20. August. „Wir übergehen den 6., 7. und 8. dieser Briefe, in welchen Herr Lessing auf verschiedene Vorwürfe des Hrn. Klotz von minderem Belange antwortet, um unseren Lesern einige der folgenden mitzutheilen, die von der Perspective der alten Artisten handeln, zu deren Vertheidiger sich Hr. Klotz aufgeworfen." In seinen „Collectaneen" hatte sich Lessing unter „Perspectiv" notirt, was in unserer Ausgabe IV, S. 238 steht.

in seinem Buche von geschnittenen Steinen*) zum zweiten auf dem Plane erscheint. „Mein Eifer", sagt er, „für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit schuldig zu sein glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken." Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Tausenden, durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perspectiv außer allem Zweifel gesetzt sei.[1])

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, aber ohne ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobei er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach ist die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem anderen Orte. Jetzt lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspectiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

*) S. 92.

1) S. 92 f.: „Wir haben in unserer Sammlung einen Stein (Milliar. I, 1004), der das Innere von einem Tempel des Mercur zeigt, dessen rund gewölbte Kuppel auf beiden Seiten von einer Reihe Säulen unterstützt wird. Die Säulen laufen hinten spitzig zu und die stufenweise Degradation ist nach dem Grade der Entfernung beobachtet. Man kann dieses Beispiel denen beisetzen, die ich an einem anderen Orte angeführt habe. (Beitrag 2c. S. 178 [vielmehr 180 ff.].) Damals hatte ich eine schöne Abhandlung des Grafen Caylus vergessen (de la perspective des anciens, in den Memoires de la litterature T. 23, p. 320), wo er als Künstler von einer Sache redet, die Sallier bloß als ein Gelehrter abgehandelt. Seine Schrift läßt uns keinen Zweifel von der Kenntniß der Alten und Ausübung der Perspectiv übrig. Er zeigt, daß die Alten, wie man sich aus dem Euklidischen Werke überzeugen kann, die Optik in dem ganzen Umfange gekannt haben, den die Perspectiv erfordert, und er beweist, welches die beste Sache ist, es durch Beispiele. So findet er die perspectivische Anordnung in der Aldrovandinischen Hochzeit, in einigen Basreliefs, und auf acht Münzen, die zwar von denen, die ich angeführt, verschieden sind, aber nicht weniger beweisen." S. 95 f.: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben. Sie kann von nichts Anderem handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse Dinge auf dem Vorgrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern. Ist aber dieses Verschießen, diese Schwächung oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe nicht eine Folge einer wohl beobachteten Perspectiv?"

Herr Klotz erklärt die Perspectiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit*), die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserem Auge in einem gewissen Abstande zeigen." Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernety abgeschrieben, welches das abgeschmackte Oberfläche beweist. Fläche ist für die Malerei Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite sein.[1])

Doch abgeschrieben oder nicht abgeschrieben, wenn sie nur richtig ist. — Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabei viel zu weitläuftig, als daß sie bei Entscheidung der vorhabenden Streitsache im Geringsten zu brauchen sei.

Denn ist die Perspectiv weiter nichts als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unserem Auge zeigen: so ist die Perspectiv kein Theil der Zeichenkunst, sondern die Zeichenkunst selbst. Was thut die Zeichenkunst anders, was thut sie im Geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspectiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstande erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspectiv sein, und das Geringste, was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspectivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspectiv absprechen, würde wahrer Unsinn sein. Denn es würde ihnen nicht die Perspectiv, sondern die ganze Zeichenkunst absprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

Das hat Niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspectiv streitig macht, so geschieht es in dem engeren Verstande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raums verstreut, mit sammt dem Raume dem Auge aus einem und ebendemselben Standorte erscheinen würden.

*) Beitrag zur Gesch. der Kunst aus Münzen, S. 178.

1) Vgl. Literaturbriefe XIV, S. 351. 355.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins, nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzelnen Gegenstand bezieht, diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nämlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedener Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perspectivisch sein, ohne daß es nach dieser das ganze Gemälde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunktes fehlt und die verschiedenen Theile desselben verschiedene Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheint von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren und der Verminderung der Tinten, und bildet sich ein, daß damit in der Perspectiv Alles gethan sei. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beide diese Stücke gut genug haben und dennoch sehr unperspectivisch sein kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon*), daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspectivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen: die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich sein, wenn nicht gleich die allerersten darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabei angebracht, die wir bei unseren auch sehr mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefähren Augenmaße begnügt, das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keineswegs günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwaige Verminderung der Tinten; denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehrt, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehrt uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb sein gepriesen worden.

*) S. 198. [IV, S. 167.]

Dieses beantwortet die Frage des Herrn Klotz: „Konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die Niemand sah?“ 1) Sie lobten was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweist ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beiden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspectivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts verstehen muß?

Er sieht es nicht gern*), daß man sich bei dieser Streitigkeit immer auf die Herculanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freilich so wohl nicht lassen wird, — ich sehe es auch nicht gern. 2) Aber unser beider nicht gern Sehen hat ganz verschiedene Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbei war, als die Herkulanischen Gemälde verfertigt wurden; und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbei war, dennoch die Meister der Herculanischen Gemälde von der Perspectiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Perspectiv ist keine Sache des Genies; sie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie. 3)

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die Herculanischen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

*) S. 96.

1) Vgl. Winckelmann, Gedanken von der Nachahmung 2c., S. 37 f.
2) Ebenda S. 96.
3) Vgl. Winckelmann, Nachahmung, S. 132.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beschreibungen des Pausanias von den zwei großen Gemälden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspectiv gewesen. Eines derselben, höre ich von Herr Klotzen*), „soll zu unseren Tagen gleichsam wieder neu sein geschaffen worden". Ich weiß nicht, welches; von dem Werke, auf das er mich verweiset[1]), habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sei das eine oder das andere; wenn es in der neuen Schöpfung Perspectiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus, sondern ein Gemälde ungefähr des nämlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemälden des Polygnotus wider die Perspectiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt zu übersehen sei. Aber dieser Gesichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu sein. Denn weil aus einem so hohen Gesichtspunkte besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: so ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen, ihrer Höhe ungefähr gleichen Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maßgebung der vorderen Figuren, für alle die entfernteren Figuren gleich und einerlei. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander stehen

*) S. 140.

1) Histoire de l'Academie des Inscript. T. XXVII, S. 34. Vgl. unten den Schluß des 12. Briefes und Eschenburgs Zusätze in: Sämmtliche Schriften, 1793, XII, S. 217: „Es findet sich daselbst ein Auszug aus einer in der Academie vom Grafen Caylus vorgelesenen Abhandlung, mit der Ueberschrift: Description de deux Tableaux de Polygnote, donnée par Pausanias. Dies sind eben die beiden Gemälde, deren Lessing im Laokoon [IV, S. 166] gedenkt, und denen er alle Perspectiv abspricht."

sollten, übereinander zu stehen kamen (welches beim Pausanias aus dem öfteren ἄνωθεν, ἀνωτέρω und dergleichen erhellt), so würden diese entfernter oder höher stehenden Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer Berg anlaufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspectivisch verlängerte Fläche sein sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren einen neuen, ihrer besonderen natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen, das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer, sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich sein, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nämlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlt. Und an diesen fehlt es dem Herrn Klotz in der Perspectiv gänzlich, denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspectiv der Alten", sagt er, „ist die von uns so genannte Militarperspectiv von oben herein." [1]) — Nicht jede Perspectiv von oben herein ist Militarperspectiv. Bei dieser werden zugleich die wahren Maße der Gegenstände überall beibehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militarperspectiv eigentlich gar keine Perspectiv, sondern ein bloßes technisches Hilfsmittel, gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen sein würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspectiv die Militarperspectiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspectiv absprechen. Nur diejenige Perspectiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspectiv,

---

1) Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen, S. 186 („gewöhnlichste" statt „gewöhnliche"). Er citirt: „z. E. in Vindobon. Cim. To. II, S. 21; S. 79, 2, und Gessneri Num. V, 10; X, 22; XXI, 8; LX, 19; LXXVI, 29, 39."

die Alles und Jedes nach Maßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts verkleinert, verkürzt und verschiebt, welches die Militarperspectiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen sein, welche Herr Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militarperspectiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen. Gleichwohl darf er in dem ihm eigenen Tone hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten wegen der Unwissenheit der Perspectiv vermindern?"[1]) Allerdings sollten sie nicht, sondern Herr Klotz sollte erst lernen, was Perspectiv sei, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaßt.

„Die Alten", fährt er fort, „haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten sie das Relief flach gehalten, so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen sein."

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Crispin in der Comödie, wenn er sich für einen Maler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist.[2]) — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen." Wie zugleich? Zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unseren architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Façade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen." Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? Oder was heißt es? — „So würden sie ein allzuhohes Relief gebraucht haben." Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie

---

1) Ebenda, S. 186 f. Vgl. Eschenburgs Zusätze, XII, S. 224 ff.

2) Crispin, eine von dem italienischen auf das französische Theater übergegangene Rolle, ist ein schelmischer Bediente, der im Interesse seines Herrn unter allerlei Masken auftritt, wie Raps in Lessings „Schatz". Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften I, 1, S. 183 f.

flach das Relief sein soll? — „Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen sein.“ O Logik und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst sein, als in einem hohen? O Logik und alle Musen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilligt, daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und gothisch ist? O Logik und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspectivisch sein könne, falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen, was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerei. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweideutig und falsch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspectiv,

oder vielmehr kein Stück derselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von Allen nur so etwas da sein, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge, an einem anderen Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnt ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genusse der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspectivische Behandlung der Tinten stattfinden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese ist im Grunde so gut als keine, ob sie schon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwaigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspectiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht gewesen sein, sondern ungefähr so etwas ihr Aehnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt, und urtheile, von welcher colossalischen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt sein müßten, wenn, nach den wahren perspectivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten Grundes im Geringsten erkenntlich sein sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspectiv in dem allegorischen Gemälde des Cebes gesprochen haben.[1]) Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherigen Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngeren Merian[2]), welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verschiedenen

1) Vgl. IV, S. 270.

2) Vgl. IV, S. 436. Der Versuch von dem jüngeren Merian befindet sich bei der deutschen Uebersetzung von G. J. Schulz, die zu Frankfurt 1638 und 1656 in 4⁰ gedruckt ist. — Der Graf Caylus verlas in der französischen Academie der Inschriften den 2. September 1760 eine Abhandlung, deren erster Theil dieses

Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspectivisches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspectivisch? So wie sich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben, wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses zum Zeichen der Verschonung aufgehangen hatte.

Elfter Brief.[1])

Es würde eine sehr undankbare Arbeit sein, alle Stellen und Beispiele zu prüfen, die Herr Klotz zum Behuf seiner guten Meinung von der Perspectiv der Alten dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beizubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perspectivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspectiv, weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiedenen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen möglich wäre.

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspectiv machen, heißt mit dem Worte tändeln.[2]) Es war Perspectiv in

---

Gemälde des Cebes betrifft. Ein Auszug derselben steht in der Hist. de l'Acad. des Inscr. T. XXIX, S. 149 f. und übersetzt in des Grafen Caylus Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, Bd. II, S. 184 f. (Eschenburg.)

1) Vgl. aus den „Selbstbetrachtungen" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 33): „Es war Abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen elften antiquarischen Brief auf das Papier zu werfen, wozu ich nichts weniger als aufgelegt war; als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann [Klotz] triumphiren. Doch er mag triumphiren."

2) Klotz, ebenda, S. 94: „An einem anderen Orte (Reflexions sur quelques chapitres du XXXV livre de Pline, im 25. Theile p. 178) merkt er (Caylus) an, daß Plinius, indem er des Pausias Gemälde beschreibt, einen so vollkommenen Begriff von der Perspectiv gebe, daß es nicht möglich sei, ihn vollkommener zu geben, und mit Recht glaubt er, diese Geschicklichkeit von den großen Verzieren der alten Theater erwarten zu können."

dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der perspectivischen Anordnung in einem Gemälde des Zeuxis so weitläuftig rede, daß diese Stelle bei dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse!“ [1]) Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. *Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το εὐθυτατον*, was ist es anders, als ein correcter Contour? was die *ἀκριβης κρασις*, die *εὐκαιρος ἐπιβολη των χρωματων* anders, als die schickliche Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das *σκιασαι ἐς δεον* ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der *λογος του μεγεθους*, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die *ἰσοτης των μερων**) *προς το ὁλον*, die *ἁρμονια*, ist das Ebenmaß

*) Herr Klotz muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben“, sagt er, „haben *των μετρων*: welche Lesart mir richtiger scheint, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt.“ Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen *μετρων*, der Verstand aber duldet dieses *μετρων*, wie Grävius erwiesen hat, so wenig, daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu sein, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das

---

1) Ebenda: „Ich habe nicht ohne Verwunderung die Beschreibung lesen können, die Lucian von einem Gemälde des Zeuxes macht. Es stellte eine Centaurin vor, welche zwei Centauren säugte, und die Copie des Gemäldes war in Rom, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken wollte, im Schiffbruche untergegangen war.“ Die von Klotz angeführte Stelle aus Lucians Zeuxis, auf die Lessing in dem Folgenden näher eingeht, lautet in der Uebersetzung von Wieland (III, S. 423 f.): „Ich bin zu wenig Kenner, um von denjenigen Vollkommenheiten dieses Gemäldes sprechen zu können, die nicht einem Jeden so unmittelbar in die Augen fallen, wiewohl sie Alles, was die Malerkunst vermag, in sich begreifen, und ich muß es also den Söhnen der Kunst, deren Sache es ist, sich auf solche Dinge zu verstehen, überlassen, die Schönheiten dieser Art, die in diesem Meisterwerke zusammenkommen, als die ungemeine Richtigkeit der Umrisse, die meisterliche Mischung und verständige Wahl der Farben, die geschickte Schattirung, die schönen Verhältnisse aller Theile gegen einander und die daraus entstehende Harmonie des Ganzen nach Würden zu preisen.“

der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiedenen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspectiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspectiv angebracht worden, den Gemälden eines einzelnen Gegenstandes, dem bloßen Portrait, wenn es schön und vollkommen sein soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemäldes überhaupt, bei welchen das Perspectivische sein und nicht sein kann.

Mich dünkt sogar, es aus einem Zuge des Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perspectiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er; *ἀνω δε της εἰκονος, οἰον ἀπο τινος σκοπης Ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων*[1]): er sei oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte scheint mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen der alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehen, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspectivischen Behandlung fähig wären, sondern ich will nur sagen,

einzige, was sie vor sich hat, und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspectiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Herr Klotz citirt, sondern im Zeuxis dieses Gemälde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Copie desselben sei in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken wollen, im Schiffbruch untergegangen", es das erstemal für Rom Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

1) Ebenda, S. 423: „Ueber ihr zeigt sich von einer Anhöhe ein Centaur, der ihr Mann zu sein scheint, aber nur bis zur Hälfte des Pferdes sichtbar ist: er schaut freundlich lachend auf sie herab, indem er in der einen Hand den Welfen eines Löwen emporhält, als ob er seine Kleinen zum Scherz damit erschrecken wolle."

daß, wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die größere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspectiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, *το εὔσκιον,* die gute Schattirung; *το εὔπνουν,* das Lebende, und *το εἴσεχον και ἔξεχον,* das Herausspringende und Zurückweichende. [1]) Was haben diese Eigenschaften mit der Perspectiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde sein, wo gar keine Perspectiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tieferen Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden, welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu sein scheint. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt: digiti eminere videbantur, et fulmen extra tabulam esse [2]), mußte er darum, weil er das *εἴσεχον* und *ἔξεχον* in so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk sein, welches Perspectiv, und eine richtige Perspectiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philostratus sagen: „sie kann von nichts Anderes handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen und andere dem Auge zu nähern.“ Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts Anderem handeln? Und gleichwohl handelt sie von etwas Anderem. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz sagt; wäre dadurch die Perspectiv der alten Gemälde erwiesen?

---

1) Klotz citirt S. 95: „Philostr. Vit. Apollon. c. 20, p. 71. *ὥσπερ λόγος εὐδοκίμου γραφῆς, οἷον εἰ Ζεύξιδος εἴη τι, ἢ Πολυγνώτου, ἢ Εὐφράνορος, οἳ τὸ εὔσκιον ἠσπάσαντο καὶ τὸ εὔπνουν καὶ τὸ εἰσέχον τε καὶ ἐξέχον.* cf. Junius de Pictura L. III, c. 3, p. 171 et Schefferus de arte pingendi c. 34. p. 125.“

2) Plin. Hist. nat. XXXV, 36, 8, 15.

Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspectiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedenen Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschießen", fährt Herr Klotz fort, „diese Schwächung, oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perspectiv?" Was steht von alledem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspectiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Styls, und es steht in keines Menschen Macht von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieser: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben"; was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte und folglich von Herr Klotzen zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt; aber freilich mag es weder Junius noch Scheffer sein, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Klotz seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist unstreitig Du Soul; denn als er in der Reitzischen Ausgabe des Lucians jene Beschreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten bei dem *σκιασαι ἐς δεον* nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerei, sondern auch die nämliche Stelle des Philostratus dabei angeführt.*) Nun schlug Herr Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Capitel citiren zu können, für sich aufbehalten sah: so glaubte er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch

*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. *Vid. Philost. p. 71* et Junius de Pict. Vet. III, 3.

nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht sein; ich fürchte nur, es wird ein Dritter kommen, der auch Herr Klotzen die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71 durch Philost. Vit. Apollon. c. 20, p. 71 berichtigt, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher, und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bei solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich auf solche Kleinigkeiten brüstet? — Bisher unbemerkt! Von mir zuerst bemerkt! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weist, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu sein einbildet? —

Sogar Webb[1]) hat diese Stelle des Philostratus gebraucht.*)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Herr Klotz der Erste, welcher die Stelle des Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspectiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle bloß von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspectiv ist sie zu verstehen; Herr Klotz ist der Erste, der dieses sagt, — und auch der Letzte, hoff ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bei welcher Gelegenheit Herr Klotz die Ausschweifung über die Perspectiv der Alten in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bei der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl:

*) S. 100 deut. Uebers.

---

1) Vgl. IV, S. 313.

und wie Viele meinen Sie, daß er deren anführt? In Allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — Einen. Und dieser Eine ist gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt: „daß er gewiß glaube, er sei der Einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, hab er nichts Aehnliches angetroffen, wo die Perspectiv so wäre beobachtet worden." [1])

„Ueberhaupt", sagt Herr Lippert*), „ist die Perspectiv bei den Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die solche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberei einen nicht treiben? Wenn ich die Beschreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche gelesen, worinnen von dessen schöner Perspectiv etwas gesagt worden, habe ich auch allemal lachen müssen; denn das sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, aber wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieser Wissenschaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmten die Dinge so ungefähr nach, wie sie sich dem Auge darstellten, ohne die Regeln und Ursachen zu wissen, warum die entfernten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. Es ist aber etwas sehr Gemeines, daß man von Sachen urtheilt, wovon man doch nichts versteht."

Wie kömmt es, da Hr. Klotz sonst sich die Einsichten des Hrn. Lippert so frei zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Hr. Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspectiv zeigen will. Aber Hr. Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bei der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehen lachen, das sich auf den Beifall ganz anderer Leute gründet! —

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch

*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

1) Daktyliothek I, S. 344.

Einen solchen Mann möchte er sich gern dazu aussparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt, denn dieser fand in der Folge das Perspectivische in den Herculanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darin zu finden versprach, als er nicht so gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte.*)

Daß solches auch mehr geschehen zu sein schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen**), deren Verfasser[1]) gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beiden besitzt. Ich hätte daher gern den Hrn. Klotz an diesen Schriftsteller verwiesen. Aber seine deutsche Bibliothek ist mir zuvor gekommen***), und hat diesen Schriftsteller bereits an Hr. Klotzen verwiesen. Diesen Schriftsteller an Hr. Klotzen! Nun das ist wahr: die deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem anderen noch etwas lernen könnte. Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen

*) Bibl. d. sch. Wissensch. und der fr. K. B. VI, Stück 2, S. 676, verglichen mit S. 185 der Betrachtung über die Malerei. [In dem ersteren Citat ist ein Fehler, den ich aber noch nicht habe berichtigen können. R. B.]

**) S. 183. [Besonders aber S. 184 f.: „Da ich nun bisher noch keine Zeichnung der Alten von vielen Figuren und Nebenwerken in verschiedener Entfernung gesehen, die gehörig perspectivisch gezeichnet; indem die Entfernungen bald zu groß, bald zu klein, und nicht nach einem Augenpunkte angedeutet gewesen: so habe gezweifelt, ob man den Alten die perspectivische Zeichnung vieler Figuren, nebst ihrem Beiwerke, zuschreiben könne. Eben so ist es mir mit der Maler-Perspective gegangen. Ich habe noch kein Gemälde der Alten gesehen, wo ich eine Abweichung des Lichts und Schattens regelmäßig gefunden; und also habe ich auch diese Art ihnen mit Gewißheit nicht beimessen wollen. — Daß hingegen die Alten einzelne Figuren vollkommen, also auch nach dem Gesichtspunkte zeichnen können: davon haben wir so viele Proben, daß es Niemand leugnen darf."]

***) Fünftes Stück, S. 132. [„Ferner leugnet der Verfasser immer noch, daß die Alten die Perspectiv verstanden und perspectivisch gezeichnet hätten. Der Graf Caylus und jüngst Herr Klotz haben durch mehrere Beispiele das Gegentheil bewiesen, und denen von beiden angeführten Beispielen könnten noch andere beigefügt werden (s. Monimenti antichi inediti spiegati ed illustrati da G. Winckelmann n. 208). Der Hr. Verfasser kann also bei diesen Schriftstellern die Exempel von alten Kunstwerken, wo bei mehreren Figuren und Nebenwerken die perspectivische Zeichnung nicht vernachlässigt worden, finden." Die Recension ist mit „F." unterzeichnet.]

---

1) v. Heineke. Vgl. VII, S. 204; VIII, S. 281.

Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten wegen der Perspectiv der Alten verweist [1]), und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier [2]) und Caylus in den grundgelehrten Werken der französischen Academie der Inschriften, aus welchen Hr. Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle, geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freilich ist das arg; aber doch, dächte ich, stellt sich die deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo auch ein Blatt von dem sogenannten Petschaftringe dieses Meisters bringt, so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo sei der Verfertiger davon gewesen". Nein, das kann er wohl nicht geglaubt haben; denn drei Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. [3]) Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

---

1) v. Heineken, S. 186: „Man kann über solche Stelle die Anmerkungen verschiedener Gelehrten, sonderlich des Daniel Barbaro in seiner Perspectiva prattica lesen: so wird man sehen, daß diese Männer so wie ich gedacht, oder vielmehr, daß ich ihnen nachgeschrieben habe. Ich könnte ferner anführen, was Philostratus, Franciscus Iunius, Ludovicus Demontiosus, Io. Petrus Bellori, Ioannes Fonseca, Vossius, Lucas Holstenius, Filippo Baldinucci, Paolo Lomazzo, David Durand, François Fragnier, der Abbé Barthelemy. Georg Turnbull und viele Andere, die ich nicht nenne, über diese Materie geschrieben. (Anm. Daß Landini in seinem Commentario über den Dante, und zwar in der Vorrede, gleichfalls von dieser Materie handele, will ich deshalb anführen, weil es vielleicht nicht sehr bekannt ist.)"

2) Klotz, Beitrag 2c. S. 179 citirt seinen: Discours sur la Perspective de l'ancienne Peinture ou Sculpture im XI. Band der Memoires de Litterature S. 153 f. (Amst. Ausg.)

3) v. Heineke, S. 427 f: 21. Der Petschaftring des Michelangelo, ein mittelmäßiges Blatt, nach Madlle Cheron Zeichnung, von B. Picart gestochen. Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar. — Ueber dies Stück hat man zween kleine Tractate geschrieben: 1) Feste d'Athenes, representée sur une Cornaline antique du Cabinet du Roi, nommée le cachet de Michelange, expliquée par Mr. Bandelot à Paris, chez Pierre Cot. 1712 in 4^{0} und 2) Andr. Elie Rosman Remarques sur le Cachet de Michelange; à la Haie 1752 in 12^{0}."

Dreizehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehört, nach welchen Michel Angelo studirte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Classe, welche die Bildnisse desselben vorstellen, ebenso wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt Jeder: nur ein Kritikaster wie F.[1]) will es nicht fühlen. Denn hier oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt", fragt er, „unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?" Hat der Schriftsteller, den er zu hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke bloß ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiedenen Arbeiten desselben, und es fehlt viel, daß sie alle gestochen sein sollten. „Der Verfasser", fährt er fort, „wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen." Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat[2]), kann freilich so viel nicht wissen, als Hr. F., der den Artikel im Füeßlin von ihm gelesen.[3]) Von so

---

1) Vgl. VIII, S. 252.

2) v. Heineken, ebenda, S. 357: „Das Leben des Michelangelo Bonaroti zu beschreiben, ist eine überflüssige Arbeit, seitdem wir die neue Auflage von der Lebensbeschreibung dieses großen Künstlers besitzen, welche vor Alters Ascanio Condivi beschrieben und nunmehro Antonius Franciscus Gori mit Anmerkungen verschiedener Gelehrten ans Licht gestellt hat. Außerdem ist des Vasari Lebensbeschreibung von Michelangelo, welche sogar die vorige, nämlich des Condivi, übertrifft, mit so einsichtsvollen Anmerkungen von dem Prälaten Bottari herausgegeben worden, daß es schwer sein würde, noch etwas hinzuzusetzen."

3) Künstler-Lexicon I, S. 64: „Bonaroti (Michael Angelus), geboren in dem Schloß Caprese, Florentinischen Gebiets, wo sein Vater Befehlshaber war, A. 1474. Lernte bei Dominicus Ghirlandajo und Bertoldo. Wer die berühmte Statue Moses an dem Grabmal Pabst Julius II. in der Kirche S. Pietro in Vincoli, das letzte schreckliche Gericht in der Sixtinischen Capelle des Vaticans und die

einem Manne kann man freilich ohne Bedenken schreiben: „Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneiderkunst gar nicht kennen.“ Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzugesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar.“ — „Dieses versteh ich nicht!“ ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccart'schen Platte sagt!

Und solches Zeug in den Tag hineinschreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sei?[1])

---

verbesserte Baukunst an der S. Peterskirche sieht, wird mit Grunde sagen können, daß er in der Bau=, Bildhauer= und Maler=Kunst ein Wunder der Welt gewesen sei. Er wurde von sieben Päbsten geliebt und hochgehalten. Der Türkische Kaiser Soliman, Kaiser Carl V., König Franciscus I., die Republik Venedig und andere Potentaten suchten ihn in ihren Diensten zu haben. Michael Angelo war in obgemeldten drei Hauptkünsten ein großer Meister, vornehmlich aber in der Bildhauerkunst. Sein großer Cupido und seine Statue des Bacchus sind Stücke, welche man weder genug betrachten, noch genug loben kann. Seine Manier in der Malerei ist kühn und schrecklich, er liebte darinnen das Schwere und Seltsame, die Muskeln und die Theile des Leibes drückte er allzu stark aus. Sein ernsthafter Geschmack verhinderte das Angenehme; die Gesichtsmienen sind stolz, aber meistens unangenehm. Seine Färbung ist hart und ziegelfärbigt. In Summa, er suchte allzu sehr sich von Anderen zu unterscheiden. Aber welches Feuer, welche Stärke der Ausdrücke in seinen Compositionen! Welche Entzückung, welche Erhabenheit in seinen Ideen! Dieser Künstler starb zu Rom A. 1564 und wurde in der Kirche der H. H. Aposteln beigesetzt, nicht lange darnach aber ward sein Leichnam heimlich nach Florenz geführt, da er in der Kirche zum H. Kreuz begraben und ihm ein prächtiges Grabmal aufgerichtet worden ist. Condivi, G.“

1) Deutsche Bibliothek III, S. 60—70 wird recensirt unter der Chiffre „Dtsch.“: (Herders) „Ueber die neuere deutsche Literatur, Fragmente, als Beilagen zu den Briefen die neueste Literatur betreffend; dritte Sammlung. Riga. Bei Johann Friedrich Hartknoch. 1767. 332 S. in 8⁰.“ Am Schluß, S. 70, heißt es: „Noch einen Fehler muß ich anzeigen. Hr. Herder schreibt S. 73: ‚Du wirst mit den Augen sehen, mit denen Plato sah, wenn er sich der unkörperlichen Schönheit aus dem Reiche der Geister erinnerte, mit denen Winckelmann sieht, wenn er bei dem Apoll im Belvedere oder Herkules im Torso oder dem Laokoon oder der Niobe ins Reich unkörperlicher Ideen geräth.‘ Wie kann man von dem gepriesenen Rumpfe (Torso) des Herkules also reden? Scheint H. H. nicht das Wort Torso für einen Ort angesehen zu haben? — Ueberhaupt wird es jetzt Mode,

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke[1]) des Hrn. Winckelmanns*), und auf einmal stoße ich auf folgende Stelle: „Beim Laokoon gedenkt Hr. Winckelmann Hrn. Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabei, es wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoon in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Lessing'schen Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit jüngeren beim Plinius und aus dem ganzen Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zwo neuer Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinschrift, mit dem Namen des Athanodors, Agesanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst ist.[2]) Denn diese kömmt an den Köpfen der beiden Söhne vollkommen mit den beiden Ringern zu Florenz, in welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt hat[3]), überein. Da hier Hr. W. seines Landsmannes Erwähnung thut, so dürfte es Jemanden wundern, warum er nicht beim Borghesischen Fechter eben desselben Deutung dieses Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein diese Vorbeilassung gereicht dem Hrn. Winckelmann zur Ehre; er hätte Hr. Lessingen sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz

*) Göttingische Anzeigen, 22. und 23. Stück dieses Jahres.

---

von Künsten und Kunstsachen zu reden und zu schreiben, ohne gleichwohl Beides zu kennen. Ich habe oft meine Freude an den lächerlichen Fehlern, in die diese Scribenten verfallen. Aber für Hr. Herder schickte es sich am wenigsten, so etwas nieder zu schreiben."

1) Monumenti antichi inediti. Der Recensent war Heyne. Lessing an Heyne, den 5. Januar 1769: „Daß Niemand als der Hr. Prof. Heyne die Recension von Winckelmanns Monumenti könne gemacht haben, sagte ich mir gleich selbst. Aber was mich darin anging, hielt ich für die Interpolation eines Freundes, wie ich deren in Göttingen mehrere haben muß. Denn was in den dortigen Anzeigen seit einigen Jahren von mir recensirt worden, hat Alles einen Ton — von dem ich frei bekenne, daß er mich jederzeit sehr beleidigt hat. Ich berufe mich unter Anderem auf das Urtheil von meiner letzten Cömödie."

2) Winckelmann, Monumenti I, S. LXXIX.

3) Ebenda II, 2, S. 119. Vgl. Christ, Vorlesungen, ed. Zeune, S. 201, Anm. 25).

verwechselt hat, welche im Museum Florent. Tab. 77 unter dem Namen Miles Veles steht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht obnixo genu scuto.“[1])

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt ich mir. Ich las nochmals und nochmals; je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht, was ich anderes aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzu stolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Hr. Winckelmann diese Verwechslung nicht aufgemutzt haben? Aber der Recensent ist so großmüthig nicht, er mutzt mir sie auf. Bei Allem, was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich verbundener sein, als dem Hrn. Winckelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winckelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borghesischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeint, als die Er unter diesem Namen meint; keine andere, als die Ihm der Herr v. Stosch für einen Discobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter, als für einen Discobolus, sondern für einen Soldaten erkennt, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte.[2]) Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und ist diese Statue nicht der Borghesische Fechter, ist sie der Miles Veles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beide diese Werke Hr. Winckelmann selbst und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Hr. Winckelmannen glauben wollen; aber dem ungeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das selbst Sehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja Alles an, was die,

1) Vgl. v. Murr, Anmerkungen zum Laokoon, S. 11.
2) Vgl. IV, S. 218.

die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borghesischen Fechter erkennt? Oder ist es nicht der Borghesische Fechter, welcher bei dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29) von vier Seiten, bei dem Maffei (Taf. 75, 76) von zwei Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68) gleichfalls von zwei Seiten erscheint? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben, den Miles Veles in dem Florentinischen Museum hingegen nicht; wie ist es möglich, daß ich beide Figuren dem ungeachtet verwechseln können?

Endlich, worin habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwei Dinge, wenn man dem Einen Eigenschaften beilegt, die nur dem Anderen zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borghesischen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz Anderes einwenden können, und die Wahrheit zu sagen, nur diese Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich, daß das Buch des Hrn. Klotz „über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke“ ein ganz nützliches Buch für den sein kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der

Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiedenen Daktyliotheken, wenn Winckelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, so steht die Krähe wieder da![1])

Hätte Hr. Klotz bloß aus fremden, seltenen Büchern zusammengetragen, so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sei immer gute Prise. Aber sollte er seine eigenen Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die näheren Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen zur Entschuldigung des Hrn. Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts Anderes thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabei thun lasse, und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen“, sagt er*), „die Anordnung

*) S. 16.

1) Vgl. I, S. 240. Lessing an Nicolai, den 9. Juni 1768: „Der Mann (Klotz) nimmt das Maul gar zu voll und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissenderen armen Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geschnittenen Steinen ist die elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verstanden hat; und Alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, ist jämmerlich.“ Vgl. Raspe's „Anmerkungen“ zu Klotz' Buche, 1768, am Schluß (S. 63): „Seine herrlichen Gaben zum Compiliren würden noch deutlicher erkannt werden, wenn auf eben die Weise als hier über sein Werkchen von geschnittenen Steinen geredet worden, sich Jemand die Mühe geben wollte, seine saubere Arbeit über die Münzen, und seine Compilationen über den Tyrtäus, den Homer und den Horaz durchzusichten. Eine mehr beschämte Krähe müßte die gelehrte Welt noch nicht gesehen haben. Aber was sage ich von Scham? Scham und gewisse Leute gehen auf so verschiedenen Wegen, daß sie sich niemals treffen können.“

der Sachen und einige eigene Bemerkungen werden diesen Aufsatz gegen den Vorwurf der Compilation schützen."

Einige eigene Bemerkungen? klingt bescheiden genug! Aber welches diese eigenen Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgesondert hat. Was übrig bleibt, ist freilich sein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator sollte diese wenigstens verificiren. —

Und ist es auch wahr, daß sie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen.

„Die geschnittenen Steine", schreibt Hr. Klotz*), „machten noch einen anderen Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer suchte verschiedentlich ihrem Putze dadurch einen größeren Glanz zu verschaffen.[1] Hierzu nahm man die erhaben geschnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieser vortrefflichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den Augen der Zuschauer eine ungemein schöne Wirkung thun."

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an.**) Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geschlecht besetzte die Kleidung mit Steinen"; und beruft sich desfalls auf den Claudian.***) Aber dort, bei dem Claudian, ist nicht die geringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl sein, daß unter diesen auch

*) S. 22.
**) De Armillis veter. p. 13 et 35.
***) De Laudib. Stilic. Lib. II, v. 89.

---

1) Klotz fügt hinzu: „Man besetzte die Kleidung damit, man schmückte die Armbänder damit aus."

geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula", fügt Hr. Klotz hinzu, „ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach." Und das soll Suetonius*) versichern. Aber das Zeugniß des Suetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen (gemmatas indutus paenulas), und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Klotz. Zweitens sagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nachgeahmt; denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Geschlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen classischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man diese Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß sein, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher[1]) schreibt Hr. Klotz: „Um den Ring des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht." Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Rings wegen den Isidorus an?[2]) Man muß den Isidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Isidorus der wörtliche Ausschreiber des älteren Plinius; Plinius ist hier die Quelle**), und diesen hätte Hr. Klotz anführen müssen.

*) In Calig. c. 52.

**) Lib. XXXIII, Sect. 4, et Lib. XXXVII, Sect. 1. [„Nam de Prometheo omnia fabulosa arbitror, quamquam illi quoque ferreum anulum dedit antiquitas, vinculumque id, non gestamen, intelligi voluit. — Fabulae primor-

---

1) S. 16.

2) „v. Isidor L. XVI, Orig. c. 16."

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen, damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besonderen Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die sie erörtern wollen, geflissentlich und umständlich gehandelt wird, sich auf Stellen beziehen, wo man dieser Sache nur im Vorbeigehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, der auch nicht der geringste Nebenzug entwische.

Z. E. um zu beweisen, „daß man in Rom sogar die Bildsäulen mit Ringen geziert", würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht so Herr Klotz und seines gleichen; sie führen lieber eine Stelle des Cicero an**), wo unter verschiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben so wohl die Statue des Scipio Africanus sei, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Herr Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabei vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirkliche Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe gewesen sein. Waren es aber nur solche, so mußte sie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger

dium a rupe Caucasea tradunt: Promethei vinculorum interpretatione fatali: primumque saxi hujus fragmentum inclusum ferro, ac digito circumdatum, hoc fuisse anulum, et hoc gemmam."

*) Lib. XXXIII, Sect. 4. [„Nullum (sc. anulum) habet Romuli in Capitolio statua, nec praeter Numae Serviique Tullii alia, ac ne L. quidem Bruti."]

**) Hr. Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bei Hr. Klotzen sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der classischen Schriftsteller unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April schicken.

machen.[1]) Man bedenke, wie abstehend ein einzelner Finger von den anderen hätte müssen gearbeitet sein, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen, und erinnere sich, daß es der alten Meister ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich auszuführen.

Aber der Fehler des Herrn Klotz ist es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverlässig voraus, daß er jeden feineren Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Capelle[2]) bringt, für Sophisterei erklären wird.

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bei jedem Schritte aufstoßen.

Den Eingang (von Seite 1—16) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Ekel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerksamer machen![3]) Möchten sie doch von mir lernen wollen![4]) Ich will ihnen eine kleine Anweisung geben! Ich will sie gleichsam bei der Hand ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen! Ich will ihnen diese Werke zeigen ꝛc.“[5])

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache.[6]) „Ehe Ich“, schreibt er, „meine Leser von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen

---

1) Klotz, S. 19: „Die Gewohnheit, Ringe zu tragen, scheint ihre Anzahl vornehmlich sehr vermehrt zu haben.“

2) Eine Vertiefung im Herde zur Reinigung des Silbers und des Goldes.

3) Klotz, S. 2: „Eben um deswillen halte ich es für meine Pflicht, die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Mittel, wodurch sie zu diesem Endzwecke, der auf das Wohl unserer Mitbürger und das Glück der Nachkommen abzielt, aufmerksamer zu machen, als sie es bisher gewesen sind, oder vielmehr haben sein können.“

4) Ebenda S. 5 f. — 5) Ebenda S. 15. — 6) Ebenda S. 16.

unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch bewundern, von dem mancherlei Gebrauche der geschnittenen Steine und ihren Abdrücken vorausschicken."

Sie wissen doch, was die französischen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich, wird ihre Benennung auf die vorausgeschickten Kenntnisse des Hrn. Klotz vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat Jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis[1]), und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben*) zu können, die wenig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudian und Sueton, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt, und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen.

Ich könnte z. E. Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beibringt**), zu

*) Denn der ist doch wirklich ein bloßer Abschreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19. Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII, 18, weil er beim Kirchmann (de Annulis cap. XI, p. 59) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beim Kirchmann; das siebente Buch des Macrobius hat keine 18 Capitel, es muß 13 heißen. [Die Stelle bei Kirchmann steht in der Ausgabe Leyden 1672: S. 78.]

**) S. 23.

---

1) Und zwar zum Theil ohne ihn zu nennen, wie sogleich in der unten folgenden Stelle.

Sammlungen geschnittener Steine macht?[1]) Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die minder kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten; die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bei den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verletzen zu lassen. Tantum, sagt Plinius*), tribuunt varietati, coloribus, materiae, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen sein? Warum muß ihn Hr. Klotz zu einem Kenner machen? „Wir lesen", versichert er, „daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zuerst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe." Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romae.[2]) Sind denn gemmae nothwendig geschnittene Steine? Weil bei den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Hr. Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch jetzt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben; und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen sein, welche Pompejus und Cäsar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel schenkten?

„Auch vom Mäcen", sagt Hr. Klotz**), „wissen wir, daß er eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz,

*) Lib. XXXVII, Sect. 1.
**) S. 24.

---

1) Vgl. unten den Artikel „Zanetti" aus den „Collectaneen".
2) Die Stelle lautet vollständig (cap. V zu Anfang): gemmas plures, quod peregrino appellant nomine dactyliothecam primus omnium habuit Romae privignus Syllae Scaurus.

sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn." Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweist[1]), nicht bei der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse sein, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te smaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellt bloß die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keineswegs seine Liebhaberei an Edelsteinen.[2]) Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben[3]), für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beim Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Hr. Klotz darauf

---

1) „v. Burmanni Antholog. Epigr. Lat. L, II, 412, add. p. 256." Vgl. unten die Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe Nr. LXIV und LXV.

2) „Nichts kann ungereimter sein, als wenn Klotz die Neigung Mäcens zu Edelsteinen aus dem Fragment seiner Verse an Horaz beweisen will. Um so viel ungereimter, weil nach der Lesart beim Isidor, und selbst nach der Wiederherstellung des Alciatus, vollends gar nichts aus diesen Versen folgen würde. Denn der letztere lieset sie:

Lucentis, mea vita, nec smaragdos,
Beryllos mihi, Flacce, nec nitentes,
Nec praecandida margarita quaero,
Nec quas Thynica lima perpolivit
Annellos, nec Jaspios lapillos.

Aber auch die Lesart des Turnebus in den ersten Versen:

Lugent te, mea vita, te smaragdos
Beryllos quoque u. s. f.

könnte eben so gut Horazens, als Mäcens Vorliebe für Edelsteine beweisen. Diese Verse beweisen übrigens allerdings, daß August nur allzu sehr Recht hatte, wenn er dem Mäcen Ziererei und Kakozelie in seiner Schreibart vorwarf." (Eschenburg.)

3) Daniel Caspar von Lohenstein, geb. den 25. Januar 1635 zu Nimptsch in Schlesien, starb zu Breslau am 28. April 1683. — Joh. Christian Hallmann, starb 1704 zu Breslau. — Vgl. Flemming, Jena 1666, S. 153:

Da kann ein Buhler nicht die Schönheit g'nug beschreiben,
Die an der Liebsten ist. Muß Tag und Nacht vertreiben
Mit ihrer Gaben Lob. Er fängt von oben an
Und rühmt der Glieder Pracht, so sehr er immer kann.
Des irdischen Gestirns, der liechten Augen Blicke
Seind ihre starke Kunst, damit sie ihm entzücke

berufen können, daß Mäcenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem siebenunddreißigsten Buche genutzt zu haben bekennt. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen sein; war er es darum von geschnittenen? Wenn er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Hr. Klotz*), müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführt. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann[1]) auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bei ihnen waren, als sie bei uns sind. Wer sie ganz und gar leugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches *προγονικον σφραγισμα*, wie es Dio**) nennt? Bis auf ihn hatten die Kaiser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt[2]), aber er behielt sein Geschlechtssiegel,

*) S. 20.
**) Libr. LI, p. 634, Edit. Reimari.

Der matten Sinnen Rest. Der glatten Stirnen Zier
Ist Amors sein Magnet, der ihn stets rückt zu ihr.
Das Haar, das schöne Haar, sind ihre starken Binden,
Damit sie ihm das Herz und Geister kann umwinden.
Die Wangen sind Berill, die Lippen ein Rubin,
Die ihn zu ihrer Gunst auch wider Willen ziehn.
Das Kinn ist Perlen Art. Der Hals von Alabaster,
Die Kehle Chrysolith. Der Brust erhobnes Pflaster
Der reinste Marmorstein. Die Arme Helfenbein.
Die Finger Karniol. Und was des mehr mag sein.
Er ist aus sich verzückt. Er weiß nicht, was er saget.
Bald ist er gutes Muths, bald hebt er an und klaget.

Ferner Wernike (der die Schlesier durchhechelt, vgl. S. XII f.), S. 33. Lohenstein, Blumen, S. 51 (Philipp an Eboli): „Ihr Mund, der mit Rubin der Zähne Perlen decket." S. 70 (Siegeskranz der Röthe): „Wer aber kann die Kraft der Lippen recht erheben, Wenn ihr Rubin uns flößt des Küssens Zucker ein?" S. 82: „Perlen=Mund, den Nelken rings umblumen, Der Becher aus Rubin, der voller Zucker schwimmt." S. 87: „Die lebenden Rubin auf Lippen, Brust und Wangen." S. 191: „Ihr Mund ist von Rubin und Balsam ausgezieret." Cleopatra, S. 25 (Anton): „Rubin dekt ihren Mund. (Proculejus.) Octaviens Corallen."

1) „v. Kirchmann de annulis c. XI, p. 95" (Klotz). In der Ausgabe Leyden 1672, S. 80.

2) Plinius, Hist. nat. XXXVII, Sect. 4: Qui Divi Augusti imaginem similem expressit, qua postea Principes signabant, Dioscorides.

welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nämlichen Capitel bei, in welchem er die Geschlechtssiegel der Alten leugnet[1]; aber welcher Compilator hat nicht auf der anderen Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Hr. Klotz diese Materie schließt!*) „Wir würden also, sagt er, von der Steinschneiderkunst ungefähr folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheint im Orient entstanden zu sein, wurde von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Hrn. Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinschneiderkunst beizulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß sie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilt worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völker, historische Beweise davon, und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht, sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Capitel in Winckelmanns Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiedenen Stufen der Kunst geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Hr. Klotz hierauf von dem verschiedenen Stile der Aegyptischen, Hetrurischen und Griechischen Künstler beibringt, das

*) S. 26.

---

1) Cap. XI, S. 83 der vorhin erwähnten Ausgabe.

gehört dem Hrn. Winkelmann, ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahirt hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Hr. Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat", sagt er*), „viele hohlgegrabene Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnittenen Stein gesehen zu haben.[1]) Hatten die Aegypter keinen Geschmack an den letzteren? oder hat ein ungefährer Zufall sie unseren Augen entzogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen, den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bei ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol.**)

Nun sehe ich den Ort nach, wo Hr. Klotz bei dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe, daß Caylus bloß sagt: „Ungeachtet wir eine große Menge Aegyptischer Steine kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch beinahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geschnitten sind, und die wir pierres camées nennen."***) — Beinahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste Aegyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größeren, besaß D. Mead.†)

Ich glaube gläserne Pasten von beiden in der Stoschischen, jetzt Königl. Preußischen Sammlung gesehen zu haben. Herr

*) S. 27.
**) Samml. von Alterth., B. 1, Taf. 1, Nr. 3.
***) Ebendas. S. 26 deutscher Uebers.
†) Traité de la Méthode antique etc. Préf. p. 7.

---

1) „v. Recueil T. I, p. 24." (Klotz.)

Winckelmann sagt zwar*), daß das Original des ersteren sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen sein. Wo das Original des zweiten sei, giebt Hr. Winckelmann gar nicht an; doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich, desto besser: so finden sich zwei vortreffliche erhabene Aegyptische Steine mehr, die dem Hrn. Klotz wohl hätten bekannt sein sollen.

Die nämliche Stoschische Sammlung enthält noch verschiedene andere, sowohl alte als neue Aegyptische Pasten, die alle von erhabenen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetten entweder verstreut sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Hr. Klotz über die vermeinte gänzliche Vermissung erhabener Aegyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch, damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der anderen, und folglich auch häufiger. Daher sind, nicht bloß bei den Aegyptischen Steinen, der Cameen die wenigeren: sondern bei allen. Der Luxus allein vermehrte die Cameen, und wenn bei den Aegyptern der Cameen gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bei den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bei jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bei diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzufügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die sogenannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hinteren convexen Fläche

*) Déscript. des Pier. gr. p. 9. 10.

aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Hr. Klotz muß aus seinem Caylus wissen*), daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt**), daß die Käfer, welche die Aegyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit gewesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Klotz meint, daß mit den anderen Aegyptischen Steinen geschehen. Die von erhabener Arbeit sind nur allein übrig geblieben; ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem anderen Auge betrachtet Caylus, mit einem anderen Winckelmann die Werke der Hetrurischen Künstler. Caylus neigt sich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetrurische Kunst Aegyptischen Ursprungs macht; Winckelmann hingegen will davon nichts wissen, sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, so waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den ersten Unterricht darin bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für Hetrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurückzuschließen; dieser erkennt zwar in dem ältesten Hetrurischen Stile die Aehnlichkeit mit dem Aegyptischen; aber auch der älteste griechische Stil hatte diese Aehnlichkeit, und das ist genug, sie in den Hetrurischen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden; desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefähr eine Verbindung ist zwischen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke", sagt er***), „kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Hetrurier geflossen: ich meine

*) Bd. I, Taf. IX, Nr. 3.

**) Hist. Animal. Lib. X, cap. 15. — *Εγγεγλυμμενον κανθαρον.*

***) S. 2?

Aegypten.[1]) — Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer Bekanntschaft mit Griechenland." Die Werke späterer Zeiten: sehen Sie, nun hat Caylus und Winckelmann Recht; Einer so gut wie der Andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetrurische Steine Herr Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drei Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der Hetrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compilator kann sich widersprechen, so oft als er will.[2])

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit", schreibt er*), „ward die Steinschneiderkunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach der Meinung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten."[3]) Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftsteller von den Aegyptern: aber nach seiner, und besseren, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen diese gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision sein, und wir wollen, was er da vorbringt, von einer anderen Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneiderkunst von den Aegyptern empfangen? Herr Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweist uns desfalls auf Nattern. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bei dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté

*) S. 29.

1) „v. Caylus Recueil T. I, p. 78; T. III, p. 68." (Klotz.)

2) Ebenda S. 28: „Herr Winckelmann hat aus der Stoschischen Sammlung drei Hetrurische Steine bekannt gemacht (ebendaselbst S. 99), wovon einer ein sehr seltenes und wegen seines Alterthums merkwürdiges Werk ist." Vgl. Bibliothek der schönen Wissenschaften XI, 1, S. 56.

3) „v. Natter, Methode antique de graver. Praef. p. 6." (Klotz.)

leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déjà prouvé évidemment. Ein Stern verweist mich unter den Text, und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz, und Alles beruht folglich auf dem Plinius, dessen Anführung buchstäblich nachgeschrieben so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Egyptis) mos erat, etc.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geschnittenen Aegyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?" zurückbehalten haben, indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben, wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Capitel des fünfunddreißigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünfunddreißigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter oder Herr Deschamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Herr Klotz*) nach dem alten, von Winckelmannen**) genugsam widerlegten Vor-

*) S. 30 u. f. — **) Gesch. der Kunst, S. 291 und 293.

urtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner", sagt er, „bemerken an den römischen Steinen eine trockene Zeichnung, ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geist noch Charakter." [1]) Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Stil ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Stile. Aber wer heißt denn diese wahren Kenner, Alles was schlecht ist, für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eigenen Erfindung, und mit einer Behendigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer", versichert er, „hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten."

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Baumeister anzudeuten.

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.[2])

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutsche ganz andere Architecten und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Herr Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freilich nicht sein; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden (nicht Flatuarius, wie Herr Klotz zweimal mit großen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen), wohl etwas ganz Anderes heißen. „Herr Walch", sagt Herr Klotz, „erklärt es richtiger

1) „v. Mariette, Recueil des pierres grav. t. 100 et 115. Caylus Recueil T. I, t. 71, n. 3; t. 62, n. 2.

2) Vgl. Literaturbriefe VI, S. 211 f.

durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator.“ [1]) Es kann sein; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meister großer Werke nicht anders darunter verstehen, als insofern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigilliarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche nach dem Savot und Rink größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? [2]) Ich sollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute.*) Bei dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt: scalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum causa [3]); er sagt: adamantis crustae expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur; hingegen sagt

*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quae pro sigillo solet insculpi. *Salmasius ad Solinum* p. 1100, Edit. Par. [Ed. Traj. S. 774.]

---

1) „Gruter hat folgende Aufschrift bekannt gemacht: (in Corp. Inscript. p. 638, n. 6): C. Iunio Thalationi C. Maecenatis Liberto Flatuario Sigilliario C. Iunius Evokatus Felix Tit. DD. Dieses Wort, Sigilliarius, kommt auch in mehreren Aufschriften vor. v. Reinesii Inscript. Class. XI, n. 89. Meibom (in Vita Maecenat. c. 21, p. 125) und Kirchmann (de annulis) c. 11, p. 94 [Leyden 1672, S. 79]) erklären es durch Steinschneider (δακτυλιογλυφος). Allein sowohl die Ableitung desselben als die Verbindung mit dem Worte flatuarius widersprechen dieser Erklärung. Herr Walch erklärt es dahero richtiger: signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator. v. Acta Soc. Latin. Ienens. Vol. IV, p. 59, add. Baudelot l'Utilité des Voyages P. I, p. 335.“ (Klotz, S. 32 f.) Kirchmann hat die richtige Form flaturarius.

2) Vgl. Raspe, Anmerkungen ꝛc., S. 23: „Die Römer hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten.“ Eine ärgere grammatikalische Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen. Plinius nennt die Steinschneider scalptores, und die Stelle, wo er das thut, ist dem Herrn Geheimden Rathe nicht unbekannt. Er bestreitet sie weiter unten, um eben so gründlich als hier zu zeigen, daß Plinius ein Ignorant war.“

3) ed. Harduin II, S. 205, Z. 5. (Lessing hat das Register III, S. 1204 aufgeschlagen.)

er, wenn er von Bildhauern redet, haec sint dicta de marmorum scalptoribus.

Auch kömmt in alten Inschriften und Glossen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts Anderes als einen Steinschneider bedeutet, und von den neueren Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden.*)

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmtesten Steinschneider neuer und alter Zeit.**) Mit jenen thut er, als ob er noch so bekannt sei; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den Einen eben so gut, wie auf den Andern passen: „er hat sich mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er ist keinem Freunde der Kunst unbekannt.“ Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren; er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch sein. „Philipp Christoph Beckern“, sagt er, „und Marcus Tuschern will ich das Lob des Fleißes nicht streitig machen.“ Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht streitig machen! Herr Klotz kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem, was er findet, auch nicht eine Silbe hinzu zu setzen! Herr Klotz fand Tuschern beim Mariette als Steinschneider angeführt, ob wohl nicht als einen fleißigen; der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen Sie nur

*) Salmasius I. c. [„Cavatores et cavitarii inde appellati. Καβιδάριοι Graecis recentioribus.“

**) S. 33—80.

folgende Stelle! Mr. Mariette, sagt Natter in seiner Vorrede*), se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le faible de vouloir passer aussi pour un Graveur. Il a modélé son propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, et puis en pâte de différentes couleurs; entr'autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toscane, a rétouché les cheveux, et poli la face. Il a gravé à la vérité la tête de Minerve en pierre Paragone, mais cela se peut faire avec une simple aiguille et un canif sur cette pierre, mais non sur des pierres fines.[1])

Von den alten Meistern hat Herr Klotz so etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz ist. Unter denen, die man in Schriften genannt findet, vergißt er den Cronius, dessen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt, und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bei, den er nicht aus dem bekannten Stoschischen Werke genommen hätte. Er scheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stosch an einem zweiten Theile dieses Werks gesammelt; daß verschiedene dazu gesammelte Stücke in seiner von Winckelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen, und daß sogar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winckelmann'schen Werkes einverleibt sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Cupido, mit einer offenen Muschel neben sich,

*) Préf. XXXI.

1) Lessing an Nicolai, den 21. October 1768: „Haben Sie schon gelesen, wie verächtlich Klotz von den antiquarischen Briefen in seiner Zeitung urtheilt? Aus dieser Recension soll man schließen, daß ich ihm nichts als Druckfehler vorgeworfen oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er besteht z. E. darauf, daß Marcus Tuscher ein Steinschneider gewesen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori sagen. Aber wenn es noch zwanzig solche Herren in i sagten: so ist es doch nicht wahr. Denn sie haben alle dem Mariette nachgeschrieben, welcher es sich hat weis machen lassen. Nattern, der so lange mit Tuschern gelebt hat, in Rom und Dänemark, ist hier allein zu glauben. Endlich, wenn Tuscher ein Steinschneider war, so mag er uns seine Werke nennen!" Vgl. unten die Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe Nr. LVIII.

unter allen bekannten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist, sowohl in Ansehung der Kunst und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen beikömmt.*) Er hätte sonst unter den Werken des Solons die Bacchantin auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit größere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können.**)

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freilich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ungeachtet vielerlei anzumerken sein sollte. Ueber den Dioscorides z. E., oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioscurides; denn so hat er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Sueton geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedene ganz falsch gedeutet. Die zwei Köpfe des Augustus beim Stosch können keine Köpfe des Augustus sein; der sogenannte Diomedes mit dem Palladio stellt vielleicht ganz etwas Anderes vor, u. s. w.[1])

Doch mit den Unterlassungssünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

*) Winckelmann, Descript. des pier. gr. p. 137.

**) Ibid. p. 251.

1) Vgl. die „kleineren antiquarischen Fragmente" Nr. 2. Dioskorides (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 276): „Ein berühmter griechischer Künstler in Edelsteinen, zu den Zeiten des Augustus. Denn der Siegelring, dessen sich dieser Kaiser zuletzt bediente, war von seiner Arbeit. Wenn alle die Stücke von seiner Hand sind, die ihm die Kenner zuschreiben, so muß er alt geworden und erst unter dem Tiberius gestorben sein. Stosch in seinem bekannten Werke bringt sieben Steine von ihm bei, an welchen allen die Kunst ganz vortrefflich ist. Nämlich, zwei Köpfe des Augustus, einen in jüngeren, den anderen in älteren Jahren; beide mit einem Bart. Hieraus aber schließe ich, daß es keine Köpfe des Augustus sind. Ferner einen Kopf des Mäcenas, einen Merkur, einen Diomedes mit dem Palladium, einen Perseus und einen Herkules, der den Cerberus bindet. — Seinen Namen schreibt er auf seinen Steinen selbst: Dioskurides (Διοσκουρίδης); und so fand ihn auch Lävinus Torrentius in verschiedenen Handschriften des Sueton geschrieben. Diejenigen Steine also, auf welchen man Διοσκοριδου mit Auslassung des υ liest, sind für untergeschoben zu halten; wie sie sich denn auch schon durch die unzierlichen Buchstaben selbst verrathen, die dieser Künstler sehr gleich und schön zu graben pflegte."

Einundzwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler", schreibt er*), „gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er so gar schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren geschnitten.[1]) Aber dieses scheint mir seltener geschehen zu sein, am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe. Selten sind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabenen Werken den Carneol und Agath, von einer Farbe, so wie sie sich bei erhabenen Werken der verschiedenen Agathonyche und Sardonyche bedienten."

Wie Vieles wäre hier zu erinnern! Wie Manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu sein scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist.

Es sei, daß die alten Künstler so gut wie die neueren in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sei, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unserer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Herr Klotz an einem anderen Orte**) schreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen einen bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man bloß geschliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hochschätzt, und mit ungeheueren Summen bezahlt." — Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon erinnert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verletzen zu lassen. Auch schon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von besserem Geschmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen***); und nur denen von geringerem Werthe ließ man durch die Kunst einen höheren Werth ertheilen, ut alibi

*) S. 40. — **) S. 21.

***) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi causam in annulis esse intelligeret, solidas induit. *Plinius*, lib. XXXIII, sect. 6.

1) „Traité p. 86." (Klotz.)

ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich, zur leichteren und glücklicheren Behandlung, die kostbarere Materie erfordert: so ist es albern, und zeigt gerade von keinem Geschmacke, und zeigt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie dem ungeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie, zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neueren hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsere Künstler sein, gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen, und derjenige Künstler, der einen ungleich härteren Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu übersteigen, als der, welcher einen geschmeidigeren unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bei den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen anderen orientalischen Stein*), warum soll Natter seiner Zeit und seiner Ehre so feind sein, und für zwölf Kunstwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, daß dieses eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen; aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren, und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, würde jeden geringeren Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sei. Von dem, zu dessen freiwilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die

*) Préf. XVI.

neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glück leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja, seine Worte*) scheinen sogar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte**), daß der Geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zweiundzwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Herr Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opal, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will.***) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben sein, als dem Herodotus, und Strabo und Pausanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein

*) Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est. Lib. XXXV, sect. 4. [Es muß heißen: XXXVII, ed. Hard. II, S. 765. Vgl. weiter unten.]

**) Aelianus Hist. var. lib. XII, cap. 30.

***) S. 21. [„Wie ausschweifend man in Rom in Ansehung dieses Schmucks gewesen sei, kann man am deutlichsten aus dem sehen, was uns Plinius (L. XXXIII, c. 1; L. XXXVII, c. 6) vom Nonius und Cäpio erzählt. Der Besitz eines schönen Ringes zündete eine Eifersucht an, die die größten Feindschaften veranlaßte. Diese Neigung ist tadelhaft: Plinius hat die Gelegenheit, schöne Sittensprüche anzubringen, nicht vorbei gelassen; aber wir sind ihr doch eine Menge der schönsten Werke schuldig." Die Stellen aus Plinius lauten (ed. Hard. II, p. 604): Inter Caepionem quoque et Drusum ex anulo in auctione venali, inimicitiae coepere: inde origo socialis belli, et exitia rerum. Ebenda S. 777: Siquidem exstat hodieque hujus generis gemma, propter quam ab Antonio proscriptus Nonius Senator est: — — ille proscriptus fugiens, hunc e fortunis suis omnibus anulum abstulit secum, quem certum est sestertiûm viginti millibus aestimatum.]

geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe. [1])

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bei seiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt*); sondern ich gründe mich auf etwas Anderes. Auf den Künstler nämlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodorus von Samos wird als dieser genannt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es fast nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk sein könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nämlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheint in der That auch nichts Anderes sagen zu wollen: *ἡν οἱ σφρηγις την ἐφορεε χρυσοδετος — ἡν δε ἐργον Θεοδωρου του Τηλεκλεος Σαμιου.* „Poly-

*) Sardonychem heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wir's glauben wollen, zu Rom in der Capelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kaiserin [2]) in ein goldenes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet." Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeint, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgestellt wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen Anderen nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates, gestiegen. [3])

---

1) Vgl. Iunius II, S. 209 f.

2) Auch Iunius II, S. 210 liest: Augustae.

3) Vgl. Lessings „Philologischen Nachlaß" (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 361): „Vom Steine des Polykrates. (Dann führt er die vorliegende Stelle an.) Der Uebersetzer hat aus dieser Stelle Unsinn gemacht. Unter dem Horn ist das Attribut der Concordia gemeint, welches, wie man sieht, von Golde und mit Edelsteinen besetzt war, unter welchen jener Sardonyx den letzten Platz einnahm."

krates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodorus war." Ich verstehe, in so fern er gefaßt war, nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhnius*) und Andere sagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben so wohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich**): οὑτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἡ λιθους ἐν αὐτοις ἐχοντας; und beim Theophrast heißen σφραγιδια durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß ist es auch nicht zu läugnen, daß σφραγις öfters im engeren Verstande das ἐκμαγειον das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweideutigkeit scheint mir die Ursache zu sein, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bei dem Herodotus σφρηγις σμαραγδου λιθου ἐουσα heißt, heißt bei dem Pausanias***): ἐπι του λιθου της σμαραγδου σφραγις; und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bei dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen.†) Er sagt: Polycratis gemma, quae demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniae aetate multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Polykrates war völlig unverletzt, und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahre nachher, zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten." Ein geschnittener Stein aus den Zeiten

*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod signa quaedam habebant insculpta in gemmis. *In Indice ad Ael. Hist.* var.

**) Lib. V, segm. 100.

***) Lib. VIII, p. 629, Edit. Kuhn.

†) Lib. XXXVII, Sect. 4.

vor dem Polykrates war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Herr Winckelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen, wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt so sehr unrichtig bestimmt hätte. „In Erz"*), sagt er, „müßte man in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pausanias folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in dieser Art Bildhauerei, einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieser Letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geschnitten, welcher zur Zeit des Crösus, also etwa um die sechzigste Olympias, Herr von der Insel Samos war. Die Scribenten der römischen Geschichte aber berichten, daß bereits Romulus seine Statue, von dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erz, setzen lassen u. s. w."

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, welche Crösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus gewesen.[1]) Crösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke sein, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben, und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen[2]) invenisse Rhoecum et Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulsos. Diese Vertreibung der Bacchiaden geschah durch den Cypselus um die dreißigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den

*) Geschichte der Kunst, S. 16. [Wiener Ausgabe I, S. 30 f. (citirt Pausanias liber VIII, p. 629, l. 2; IX, p. 679, l. 1; X, p. 896, l. 19. Herodot. I, p. 12, l. 27. Dionys. Hal. Ant. R. II, p, 112, l. 39). Vgl. Berichte über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, 1868, XX, S. 66—137: Overbeck 1) 2) Zur Datirung des Rhökos und Theodoros von Samos.]

---

1) Die Worte: „Es folgt nicht, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Krösus gewesen", standen auf der Rückseite eines Blattes, welches den Entwurf zum „Galeerensclaven" enthielt. Vgl. Hempels Ausgabe XI, 2, S. 763.

2) ed. Hard. II, p. 710: Sunt qui in Samo primos omnium plasticen etc.

Zeiten des Romulus ungleich näher, ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt*), und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten.[1]) Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren[2]); und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von bloßen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekommen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Zum Beweise, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verschwendung und Wollust äußerst ergebenes Volk bekannt gewesen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringste von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, *ὁς τις αὐτων εὐτελεστατος σφραγιδας εἰχε δεκα μνων*, und setzt hinzu: *παρῃν δε θαυμαζεσθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους*: „denn man hatte Ursache, die, welche die Ringe gestochen hatten, zu bewundern."

Aber hier muß man den Zusatz des Aelian von dem Zeugniß des Eupolis unterscheiden. Es ist bloß die Auslegung des Aelian, daß diese Ringe wegen der Arbeit des Steinschneiders so kostbar gewesen. Denn *σφραγιδες*, wie schon erinnert, heißen nicht eben

*) Paedag. Lib. III, p. 289, Edit. Pott. [Vgl. unten die „Collectaneen" s. v. „Gemmen".]

---

1) II, S. 210: Quoniam vero ex Herodoto ac Pausania colligimus Polycratis gemmam signatoriam Theodori Samii sculptura fuisse insignitam, non male forte suspicetur aliquis Theodorum in hac gemma signum Lyrae musicae excavasse, cum tali sigillo Polycratem usum testetur Clemens Alexandrinus Paedagogi lib. tertio.

2) Kirchmann de annulis, cap. XI, zu Anfang: Ad Signa jam propero, id est, imagines Annulorum sigillaritiorum. Hae initio quidem insculpebantur caelabanturque in ipso metallo, ex quo annuli facti erant: augente vero luxuriâ, etiam in ipsis gemmis.

nothwendig Ringe mit geschnittenen Steinen; und wenn sie es auch hier hießen, so ist darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein oder die Arbeit in dem Steine das mehrste gekostet.

Ich weiß wohl, auch Christ*) hat das Letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunst des Steinschneidens geschätzt, und wie gut sich die Meister derselben bezahlen lassen. Er evaluirt die zehn Minen über hundertundsechsundsechzig Thaler jetzigen Geldes, und meint, daß dieses der ganz gewöhnliche Preis eines geschnittenen Steines gewesen. Aber ich finde, daß die geschnittenen Steine zu eben den alten Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Ismenias durfte für einen Smaragd, auf welchem eine Amymone gestochen war, nicht mehr als vier güldene Denare bezahlen, ob er gleich gern sechse dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Christ angenommen, nicht viel mehr als sechzehn Thaler. Nun ist der Unterschied von sechzehn auf hundertundsechsundsechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er bloß von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entstehen sollen; und die Ringe der Cyrenäer müssen nicht bloß besser geschnittene, sondern auch an und für sich selbst ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Ismenias erzählt, ist von Harduin und Anderen sehr falsch verstanden worden, so deutlich auch die Worte des Plinius sind. Erlauben Sie mir, sie her zu setzen!**) Nec deinde alia, quae tradatur, magnopere gemmarum claritas exstat apud auctores: praeterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo, in quo fuerat sculpta Amymone, jussisse numerari: et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Ismenias

*) Comment. Lips. litt. Vol. I, p. 325. Wenn Christ die Worte des Aelians daselbst anführt, so sagt er: Haec autem sunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, super moribus Cyrenensium. Aelian aber citirt den Eupolis bloß ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines seiner Lustspiele, in welchem er der Verschwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeigehen gedachte. Wie hat Christ aus diesem Lustspiele eigene Commentarii super moribus Cyrenensium machen können?

**) Lib. XXXVII, sect. 3.

erfährt, daß in Cypern ein geschnittener Smaragd für sechs güldene Denare zu verkaufen sei; geschwind schickt er einen hin, der solchen um diesen Preis für ihn kaufen soll. Der Besitzer läßt sich handeln; Ismenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwei Denare wieder zurück. Anstatt aber, daß er hierüber vergnügt sein sollte, ist er vielmehr ärgerlich. Der Stein, sagt er zu dem Unterhändler, ist nun das nicht mehr, was er gewesen; um so viel wohlfeiler du ihn bekommen, um so viel schlechter hast du ihn gemacht. Die Worte, et cum duo relati essent, beziehen sich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es so, als ob bei duo zu verstehen wäre Smaragdi, und glaubt, Ismenias hätte für seine sechs Denare zwei Smaragde statt einem bekommen. Mercatorem, sagt er, puduit tanti aestimasse vel unicum: pretio persoluto duos emptori obtulit. Eben so hat auch unser deutscher Uebersetzer den Plinius verstanden. „Es sei in Cyprus ein Smaragd für sechs goldene Denare feil geboten worden, in welchem die Amymone eingegraben war, und er habe das Geld dafür bezahlen lassen; als man ihm nachher zwei dafür brachte, habe er gesagt u. s. w.“ Relati kann nur auf etwas gehen, was Ismenias wieder bekam, was er erst gegeben hatte; und das waren die zwei Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, statt einem solchen Steine, gleich zwei geben können, da es kein bloßer, sondern ein geschnittener Smaragd war? Die Sache spricht für sich selbst.[1])

Ismenias war ein Zeitverwandter des Antisthenes*), welcher den Sokrates überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen die neunzigste Olympiade geblüht. Ungefähr in eben diese Zeit muß

*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geschicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche sie besitzen, hoch zu schätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, dessen Meister wir verachten. Antisthenes habe daher sehr wohl gesagt, als er gehört, daß Ismenias ein sehr geschickter Flötenspieler sei: „doch muß er ein schlechter Mensch sein, sonst

1) Vgl. Lessings „Philologischen Nachlaß“ (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 362 f.): „Harduin supplirt bei duo: *smaragdi*. Aber man sieht, relati muß auf etwas gehen, was Ismenias wieder bekam; und das waren zwei Denare. Wie hätte denn der Verkäufer sogleich zwei Smaragde für Einen geben können? Auch war es ja ein geschnittener Smaragd. — Also der Unterhändler hatte dem Ismenias zu wohlfeil gekauft, et cum duo denarii relati essent, ist er ärgerlich, weil ihn der Stein wegen seiner Wohlfeilheit nun schlechter dünkt.“

die Comödie des Eupolis fallen, aus welcher Aelian sein obiges Zeugniß von der Verschwendung der Cyrenäer entlehnte. Denn wir wissen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter seinem Marikas

wäre er kein so guter Flötenspieler". Antisthenes liebte die Musik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weise keinen Geschmack haben müsse. Als einst bei einem Gastmahle Jemand zu ihm sagte: Singe! so antwortete er ihm: Und du, blase mir. *Εἰποντος αὐτῳ τινος παρα ποτον, ἀσον, Συ μοι, φησιν, αὐλησον.* Die Antwort sagt gar nichts, wenn sie nicht eben das sagt, was wir bei den deutschen Worten verstehen würden! Ganz gewiß eine sehr unfläthige Grobheit; die sich aber ein Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Hasse des Antisthenes gegen die Musik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unablässige Uebung eine nichtswürdige Geschicklichkeit auf den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabei dennoch ein guter rechtschaffener Mann zu sein; ich betrachte jetzt nur das Urtheil des Antisthenes als einen Beweis, daß Ismenias ein Zeitverwandter dieses Philosophen gewesen. Nun hatte Antisthenes selbst schon Schüler, als er sich zum Sokrates in die Schule begab, und kann diesen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Ismenias, welcher bei Lebzeiten des Antisthenes schon ein vollkommener Meister war, nicht viel älter geworden sein, als dieser. Sokrates starb gegen den Anfang der 95. Olympias; man lasse den Antisthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Ismenias zwanzig Jahre länger als den Antisthenes gelebt haben, so ist Ismenias doch in der 105. Olympias schon todt gewesen. Gleichwohl lesen wir bei dem Plutarch (*Αποφϑ. Βασ. και Στρ.* Edit. Henr. Steph. in 8⁰, p. 304) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: *Ισμηνιαν, τον ἀριστον αὐλητην, λαβων αἰχμαλωτον, ἐκελευσεν αὐλησαι. ϑαυμαζοντων δε των ἀλλων. αυ᾽τος ὠμοσεν ἡδιον ακουειν του ἱππου χρεμετιζοντος.* „Atheas, oder wie ihn Plutarch schreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenspieler Ismenias gefangen bekommen, und ihn vor sich blasen lassen. Als ihn nun die Anderen sehr bewundert, habe Atheas geschworen, das Wiehern eines Pferdes sei ihm weit angenehmer." Dieser Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus, König von Macedonien, Krieg führte; und dieser Krieg fällt in die 110. Olympiade. Wie ist es wahrscheinlich, daß dieser Ismenias unser Ismenias gewesen sei? Wenn er auch damals noch leben können, so wird ein Mann von seinem Alter doch nicht mehr in den Krieg gezogen sein. Er lebte und lehrte zu Athen; wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, und der Flötenspieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz anderer Ismenias gewesen sein, oder dieser Name ist selbst bei dem Plutarch verschrieben. Ich glaube das letztere. Denn obschon Plutarch das nämliche Historchen noch an zwei anderen Orten seiner Schriften wiederholt hat (nämlich einmal in der Abhandlung *Οτι οὐδε ζην ἐστιν ʽδεως κατ᾽ Επικουρον* p. m. 2010 und das anderemal in der zweiten Rede *περι της Αλεξανδρου τυχης ἠ ἀρετης* p. m. 595), und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, so wie in den denkwürdigen Reden, *Ισμηνιας* gelesen wird: so ist doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben so lesen, folglich nicht alle Handschriften so gelesen haben, und

den Hyperbolus verstanden habe, welcher in der zweiundneunzigsten Olympiade zu Samos umgebracht wurde.*)

Dieser Synchronismus leitet zu verschiedenen Schlüssen in der Geschichte der ältesten Kunst.

Als in Griechenland die geschnittenen und ungeschnittenen Steine nur erst ein eitler aber fast unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenspieler waren; als ein Ismenias von Athen bis nach Cypern schickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für sich kaufen zu lassen: waren sie in Ländern von Afrika schon so gemein, daß der geringste Cyrenäer keinen schlechtern als für zehn Minen zu tragen pflegte. Zu den Cyrenäern war die Kunst ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunst aus diesem ihrem Geburtslande gegen Afrika wissen wir sonst wenig oder nichts.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Athenienser, in der achtundneunundsiebzigsten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künsten der Aegypter bekannter[1]), als sie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinschaft des Handels, und durch Reisen einzelner Personen werden können. Ich erinnere mich aus dem Thucydides**), daß, als damals die Athenienser endlich von den Persern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Rest von ihnen sich durch Lybien nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es diese, welche von der Pracht und Verschwendung der Cyrenäer so viel Aufhebens

man in verschiedenen *Αμεινιας* anstatt *Ισμηνιας* findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII, cap. 2) will zwar jenes in dieses verwandelt wissen, allein aus den von mir angeführten Gründen hätte er vielmehr gerade das Gegentheil rathen sollen. Auch Xylander schreibt in seiner lateinischen Uebersetzung der Denksprüche Ameinias anstatt Ismenias; und Aminias ist endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

*) Thucyd. lib. VIII, § 13.

**) Lib. I, § 110.

1) Vgl. unten die „Collectaneen“ s. v. „Vettori“: „Pythagoras starb als ein Mann von 80 in der 77. Olympiade, und um diese Zeit, wie ich in den Antiquarischen Briefen gezeigt habe, wurden die Petschaftringe von geschnittenen Steinen erst in Griechenland bekannt.“

machten, daß die Comödienschreiber noch verschiedene Jahre nachher darauf anspielten.

Aus der Anmerkung des Plinius*), daß die Eitelkeit, sich mit vielen glänzenden Steinen zu schmücken, bei den Griechen Anfangs den Flötenspielern eigen gewesen, glaube ich eine Stelle des Aristophanes**) besser zu verstehen, als sie von alten und neuen Auslegern verstanden worden. Wenn nämlich Sokrates den Strepsiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, so macht er ihm eine Menge Personen namhaft, die alle durch sie lebten, Sophisten, Wahrsager, Aerzte, *Σφραγιδονυχαργοκομητας* u. s. w. Dieses Wort bedeutet, nach seiner Zusammensetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weißen Nägel mit Steinringen bestecken, und man hat nichts als *ἀσωτους*, Weichlinge, darunter verstanden; wie es denn auch die Daeier bloß durch Effeminés übersetzten. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten steht, welche irgend eine windigte, betrügerische, eitle Kunst treiben, und sich erinnert, was Plinius, in Rücksicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: so ist wohl kein Zweifel, daß Aristophanes mit dieser komischen Benennung die Flötenspieler anstechen wollen.

Auch davon, daß erst in den Zeiten des peloponnesischen Krieges sich die Griechen der geschnittenen Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem Aristophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter anderen Dingen, welche er die Weiber in seinen Thesmophoriazusen***) dem Euripides zur Last legen läßt, ist auch dieses, daß er die Männer gelehrt habe:

> — *θριπηδεστ᾽ ἐχειν σφραγιδια*
> *Εξαψαμενους.* —

Vordem hätten die Männer sich nur ganzer schlechter Schlüssel und Ringe bedient, wenn sie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten sich, für ein sehr weniges, dergleichen können nachmachen lassen;

*) Hic (Ismenias) videtur instituisse, ut omnes musicae artis hac quoque ostentatione censerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adversus istos, qui sibi hanc ostentationem arrogant, ut palam sit eos tibicinum gloria tumere l. c.

**) Nub. v. 331.

***) v. 435. 36.

Πράτου μεν οὖν ἦν ωλλ' ὑποιξαι την θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολου —

aber der verwünschte Euripides sei es, der ihnen die Lakonischen Schlüssel mit drei Zacken, und die *σφραγιδια θριπηδεστα* bekannt gemacht habe. Wirkliches von Würmern gefressenes Holz, dergleichen man sich in den allerersten Zeiten zu Siegeln soll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verstehen sein. Es müssen also entweder Steine verstanden werden, die nach Art eines solchen Holzes geschnitten waren; oder das *θριπηδεστα* ist bloß figürlich von der so besonderen Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß sie eher von Würmern hinein genagt, als von Menschen hinein gearbeitet scheinen sollten. In beiden Fällen erhellt so viel, daß der Gebrauch, mit geschnittenen Steinen zu siegeln, unter den Griechen damals noch sehr neu gewesen, weil ihn sonst die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vierundzwanzigster Brief.

Wir haben über die Nachsuchung, zu welcher Zeit die Kunst, in Stein zu schneiden, bei den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Gesichte verloren. — Ich wollte Sie von seiner Kenntniß der Edelsteine als Edelsteine unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß sich so gar schöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinschneider ihre Kunst gezeigt, so setzt er, wie Sie gesehen, hinzu: „Aber dieses scheint mir selten geschehen zu sein, am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe.“

Die erste Hälfte dieses Zusatzes versteht sich von selbst; zwar bei Hr. Klotzen sollte sie sich nicht von selbst verstehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geschnittenen Steinen so sehr übertrieben, und so sehr wider den vermeinten neueren Geschmack an bloßen Steinen geprebigt hatte, „die ungeheure Summen kosten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte.“ Denn bei einem solchen Eifer für das Schöne der Kunst, als er den Alten beilegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu kostbar,

und dem Künstler keiner zu hart sein müssen. Doch in diese Inconsequenz mußte Hr. Klotz fallen; also nichts weiter davon!

Nur hätte er sich die Ungereimtheit der anderen Hälfte seines Zusatzes ersparen können: „Am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe." Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechseln; das heißt, sich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir jetzt den Edelsteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, schlechterdings nicht wissen, was jeder wissen kann, der seinen Plinius fleißiger gelesen, als Hr. Klotz.

Wenn nämlich gleich jetziger Zeit der Rubin die nächste Stelle nach dem Diamante behauptet: so hat er sie doch nicht immer behauptet, sondern das Alterthum ertheilte sie dem Smaragde. Tertia auctoritas, sagt Plinius, nachdem er die erste Würde dem Diamante, und die zweite der Perle, nach dem einstimmigen Urtheile seines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas smaragdis perhibetur pluribus de causis.*) Folglich hätte es Hr. Klotz gerade umkehren und sagen müssen, daß, wenn die Alten nur selten in Rubin und Smaragd geschnitten, sie es am aller seltensten in den letzteren, und nicht in den ersteren, dürften gethan haben; denn nicht den Rubin, sondern den Smaragd setzten sie, unter anderen Ursachen auch wegen seiner Härte, gleich nach dem Diamanten. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, sagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, scheinen ihm nur wenig bekannt gewesen zu sein, und weder die Griechen wissen von ihrem *Ανθραξ*, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu sagen, was dem Smaragde im Geringsten den Vorzug streitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieses: der Smaragd war bei den Alten nicht allein in höherem Werthe, als der Rubin, sondern es war auch sogar verboten, ihn zu schneiden, wegen seiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieses lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis.**)

Ich weiß zwar wohl, was Goguet***) gegen dieses Vorgeben

*) XXXVII, sect. 16. — **) l. c.

***) De l'Origine des Loix, des Arts etc. Tom. I, Part. II, p. 238.

erinnert: „Man begreift nicht“, sagt er, „worauf sich Plinius gegründet, wenn er anmerkt, daß es überhaupt nicht erlaubt gewesen, in Smaragd zu schneiden. Die alte Geschichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem Bauche eines Fisches wieder gefunden ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein berühmter Künstler des Alterthums, geschnitten hatte. Desgleichen meldet Theophrast, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von Smaragd zu führen, um sich durch ihren Anblick das Gesicht zu stärken. Ja, Plinius selbst hatte verschiedene Beispiele von dergleichen geschnittenen Steinen vor sich.“

Doch, diesen Einwürfen ist zu begegnen. Fürs erste glaube ich nicht, daß Plinius sagen wollen, es sei ein positives, wirklich niedergeschriebenes und unter einer gewissen festgesetzten Strafe promulgirtes Verbot, in Smaragd zu schneiden, vorhanden gewesen. Dergleichen läßt sich kaum denken; und wo wäre es gewesen? Es hätte doch nur in einzelnen Ländern von Kraft sein können, und in allen übrigen würden sich Künstler und Liebhaber darüber weggesetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) scheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines, aber stillschweigendes Uebereinkommen der Menschen, durch welches sich die Sache selbst verbot. Denn, da man den Smaragd nur seines lieblichen Anblicks wegen suchte, seiner Farbe wegen, welche das Auge so angenehm füllt, ohne es zu sättigen: so konnte es unmöglich eine Empfehlung für ihn sein, sein Convolut durch die Kunst zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen seiner Bestandtheile, und Alles was diese verminderte, mußte nothwendig auch seinen Werth vermindern. Wer hätte also Lust haben können, ihn zu schneiden, da er ungeschnitten mehr gelten, mehr Käufer finden konnte, als noch so künstlich geschnitten?

Sollte indeß, was auf diese Weise unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben sein? Wer kann sich das vorstellen? Vielmehr haben deren aus eben der Ursache, welche das allgemeine Gesetz veranlaßte, von dem sie die Ausnahmen sind, entspringen können und müssen. Die Ursache, warum man den Smaragd nicht schnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offensum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künstler ein

Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er sahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen sei: wird er ihn nicht eben darum geschnitten haben, warum er ihn ohne diesen Fehler nicht hätte schneiden müssen?

Und dieses wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzelnen Beispiele von geschnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen setzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführt, läßt sich bei jedem noch etwas insbesondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd gewesen, ist so ausgemacht nicht. Herodotus zwar sagt es; aber Plinius giebt ihn für einen Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd gewesen, so habe ich schon gezeigt, wie wenig es erwiesen, daß es ein geschnittener gewesen.

Das Zeugniß des Theophrast*) beweist vollends nichts. Denn Theophrast, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut sei, sagt bloß: *διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὡστε βλεπειν;* welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geschnittenen Smaragde anbelangt, die bei dem Plinius selbst vorkommen sollen, so erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Ismenias in Cypern kaufen ließ. Dieser beweise, sagt Plinius, daß damals scalpi *etiam* smaragdos solitos. „Man schnitt damals auch sogar Smaragde.“ Das etiam ist deutlich mit Beziehung auf das streitige Verbot gesagt. Freilich wird man, zu Anfange der Kunst die ersten die besten Steine geschnitten haben, die unter die Hände kamen. Das Verbot, oder die stillschweigende Uebereinstimmung der Menschen, die Smaragde nicht zu schneiden, kann nicht mit der Kunst zugleich entstanden sein. Dabei mußten Erfahrungen vorausgesetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich sei; und sonach widerspricht sich Plinius auch hier so wenig, daß er sich vielmehr bestätigt.

*) S. 62 der englisch=griechischen Ausgabe von Hill.

Fünfundzwanzigster Brief.[1])

Was ich aber zu so vielen geschnittenen Smaragden sage, die sich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde sind; daß es Steine von einer geringeren Gattung sind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beikommen.

Die meisten dürften vielleicht das sein, was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, sagt Hr. Winckelmann*), ist die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht streitig machen; aber erlauben Sie mir eine etymologische Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde sich sehr irren, wenn man es für das Griechische *πλασμα* halten wollte. Es ist weiter nichts, als das sanfter ausgesprochene Prasma; denn Zanetti**), und Andere, schreiben allezeit Prasma, anstatt Plasma di Smeraldo[2]); und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwei verschiedenen Steinen***). Er ist auch ganz falsch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich gesprengten Hornstein verstünden. Weder einen Hornstein, noch weniger einen gräulich gesprengten! Vielleicht zwar, daß das Letztere bloß bei Hr. Lipperten verdruckt ist, und es anstatt gräulich, grünlich heißen soll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein sein, den er anderwärts Prasma nennt, und an einem dritten Orte, Pras†). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras ist Alles eins.

Aber wie das? Alle drei sind nichts als der Prasius, oder

*) Anmerk. zu der Gesch. der K., S. 18.

**) Dactyl. Zanett., p. 17.

***) Daktyl. Erstes Tausend, Nr. 178, und zweites Tausend, Nr. 391. [„Plasma. So nennen die Italiener einen gräulich gesprengten Hornstein."]

†) Ebend. s. erstes Tausend, Nr. 270 [und zweites Tausend, Nr. 386].

---

1) Lessing an Nicolai, den 5. Juli 1768: „Aber eine Recension von seinem Buche über die geschnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieses Buch so viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25. Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correspondenten eingerückten, schreibe; und diese Briefe zusammen lasse ich unter dem Titel: Briefe antiquarischen Inhalts, und meinem Namen drucken. Sie sollen nächstens die ersten Bogen davon haben."

2) Vgl. IV, S. 329.

die gemma prasina der Alten. In Prasina war der Punkt verwischt, in ward für m gelesen, und so entstand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutsche jetzt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präsem*) aus dem Gebrauche gekommen.

Die Griechen und Römer scheinen, unter Prasius oder Prasites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben, indem das Wort selbst weiter nichts als eine solche Farbe andeutet. Da es aber unter diesen nothwendig einige geben mußte, welche dem schönen Grün des Smaragds näher kamen: so machten die neueren Steinkenner für sie den zusammengesetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräsem, welches im Lateinischen Smaragdoprasius heißen muß, und keinesweges vom Gori**) durch Prasma Smaragdinea hätte übersetzt werden sollen. Denn das heißt Verstümmlungen der Unwissenheit autorisiren, und die Benennungen unnöthiger Weise häufen.

Die Alten kannten so vielerlei Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre besondere Namen hatten! Der alte geschnittene Stein, den man Smaragd nennt, wird also sicherlich eher von der einen oder der anderen, als ein wahrer Smaragd sein. Denn da es Plinius ausdrücklich sagt, daß dieser nicht geschnitten worden, so kann man es glauben und muß es glauben. Wie hätte sich Plinius so etwas können in den Kopf setzen lassen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Er sollte uns eine falsche Nachricht hinterlassen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umstand bei ihm, der dieses Vorgeben bestätigt. Diesen nämlich, daß die Smaragde meistens hohl geschliffen wurden***): iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, eine Form, welche sie zum Schneiden ganz ungeschickt machte. — Doch von dieser concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem besonderen Briefe[1]), wo es sich

*) Boetius de Boot ex recens. Adriani Toll., p. 203.
**) Dactyl. Zanett. l. c.
***) Lib. XXXVII, sect. 16.

1) Vgl. unten die „Collectaneen" s. v. „Gemmen" Nr. III. „Von ihrer concaven und convexen Figur."

zeigen wird, daß die Meinung des Salmasius*), welcher das Verbot, die Smaragde zu schneiden, nur auf die concav geschliffenen einschränken will, nicht Statt haben kann.

Sechsundzwanzigster Brief.

„Selten", setzt Hr. Kloß hinzu, „sind auch ihre Werke in Sapphir."

Was für einen Sapphir meint er? Den Sapphir der Alten, oder unseren? Denn er wird wissen, daß dieses zwei ganz verschiedene Steine sind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem scalpturae, intervenientibus crystallinis centris.**) Ueber diesen aber wird noch gestritten, ob er den Alten überhaupt bekannt gewesen. Und kannten sie ihn ja, so kannten sie ihn doch nur als eine Art des Amethysts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bei uns hat; und wenn sie ihn schnitten, so geschah es mehr von ungefähr, als in der Meinung, einen kostbarern Stein zu schneiden.

„Am häufigsten", fährt Hr. Kloß fort, „brauchten sie zu hohl gegrabenen Werken den Carneol oder Agat von einer Farbe, so wie sie sich bei erhobenen Werken der verschiedenen Agatonyche und Sardonyche bedienten."

Hier möchte ich erst eine orthographische Kleinigkeit fragen? Warum schreibt Hr. Kloß beständig Agat? 1) Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechischen ein χ; und nur die Franzosen müssen wegen ihrer schischenden Aussprache des ch, dieses χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Kloß thut, ist also ein Beweis, mit welcher Oscitanz er seinen französischen Währmännern nachschreibt. Aus eben dieser Oscitanz schreibt er Berill und Amethist, anstatt daß er Beryll und Amethyst schreiben sollte.

Sodann möchte ich wissen, ob sich Hr. Kloß in dieser Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache

*) Ad Solinum, p. 196.
**) Lib. XXXVII, sect. 39.

---

1) S. 56 schreibt Kloß: Agath (und citirt Oudinot: Agathe.) Vgl. unten den 33. Brief.

der alten oder der neueren Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß ist es, daß er sich nur nach einer und eben derselben hätte ausdrücken, und nicht in der nämlichen Periode bald diese bald jene führen müssen.

Hat er mit den alten Steinkennern sprechen wollen, so hätte er sich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten sprechen müssen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

*Πολλα μεν οὐν ρεα γ᾽ ἐστιν ἀχατου χρωματ᾽ ἰδεσθαι.**) Nur nach der unter diesen verschiedenen Farben am meisten hervorstechenden, zum Grunde liegenden, herrschenden Farbe bekam er verschiedene Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. s. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt**), quae unius coloris sit, und der, von Ringern getragen, sie unüberwindlich mache. Aber Salmasius hat sehr richtig angemerkt***), daß man anstatt unius coloris, minii coloris lesen müsse; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieser Grund ist darum doch nichts minder wahr. Was bei den Alten Achat heißen sollte, mußte Streifen oder Punkte von anderer Farbe haben, als die übrige Masse des Steines war; und alle einfärbigen Steine, die ihrer übrigen Eigenschaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigenen Namen.

Nur die neueren Steinkenner und Naturkundigen, die ihre Classen mehr nach den Bestandtheilen zu ordnen gesucht, sind es, welche den Namen Achat zu einem Geschlechtsnamen gemacht haben, unter welchem sie alle durchsichtigere Hornsteine begreifen, sie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Klotz aber sich mit diesen ausdrücken wollen, so hätte er bedenken müssen, daß sonach der Carneol selbst mit zu den Achaten gehört. Er hätte nicht sagen müssen, daß die Alten zu hohlgegrabenen Werken am häufigsten den „Carneol und Achat von einer Farbe" gebraucht; denn wer wird erst eine einzelne Art nennen, und dann das Geschlecht? Sondern er hätte sagen müssen, daß sie gemeiniglich Achate von

*) Orpheus de Lapidibus, v. 103.
**) Lib. c. sect. 54.
***) Ad Solinum, p. 135.

einer Farbe und unter diesen am häufigsten den Carneol dazu gebraucht haben, in sofern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verstehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Kloß ist eine sehr ungelehrte Kenntniß. Sie ist lediglich aus den Namenverzeichnissen der verschiedenen Daktyliotheken und besonders der Lippert'schen zusammengestoppelt. Was wird uns aber in diesen Verzeichnissen nicht oft aufgeheftet! Was für Monstra von Namen kommen nicht da zum Vorschein!

Ein solches Monstrum ist der Achatonyx[1]), dessen sich nach Hr. Klotzen die Alten zu erhobenen Werken verschiedentlich sollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht diesen Namen sehr häufig. Aber er ist bei den Alten ganz unerhört, und selbst die späteren Schriftsteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Gesner, und wie sie Alle heißen, kennen ihn nicht, so daß er aus einer ganz neuen Hecke sein muß. Aber was sollen wir uns dabei denken? Es läßt sich schlechterdings nichts dabei denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt sich eine Zwittergattung aus dem Geschlechte und der Art zusammensetzen? Bloß die reguläre Lage der farbigen Streife macht den Achat zum Onyx; und ich verstehe nicht, wie diese Streifen zugleich regulär und auch nicht regulär sein können. Ganz anders ist es mit dem Sardonyx: hier ist Art und Art zusammengesetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, dessen Streife von der Farbe des Sarders sind, durch diesen Zwitternamen auszuzeichnen.

O des glücklichen Gelehrten, der so zahm und fromm Alles auf Treu und Glauben nachschreibt, und sich alle pedantische Discussionen erspart! Was schadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beibringt, der in einen Diamant geschnitten sein soll*): „so

*) Zweites Tausend. Nr. 387. [„Diamant. Eine große Seltenheit aus der Sammlung des Mylord Bedfort. Gorius nennt den ersten (?) Stein Hypsäus, welchem er doch gar nicht gleich sieht, aber wohl einem Marmor, der in dem

---

1) Vgl. unten die „Collectaneen" unter diesem Worte und Mariette, Traité des Pierres gravées, T. I, p. 182. (Eschenburg.)

haben wir, nach dem Hrn. Klotz, nun nicht mehr nöthig, uns auf bloße Muthmaßungen zu verlassen, daß die Alten in Diamant gegraben haben."*) Durch diesen einzigen Diamant ist Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillschweigen gebracht. Er befindet sich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieser Diamant! Was für eine Kostbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre sehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernsthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher sie es so gewiß wissen, daß dieser Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant ist? Welche Versuche sind damit angestellt worden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyst, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientalische Gattungen, wenn sie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, so viel von dem wahren Glanze und Wasser des Diamants haben, daß der erfahrenste Juwelier damit betrogen werden kann?**) Hätte kein Antiquar diesen Betrug versuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künstlers sein? Wer kann dafür stehen, daß sie es nicht ist?

farnesischen Palaste zu Rom war, auf welchem des Weltweisen Posidonius' Name eingegraben ist. Dieser war von Rhodus gebürtig und der stoischen Secte zugethan, und lehrte zu Rom. Dessen Schule besuchte auch Cicero."]

*) S. 42. [„Man hat geglaubt, daß sie niemals in Diamant gegraben hätten. Aber Goguet (von dem Ursprunge der Gesetze u. s. w., 2. Th., 2. Bd., S. 101. 106) irrt, so gut als Mariette (v. Traité, p. 90. 156 et 130), wenn er sagt, daß Ludwig von Berquen, aus Brügge gebürtig, zuerst diese Kunst den Diamant zu schneiden, die dem Alterthum unbekannt gewesen, vor noch nicht 300 Jahren entdeckt, und daß Clemens Birago, aus Mailand gebürtig, welcher am Hofe Philipps II., Königs von Spanien, arbeitete, zuerst in Diamant gegraben habe. Er verfertigte das Portrait des Infanten Don Carlos und das spanische Wappen. Die Alten kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie bedienten sich, welches unleugbar ist, desselben. Wird es nicht schwer zu begreifen, daß sie denselben niemals zu dem Diamant selbst sollten angewandt haben, zumal wenn man die römische Eitelkeit und ausschweifende Verschwendung betrachtet? Doch wir haben nicht nöthig, uns auf bloße Muthmaßungen zu verlassen. In unserer Sammlung ist der Abdruck eines Diamants, der jenes Vorgeben widerlegt. Es ist derselbe in der Sammlung des Mylord Bedfort, und hat eine große Aehnlichkeit mit einem Marmor in dem Farnesischen Palaste, auf welchem des Weltweisen Posidonius Name eingegraben ist."

**) S. Hills Anmerkungen über den Theophrast, S. 83.

Hier müssen Beweise aus Büchern mehr gelten, als der Augenschein. Wenn die Bücher der Alten keiner geschnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umstände hingegen in ihnen vorkommen, die es schwer zu begreifen machen, daß sie deren gehabt, die es sogar zweifelhaft machen, ob sie auch nur geschliffene Diamante gehabt: so wäre es eine große Einfalt, Jemanden in der Welt, er sei, wie er wolle, auf sein bloßes Wort zu glauben, daß sich da oder dort ein solcher alter Diamant wirklich befinde.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aber Hr. Klotz hat sich eine zu gute Entschuldigung ausgespart, warum er so kahle und verwirrte Kenntnisse von Edelsteinen zeigt, als daß ich mich länger bei dieser Materie verweilen darf.

Er sagt nämlich*), „daß in Ansehung der Benennungen, welche die alten Schriftsteller den Edelsteinen beigelegt haben, eine große Dunkelheit herrsche. Die Neueren hätten zwar die alten Namen beibehalten; allein sie hätten ganz andere Steine damit beschenkt, als die Alten."

Das ist nun zwar sehr selten geschehen, und es ist in diesem Theile der natürlichen Geschichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entstanden, daß man anstatt der alten Namen ganz neue eingeführt (wie z. E. die Namen des Rubins mit seinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell), als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen sie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bei dem Allem, es mag so sein; wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wissen soll, als er versichert, daß man wissen kann.

Und so gingen wir weiter, und kämen auf die mechanische Ausübung der Kunst, von der er nur wenig sagen zu können sagt. Aber er sagt gar nichts davon, und das ist freilich sehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen seinen Lesern verständlich zu sein.

Herr Klotz schreibt**): „Die neue Entdeckung von dem Steinschneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche

*) S. 44. — **) S. 45.

Christ glaubte gemacht zu haben.[1]) Er überredete sich, daß die Alten mit Diamant allein geschnitten hätten, ohne sich des Rades dabei zu bedienen.“ —

Alles, was Hr. Kloß wider diese Meinung sagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur daß dieser gerechter gegen Christen ist. Hr. Lippert schreibt bloß, Christ (den er, wie ich sehe, gar nicht einmal nennt)*), habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geschnitten habe“. Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Kloß läßt dieses Auch aus, und stellt uns folglich Christen als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben wollen, daß die alten Steinschneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Christ weit entfernt.

Christ behauptete bloß, daß sich die alten Steinschneider des Rades seltener bedient, als die neueren**); daß sie mehr mit der Diamantspitze gearbeitet, als die neueren***); und daß besonders die sehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, sondern lediglich mit dieser von ihnen gefertigt werden können.†) Dabei leugnete er

*) Vorrede zur Daktyl., S. XXX. [„Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht vorbei gehen, ohne zugleich von einer Meinung etwas zu gedenken, welche einige wegen des Steinschneidens mit dem Diamant haben, da sie eine übelverstandene Stelle aus dem Plinius auf die Gedanken gebracht, man habe auch mit dem Diamant allein geschnitten, ohne das Rad zu brauchen. Seine Worte sind diese: (Adamas) cum feliciter etc.“ (siehe weiter unten).]

**) Ego vero non dubito, quin Graeci praesertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perspectumque habebant, in gemmis annularibus scalpendis usi fuerint. *v. Comment. Lips. Litterarii T. I, sect. 3, p. 334.* [Vgl. Dissertatio super signis, in quibus manus agnosci antiquae in gemmis possint. 1753. Christs Abhandlungen ed. Zeune, S. 298. Kloß bemerkt S. 46, diese Abhandlung sei der Dactyliothec. Richter. vorgesetzt, und fügt hinzu: „Er hat diese Meinung auch in andere Schrift, welche eben so wenig leistet als die vorige, ob sie gleich eben so viel verspricht, behauptet: De gemmis annulorum veterum probe intelligendis praeparatio scitorum quorundam necessaria: in Commentariis Lipsiens. litterariis, T. I, p. 338.“]

***) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius subtiliusque praestaret, adhibuisse eos puto crustas adamantis in acutissimum fastigiatas mucronem etc. *Ibid.*

†) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior soli mucroni adamantis et crustis acutissimis locus fuerat, non fere orbiculo terebrae ac rotarum. *Ibid.* p. 336.

1) „und die von Anderen gepriesen und wiederholt worden ist.“ (Kloß.)

keineswegs, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen sich ebensowohl die Spuren des Rades, als der Diamantspitze zeigen.*) Vielmehr gestand er selbst, daß auf einigen älteren, und besonders ägyptischen Steinen, ihm das Rad Alles gethan zu haben scheine, und sich durchaus keine Spur der Diamantspitze äußere.**)

Das war Christs Meinung, und diese Meinung nennt Herr Klotz geradezu eine lächerliche Meinung? Es ist ihm nicht möglich, ihr einen gelinderen Namen zu geben?[1])

„Wer dieses glaubt", fährt er fort, „muß niemals in Stein haben schneiden sehen, muß auch die Natur und Gestalt der Diamante gar nicht kennen.[2]) Wie stellt er sich wohl vor, daß der Diamant gefaßt werden könne, um die kleinen Tiefen auszugraben? oder wie glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so großen Spitze, als hierzu erfordert wird, versehen können? Was muß er für Begriffe von der Größe und Kostbarkeit der Diamante haben, wenn er sich einbildet, daß man große Diamante so spitzig zuschleifen könne, als diese Arbeit erfordert? Kurz, die ganze Sache

*) — tanquam si in omni annulo sculpendo opus utrumque, terebrae ac mucronis adamantini adhibitum fuisset. In quibusdam sic veteres egisse, quomodo contendunt illi, dabimus; et conspectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re praesenti, istud fere probat. *Ibid.*

**) Deinde veteres aliquae gemmae, praesertim Aegyptiae, arrosae tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti vestigio. *Ibid.*

---

1) Klotz, ebenda S. 46: „Eine Stelle des Plinius (cum feliciter etc.; siehe weiter unten), welche Salmasius (v. Exercitat. Plin. in Solin. p. 774) schon vor Christen fast eben so erklärt, hatte ihn zu dieser lächerlichen Meinung verleitet. Denn wie kann ich ihr einen gelinderen Namen geben?"

2) „S. Hr. Lippert in der Vorrede S. 30." (Klotz.) Aber die ganze Stelle ist fast wörtlich aus Lippert. Vgl. ebenda S. XXXI: „Wollte man nun von zerschlagenen Diamanten Splitter nehmen, so wünsche ich nur zu sehen, wie einer, wenn er nun viele Diamanten gespalten, und endlich einen solchen spitzigen Splitter bekommen hätte, um seine zarten Tiefen damit zu graben, wie er solchen fassen wollte. Ein ganz Einfältiger, der nur einmal Stein schneiden gesehen, wird sogleich die Unmöglichkeit merken. Wollte man aber große Diamante erst so spitzig zuschleifen, daß sie hernach wie die Spillen an der Maschine gebraucht werden könnten, was für große Diamanten würde man haben müssen, damit auch so viel Raum fürs Auge bleibe, um sehen zu können, wie wenig oder wie viel ausgegraben werden müßte?" S. XXX: „Erst müssen sie nicht wissen, wie ein roher Diamant aussieht, noch weniger müssen sie an die natürliche Lage seiner Theile gedacht haben."

ist unmöglich, und wenn Christ oder Andere sich in den Werkstätten umgesehen hätten, so würden sie niemals diese Meinung behauptet haben."

Im Vorbeigehen: Christ hatte sich sicherlich in den Werkstätten mehr umgesehen, als Hr. Klotz. Ich habe Christen gekannt, und Christen gehört, und ihn über diese Sachen selbst gehört.

Ich habe schon gesagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Christs Meinung macht, sind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt sie nach seiner Art aus, das ist, er mischt ein wenig Nonsens mit unter. — Er fragt z. E., „wie glaubte Christ, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer so großen Spitze, als hierzu erfordert wird, versehen könne?" Freilich müßte Christ ein sehr lächerlicher Mann gewesen sein, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit großen Spitzen versehen könne. Lippert hat so seltsam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten besorgt, daß ihn sein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „Lauter Unsinn, der aus einer verderbten Einbildungskraft, und aus grober Unwissenheit von den Möglichkeiten und den Vortheilen, die zu dieser Kunst gehören, entstanden ist!" [1]) Denn diesen Unsinn dichtet sich Hr. Lippert zum größten Theil selbst. Christ verstand unter dem mucrone adamantino eben so wenig Diamantkörner, als größere spitzig zugeschliffene Diamante, sondern spitze Splitter von zerschlagenen Diamanten. Die Möglichkeit solcher Splitter giebt Hr. Lippert selbst zu, und er ist nur verlegen, wie sie gehörig zu fassen. —

Doch man wird sagen: ist einem Künstler nicht in seiner Kunst zu glauben? Thut Hr. Klotz also nicht besser, daß er Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Christen halten will?

Nein; es ist nicht Christ, an den ich mich halte; auch bei mir gilt der Künstler in seiner Kunst Alles. Aber Ein Künstler macht nicht Alle aus, und wenn die Künstler selbst uneinig sind, muß es dem Gelehrten frei stehen, sich auf die Seite des einen oder des anderen zu stellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwissend, oder gar unsinnig schelten werde.

1) Ebenda, S. XXXII.

Kurz, Natter ist es, der mich kühn genug macht, an den Aussprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.[1])

Natter zeigte, an einer dazu ausgesuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweisen, daß auch die alten Künstler das Rad gebraucht hätten, und folglich bei ihrer Arbeit überhaupt ungefähr eben so verfahren wären, als unsere Künstler. Für Christen durfte er eigentlich dieses nicht beweisen, denn Christ, wie ich schon gesagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgesprochen. Er mag es aber bewiesen haben, für wen er will; wir sind ihm Dank schuldig, daß er es bewiesen, weil er uns dadurch vor mancherlei chimärischen Begriffen verwahrt hat, die wir uns sonst von dem Verfahren der alten Artisten machen könnten.

Aber, dieses den Alten vindicirten Rades ungeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantspitze so weit herabgesetzt, als ihn Hr. Klotz herabsetzt? „Allerdings", sagt Hr. Klotz[2]), „braucht man die Diamantspitze, aber alsdann erst, wenn durch das Rad das Gehörige verrichtet ist. Nämlich: man kann mit dieser eingefaßten Diamantspitze, wovon das Werkzeug beim Mariette[3]) abgebildet ist, die vom Rade noch übrig gebliebenen groben und nicht zart genug verarbeiteten Partien sanfter und verlaufend machen."

Wer hat dem Hrn. Klotz das gesagt? In wie vielen Werkstätten hat er es gesehen, daß man die Diamantspitze **nur** dazu brauche? — Ich will ihm seine Widerlegung beim Natter fast auf allen Blättern zeigen.

Urtheilt nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetrurischen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantspitze ausgegraben zu sein scheinen?*)

*) Ces sortes de gravures sont ordinairement en fort bas relief; le contour, et les muscles sont trop creusés et paroissent avoir été faits avec la pointe de Diamant. *Traité de la Meth. ant. p. 10.*

1) Vgl. unten aus den „Collectaneen" den Artikel „Gemmen" Nr. IV. „Von der Kunst, sie zu schneiden": „Daß unser gewöhnliches Verfahren hierin eben das sei, welches die Alten gehabt, hat Natter erwiesen, und ich habe Einiges darüber in den Antiq. Briefen gesagt." Vgl. auch ebenda den Artikel „Natter".

2) S. 48.

3) „Traité des pierres grav. T. I, fig. I, n. 21." (Klotz.)

Schließt nicht Natter, daß Verschiedenes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht so leicht und kühn zu machen gewesen?*) — Nicht so leicht, nicht so kühn: aber doch zu machen.

Erkennt nicht Natter an den beiden Othryaden[1]), daß, so wie an dem einen Alles mit dem Rade geschnitten sei, so sei an dem anderen das Meiste mit der Diamantspitze gefertigt?**) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in diesem Gebrauche der Diamantspitze die eigene Manier bestanden, welche der Meister des zweiten gehabt?

Aeußert sich nicht Natter von seinem Faune, auf einem außerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correcten Zeichnung auf einem so eingeschränkten Raume, er nothwendig glauben müsse, der Artist habe sich meistens der Diamantspitze dabei bedient?***) Und was ist das viel anderes, als was Christ von dergleichen kleinen Steinen überhaupt sagt?†)

Alles das endlich zusammengenommen: ist es nicht unwidersprechlich, daß Natter einen weit ausgebreiteteren Gebrauch der Diamantspitze an den alten Werken erkennt, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denselben daran erkennt, welchen Christ behauptet, wenn er von den alten Künstlern sagt, non modo extremam operi manum scalpellis adamantinis adhibuisse, sed prorsus rudimenta signi excavandi sic posuisse etiam?††)

*) Il paroit aussi visiblement que le bouclier est fait au Touret, avec un Outil peu taillant, car on n'aurait pu l'exécuter avec autant de hardiesse, ni aussi facilement avec la pointe de Diamant. *Ibid. p. 12.*

**) Car celui-ci a réglé son dessein sur sa manière particulière de graver, c'est-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. *Ibid. p. 21.*

***) Cette piece est estimable par sa beauté, et par la correction du dessein, dans un espace si petit que l'on a de la peine à y rien distinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il soit, et que l'on est forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'est ce qui me fait croire que l'Artiste y a employé le plus souvent la pointe de Diamant, surtout pour le visage et les cheveux; car il est plus facile d'y réussir de cette façon-la qu'au Touret. *Ibid. p. 36.*

†) Siehe oben S. 433, Note ***. — ††) l. c. p. 339.

---

1) Siehe unten die „Collectaneen" unter „Natter": „Eben so falsch, fährt Winckelmann fort (Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen, S. 7), ist dessen Urtheil über das vermeintlich hohe Alter der Steine auf der 8. bis zur

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natter'schen Werke, die unstreitig unter allen neueren Werken den besten Griechischen mit am nächsten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzusetzen, daß Natter diesen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantspitze, den er an den alten Werken erkannte, sich ohne Zweifel selbst werde eigen gemacht haben, ohne sich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulassen. Denn es ist bekannt, daß Natter mit seinen Instrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.[1])

Doch, es sei mit dieser Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Christs Meinung sein mußte, und es Christ also nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls so verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, sich gegen diesen Mann zu messen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Christen lesen, was ich will, ich lerne immer etwas. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das auch von denen sagen könnte, die jetzt so verächtlich auf ihn zurückschielen. Wie viel lieber wollte ich seine kleine Abhandlung super Gemmis gedacht und geschrieben, als zehn solche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, zusammen gelesen haben.

Achtundzwanzigster Brief.

Nachdem ich mich Christs angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu sprechen.

Hr. Klotz weiß sich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinschneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius sei von dieser Kunst nicht unterrichtet gewesen, er habe aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, so und so geschrieben.[2])

---

12. Platte: er geht hier nach der Geschichte und glaubt, eine sehr alte Begebenheit, wie der Tod des Othryades ist, müsse auch einen sehr alten Künstler voraussetzen." Vgl. Christs Abhandlungen ed. Zeune, S. 287.

1) Vgl. unten den 34. Brief.

2) S. 51: „Sollte es nicht hieraus wahrscheinlich werden, daß Plinius nicht genug von dieser Kunst unterrichtet gewesen sei, daß er sich nicht die genaue

„Freilich", fügt Hr. Klotz hinzu*), „wird diese Kühnheit diejenigen beleidigen müssen, welche in den alten Schriftstellern keine Fehler finden wollen, und ehe sie diese zugeben, lieber auf Unkosten ihrer eigenen Ehre die seltsamsten Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unparteiische Kunstrichter, welche sich überzeugt halten, daß man an Jemand Fehler finden, und seine Einsichten und Verdienste doch zugleich hochschätzen könne, werden wider diese Muthmaßung desto weniger aufgebracht werden, je mehr sie Bewegungsgründe, ein solches Urtheil zu fällen, und Entschuldigungen für den, welcher es ausspricht, auch bei dem Plinius, dessen große Gelehrsamkeit sie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben."

Geschwätz, das nur abzielen kann, näheren Untersuchungen vorzubauen! Die alten Schriftsteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß sie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als diese bloße Möglichkeit. Besonders wenn der vermeinte Fehler Sachen betrifft, die ihnen alle Tage vor Augen gewesen. Bei der unzähligen Menge von Steinen, bei dem Ueberflusse an Künstlern dieser Art, die sich bei den Römern, zu Folge jener Menge, finden müssen: sollte Plinius in der Unwissenheit von dem eigentlichen Verfahren derselben geblieben sein?

Aber wenn es seine eigenen Worte beweisen? — Das sagt Hr. Klotz, und ich läugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie sich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunst des Steinschneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt bloß, bei Gelegenheit der Steine, bei Gelegenheit der Mittel, sie zu bewältigen, etwas von dieser Kunst; und man muß dergleichen Stellen sorgfältig alle zusammen nehmen, ehe man entscheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieses auch alsdann noch nicht entscheiden könnte, weil er, wie

*) S. 51.

Kenntniß von der Natur, Beschaffenheit und Ausübung derselben erworben, welche ein Schriftsteller besitzen muß, wenn er eine gründliche Nachricht davon geben will? Sollte man nicht, wenn man dieses Stillschweigen, das einen Leser des Plinius nicht genug befremden kann, mit den von uns angeführten Stellen vergleicht, es wagen, zu sagen, daß Plinius aus Unwissenheit, wie die Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, also geschrieben habe?"

gesagt, nur gewandtsweise von der Sache spricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenscheinliche Ungereimtheiten sagt, so ist es billig, daß wir das Beste, nicht das Schlimmste von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bei der an, die den meisten Streit veranlaßt.

Plinius redet von dem Diamante, von der außerordentlichen Härte desselben, von dem sonderbaren Mittel, über diese Härte dennoch zu siegen[1]), und fügt hinzu*): cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Diese Stelle, sagt Hr. Klotz, habe Christen auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinschneider nur mit der Diamantspitze gearbeitet. Ich habe erwiesen, daß Christ diese lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Christ schloß aus dieser Stelle, daß die Alten mit der Diamantspitze gearbeitet; aber keineswegen, daß sie einzig und allein damit gearbeitet.

Doch Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantspitze die Rede sei; sondern von dem Diamantpulver, welches anstatt des Smirgels an das Rad gestrichen worden. Dieses Rad werde vorn ein wenig ausgedreht, damit der Smirgel oder das Diamantpulver besser hafte, und daher das Wort includuntur.[2])

Ich antworte Hr. Lipperten: Wenn sich auch schon das Wort includuntur so auslegen läßt, so braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieser Erklärung durchaus widerspricht. Plinius

*) Lib. XXXVII, sect. 15.

1) Vgl. Lohenstein, Blumen, S. 76.

2) S. XXXII f.: „In diese Büchse wirft man die kleinen Diamantkörner und Splitter, die nicht zum Schleifen taugen, und schlägt oben mit einem Hammer auf den Stempel, daß sie zerspringen und nach und nach zu einem Pulver werden. Je klärer dieses Pulver ist, je besser dienet es zum Gebrauch, und wird solches hernach mit Steinöl vermischet, daß eine Salbe daraus wird, wovon ein wenig ans Rad gestrichen, geschwinder und schärfer, als der Schmirgel, schneidet. — — Das Rad, welches bei den Alten von Eisen, bei unseren Neueren aber gemeiniglich von Kupfer ist und oft vorne ein wenig ausgedreht wird, damit der Schmirgel, oder das Diamantpulver, besser hafte, wenn das Rad damit bestrichen wird, und dieses heißt beim Plinius includuntur.“

sagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieses zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paßt keineswegs auf seine eiserne Büchse, oder auf jede andere Weise der bloßen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bei dieser ist weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bei einer solchen Sprengung des Diamants, die eine gewisse Art von Splittern gewähren soll.

Auch Hr. Klotz ist über dieses feliciter hingehuscht. Aber er hält sich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß sich dieses Wort von dem bloßen Bestreichen verstehen lasse; was thut er? Er entscheidet, daß Plinius von einer Sache gesprochen, die er nicht verstanden.[1])

Das ist nun freilich der kürzeste Weg, sich aus den Schwierigkeiten, die man bei den alten Schriftstellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künstler wollte den Plinius retten; der stolze Gelehrte verweist ihn in die Schule, in die Werkstätte, da erst zu lernen, wovon er schreiben wollen.

Herr Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubt, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er schreibe?

Sagt nicht Solinus das Nämliche? Und Isidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird sagen, das sind Ausschreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausschreiber hätten leicht so etwas besser wissen können, wenn Plinius wirklich so unwissend gewesen wäre, als er ihn machen will.

Und warum soll es, warum kann es denn nicht bei dem Verstande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum soll denn nun mit Gewalt alle Erwähnung der Diamantspitze aus dieser Stelle verdrängt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinschneider die Diamant-

---

1) Vgl. unten den 32. Brief. Klotz, S. 47 f.: „Allein kann man von diesem Bestreichen das Wort einfassen, einschließen (includuntur), brauchen, welches wir beim Plinius lesen? Ich glaube nicht, daß ein Mann, der einen richtigen Begriff von dieser Sache gehabt, einen so unbestimmten, oder, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, einen so unrichtigen Ausdruck hätte brauchen können." Vgl. Lippert, S. XXX.

spitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß sie sie nur dazu brauchten, wozu er sagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künstler gleichfalls sie nicht weiter gebraucht hätten: würde sie dem ungeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinschneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein solches Werkzeug nennen? Er spricht ja nicht von der Kunst überhaupt; er sagt ja nicht, daß dieses Werkzeug das einzige sei, welches die Kunst brauche; er merkt ja nur an, daß gewisse glückliche Splitter von zerschlagenen Diamanten von den Steinschneidern sehr gesucht würden, daß sie ihnen sehr zu Statten kämen, weil sie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie gesagt, wenn die Diamantspitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum sollte Plinius diesen Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat sie gar einen noch größeren, den Natter selbst, wie ich gezeigt habe, eingesteht, so begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bei dem Plinius zu finden.

Neunundzwanzigster Brief.

Ich habe gesagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantspitze als eines einzelnen Werkzeuges, nicht aber als des einzigen; denn in anderen Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehrt, wie falsche Edelsteine zu erkennen, kömmt er auf die verschiedene Härte der wahren, und sagt*): tanta differentia est, ut aliae ferro scalpi non possint, aliae non nisi retuso, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Diese Stelle hat Hr. Klotz selbst angeführt; aber, wie es scheint, bloß, um den kindischen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher sich einbildete, daß die bohrenden Instrumente der Steinschneider erst warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat sehr

*) Lib. XXXVII, sect. 76.

Recht, daß unter dem fervor der geschwinde Umlauf des Rades zu verstehen. 1)

Also erkennt er doch hier das Rad? Also hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinschneider bloß mit der Diamantspitze gearbeitet?

Und gleichwohl soll Plinius, wie Hr. Kloß sagt, die Sache nur halb verstanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb und dort halb; zwei Hälften machen ein Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantspitze, hier des Rades; was will denn Hr. Kloß noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Kloß sei, der die Sache nur halb verstehe. Denn sonst hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten gesagt, worin sich Plinius auch hier geirrt habe. „Auch hier", sagt er, „vermißt man eine genaue und richtige Kenntniß der Steinschneiderkunst." Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm diese Stelle nicht richtig, nicht genau genug erscheint, so kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einsieht, was Plinius sagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Besonders muß er gar nicht wissen, was Plinius unter dem stumpfen Eisen, ferro retuso, versteht, welches über gewisse Edelsteine mehr Gewalt habe, als das scharfe Eisen.

Denn wenn er es wüßte, würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher gesehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinschneider in dieser Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube sogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neueren Steinschneider gar nichts wissen.

Doch ich will mich nicht verleiten lassen, mit dieser Meinung eher hervor zu treten, als bis ich sie durch Versuche bestätigen kann.

---

1) S. 50, Anm. **): „Harduin hat dieses gar nicht verstanden. Denn er schreibt in seiner Note: In scalpendis gemmis prius *calfieri* terebras decet. Man muß die Stelle von dem geschwinden Umlaufe des Rades verstehen. Dieses soll das Wort fervor anzeigen: wie beim Horaz: metaque fervidis Evitata rotis. Plinius aber selbst hat die ganze Sache nur halb verstanden."

Sie ist genau mit einer eigenen Betrachtung über die Torneutik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neueren sie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich so auszudrücken, ein gewisses ἀντιστροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren Bewirkung Salmasius ihr schlechterdings abspricht, und nur der Toreutik[1]) zuerkennen will.

Dreißigster Brief.

Hr. Klotz erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle voraussetzen, wo Plinius von den verschiedenen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor- und Edelsteine gesägt und geschnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors sagt*): arena hoc fit, et ferro videtur fieri, serra in praetenui linea premente arenas, versandoque tractu ipso secante: das gilt ebenfalls von den Instrumenten des Rades.

Verstehen wir uns auch über das Wort Rad? Bei der Beschreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verstehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutschen Künstler, denen er hierin ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zweiunddreißigsten Seite seines Vorberichts, neben der Büchse, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es ist, so viel ich sehen kann, die Bouterolle: nicht also das Rad, sondern nur eines von den Instrumenten, welche in das Rad gesetzt werden. Was ich das Rad nenne, scheint er das Schlegezeug zu nennen.[2]) Doch, das sind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verstehen.

Genug, ich begreife unter dem Rade alle und jede eisernen oder

*) Lib. XXXVI, sect. 9.

---

1) „Sehr richtig unterscheidet Lessing die Torneutik der Alten von ihrer Toreutik. Jenes war ihre Drechslerkunst, dieses ihre erhobene Arbeit in Silber und anderen Metallen vermittelst des Formens und Gießens.“ (Eschenburg.) Die Ausgaben haben hier Verwirrung angerichtet. So liest die von 1793 beide Male Toreutik, die v. Maltzahn beide Male Torneutik. Die Stelle des Salmasius findet sich nach Eschenburg: In C. Iulii Solini Polyhistora, ed. Traj. p. 735—738.

2) S. XXXIII: „B. ist die eiserne Spille, welche in C. nach viereckigter Form mit Zinn oder Blei umgossen ist, damit man solche feste in die Maschine, die sonst das Schlegezeug heißt, stecken kann.“

kupfernen Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die sie hervorbringen sollen, in das Rad gesetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von diesen Werkzeugen ist es unstreitig, daß sie, eben wie die Marmorsäge, eigentlich selbst nicht schneiden, sondern nur zu schneiden scheinen, indem sie den Smirgel, oder was man sonst für eine feinere Sandart dazu braucht, dem Steine einreiben: arena hoc fit, et ferro videtur fieri. Wie aber dieses ohne Maschine zu bewerkstelligen gewesen, ist nicht abzusehen. Folglich muß man eine Maschine, ein Rad überall voraussetzen, wo von der Wirkung einer feineren Sandart auf Edelsteine die Rede ist, und diese Wirkung nicht das bloße Poliren sein soll.

Nun lesen sie die Stelle des Plinius*): Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam *scalpendis* atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro insula genitae. Vicere postea ex Armenia vectae.

Naxium hieß also das Pulver, welches die alten Steinschneider Anfangs anstatt unseres Smirgels brauchten, und ward aus Cyprischem Schleifsteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armenischem Schleifsteine verfertigt wurde.

Salmasius macht über diese Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem anderen Orte**), wo er die verschiedenen Arten der Diamante erzählt, auch eines Cyprischen Diamants gedenkt: so soll jener Cyprische Diamant und dieser Cyprische Schleifstein, aus welchem das Naxium gemacht wurde, nur eins sein. Er meint, Plinius habe irgendwo den Cyprischen Schleifstein wegen seiner Härte adamas genannt gefunden, so wie selbst das Eisen aus eben der Ursache diesen Namen führe. Dadurch sei Plinius verleitet worden, dort unter die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloßen Schleifstein nenne. Haec tam varie, setzt er hinzu***), quia ex variis auctoribus sumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi similia inter se, quae apud diversos auctores invenerat, ac dissimilia secernendi. Kurz; Salmasius will von keinem Cyprischen Diamante wissen; sein Solinus muß es dasmal besser verstanden haben, als Plinius;

*) Lib. XXXVI, sect. 10.

**) Lib. XXXVII, sect. 15. [Post hos Cyprius vocatur in Cypro repertus, vergens in aërium colorem, sed in medicina, ut dicemus, efficacissimus.]

***) Ad Solinum p. 1101. Edit. Paris. [ed. Traject. p. 774 a. E.]

was Plinius de insula Cypro meint, das soll de aere cyprio zu meinen sein*); der Diamant, von dem Plinius sagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heißen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cyprischen Diamant genannt, das sei nichts als der Cyprische Schleifstein. Ueber den sonderbaren Mann! Wozu denn nun alle diese Verdrehungen? Kann denn nicht eben dieselbe Insel beides, Diamante und Schiefer hervorbringen?

Doch, warum will ich bloße Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch jetzt sind die Cyprischen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weiß wohl, daß die Kenner diese Diamante nicht so recht für echte wollen gelten lassen. Aber eben dieses macht es um so viel wahrscheinlicher, daß Plinius die nämlichen gemeint habe. Denn auch die Cyprischen Diamante des Plinius sind ihm von der schlechteren Gattung, weder so hart noch so klar, als die Aethiopischen, Arabischen und Macedonischen.

Einunddreißigster Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cyprischen Schiefer sprechen; (denn alle Schleif- und Probiersteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr besonderer Gebrauch giebt ihnen den besonderen Namen:) und kam auf die Cyprischen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den Salmasius zu widerlegen. Merken Sie unsere Weise? Wir widerlegen immer die am liebsten, aus denen wir das meiste lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas besser wissen, als sie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit sie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meursius, der einen anderen Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht so bald fertig werden. Er sagt, das Naxium sei nicht von Cyprischen, sondern von Cretischen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern schreiben

*) Ibid. 1094. [Ebenda, S. 770 b. B.: Paulo post: *Nam et hi, qui in cypro deprehenduntur, frangi queunt.* Non de insula Cypro accipiendum, sed de cypro, vel aere Cyprio.]

wollen; denn nicht auf Cypern, sondern auf Creta liege ein Naxus.*) Und es ist allerdings wahr, daß bei anderen Schriftstellern Naxischer Stein durch Schleifstein aus Creta erklärt wird.**)

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen***), daß dieser Naxische Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zurechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er seinen Beinamen erhalten.

Doch dieser Einfall empfiehlt sich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf seinen Schriftsteller durchaus keinen Fehler kommen zu lassen. Ehe wir den Alten einen so unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verursachen, dächte ich doch, wir ließen den Plinius sich lieber verschrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius sein, und sind wirklich darin, obschon gewiß die wenigsten von ihm selbst herkommen mögen. Ganz anders ist es mit Fehlern, wie sie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwissenheit, der er so leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cyprischen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifsteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinschneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man sie erst deswegen nach Naxus auf Creta bringen müssen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Naxischen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unseren Steinschneidern eben so wenig als den Armenischen statt des Smirgels empfehlen; ich habe eine ganz andere Absicht, warum ich seiner gedenke.

Genug, es war ein pulverisirter Schleifstein, dessen sich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifstein, wiederhole ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen so allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anstatt des Naxium, anstatt des Armenischen Schieferpulvers, andichten will.

*) Cypri lib. II, cap. 5.

**) Id. Cretae lib. I, cap. 12.

***) Ad. Plinii l. c. [(Plin. II, S. 733: Cotes) In Cypro quidem genitae, sed ex oppido Cretae Naxo, ubi parari eas et concinnari mos erat, Romam advectae; inde Naxii nomen. Suidas: *Ναξία λίθος, ἡ Κρητικὴ ἀκόνη. Νάξος γὰρ πόλις Κρήτης.* Sic ficum Cypriam nuncupari in Creta Theophrastus est auctor, quoniam eo e Cypro translata, lib. 4 hist. plant. cap. 2.]

Hr. Lippert wenigstens scheint sich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinschneidern eben so gewöhnlich gewesen, als den unsrigen der Smirgel*): denn er entschuldigt diese, wegen des Gebrauchs des letztern, durch die Seltenheit und Kostbarkeit der Diamante; daher die wenigsten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführt werden könnten, und also, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn sie mit jenem schneiden sollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden, indem das Rad, mit Diamantpulver bestrichen, weit geschwinder und schärfer schneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Ersparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künstlern machen will**), ihnen so nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geschwinder noch schärfer geschnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; so daß es ihnen einen großen Theil der Polirung ersparte.

Kurz; wenn ich schon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht; so darf ich doch kühnlich leugnen, daß sie es zur Ausschleifung geringerer Edelsteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der jetzigen Kostbarkeit der Diamante sagen, was er will: so waren sie bei den Alten doch noch ungleich kostbarer, denn sie waren ungleich seltener. Die Alten wußten von keinen Brasilischen Diamanten, die so neuerlich Europa überschwemmt haben. Unsere Künstler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, also weit eher machen können, als ihn die alten Künstler machen konnten.

Und wer sagt es denn, daß diese ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt,

*) Vorb. der Dakt., S. 34. [„Die Steinschneider haben nur nicht allemal Diamante bei der Hand; sie kosten auch Geld. Viele sind nicht gewohnt, damit zu schneiden, weil sie nicht dazu angeführt worden. Denn sie würden, anstatt daß das Rad, wenn es mit Schmirgel bestrichen wird, wohl hundertmal umläuft, ehe es vom Stein etwas merklich abreibt, auf zehenmal Umlaufen eben so viel zuwege bringen; aber auch oft zu viel von einem Orte wegnehmen, da sie bei dem Schmirgel diese Vorsicht nicht brauchen."]

**) Vorb. der Dakt., S. 33. [„Die Alten bedienten sich des Diamants, um die Zeit bei ihrer Arbeit zu gewinnen, wenn sie hohe Steine oder Cameen schneiden wollten."]

durch den die Instrumente des Rades in den Stein wirken, sehen wir ja, daß er das Naxium, daß er das Armenische Schieferpulver nennt. Konnten die Künstler seiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuschreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denselben zuschreibt? Wo anderwärts? —

Zweiunddreißigster Brief.

„Die Alten", sagt Hr. Klotz*), „kannten die Kraft des Diamantstaubes, die feinen Steine anzugreifen, und sie bedienten sich, welches unleugbar ist, desselben."

Welches unleugbar ist! Warum wär es denn unleugbar? Weil es Hr. Klotz bei dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und warum giebt es Goguet dafür aus?**) „Weil es Plinius ausdrücklich sagt; und weil, wenn Plinius auch nichts sagte, die Meisterstücke der alten Steinschneiderkunst, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden."

Aber diese Meisterstücke können das nicht zeigen: denn Niemand leugnet, daß sie nicht auch mit Hilfe des Smirgels, des Naxiums, des Armenischen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientalischen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant) eben so gut, obschon nicht eben so geschwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugnisse des Plinius; in welcher Absicht sich Goguet auf zwei Stellen desselben beruft.

Die erste ist die nämliche, welche ich in dem achtundzwanzigsten Briefe bereits untersucht habe, und die von parvis crustis eines glücklich zerschlagenen Diamants redet, deren sich die Steinschneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwiesen, daß unter diesen crustis kein Staub, kein Pulver verstanden werden kann,

*) S. 42.

**) Il est constant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre sur les pierres fines; ils en faisoient un grand usage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expressement, et quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, et que nous avons encore sous les yeux, le feroient assez connoître.

sondern spitze schneidende Splitter zu verstehen sind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweist noch weniger, wo es nur überhaupt heißt, daß sich alle feine Steine ohne Unterschied mit dem Diamante graben ließen: verum omnes adamante scalpi possunt.*) Denn können hier nicht eben so wohl jene parvae crustae des Diamants, jene kleine schneidende Splitter verstanden werden, als Diamantstaub?

Besonders muß Hr. Klotz auf den Beweis, der in der ersteren Stelle liegen soll, gänzlich Verzicht thun, indem er selbst bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verstehen, welches dem Werkzeuge des Rades bloß angestrichen werde.[1]) Findet er nun aber da kein Diamantpulver, sondern Diamantsplitter, von welchen es sich Plinius bloß habe weiß machen lassen, daß man sie zum Steinschneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Trotz, mir bei Griechen oder Römern sonst eine Stelle zu zeigen, die zu diesem Behufe angeführt werden könnte.

Und nun lassen Sie mich es gerade heraussagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwei einzigen Stellen, wo man dessen Erwähnung finden wollen, seiner nicht erwähnen; daß diese Stellen nicht von dem Diamantpulver, sondern von Diamantsplittern reden: ich getraue mir, die eine sogar zu einem klaren Beweise gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius sagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur crustas, ut cerni vix possint. Expetuntur a scalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe schon angemerkt, daß man auf das feliciter hier sehr schlecht geachtet. Man hat es so verstanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit sagen wollen, „wenn es sich glücklicher Weise trifft, daß man den Diamant zerschlägt". So hat es auch Goguet verstanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das ist falsch, das kann Plinius

*) Lib. XXXVII, sect. 76. [Vgl. oben den Anfang des 29. Briefes.]

1) Vgl. oben den 28. Brief.

nicht haben sagen wollen, denn es war kein bloßer glücklicher Zufall mehr, wenn sich der Diamant in Stücken schlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein sicheres Mittel, daß er in Stücken springen mußte, ob schon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich: hircino sanguine, eoque recenti calidoque, macerata.[1]) Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte sagen: „wenn es sich trifft, daß er glücklich springt", nämlich daß er in solche kleine schneidende Splitter springt, wie sie die Steinschneider suchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zersprang; es war ein Glück, wenn er so und so zersprang.

Ist aber das: nun so ist es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu schleifen verstanden haben, daß sie nicht gewußt haben, der Diamant lasse sich durch seinen eigenen Staub schleifen. Denn hätten sie das gewußt, so hätte der Diamant mögen springen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art sein, von welcher es sei; sie hätten ihnen immer nachhelfen, sie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künstler daran suchte. Aber das konnten sie nicht; und nur weil sie es nicht konnten, mußten sie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen lassen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin versichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieser meiner Auslegung am besten beitreten. Denn nur durch sie fällt ein Einwurf wider seine Meinung, daß die Kunst, die Diamante zu schleifen und zu brillantiren, dem Alterthume gänzlich unbekannt gewesen sei, weg, den er zwar selbst berührt, auf den er aber nur sehr obenhin antwortet. Wenn nämlich die Alten das Diamantpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugestehen zu müssen glaubt: wie kam es, daß sie es nicht an dem Diamante selbst versuchten? „Dieses scheint", antwortet Goguet, „allerdings schwer zu begreifen; gleichwohl ist es nun nicht anders. Auch finden sich mehr solche Beispiele von Schranken, die sich der menschliche Geist gleichsam selbst zu setzen pflegt. Auf einmal bleibt er stehen, wenn er eben dem Ziele am nächsten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt fehlt, um es völlig zu erreichen."

1) Plin. ed. Hard. II, S. 773: hircino rumpitur ea sanguine, neque aliter quam recenti calidoque, macerata.

Es ist wahr, diese wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch so selten als möglich darauf berufen; eben weil sie so wunderbar ist. Wenn wir ohne sie fertig werden können, desto besser. Und hier können wir es: die Alten versäumten das Diamantpulver an dem Diamante selbst zu versuchen, weil sie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.[1])

Dreiunddreißigster Brief.

Wenn ich gesagt, daß die alten Künstler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit seltener, weit kostbarer gewesen, als sie jetziger Zeit sind; so würde man diesen Grund freilich um so viel mehr auch gegen die Diamantsplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten sie oft zerschlagen müssen, ehe sich einer, wie sie ihn brauchten, fand!

Plinius scheint ihre Seltenheit durch das expetuntur a scalptoribus selbst anzudeuten. Sie waren so gemein nicht, daß sie jeder Artist leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche sich ohne sie behelfen mußten.

Aber was thaten diese? Mußten sie folglich Alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermangelung des Diamants fand sich ein anderer Stein, dessen Splitter das nämliche verrichteten. Er sagt von dem Ostracitis*): duriori tanta inest vis, ut aliae gemmae scalpantur fragmentis ejus.

*) Lib. XXXVII, sect. 65.

1) Auf einem kleinen Zettel hat sich Lessing noch folgende beide Gründe angemerkt, die ihm zu beweisen schienen, daß die Alten die Kraft des Diamantstaubs nicht gekannt haben:

„1. Weil Plinius nur von einer einzigen Art des Diamants, und nur von der, welche Diamant mehr heißt, als ist, sagt, daß sie mit einem anderen Diamanten durchbohrt werden könne*); die anderen könnten nur durch Bocksblut überwältigt werden.

2. Weil er nicht allein von diesen anderen, sondern auch von noch mehr Edelsteinen sagt, daß sie sich durchaus nicht schneiden lassen: z. B. von den saitischen**) und ägyptischen Smaragden, quorum duritia tanta est, ut nequeat vulnerari." ***)

*) Nämlich von dem Siderites. L. XXXIII, c. 4.
**) Muß heißen: scythischen. Vgl. unten den 45. Brief. R. B.
***) Man vergleiche Herrn Hofrath Beckmanns Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, III, 4. S. 341. (Eschenburg.)

Ich getraue mir nicht zu sagen, was dieses für ein Stein gewesen, wie er jetzt heiße, wo er zu finden; aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falsch?

Was er dort crustas nannte, nennt er hier fragmenta; und dieses Wort kann eben so wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nämliche also, mit so ähnlichen Worten, von zwei verschiedenen, aber zu einerlei Zwecke dienlichen Dingen behauptet, zeigt, daß Plinius seiner Sache hierin sehr gewiß gewesen.

Er hat sich in das Mechanische keiner einzigen Kunst tiefer eingelassen; und, Alles zusammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinschneiderkunst, die er am wenigsten soll verstanden haben, gerade die meisten und positivsten Data angegeben hat. Er gedenkt der verschiedenen Instrumente, nach Verschiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantspitze; er gedenkt anderer scharfen Steinsplitter, welche bei gewissen Steinen die Stelle der Diamantspitze vertreten können; er gedenkt verschiedener Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bei dem Ausschleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr sagen können, der von dieser Kunst nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beiläufig ihrer erwähnt, indem er auf die Materialien kömmt, deren sie sich bedient?

Und dennoch soll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will; mich hat er zu scheu gemacht, ihm irgend etwas auf sein bloßes Wort zu glauben. —

Von ungefähr sehe ich eben jetzt ein Wort bei ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht schreibe. Ich sagte, er schreibe Agat, anstatt Achat, nach dem Franzosen oder Engländer, welcher seine Ursachen habe, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er schreibt nicht bloß Agat, sondern gar Agath.[1]) Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben seine Kenntniß der griechischen Sprache so vortrefflich zu Statten kam! Als er bei dem Mariette, oder wer weiß wo[2]), Agate las: so fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzose mit ch mache; aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloßes t verwandele,

1) Vgl. oben den Anfang des 21. Briefes.
2) Vgl. oben den 26. Brief.

und dieses brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von diesem Wörtlein also leitete er die Benennung des Steins ab, und schrieb Agath, mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, diese Ableitung einmal gegen den Theophrast und Plinius, weitläufig zu erhärten. Wenn dieses ist: so will ich dem Herrn Klotz allenfalls einen Vorgänger nennen, den Andreas Baccius nämlich, welcher, wie ich vermuthe, auf eben diese Weise seine Kenntniß der griechischen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, versichert er, sic dictus fuit, quasi sociabilis et gratiosissimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anstatt Achates, Agathes zu schreiben, und diese wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.[1])

Vierunddreißigster Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern gesagt, daß er mit seinen Instrumenten und Handgriffen geheim gewesen?[2])

Nicht bloß auf das Werkzeug Parallellinien zu schneiden, das er zwar dem Herrn Guay mittheilte, aber dem ungeachtet in seinem Werke weder mit stechen ließ, noch sonst beschrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt sei.[3])

Nicht bloß darauf: sondern noch auf einen ganz anderen Umstand. Aber gedulden Sie sich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben versprochen.[4]) Wenn es wirklich das Leben des Künstlers wird; wenn es keine bloße Zusammenstoppelung topischer und chronischer Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß seiner hinterlassenen Werke

---

1) Baccius dachte an den fidus Achates des Virgil. Vgl. unten die Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe, Nr. LX. Jedoch auch Winckelmann schrieb immer Agath. Siehe Wiener Ausgabe, I, S. XXX, Anm. 6.

2) Vgl. oben den Schluß des 27. Briefes.

3) Vgl. IV, S. 306 in den „Collectaneen" den Artikel „Natter": „Natter hatte das Instrument, womit die Wappenschneider Parallellinien schneiden, darunter (unter, den Neuern ganz unbekannten, Instrumenten auf alten Steinen) bemerkt, und sagt, Hr. Guay, den er dieses Instrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat stechen lassen, würde es leicht auch darin entdeckt haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu copiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden."

4) In den: Acta Litteraria I, S. 228. (Eschenburg.)

wird: so wird Hr. Klotz diesen Umstand nicht bloß berühren, er wird sich weitläuftig darüber auslassen. Da werden wir sehen, wie bekannt er in den Werkstätten ist; wie offenherzig die Künstler gegen ihn gewesen!

Und Natter hatte nicht bloß seine Geheimnisse. Natter war überzeugt, daß auch die Alten die ihrigen gehabt hatten.[1]) — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden diesen Punkten sagen wird! —

Zweiter Theil.

1769.

Fünfunddreißigster Brief.[2])

Ich darf es wiederholen*): „Was gegen meine Deutung des sogenannten Borghesischen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit."

Was besonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler sein. Ich schlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu scuto, nicht zusammen zu lesen, sie nicht zu übersetzen mit gegen das Knie gestemmtem Schilde; sondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu besonders, und scuto besonders zu lesen. Hierwider sagt Herr Klotz, ich weiß selbst nicht was. Er räumt mir ein, daß man obniti in dem Sinne finde, in welchem ich sage, daß es hier gebraucht sei, und räumt es auch wieder nicht ein. Er führt selbst noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch soll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er gesteht zwar, daß man sagen könne:

*) S. den ersten Theil dieser Briefe, S. 389.

1) Unter „Natter" führt Lessing folgende Stelle aus dessen Préface, S. XXVIII an IV, S. 306: Il apercevra la marche et l'effêt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non seulement de ceux qui nous sont connus, mais même de ceux dont on ignore aujourd'hui la construction et la forme, mais dont l'opération ne laisse pas d'être sensible à un homme de métier.

2) Vgl. die „Gedanken zur Fortsetzung des Laokoon" in Bd. IV.

obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche sich die Brust oder die Stirne stemmt; aber er versichert, daß man nicht sagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Ursache behält er für sich: ich muß mich mit einem pro autoritate gesprochenen alia ratio est, mit einem insolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch schon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu sprechen, als ich. Das mag sein! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer berufen, die auch ihr bischen Latein verstanden haben. Denn ich bin nicht der erste, der obnixo genu von scuto trennt. Unter Anderen muß es auch Stewechius so zu trennen für gut befunden haben. Er schreibt in seinem Commentar über den Vegetius*): Chabrias, Atheniensium dux rei bellicae peritissimus, quo phalangis impetum sustineret, jussit suos in acie subsistere, docuitque obnixo genu, scuto, projectaque hasta, phalangem expectare et excipere.

Aber Herr Klotz weiß nicht, was obnixo genu heißen soll. Er fragt: quid vero est obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe sensum locus postulat. In Wahrheit, wenn das so recht gefragt ist, so muß sich das gute Latein zuweilen von dem gesunden Menschenverstande sehr weit entfernen. Denn obniti zeigt unstreitig eine Gegenwirkung an; das Bestreben eines Körpers, sich nicht aus dem Raume drängen zu lassen, den er einmal einnimmt. Es kömmt also mehr dem Körper selbst, als einer Veränderlichkeit desselben zu; und man würde berechtigt sein, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero est obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn sicherlich ist es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fußes, welcher entgegen gestemmt wird. Ich habe keine Autores mit Erythräischen Registern[1]) zur Hand; aber dem ungeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelstelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus stabilis, gradus certus ist das noch lange nicht.

Auch die Handschriften des Nepos glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, sagt er, getrennt werden sollte, so

*) Ad Cap. 16, Lib. II.

1) Vgl. IV, S. 462.

müßte das folgende projecta hasta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein et oder ein que haben; die meisten Handschriften aber lesen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. s. w. — Die meisten! Hat sie Herr Klotz gezählt? Es sei: aber die meisten sind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte, so wäre auch diese einzige für mich schon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen sich bloß und allein auf eine einzige Handschrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handschriften bestimmen wollen, in welchen sie sich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu sei, und folglich überhaupt nichts Gewisses von ihm gesagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, so würde es nicht viel zu bedeuten haben; die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven desselben würde deutlich genug zeigen, ob die angesetzte Hand anders sein könnte, oder nicht. Aber Winckelmann sagt gar: der Arm. Und das wäre freilich schon mehr. Doch auch so ist aus der Lage des Achselbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers für den fehlenden Arm noch immer genug zu schließen.

Aber lesen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bei dem Herrn Klotz selbst.*) Es soll mir lieb sein, wenn Sie mir mehr Bündiges darin zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechsunddreißigster Brief.

Aber ich habe ja den Borghesischen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechselt? Das ist doch wohl Einwurfs gegen

*) Acta Litt. Vol. III, pt. 3, p. 313. Neque de hac re me sibi assentientem habet V. cl. Primum non nego τo obnixus hoc sensu occurrere, et potuisset Auctor locum Livii laudare (L. VI, 12. 8.) „ne procurri quidem ab acie velim, sed obnixos vos stabili gradu impetum hostium excipere.“ (Ich danke für die gelehrte Nachweisung! Eben sehe ich, daß ich sie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herrn Klotz, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed insolens est dicendi ratio, *obnixo genu*, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio est exemplorum, ubi pectus et frons obniti dicitur. Quid vero est obnixo genu? an idem, quod obnixo gradu? Hunc certe sensum locus postulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adversatur. Nam in iis legitur *obnixoque genu scuto pro*

meine Deutung genug? Und sehen Sie: Herr Klotz selbst versichert, diese Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er sie in den Götting'schen Anzeigen gefunden.*)

Ei, über den scharfsichtigen Mann! Ja, ja, was dessen Falkenaugen entgehen soll! — Und er hat mich bloß mit dem Vorwurfe dieses Fehlers verschont, weil er aus Freundschaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur jetzt erst, da ich diese Freundschaft nicht erwidern will, sondern mich unterstanden habe, Fehler in seinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun sagen, wenn er hört, daß der Götting'sche Gelehrte seinen Vorwurf zurücknimmt, und bekennt, daß er weiter nichts damit sagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borghese passen dürfte? Wird Herr Klotz sagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts sagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts sagen, er wird sich ganz in der Stille schämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ungeachtet aber bin ich bei weitem nicht mehr so überzeugt, daß der Borghesische Fechter Chabrias ist, als ich es in meinem Laokoon gewesen zu sein scheine. Ein Tag lehrt den anderen. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umstand gerieth, der mich in dem Vergnügen über meine vermeinte Entdeckung sehr störte.

Zudem fand ich mich von Herrn Winckelmann selbst gewissermaßen irre gemacht. Denn es hat sich in die Beschreibung, welche er uns von dem Borghesischen Fechter giebt, ein Fehler eingeschlichen, der ganz sonderbar ist. Herr Winckelmann sagt**): „Die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruht auf dem linken Schenkel,

jectaque[1]) *hasta i. e. h. d.* Verbum *que* non posset deesse, si τὸ scuto conjungi deberet cum τῷ hasta. Denique dextra manus statuae, quae *projectam hastam* tenet, ab artifice recentiore addita est. Inde nihil certi de hac statua dici potest.

*) Hamburger Correspondent, Nr. 154 d. v. J. (24. Sept. 1768.) [Vgl. unten den 51. Brief.]

**) Geschichte der Kunst, S. 395.

---

1) So steht schon in der ersten Ausgabe und in allen übrigen. Aber es muß heißen projecta ohne que, wie auch bei Klotz steht.

und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt." Das aber ist nicht so: die Figur ruht auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein ist hinterwärts ausgestreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhaftesten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht sein. Es war durch den Abdruck links geworden, und bestärkte folglich die Idee, die ich in der Winckelmann'schen Beschreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winckelmann selbst veranlaßt haben. Wahr ists, der erste Blick, den ich auch in einem solchen Kupfer auf die Figur im Ganzen geworfen hätte, würde mich von diesem Fehler haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke sein, wenn er auch schon im Kupfer als der rechte erscheint; und der Fuß, diesem Arme gegenüber, muß der rechte sein, wenn er schon in dem Kupfer der linke ist. Aber ich muß nur immer auf diesen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu sicher mißleiten lassen.

Doch kömmt denn so viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß ist, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius sagt*): Sciendum praeterea, cum missilibus agitur, sinistros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis spiculis vehementior ictus est. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, et manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum subducantur ab hostibus, ne possint vulnus accipere, et proximior dextra sit, quae plagam possit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeußerungen der Kraft verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bei dem Wurfe muß der linke vor stehen; deßgleichen, wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten soll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß müssen nachstoßen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigste Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führt, so nahe zu sein als möglich.

*) De re milit. lib. I, c. 20.

Folglich, wenn ich mir den Borghesischen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts gestreckt, dachte: so konnte es gar wohl die Lage sein, welche Chabrias seine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn sie sollten in einer festen Stellung, hinter ihren Schilden, mit gesenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildseite und der Fuß dieser Seite mußte also vorstehen; der Körper mußte auf diesem Fuße ruhen, damit sich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachstoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen, und den ganzen Körper auf diesem ruhend, lebhaft genug gedacht, so glaube ich nicht, — wenigstens glaube ich es jetzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabei würde eingefallen sein. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwidersprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen ist, daß sie einem nahen Feinde einen Hieb versetzen, nicht aber einen anrückenden von sich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Klotz gegen meine Deutung einwenden können, einwenden sollen, und so würde es noch geschienen haben, als ob er der Mann wäre, der sich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaßen darf.

Und gleichwohl ist auch dieses der Umstand nicht, von dem ich bekenne, daß er schlechterdings meine Muthmaßung mit eins vernichtet. Gegen diesen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte, aber nicht gegen den anderen.

Siebenunddreißigster Brief.

Sie sollen ihn bald erfahren, den einzigen Umstand, gegen den ich es umsonst versucht habe, mich in dem süßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derselbe Gelehrte, um dessen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechslung des Borghesischen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz ich mir in dem dreizehnten dieser Briefe die Freiheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir sie zu ertheilen. Lesen Sie beiliegendes Blatt.*)

„Herr Lessing ist mit dem Recensenten der Winckelmann'schen Monumenti inediti in unseren Anzeigen unzufrieden, daß er ihm Schuld giebt, als habe er den Borghesischen Fechter mit dem sogenannten Miles Veles im Museo Florentino verwechselt. Herr Lessing hat Recht; der Recensent hätte allerdings dieses wenigstens durch ein es scheinet ausdrücken sollen. Herr Lessing lehnt auch wirklich einen solchen Verdacht auf eine nachdrückliche Weise von sich ab. Hierzu kömmt in der That noch dieses, daß der Miles Veles den Schild eben so wenig vor sich an das Knie gestemmt hält, und daß also das obnixo genu scuto eben so wenig stattfindet, obgleich sonst die Stellung eines Kriegers, der seinen Feind erwartet, und insonderheit das gebogene Knie, auf die beschriebene Stellung des Chabrias eher zu passen schien; in sofern man annehmen kann, daß des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmt, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt haben. Eben diese Vorstellung hatte dem Recensenten Anlaß zu jener Vermuthung gegeben, welche freilich Herr Lessing mit Grund von sich abweist, und abweisen kann. Jene Stellung läßt sich vielleicht auch eben so gut und noch besser im Stehen denken, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen." —

Das ist Alles, was ich verlangen, das ist Alles, was ich von einem rechtschaffenen Manne erwarten konnte! Er, dem es bloß um die Aufklärung der Wahrheit zu thun ist, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber sobald er sieht, daß dieses unrechte Wort, daß diese unrechte Wendung einen Eindruck machen, den sie nicht machen sollen, daß kleine hämische Kläffer dahinter her bellen, und die unwissende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausschreit: so steht er keinen Augenblick an, das Mißverständniß zu heben, die Sache mag noch so geringschätzig scheinen.

Was wäre es denn nun, zwei Statuen verwechselt zu haben? — Freilich wäre es für die Welt weniger als nichts, aber für den,

*) Götting'sche Anzeigen, St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

der sich einer solchen Nachlässigkeit schuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen schreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen seiner Leser nicht dadurch zu verscherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieses Zutrauen sehr eifersüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir selbst, wenn ich auch von dem aller eingeschränktesten unfähigsten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings bloß darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung ist. Und wie könnte ich so ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es selbst gegen keinen Menschen in der Welt habe? Es ist ein weit anständigeres, worauf ich Anspruch mache. Nämlich: so oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil Zeugnisse und Facta anziehe, wollte ich gern, daß Niemand Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich diese Zeugnisse auch wohl selbst möchte nachgesehen, ob ich diese Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geschöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden, aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und sicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müssen so viel möglich ihre Richtigkeit haben; aber, ob auch die Schlüsse, die ich daraus ziehe? da traue mir Niemand; da sehe jeder selbst zu.

Sonach: wenn man den Borghesischen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht sein könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir diesen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch Andere darein verfallen? Aber wenn man sagt, der Borghesische Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, sei nicht der Borghesische Fechter: so ist das ganz ein Anderes. Dort habe ich mich geirrt, indem ich die Wahrheit suchte; und hier hätte ich als ein Geck in die Luft gesprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie gesagt, es ist nicht geschehen; der Götting'sche Gelehrte hat auch gar nicht sagen wollen, daß es geschehen sei; nur Hr. Klotz hat unstreitig aus eigener Erfahrung einen solchen Plunder für möglich halten können; jener würdigere Widersacher hat bloß

sagen wollen, daß meine Deutung besser auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, passen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, scheint er nicht bestehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er sich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beschreibung des Nepos entspreche, indem das obnixo genu scuto, nach der gemeinen Auslegung, eben so wenig von ihm, als von dem Borghesischen Fechter gelte; und auf der anderen räumt er ein, daß der stehende Stand des Borghesischen Fechters sich mit den Worten des Nepos eben so wohl zusammen räumen lasse, als der knieende des Miles Veles. Er hält sich auch in der Folge lediglich an meine Deutung selbst, und zeigt bloß umständlicher und genauer, warum diese nicht Statt haben könne, ohne sie weiter seiner Florentinischen Statue zueignen zu wollen. Denn lesen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Lessing vorgebrachte Meinung, daß der Borghesische Fechter den Chabrias vorstellen solle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recensent damals freilich nicht beibringen konnte. Nepos beschreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias, so daß sie einen Angriff des eindringenden und anprallenden Feindes haben aufhalten wollen: reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Der natürliche Verstand der Worte scheint der zu sein, daß die Soldaten das Knie an den Schild anstemmen, und so den Spieß vorwärts halten mußten, daß der Feind nicht einbrechen konnte. Diese Erklärung wird durch die beiden Parallelstellen im Diodor und Polyän, und durch die Lage der Sache mit den übrigen Umständen selbst, bestätigt; denn der Angriff der Lacedämonier geschah gegen die auf einer Anhöhe gestellten Thebaner. (Vgl. Xenoph. Rer. Gr. V. 4. 50.) Hiermit scheint der Borghesische Fechter nicht wohl überein zu kommen, dessen Stellung diese ist, daß er nicht sowohl den Angriff aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; daß er den Kopf und die Augen nicht vor- oder herabwärts, sondern aufwärts richtet, und sich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, zu verwahren scheint; wie nicht nur das Kupfer zeigt, sondern auch Hr. Lessing im Laokoon selbst die Beschreibung mit Winckelmanns Worten anführt.

Herr Lessing, der diese Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, schlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunction der Stellung des Borghesischen Fechters näher zu bringen. Dem sei also: aber auch dann wissen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta hasta, das impetum excipere hostium damit zu vereinigen. Doch alles dieses muß Hr. Lessing nicht als Widerlegung, sondern als Schwierigkeiten ansehen, die er in der Folge seiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird. Denn sonst würden wir noch anführen, daß der ganze Körper des Borghesischen Fechters in unseren Augen den ganzen Wuchs und Bildung, die Haltung und Stellung eines Fechters, aber gar nicht das Ansehen eines athenienfischen Feldherrn hat. Aber nach Kupfern läßt sich so etwas nicht beurtheilen, und hiebei könnte die Vorstellungskraft sehr verschieden sein. Noch müssen wir gedenken, daß wir vor einiger Zeit in Hrn. Prof. Sachsens zu Utrecht Abhandlung de Dea Angerona p. 7. den Stein im Mus. Flor. T. II, tab. 26, n. 2, gleichfalls mit dem Chabrias verglichen gefunden haben."

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache spricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen, was ich für mehr oder weniger schließend, und was ich für völlig entscheidend darin halte.

Der Götting'sche Gelehrte erkennt in der Borghesischen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Ansehen eines athenienfischen Feldherrn hat sie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winckelmann schon erinnert, „daß den Fechtern in Schauspielen die Ehre einer Statue unter den Griechen wohl niemals widerfahren sei, und daß dieses Werk älter, als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu sein scheine." Auf dieses würde ich antworten, daß die Statue ikonisch sei. Es war eine größere Ehre bei den Griechen, eine ikonische Statue zu erhalten, als eine bloß idealische *), und Chabrias war der größeren Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn daran nicht suchen; sie ist nach der Wahrheit der Natur gebildet,

*) Laokoon, S. 13. [IV, S. 54.]

und aus einem einzelnen Falle genommen, in welchem sich Chabrias selbst zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er sich als den denkenden Feldherrn erwiesen hatte. Wenn Winckelmann die erhabeneren Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrscheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führt: so ist ihm unser Fechter wie die Geschichte, in welcher nur die Wahrheit, aber mit den ausgesuchtesten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er sieht in seiner Bildung einen Menschen, welcher nicht mehr in der Blüthe seiner Jahre steht, sondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darin, welches beständig beschäftigt gewesen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt sich eher von einem Krieger überhaupt, es sei ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter sagen.

Nach der Form, welche also wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, lassen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borghesische Fechter, sagt Winckelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und scheint sich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, sagt mein Gegner, mußte gerade vor sich hinsehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte sogar herabwärts sehen, indem er auf einer Anhöhe stand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künstler hat sein Werk auf eine abhängende Fläche weder stellen können, noch wollen; sowohl zum Besten seiner Kunst, als zur Ehre der Athenienser, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet lassen, den diese gegen die Spartaner gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias, wie sie für sich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, sein würde; und diese gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind unstreitig seinen Hieb von oben herein haben führen müssen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich sagt, zum Theil auch aus Reiterei bestand, und der Soldat des Chabrias sich um so mehr von obenher zu decken hatte.[1]) Dieses, sage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich sonst nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trifft. Aber wie ich

1) Vgl. unten in den „Collectaneen“ den Artikel „Borghesischer Fechter“.

schon erinnert habe, daß Winckelmann die Füße des Fechters verwechselt, so muß ich auch hier sagen, daß er die Lage des schildtragenden Armes ganz falsch erblickt, oder sich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das ist der Umstand! Es ist mir schwer zu begreifen, wie so ein Mann in Beschreibung eines Kunstwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, sich so mannichfaltig habe irren können; gleichwohl ist es geschehen, und ich kann weiter nichts als es bedauern, daß ich seinen Angaben, die ich nach dem eigenen Augenscheine ertheilt zu sein glauben durfte, so sorglos gefolgt bin.

Nein, der Borghesische Fechter scheint sich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; schlechterdings nicht. Denn wenn er dieses scheinen sollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme fast horizontal liegen, und die Knöchelseite der Hand nach oben gekehrt sein? Aber das ist sie nicht; die Knöchel sind auswärts, und das Schild hat fast perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polster des oberen Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen sind auch nicht höher gerichtet, als nöthig ist, hinter und über dem Schilde weg zu sehen, und aus der gestreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meisten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tieferen Gesichtspunkte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreifende Hand sollte mit der Stirne fast in gerader Linie liegen, dessen mich nicht nur verschiedene Abgüsse überzeugen, sondern auch Herr Anton Tischbein versichert, welcher in Rom diese Statue studirt, und sie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verschiedenen Gesichtspunkten gezeichnet hat. Ich habe mir unter seinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Absicht hier für die bequemste halte, aussuchen dürfen, und lege sie Ihnen bei.*) In der Sammlung des Maffei ist es schon aus der Vergleichung beider Tafeln, die sich daselbst von dem Fechter befinden[1]), augenscheinlich, wie falsch und um wie vieles zu hoch der linke Arm in der einen derselben gezeichnet ist.

*) S. Taf. I.

1) Vgl. oben den 13. Brief.

Ich habe es Winckelmannen zwar nachgeschrieben, daß sich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren scheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bei diesem von oben her weiter nichts gedacht, als in sofern es sich von jedem Hiebe sagen läßt, der von oben herein, höchstens von einem Pferde herab, geführt wird. Winckelmann aber scheint einen aus der Luft stürzenden Pfeil oder Stein dabei gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anstatt daß er, in seiner Geschichte der Kunst, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennt, der sich in einem dergleichen Stande besonders hervorgethan habe, glaubt er in seinem neuesten Werke*) sogar den Vorfall bestimmen zu können, bei welchem dieses geschehen sei, nämlich bei einer Belagerung.

Wenigstens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müssen, wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher, auch nach der übrigen Lage der streitigen Vorstellung, zu erklären. Denn nur bei dieser kann der Belagerer mit dem Feinde zugleich aus der Ferne und in der Nähe zu streiten haben; nur bei dieser kann er genöthigt sein, sich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworfen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden ist. Handgemein aber ist diese Figur, die wir den Fechter nennen; das ist offenbar. Sie ist nicht in dem bloßen unthätigen Stande der Vertheidigung; sie greift zugleich selbst an, und ist bereit, einen wohl abgepaßten Stoß aus allen Kräften zu versetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeschlagen, und wendet sich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Last des Körpers liegt, gegen die geschützte Seite, um da dem Feinde in seine Blöße zu fallen.

Bis hierher ist also von den Einwendungen des Götting'schen Gelehrten, dieses die schließendere! „Der Soldat des Chabrias sollte den anprellenden Feind bloß abhalten; die Stellung des Borghesischen Fechters aber ist so, daß er nicht sowohl den Angriff

*) *Monumenti antichi et inediti, Tratt.* prel. p. 94 et Ind. IV.[1]) Il preteso Gladiatore sembra statua eretta in memoria d'un guerriero che si era segnalato nell' assedio di qualche città.

1) S. 364.

aufhält, als selbst im lebhaftesten Ausfalle begriffen ist; folglich kann Dieser nicht Jener, Jener nicht Dieser sein.“ Sehr richtig; hierauf ist Wenig oder Nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch schon erklärt, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur so schwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nämlich, zu welcher mich Winckelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigstens bestärkt hat.

Achtunddreißigster Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich sein wollte. —

Der bildende Künstler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch sein Werk soll kein bloßes Denkmal einer historischen Wahrheit sein; Beide dürfen von dem Einzelnen, so wie es existirt hat, abweichen, sobald ihnen diese Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunst gewährt.

Wenn also der Agasias, dem es die Athenienser aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieser Feldherr seinen Soldaten gebot, nicht die vortheilhafteste Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung sein würde: was hätte ihn abhalten können, einen späteren Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müssen, wenn der Feind nicht zurückgegangen, sondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht sodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden sein müssen? Und hätten sie es ungefähr nicht eben so sein können, wie sie es in der streitigen Statue sind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie sagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum sogleich aufgiebt, weil man voraussieht, daß sie in die Länge doch nicht zu behaupten sei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore stürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem anderen lauert, überliefern wollen.

Beschuldigen Sie mich also nur keiner Sophisterei, daß, indem ich mein Unrecht schon erkenne, ich mich dennoch gegen schwächere Beweise verhärte. —

Das Wesentliche meiner Deutung beruht auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu scuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie sehr ist nicht schon über die Zweideutigkeit der lateinischen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben sowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören; das Eine macht einen eben so guten Sinn als das Andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für Dieses oder für Jenes entscheiden; alle hermeneutische Mittel, die uns die Stelle selbst anbietet, sind vergebens. Ich durfte also unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforschen sollen, ob Nepos der einzige Schriftsteller sei, der dieses Vorfalles gedenkt. Da es eine griechische Begebenheit ist, so hätte mir einfallen sollen, daß, wenn auch ein Grieche sie erzählte, er schwerlich in seiner Sprache an dem nämlichen Orte die nämliche Zweideutigkeit haben werde, die uns bei dem lateinischen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu scuto so schwankend andeutet, von Einem durch *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας,* und von dem Anderen durch *τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους* ausgedrückt werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateinischen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben sein? Unmöglich.

Nun findet sich wirklich das Eine bei dem Diodor*), und das Andere bei dem Polyän.**) Beider Ausdruck stimmt fast wörtlich überein, und geht dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu lassen. Der andere Sinn, den ich dem Nepos leihen konnte, ist in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bei dem Lateiner sein.

Kurz: die Parallelstellen des Diodor und Polyän entscheiden Alles, und entscheiden Alles allein, obgleich der Götting'sche Gelehrte sie mehr unter seine Velites als Triarios zu ordnen scheint. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich sagte***), „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas Anderes einwenden können, als damals

*) Diod. Sic. Lib. XV, c. 32. Edit. Wessel. T. II, p. 27.

**) Strat. lib. II, cap. 1. 2.

***) Br. XIII, S. 389.

noch geschehen sei, und daß ich nur diese Einwendung erwarte, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen."

Ich nehme sie gänzlich zurück: der Borghesische Fechter mag meinetwegen nun immer der Borghesische Fechter bleiben; Chabrias soll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abschnitt, der ihn betrifft[1], weg: so wie mehrere antiquarische Auswüchse, auf die ich ärgerlich bin, weil sie so mancher tiefgelehrte Kunstrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neununddreißigster Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias sei? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa sagen sollen, daß Diodor und Polyän spätere Schriftsteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht sie, wohl aber sie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch sie von der Zweideutigkeit des lateinischen Ausdrucks verführt worden? Ei nun ja, das wäre wahrscheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterei. Die Henne ward über ihr Ei so laut; und es war noch dazu ein Windei!

Freilich! Indeß, wenn Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu schämen habe, weil ich ihn selbst zurücknehmen müssen: so denken Sie es wenigstens nicht mit mir. — In dem antiquarischen Studio ist es öfters mehr Ehre, das Wahrscheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bei Ausbildung des ersteren war unsere ganze Seele geschäftig: bei Erkennung des Anderen kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten. Noch jetzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darin ist, gesehen habe, als daß ich endlich beim Diodor und Polyän gefunden habe, was ein Jeder da finden muß, der es zu suchen weiß.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigstens eine nähere Discussion veranlaßt, und zu verdienen geschienen?

1) Nr. XXVIII.

Und ob ich schon der streitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verschaffen können; wie, wenn wenigstens diese Stelle selbst ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Versuch gewänne?

Ich will zeigen, daß sie dessen sehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Uebersetzer des Nepos nachsehen können, alle ohne Ausnahme haben sich die Stellung des Chabrias als knieend vorgestellt. So muß sie auch der Götting'sche Gelehrte gedacht haben, weil er sie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts gestreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorsetzt. So muß sie nicht weniger Herr Prof. Sachse annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr auf einem geschnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu sehen meint, welche, das linke Schienbein vorsetzend, auf dem rechten Knie liegt, und sich den Pfeil nächst dem Knöchel dieses Fußes herauszieht. Kurz, sie müssen Alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild gestemmt sein können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben sie hieran wohl Recht? — Wo ist ein Wort beim Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieser knieenden Lage machen könne? Wo bei dem Diodor? Wo bei dem Polyän? Bei allen dreien befiehlt Chabrias seinen Soldaten weiter nichts, als 1) geschlossen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere — *τη ταξει μενοντας* — *μη προδραμειν, ἀλλα μενειν ἡσυχη*; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta hasta — *ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν* — *τα δορατα ὀρθα προτειναμενους*; 3) die Schilder gegen das Knie zu senken, oder an das Knie zu schließen — obnixo genu scuto *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας* — *τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους*. Da ist nichts vom Niederfallen; da ist nichts, was das Niederfallen im Geringsten erfordern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeschickt sogar die knieende Lage zu der Wirkung gewesen wäre, die sich Chabrias versprach. Kann der Körper im Knieen wohl seine ganzen Kräfte anstrengen? Kann er den Spieß so gerade, so mächtig vorhalten, als im Stehen? Das *ὀρθα δορατα* will, daß die Spieße horizontal gesenkt worden. Sie sollten dem Feinde gerade wider die Brust gehen; und im Knieen würden sie ihm gerade gegen die Beine gegangen sein. Noch weniger würde sich das Knieen zu einem

Umstande schicken, der dem Diodor bei Beschreibung dieser Evolution eigen ist. Er sagt, Chabrias habe seinen Soldaten befohlen, *δεχεσθαι τους πολεμιους καταπεφρονηκοτως*, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe sich wirklich durch diese *καταφρονησιν* abschrecken lassen. Die knieende Lage aber hat von diesem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; sie verräth gerade mehr Furchtsames, als Verächtliches; man sieht seinen Gegner darin schon halb zu seinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch jetzt das erste Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterei auf dem Knie empfängt. Dieser Fall ist ganz etwas Anderes. Das erste Glied befindet sich bei Ertheilung der letzten Salve schon in dieser Lage; der Feind ist ihm schon zu nahe, sich erst wieder aufzurichten. Zudem ist wirklich die schiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde gesteiften Bajonets dem ansprengenden Pferde gefährlicher; es spießt sich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit gesenktem Bajonete auf sich anrücken sieht, bleibt das erste Glied gewiß nicht auf den Knieen, sondern richtet sich auf, und empfängt seinen Feind stehend.

Eben das thaten die Triarii bei den Römern. So lange die vorderen Treffen stritten und standen, lagen sie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben sich in die Erde gesteckt, und deckten sich mit ihren Schildern, ne stantes, wie Vegetius sagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein sie blieben nicht auf den Knieen, wenn die vorderen Treffen geschmissen waren, und der Streit nunmehr an sie kam. Sondern sodann richteten sie sich auf, consurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht also ihre Subsessio intra scuta, nicht ihre Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der sie noch keinen Feind vor sich hatten, und sich bloß gegen das Geschoß aus der Ferne, so wie es über die vorderen Treffen flog, deckten: nicht die, sondern ihre aufgerichtete acies selbst, quae hastis velut vallo septa inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß diese den Feind bloß festen Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das ist unwidersprechlich, sollt ich meinen; und ich habe sonach

die Stelle des Nepos, da ich einen stehenden Krieger darin erkannte, doch immer noch richtiger eingesehen, als alle die, welche sich einen knieenden einfallen lassen. Ja es ist so wenig wahr, daß Herrn Sachsens[1]) verwundeter Achilles, in Betracht seiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias sein könne, als der Borghesische Fechter, wie der Götting'sche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken ist, wenn man unter den alten Kunstwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufsuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann schlechterdings nicht geknieet haben.

Was ließe sich gegen den Miles Veles nicht noch Besonderes erinnern! Er hat im Geringsten nicht das Ansehen eines Kriegers, welcher seinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nämliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch schon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angesetzt, ein Knie gebogen und daran gestemmet, und auf diese Weise ihre Kraft verdoppelt hätten": so müßte doch dieses eine gebogene Knie das linke gewesen sein, das rechte hätte es unmöglich sein können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch ist der rechte Arm desselben gar nicht so, wie er sein müßte, wenn er mit demselben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten sollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römisch ist, ob sie gleich keinen Römer vorstellt, und noch weniger einen Griechen vorstellen kann. Ich habe das Museum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umständlichen Beweis hierüber einlassen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieser vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten, welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen *δερματινοι θυρεοι* aber waren den Karthaginensern und anderen afrikanischen Völkern eigenthümlich.*)

*) V. Lipsius de Milit. Rom. lib. III, Dial. 1. p. m. 103. [„E corio? video eruditos quosdam velle, inductos a Suidâ: *Πάρμαι, δερματινοὶ θυρεοὶ παρὰ χαρχηδονίοις:* Parmae, coriacea scuta apud Carthaginienses.

1) Vgl. oben den 37. Brief.

Doch was halte ich mich bei einem Werke auf, das mich so wenig angeht? Mein Gegner selbst gesteht, „daß sich die Stellung des Chabrias vielleicht eben so gut und noch besser im Stehen denken lasse, so daß der Soldat das Knie an den Schild anschließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerstehen.“ Und was ist das anders, als seine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrius sei, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich schmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er sie auch wohl ganz zurücknimmt, und sich überzeugt erkennt, daß die Stellung des Chabrias sich nicht bloß auch oder besser im Stehen denken lasse, sondern daß sie durchaus nicht anders gedacht werden könne, als im Stehen.

Nun aber, diese stehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müssen wir uns die Haltung des Schildes selbst vorstellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ἐς γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon sagen zu können?

Ich denke so! — Sie wissen, ohne es erst von Hr. Klotzen aus geschnittenen Steinen gelernt zu haben*), daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwei Riemen gab, die zur Befestigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den oberen ward der Arm bis an das Gelenke gesteckt, und in den untersten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, so wie er überhaupt stark ist, sich von allen Dingen auf das eigentlichste und bestimmteste auszudrücken, beide diese Riemen Handhaben, und sagt, daß die Soldaten den Arm durch

Sed temere fortasse inductos. Si talia apud Romanos, cur ad Carthaginienses restringit Suidas? Cur Polybius verbo non tangit, et discriminat a legionariorum? Nam istorum sane e ligno fuerunt, corio saltem superducto. Censeo igitur idem in istis. Ipse Polybius alibi indicat, qui stabilitatem et δύναμιν Romanae parmae tribuit: non habuisset e corio mero. Quod ad Suidae, certum est Afrorum pleraque scuta sic fuisse.]

*) S. 103. [Muß heißen: 105. S. 104 f.: „Ein seichter französischer Schriftsteller, welcher nach Voltairens Beispiel, aber mit wenigerem Witze, die Glaubwürdigkeit der römischen Geschichte zu untergraben sucht, will uns überreden, daß man nicht wisse, wie die Alten den Schild getragen hätten (v. Linguet histoire des Revolutions de l'Empire Romain praef. p. 44). Er hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm steckten (v. Gorii Inscript. Antiqu. in Etrur. Urb. exst. P. I, tab. VII, n. 1).]

beide gesteckt.*) Die Griechen haben ein doppeltes Wort für diese Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den oberen Riemen, den Armriemen (wenn man sich dieses Wort dafür gefallen lassen will), πορπαξ aber den unteren Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heißen kann.**) An dem ὀχανα blieb

*) „Linguet hätte die Steine betrachten sollen, auf welchen man den doppelten Riemen am Schilde deutlich sieht, durch den die Soldaten den Arm steckten. Auf anderen ist nur eine dergleichen Handhabe zu sehen." l. c.

**) Lipsius (Anal. ad. Milit. p. m. XVII) hat sich von diesem Unterschiede nichts einfallen lassen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß sie dieses aber nicht gewesen, zeigt selbst die Stelle beim Suidas, oder dem Scholiasten des Aristophanes, in der es ungewiß gelassen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe bedeute. *Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον*[1]), *ᾧ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης.* Ich sage also auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechselt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem Einen auch das Andere verstanden. Sondern ich rede bloß von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieser Wörter, wenn sie so stehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeint sein kann. Alsdann, sage ich, heißt ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehrt[2]), wo er sagt, daß die ὀχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man sie vorher bloß mit Riemen um den Hals gehangen, und so die linke Seite damit geschützt habe. Denn πορπακες, Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals schon sein, um sie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfanden bloß, daß es besser sei, die Schilde an dem Arme selbst zu befestigen, als um den Hals zu tragen. *Οχανον* und πορπαξ mußten in der Weite des Ellenbogens bis zur geballten Hand auseinander stehen. Daher saß jener mehr gegen den oberen Rand des Schildes, und dieser gegen die Mitte desselben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und sich die Deckung desto weiter erstrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polster an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag; dieser aber war öfters von Eisen, und ging durch das Schild durch. Dem πορπαξ entspricht das lateinische ansa, und Lipsius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bei Gelegenheit einer Stelle des Ammianus[3]) sagt: Unam ansam nominat; atqui quae plerumque fuere in scuto grandiore. Denn diese Stelle selbst zeigt, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheißen. — Wenn man auf alten Denkmälern Schilde bloß mit einem Tragriemen,

1) So schon in der ersten Ausgabe. Es muß heißen: *σιδήριον*. Vgl. die Ausgabe des Lipsius, Antwerpen 1614, 4°, S. 385.

2) Aus dem ersten Buche. Lipsius übersetzt sie (ebenda): Ansas scutorum hi sunt qui primi fecerunt. Eousque enim sine ansis ferebant clypeos, vinculis e loro suspendentes circa collum, et humeris sinistris circumponentes.

3) Ebenda S. 109: Cum apud Parisios Caesar Iulianus quatiens scutum variis motibus exerceretur in campo, axiculis quîs orbis erat compaginatus, in vanum excussis, ansa remanserat sola.

das Schild beständig fest, den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren lassen, und ließ ihn fahren, so oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieses scheint Lipsius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größeren Schilde, welches die Triarii geführt, schließen will, daß ihre Spieße nicht allzu lang könnten gewesen sein, weil sie dieselben nur mit einer Hand führen müssen.*) Sie konnten die andere Hand dazu nehmen, und nahmen sie wirklich dazu, wenn sie die Spieße mit größerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigeren Stoß damit führen wollten.

Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu fassen, und das Schild nur bloß an dem Armriemen hangen blieb, in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den oberen Theil befestigt war, so konnte der übrige Theil nicht anders als herabsinken, gegen den vorgesetzten linken Fuß herabsinken, und wenn es lang genug war, das Knie desselben bedecken. Das Knie konnte sich sodann an das Schild stemmen, und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias seinen Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern stehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu lassen, wodurch die Schilde auf das Knie herabsanken, *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας*; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und so, *ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν*, mit gefällten Spießen den Feind zu erwarten. Das ist die ungezwungenste Umschreibung der Worte des Diodor, und kann es eben so wohl von den Worten des Nepos und des Polyänus sein.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild bloß an dem Armriemen hangen lassen, um die linke Hand mit zur Führung des Spießes zu brauchen: so werfen Sie einen Blick auf einen Stein beim Natter. Er ist, als ob ich ihn zum Behuf meiner

das ist, bloß mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: so können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde sein, die nicht anders als mit abgebrochenen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit sich ihrer Niemand in der Geschwindigkeit bedienen könne.

*) De M. R. lib. III, dial. 6, p. m. 135. Ne tamen erres, hastae istae non nimis longae, nec ut Macedonum sarissae. Qui potuissent? scutum majus sinistra Triarii gerebant; nec videntur nisi una manu commode tractasse istas hastas.

Meinung ausdrücklich hätte schneiden lassen, und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen Abriß davon beizulegen.*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des stehenden Soldaten, der seinen verwundeten Gefährten vertheidigt, an dem bloßen Armriemen, und hängt so tief herab, daß es völlig das vorgesetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht so hoch, sondern mehr geradeaus geführt würde. Wundern Sie sich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künstler wollte sich die Ausführung des linken Armes ersparen, und versteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen sollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und so den Arm herauszuholen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgeholt ist. Dergleichen Unrichtigkeiten finden sich auf alten geschnittenen Steinen die Menge, und müssen, der Billigkeit nach, als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beschaffenheit des Steines den Künstler gezwungen hat.

Vierzigster Brief.[1])

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehrt uns zwar wenig; aber dem ungeachtet können wir viel bei ihm lernen. Wir dürfen nur an Allem zweifeln, was er sagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bei der Art, wie die alten Steinschneider in ihrer Kunst verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben soll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir gesehen. Doch will er noch „zwei Anmerkungen beifügen, die beide das Mechanische der Kunst betreffen."**)

*) S. Taf. II. Beim Natter ist es die neunte Tafel. [Vgl. unten in den „Collectaneen" den Artikel „Gemmen", Abschn. V: „Von den alten Steinschneidern", Nr. 73.]

**) S. 52.

1) Der Entwurf dieses Briefes folgte in der Handschrift in den „Collectaneen" unter dem Artikel „Gemmen" als VIII. Abschnitt: „Von den compositoribus gemmarum".

Die erste dieser Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künstler", sagt Hr. Kloß, „pflegten gern ihre Steine hoch und schildförmig zu schleifen." — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künstler? Sie selbst? Das heißt, ihnen auch sehr viel zumuthen. So weit, sollte ich meinen, hätten sich die alten Künstler die Steine wohl können in die Hand arbeiten lassen. Es sind ja jetzt drei ganz verschiedene Leute, die sich in die Verarbeitung der Edelsteine getheilt haben: der Steinschleifer, le Lapidaire; der Steinschneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier oder le Metteur en oeuvre.

Warum sollte das nicht auch bei den Alten gewesen sein? Und es ist allerdings gewesen. Sie hatten ihre Politores, sie hatten ihre Scalptores, sie hatten ihre Compositores gemmarum.

Politores gemmarum hießen die Steinschleifer; denn polire heißt nicht bloß, was wir im engen Verstande poliren nennen, welches man genauer durch laevigare ausdrückt; sondern es heißt auch zuschleifen. So sagt Plinius: Berylli omnes poliuntur sexangula figura; sie werden alle sechseckig geschliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieser Leute Sache. Sie verstanden sich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hilfsmittel und Kunstgriffe, die Steine reiner, klarer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch so schlecht sei, dennoch sehr feine und lautere Steine wären; er schloß also, daß einige alte Künstler wohl das Geheimniß dürften gehabt haben, sie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man jetzt unter Tausenden kaum einen finde, der das nämliche Feuer habe. Es streiten, sagt er, für diese Muthmaßung noch andere stärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leser indeß zu errathen überlasse, bis ich sie ihm bei einer anderen Gelegenheit selbst mittheilen kann.*) Natter hat sehr richtig gemuthmaßt, wenn es anders

*) Zum Schlusse seiner Vorrede: Je suis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens possédoient le secret de rafiner ou de clarifier les Cornalines et les Onyx, vû la quantité prodigieuse de Cornalines fines et mal gravées que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en touve-t-on une entre mille qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes et plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais

bloße Muthmaßung bei ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugnissen bestätigt, der uns sogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, dessen sich die Steinschleifer zu dieser Absicht bedienten. Omnes gemmae, sagt er*), mellis decoctu nitescunt, praecipue Corsici: in omni alio usu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußeren Fläche kann nicht gemeint sein; dieser decoctus mellis Corsici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Masse des Steines wirken. Die Schärfe des Corsischen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geschickt machte, obgleich sonst die Edelsteine scharfe Säfte nicht wohl vertragen können, schreibt Plinius an einem anderen Orte**) der Blüte des Buxbaumes zu, welcher in Corsica sehr häufig wachse. Ich merke dieses an, um in Ermangelung des Corsischen Honigs, unser gemeines Honig mit zerquetschten Buxbaumblättern oder Blüten abzureiben, falls man einen Versuch damit machen wollte, für dessen Erfolg ich jedoch nicht stehen mag.

Aus den Händen dieser Politorum gemmarum empfingen also die Scalptores die Steine, in welchen sie ihre Kunst zeigen wollten. Sie von ihnen selbst zuschleifen lassen, heißt den Bildhauer in die Kluft schicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch selbst brechen soll.

Die Compositores gemmarum waren die, welche die geschliffenen oder geschnittenen Steine faßten, und so, wie sie sich nach ihren Farben am besten zusammenschickten, ordneten. Denn da die Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derselben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch so leicht nicht zusammen bringen konnten, als es uns bei der ungleich größeren Menge von Steinen jeder Art möglich ist: so kam sehr viel darauf an, die Steine von verschiedenen Farben so zu verbinden, daß keiner den anderen schändete, und sie alle zusammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieser Compositorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet***): Opali smaragdis

je laisse aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leur communiquer. [Dieselbe Stelle auch in den „Collectaneen" (siehe unten) unter „Natter".]

*) Lib. XXXVII, Sect. 74.

**) Lib. XVI, Sect. 18.

***) Lib. XXXVII, cap. 6.

tantum cedentes. India sola horum est mater; atque ideo eis pretiosissimam gloriam Compositores gemmarum et maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weiß nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die letzte Periode aus seinen Manuscripten folgender Gestalt zu lesen befahl: atque in pretiosissimarum gemmarum gloria compositi maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das ist, wie er es in einer Note selbst erklärt, weil er ohne Zweifel voraussah, daß diese Lesart hinwiederum Anderen nicht sehr deutlich sein dürfte: et cum pretiosissimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum similitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es ist wahr, nun versteh' ich es recht wohl, was Harduin will; aber eine solche unaussprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch sehr seltsam vor. Eine unaussprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu setzen, was keinen bestimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geschmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag also Harduins Verbesserung gefallen, wem sie will; ich bleibe bei der alten Lesart, die doch wohl auch Manuscripte muß für sich gehabt haben, und auf alle Weise dem Zusammenhange gemäßer und des Plinius würdiger ist. Nur weil Harduin, wie es scheint, nicht wußte, welche Idee er sich eigentlich von den hier erwähnten Künstlern machen sollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete sich vielleicht ein, daß Compositores gemmarum so viel als mangones, adulteratores gemmarum sein sollten; und sie waren das, was ich gesagt habe. Sie faßten und setzten; und bei dieser Arbeit erfuhren sie denn, daß der Opal, dem pretiosissima gloria als eines seltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nämlich in Ansehung seiner Verbindung mit anderen Steinen. Denn da der Opal keine bestimmte Farbe hat, sondern mehr als eine zeigt, so wie man ihn wendet und die Lichtstrahlen sich durch ihn brechen[1]): so muß ihm sein Platz bei

1) Vgl. II, S. 338 (Nathan):

Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte.

anderen farbigen Steinen sehr schwer anzuweisen sein, die sich unmöglich nach allen seinen Veränderungen einmal so gut wie das andere zu ihm schicken können. — In Absicht der Fertigkeit und des guten Geschmacks in Verbindung der verträglichsten Farben, vergleicht Paschalius*) die Compositores gemmarum sehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze (Στεφανοπλοκοις), dergleichen Glycera war, mit welcher Pausias wetteiferte.[1])

Einundvierzigster Brief.

Also schliffen sie eben nicht gern, die alten Künstler, ihre Steine hoch und schildförmig, sondern sie bedienten sich nur gern so geschliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Klotz lehren.

„Hierdurch", sagt er, „befreiten sie sich von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und sie konnten die äußeren und vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen. Die alten Steinschneider liebten die Verkürzungen nicht, und nur die unvermeidliche Nothwendigkeit mußte sie antreiben, sie zu bilden. Man hat aber doch Beispiele."

Ich bitte Sie, mein Freund, lesen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, so obenhin gelesen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es ist nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings ist es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer ist, als der Raum einer ganz ebenen, in der nämlichen Peripherie eingeschlossen. Aber wie dieser größere Raum dem Steinschneider könne zu Statten kommen, das ist über meinen

*) Coronarum lib. II, cap. 12.

---

1) Plinius, Hist. nat. XXXV, c. 11: Amavit (Pausias) in juventa Glyceram, municipem suam, inventricem coronarum; certandoque imitatione ejus, ad numerosissimam florum varietatem perduxit artem illam. Postremo pinxit illam sedentem cum corona. Quae e nobilissimis ejus tabula appellata est Stephanoplocos, ab aliis Stephanopolis; quoniam Glycera venditando sustentaverat paupertatem. Vgl. Goethe's Gedicht: „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen."

Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einschneidet, wird ja nicht concav, sondern es muß so gleich oder so ungleich erhaben sein, als es die Form dieser Figur erfordert. Bloß in der glatten Area des Steines erkennt man noch seine Convexität. Der Künstler kann also schlechterdings weder größere noch mehrere Gegenstände auf eine schildförmige Fläche bringen, als sich auch auf eine ganz platte von gleicher Außenlinie bringen lassen. Ganz anders ist es, wenn man auf eine solche schildförmige oder sphärische Fläche zeichnet oder malt; auf der Fläche eines Hemisphärii z. E. lassen sich freilich mehrere Objecte, oder die nämlichen Objecte größer zeichnen, als auf einen ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemisphärium wenden, oder uns um dasselbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück desselben applaniren. Sollte aber dieses Hemisphärium aus dem Punkte seiner höchsten Erhöhung oder Vertiefung auf einmal übersehen werden, wie eine geschnittene Gemme: so würde für den Maler auch nicht mehr Raum darauf sein, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in diesem Falle wäre es so wenig wahr, daß ihm das Sphärische seiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile seines Objects in ihren wahren völligen Maßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines so gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anstatt eines sphärischen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemalt zu sehen.

Das Alles sind bekannte Dinge! Können sie aber wohl Herrn Klotzen bekannt sein, wenn er uns weiß machen will, daß sich die alten Künstler durch das Schildförmige von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß sie das Räumlichere der schildförmigen Fläche dazu genutzt, um die vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch diese Theile müssen im Abdrucke so heraustreten, als ob sie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und sie würden sehr krüpplig erscheinen, wenn man ihnen im Geringsten anmerkte, daß sie sich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die sich der Steinschneider auf der schildförmigen Fläche zu ersparen weiß, kann er sich ebensowohl

auf der platten ersparen; der Unterschied des Raums zwischen dieser platten und dieser schildförmigen Fläche von gleicher Peripherie kann ihm dazu nichts helfen.

Herr Klotz fährt fort: „Jene schildförmig geschliffenen Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieser Art, die wir nicht genug bewundern können."

Das soll doch wohl ein zweiter Nutzen sein, den Herr Klotz den geschnittenen Steinen beilegt? Als dieser hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlassen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus seiner verworrenen Schreibart heraus zu fitzen.

Also fand der alte Künstler auf dem schildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, sondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem!" Nur der schildförmige hierzu bequem? Das versteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künstler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen? Oder soll bequem hier nur so viel heißen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, lassen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdient. Herr Klotz weiß nicht, was er will; seine Fehler, die nur seine Fehler sind, sind so armselige Fehler, daß sie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um sie in ihr Licht zu stellen, muß man fast eben so trivial und langweilig werden, als er selbst ist.

Zweiundvierzigster Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorsichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Herrn Klotzen tadle, hat nicht Herr Klotz, sondern Herr Lippert gesagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Herrn Lipperts zustand, diesen bloß ausgeschrieben.

Das hat er freilich. Aber gleichwohl ist es falsch, daß ich in dem Ausschreiber den Ausgeschriebenen getadelt habe. Als Herr Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippert'sche Worte und Redensarten; der Sinn darin war ihm zu schwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das soll sich gleich zeigen. Lassen Sie uns nur Herrn Lipperten selbst hören, wie er sich über den Nutzen der schildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptstelle ist in seinem Vorberichte*), wo er von dem gänzlichen Mangel der Perspectiv auf alten Kunstwerken redet, dabei aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabener Arbeit das Auge noch einigermaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieser besteht, wie bekannt, darin, „daß die voranstehenden Figuren stärker und erhabener, oder bei geschnittenen Steinen tiefer herausgeholt, die hinteren aber flächer gearbeitet sind, so wie sie mehr oder weniger entfernt scheinen sollen." Und nun fährt er fort: „Ein anderer Vortheil that bei geschnittenen Steinen noch mehr; sie nahmen einen hohen und schildförmig geschliffenen Stein, in welchen sie auf oberzählte Art die Figuren einschnitten; die Fläche, welche nun im Abdruck hohl erschien, machte, daß die Nebenfiguren wie von der Seite oder herumgestellt und von der Hauptfigur entfernt aussahen, da diese, wie gesagt, stärker ausgedruckt war."

Die Anmerkung ist richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verschiedener Entfernung von unserem Auge liegen; da sich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden, so ist es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunst hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das ist: es können und müssen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perspectiv behandelt zu sein, mehr oder weniger entfernt scheinen, — wenn sie wirklich mehr oder weniger entfernt sind. Da aber der Künstler zu seiner Täuschung nur den Schein und nie die Wahrheit selbst brauchen soll; da die Vermischung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird,

*) S. XIX.

und es beleidigt; da das, was die eingemischte Wahrheit leistet, noch weit von dem entfernt sein kann, was nach den Gesetzen des Scheines geleistet werden sollte; da sogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behilflich ist, in anderen Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: so ist es wohl unstreitig, daß dieser angegebene Vortheil der schildförmigen Steine nur sehr zufällig, nur sehr mißlich, nur sehr gering sein kann. Herr Lippert gesteht es selbst; denn er setzt hinzu: „Die Höhlung macht freilich einen Eindruck im Auge von einer ziemlichen Weite des Raumes, wodurch beim ersten Anblick der Verstand betrogen wird. Er wird aber auch bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt, den man ohne Begriffe von Kunstregeln nicht sogleich heben wird, und von der Schönheit des Werkes gereizt, vergißt man leicht, was mancher, auch als ein Unwissender, nur für ein Nebenwerk hält, weil er nicht nach der Wahrheit und nach der Kunst zugleich urtheilt."

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Herr Lippert hier nicht ein wenig bestimmter hätte ausdrücken können. Aber so verlegen man auch in dem Stile eines Künstlers um die Wortfügung sein mag: so leuchtet doch immer der Sinn hindurch, besonders für den, der nur einigermaßen im Stande ist, mit dem Künstler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künstler ungefähr habe sagen können, und was er nach den Grundsätzen seiner Kunst schlechterdings nicht habe sagen können.

Kurz, es ist lediglich ein perspectivischer Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches Blendwerk von Perspectiv erhalten kann, ohne die geringste Perspectiv zu haben, den Herr Lippert der schildförmigen Fläche desselben beilegt. Und nun sagen Sie mir, was Sie von diesem Vortheile bei Herrn Klotz finden? Nicht eine Silbe. Aber wohl hat er diesen Vortheil in einen anderen umgeschaffen, von dem sich weder Lippert noch ein Mensch in der Welt träumen lassen: in den Vortheil der größeren Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreiung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künstler anlegt. Kann man sich etwas Lächerlicheres und Sinnloseres denken!

Indeß begreife ich wohl, wie es mit dieser possirlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß sie vorsätzlich sein sollte; daß

Herr Klotz dem Lippert'schen Nutzen, den er etwa für falsch erkannte, einen anderen von seiner eigenen Bemerkung sollte substituirt haben: das müssen Sie sich auch gar nicht einfallen lassen. Sein Fehler ist nicht, daß er unrichtig, sondern daß er schlechterdings gar nicht gedacht hat, als sich Lippert'sche Worte in Klotzische Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Herr Lippert in dem Werke selbst den bemerkten Vortheil der schildförmigen Fläche an einzelnen Beispielen zeigen will! So sagt er z. E. bei einem Jupiter Ammon auf einem Jaspis*): „Der Stein ist erhaben und schildförmig geschliffen. Diesen Vortheil, die Steine hoch und schildförmig zu schleifen, brauchten die Alten, wie ich schon im Vorbericht erinnert habe, um die Figuren in allen Theilen flach zu schneiden, und doch auch die vom Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, geschickt heraus zu bringen.“ Nun lesen Sie noch einmal, was Herr Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreiten sich die alten Künstler von dem Zwange, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte; und sie konnten die äußeren vom Leibe abstehenden Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung geschickt herausbringen.“ Kann man wörtlicher und doch zugleich ungetreuer abschreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort sagt bei ihm etwas Anderes, als es bei Herrn Lipperten sagt.

Herrn Lipperts Meinung ist die! Da auf einer schildförmigen Fläche gewisse Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: so kann der Künstler seine darauf zu schneidende Figur so stellen, daß gewisse Glieder derselben uns näher oder weiter scheinen, ohne daß sie darum viel tiefer oder viel flacher geschnitten sind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geschnitten sein, und dennoch kann durch den Vortheil der schildförmigen Fläche dieses Glied mehr vorzutreten und ein anderes mehr zurück zu weichen scheinen. Nämlich was zurückweichen soll, bringt der Künstler der Mitte der schildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, so nahe als möglich; und was vortreten soll, entfernt er von der Mitte,

*) Erstes Tausend, Nr. 6.

und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufsteigenden Theile der Fläche.

An einem Beispiele läßt sich das am deutlichsten einsehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobei das Profil gezeichnet ist; die Jägerin Diana, auf der einunddreißigsten Tafel. — Wie glücklich kommt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die sich die Figur oben an dem Spieße heben will, ist mit ihrem Arme nur sehr flach geschnitten: gleichwohl tritt sie noch über das Gesicht hinaus. Wie könnte dieses aber möglich sein, wenn sich die Fläche selbst, an der sie ruht, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künstler arbeiten müssen, um sie so aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubt, die nicht frei stehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen (welches so weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung desselben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachse von selbst zurückbleibt): so hätte er ihr keinen anderen geben können, als ihren eigenen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzt werden müssen.

Und diese Verkürzung ist es, welche die schildförmige Fläche dem Künstler ersparte. Sie ersparte sie ihm aber nicht, weil sie geräumlicher als die platte Fläche ist, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das ist die schülerhafteste Idee, die man haben kann. Sondern sie erspart sie ihm dadurch, weil sie ihm die Wirkung des Vortretens gewährt, die er sonst nicht anders als vermittelst einer gewaltsamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Herr Lippert meinen, wenn er sagt, „daß sich auf einem schildförmigen Steine die von dem Leibe abstehenden Arme und Beine, ohne sie zu verkürzen, ohne sie merklich tiefer zu schneiden, geschickt herausbringen ließen." Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zweiundzwanzigsten Tafel beim Natter. Beide Arme desselben sind

ohne alle Verkürzung; besonders scheint der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt ist, so weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur unmöglich so sein könnte, ohne ganz aus dem Schulterknochen verrenkt zu sein. Gleichwohl müßte so wohl seine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich schildförmiger wäre, als er vielleicht sein mag, vorzutreten scheinen, ohne deswegen viel tiefer geschnitten oder auf den verkürzten Arm gestützt zu sein, bloß weil diese Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unserem Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte diesen optischen Vortheil der convexen Steine vor Lipperten schon bemerkt. Lesen Sie nur nach, was er bei der sechzehnten Tafel von den spitzen Ohren des Sirius*), und bei der siebzehnten von dem Schwanze des Löwen sagt.**) Aber Natter war zu vorsichtig, dieses sehr zufälligen Vortheils wegen die convexen Steine überhaupt anzupreisen. Denn Herr Lippert mag auch noch so viel Beispiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: so wird er doch selbst nicht in Abrede sein, daß sich nicht noch weit mehrere anführen lassen, wo eben diese Convexität die Erscheinungen gerade falscher macht. Und gesteht er es nicht selbst, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuschung des Auges zuträglich ist, dennoch „der Verstand bei genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel gesetzt werde?"

Dreiundvierzigster Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertsche Werk sein: was hätte der Commentator hier thun müssen?

Er hätte müssen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß sie dieses Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß

*) Cette convexité sert encore ici à relever d'avantage les extrémités des oreilles, et à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroissent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

**) La queuë du Lion n'est pas profonde, mais il semble que son extrémité s'éléve presque perpendiculairement à sa tête; ce qu'il auroit été impossible d'exprimer sur une pierre plâte.

diese Convexität eben so oft nachtheilig sein könne; und daß es lediglich auf die zu schneidende Figur ankomme, ob der Künstler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Diese letzte Erinnerung hat auch schon Natter gegeben*), und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer bestimmt, als man wohl sagen möchte, daß es von Herrn Lipperten geschehen sei.

Anstatt dessen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieser stolze Scribent, der sich zutrauen durfte, sowohl dem Gelehrten, der die Künste kennt, als dem Künstler, der die Literatur liebt, nützlich zu werden?**) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem sich auf weit mehreren gerade das Gegentheil, und auf den allermeisten weder dieses noch jenes äußert; nicht genug, sage ich, daß er eine solche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, sie noch wichtiger, von noch weiterem Belange macht, als sie selbst der Urheber ausgiebt; er hat diese Anmerkung nicht einmal verstanden. Und das habe ich doch wohl bewiesen!

Wahr ist es, auch die Worte des Herrn Klotz, „daß sich die alten Künstler durch die schildförmige Fläche von dem Zwange befreit, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte", sind gewissermaßen Worte des Herrn Lippert. Wenigstens bis auf das enge. Aber eben dieses einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von dem Seinen hinzufügt, beweist auch unwidersprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne seines Autors entfernt gewesen, und wie sehr er sich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausschreibt, das allergeringste von dem Seinen einzuflicken.

*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps et le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tête sur la même ligne, et l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou différente, et par conséquent le tout seroit devenu trop grossier et pesant. Il paroit par-là que c'est sur la Figure que l'on se propose de graver, qu'il faut se regler pour choisir une surface ou plate ou convexe; et cela dépend du génie de l'artiste.

**) S. 15. [„Man kann meine Schrift als einen Commentar, der vielleicht auch dem Gelehrten, der die Künste kennt, und dem Künstler, der die Literatur liebt, nicht ganz unbrauchbar sein wird, über die Sammlung ansehen, womit Herr Lippert die Welt beschenkt hat."]

Hr. Lippert kömmt nämlich, in seinem Werke selbst, verschiedentlich auf den Vortheil der schildförmigen Steine zu sprechen. Besonders erklärt er sich, bei Nr. 139 des ersten Tausend, fast noch umständlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweiten beibringt, den Herr Klotz gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch sonst eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte", schreibt Herr Lippert*), „schon längst etwas von den hohen Steinen sagen sollen, die sich zu unserer heutigen Art zu siegeln nun nicht mehr schicken, da wir uns, anstatt des bei den Alten gewöhnlichen Wachses, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Ursache angeben, warum den Alten ein hoher und schildförmig geschliffener Stein gefiel. Erstlich um die äußeren Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit sie sich ohnedies nicht gern abgaben, geschickt herauszubringen, ohne sich w e g e n d e s R a u m s z w i n g e n z u d ü r f e n, w i e e s w o h l h ä t t e g e s c h e h e n m ü s s e n, w e n n d e r S t e i n w ä r e g l a t t g e s c h l i f f e n g e w e s e n. Die zweite Ursache konnte diese sein, weil, da das Wachs nicht so hart als unser Siegellack ist, das Bild leicht würde sein gedrückt, und also verwischt worden; nachdem es aber auf diese Art zu stehen kam, so verhinderte der nunmehr durch den Abdruck entstandene hohe Rand, daß es nicht so leicht geschehen konnte, und dieses sieht man bei den besten und ältesten Steinen."

Ich habe schon gesagt: wenn man einen Künstler liest, der mit anderen Werkzeugen umzugehen gewohnt ist, als mit der Feder, so muß man mehr darauf sehen, was er nach den Grundsätzen seiner Kunst sagen kann, als was er zu sagen scheint. „O h n e s i c h w e g e n d e s R a u m s z w i n g e n z u d ü r f e n, w i e e s w o h l h ä t t e g e s c h e h e n m ü s s e n, w e n n d e r S t e i n w ä r e g l a t t g e s c h l i f f e n g e w e s e n." Ich wünschte selbst das Wort Raum aus dieser Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbesorgte Künstler**), bei dem Worte Raum nicht eben

*) S. 59.

**) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieser Stelle nicht auch g l a t t für p l a t t gebraucht haben. Glatt kann auch ein schildförmiger Stein geschliffen sein, aber nicht platt.

einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Masse des Steins darunter verstanden hat: so hat es mit dem Sinne noch immer seine gute Richtigkeit. Er will sagen: auf einem schildförmigen Steine lassen sich die äußeren Theile einer Figur geschickt, d. i. mit einem Anscheine des Hervortretens, der Näherung herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, sie tiefer zu schneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen diese äußeren Theile sind, zu verkürzen, als zu welchem letzteren der Raum eines platten Steins den Künstler würde gezwungen haben: nicht in sofern dieser Raum des platten Steins enger ist, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der schildförmigen Fläche; sondern in so fern es dem platten Steine da an Masse fehlt, wo das äußere Theil hervortreten soll, und es also nicht anders zum Hervortreten zu bringen ist, als daß man es auf seinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steins herausholt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beim Natter. Die rechte Hand, dieser äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelst der schildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden; hätte der Künstler in einen platten Stein gearbeitet, so hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und so verkürzen müssen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe herausholen und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenlose Ausschmieren des Herrn Klotz? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So sage es Herr Lippert selbst, wer von uns beiden, ich oder Herr Klotz, ihn richtiger verstanden? Ob schon Herr Lippert und Herr Klotz Freunde sind; ob ich Herr Lipperten schon nicht kenne; ob ich ihn schon nie mit ekeln Lobsprüchen zu bestechen, und mich an ihn anzuketten gesucht [1]): dennoch berufe ich mich getrost auf seinen Ausspruch. Der älteste und theuerste Freund des Künstlers ist ihm die

1) Klotz fährt nach der oben angeführten Stelle fort: „Sie sei auch seinem Namen gewidmet, und denen, die sie lesen, ein eben so aufrichtiges Zeugniß meiner Freundschaft, mit der mein Herz ihm zugethan ist, und meiner Dankbarkeit für den Unterricht, den ich aus seinen Schriften und Briefen gezogen, als sie ein Beweis meiner Hochachtung sein soll, die seine Einsichten verlangen! Wer nicht selbst auf eigene Verdienste stolz sein kann, erlangt sie doch dadurch, wenn er sie an Andern ehrt und liebt."]

Kunst [1]). Er entscheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er sage es selbst, und alsdann muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die schildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er sage es selbst: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beispiele zu ersuchen. Er sei so gut, und weise mir die Gemmen nach, auf welche der Künstler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenstände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nämlichen Peripherie zu bringen möglich gewesen wäre.

Vierundvierzigster Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich sonst über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Herrn Lippert zu machen habe.

Also einen doppelten Nutzen hatten die schildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz so lächerlich mißverstanden? und zweitens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bei dem Abdrucke im Wachse zurückließ, die Figur gleichsam gesichert lag, und sich nicht so leicht drücken konnte? Aber nur diesen doppelten Nutzen hatten sie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergessen, der vielleicht der wesentlichste war. Wenigstens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf seiner ersten Tafel ausdrücklich zwei Figuren gewidmet. Er besteht darin, daß bei einem convexen Steine der Raum zwischen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer ist, als bei einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tieferen Schnitt verrichten kann*), als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre,

*) No. 9. Ceci représente une pierre à surface convexe, avec un Outil que l'on y applique, et c'est pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces sortes de pierres; car l'espace qui se trouve entre la pierre et l'Outil étant plus considérable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut pénétrer plus avant, et faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyés le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

---

1) Nach dem Worte des Aristoteles: Amicus Plato, amicus Socrates, sed magis amica veritas.

ohne den Stein schief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringt, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt sich denn auch behaupten, „daß die schildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequemer sind“, als die platten, in sofern sie es nämlich gewissen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als sie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künstler seine Figur nach dieser Bequmlichkeit einrichten; er muß sie so wählen oder ordnen, daß sie ihr höchstes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er sie anders, bedürfen sie ihr höchstes Relief mehr gegen den Rand: so ist ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt sich von der Vorzüglichkeit dieser oder jener Art Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beschaffenheit der Figur, die darauf kommen soll, ist bald diese bald jene zuträglicher, und eben so gut, als Herr Klotz behaupten können, daß die schildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabenen bequem sei, eben so gut kann man auch behaupten, daß sie nicht minder bequem sei, eine Figur durchaus flach darauf zu schneiden, ohne daß darum alle Theile dieser Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu sein scheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es solle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen sphärisch convexen Stein geschnitten werden. So wie man verlangt, daß sich dieses Schild auf diesem Steine zeigen soll, ob auch von seiner convexen oder von seiner concaven Seite: so wird auch der convexe Stein sich bald mehr bald weniger dazu schicken. Soll das Schild seine convexe Seite zeigen, so ist klar, daß der Künstler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes so tief heraushohlen kann, als er nur will, ob schon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen seine concave Seite zeigen, so ist eben so klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach schneiden und doch mit aller Täuschung vollenden kann, indem der höchste Punkt des Steines im Abdrucke den tiefsten Punkt des concaven Schildes von selbst giebt. —

Das freiere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bei einem

converen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmasius, welches ich in meinem fünfundzwanzigsten Briefe berührte. Weil auch Salmasius die Nachricht des Plinius, daß man sich ehedem enthalten, die Smaradge zu schneiden, nicht so recht wahrscheinlich fand: so glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müsse diese Nachricht nur von einer gewissen Art Smaragde verstanden werden. Da nämlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis, gleich vorhergeht, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant: so will er, daß jenes iis auf dieses concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieser sei, daß nicht alle Smaragde überhaupt, sondern nur die concav geschliffenen zu schneiden verboten gewesen.*) Doch nicht zu gedenken, daß dem iis sonach Gewalt geschieht, wenn man es auf das nächststehende Subject zieht; auch ohne zu wieder=

*) In seiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob causam placuit ut non scalperentur (Smaragdi), ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich setze sie ganz her, aus Ursache, die sich gleich zeigen wird.[1]) De concavis hoc tantum dicit Plinius: *iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur scalpi vetitis.* Qui concavi sunt quod visum colligant, et colligendo magis aciem recreent et juvent, ideo tales non scalpi placere. At noster in universum smaragdos scalpi non solitos idcirco facit, ne offensum decus imaginum, scalpturae cavis corrumperetur. Quasi ad hoc tantum expetiti fuerint smaragdi olim, ut imagines redderent, quod specula melius faciunt. Praeterea, qui concavi sunt, imagines non recte reddunt, sed quorum planities extenta et resupina, ut idem Plinius ostendit. Haec igitur ex aequo et a veritate et Plinii mente discedunt. Hier ist ein klares Exempel, daß Salmasius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus sagt: ne offensum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und so ließ Salmasius selbst den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwischen decus und imaginum erst nach imaginum stehe, und man lesen müsse: ne offensum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte sagen, man habe die Smaragde darum nicht geschnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darin gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmasius aber läßt ihn sagen, „damit die sich in ihnen spiegelnden Bilder der vorstehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.“ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das sagen? Wenn Solinus ja einen falschen Begriff von der Spiegelung auf concaver Fläche gehabt: so verdient er den Tadel deswegen doch erst in dem Folgenden, wo er sagt: cum concavi sunt, inspectantium facies aemulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geschliffenen insbesondere redete.

1) ed. Traject. 1689, S. 138.

holen, daß ich aus einer Parallelstelle des Plinius unwidersprechlich gezeigt habe, daß das streitige Verbot von den Smaragden überhaupt zu nehmen sei: will ich hier bloß auf dem Widerspruche, der in der Sache selbst liegt, bestehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden sind, so unbequem müssen nothwendig, aus der nämlichen Ursache, die concaven dazu sein. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steins bleiben, desto geschwinder nahen sie sich ihm an diesen, und der Künstler ist alle Augenblicke genöthigt, um das Anstoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu lassen. Endlich: sind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren, überhaupt zu reden, ungeschnitten gelassen? In was für concave Gemmen haben sie denn sonst zu schneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht sagen, daß es durchaus ganz und gar keine geschnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bei dem Vettori[1]) gelesen, und ein Paar habe ich selbst vor mir, da ich dieses schreibe. Aber das kann ich sagen, daß sie äußerst selten sind, und allem Ansehen nach bloß das Werk der Armuth oder des Eigensinns gewesen. Folglich konnte die Besorgniß, daß man die theuerste Art eines so theuren Steins, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht so groß sein, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Gesetze hätte vorbauen müssen.

---

1) Lessing an Dieze, den 5. Januar 1769: „Noch eine Frage: ist wohl in Ihrer öffentlichen Bibliothek des Vettori Dissertatio Glyptographica, und wäre es wohl möglich, gegen alle zu verlangende Sicherheit, sie auf acht Tage hierher zu bekommen? Hier kann ich sie nicht auftreiben, und es ist zu spät, sie mir aus Italien kommen zu lassen.“ Vgl. unten in den „Collectaneen“ den Artikel „Vettori“. Unter „Zanetti“ sagt Lessing: „Aus der Vorrede (zu Gori's Daktyliothek des Zanetti) habe ich des Francesco Vettori Dissertationem Glyptographicam kennen lernen, nach der ich auch sehr begierig bin.“

Fünfundvierzigster Brief.

Aber eben dieser Vettori hat in der nämlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz Anderes gefunden. Spuren des Vergrößerungsglases.[1])

Denn da er selbst verschiedene alte geschnittene Steine von so außerordentlicher Kleinheit besaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß sie geschnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterscheiden vermochte*): so meinte er, daß sich dergleichen Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu sein, denken ließen. Manni hatte schon geurtheilt, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder so etwas Aehnliches, nicht ganz absprechen könne; er hatte sich besonders auf die mit Wasser gefüllte gläserne Kugel, deren Seneca gedenkt, gestützt, und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden sagt, iidem plerumque et concavi, ut visum colligant, diese Meinung noch mehr bestätigen zu können. Igitur, sagt er, si concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile visum colligere possent, sane non nisi arte optica illam cavitatem induissent, quam artem ideo perfecte scivisse praesumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios spectare consueverat, pari argumento, *concavum* fuisse, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wissenschaft verstanden haben, von der er glaubt, daß sie die Alten so vollkommen ausgeübt. Sonst hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner und nicht größer erscheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläser den Augen verschaffen, nur für kurzsichtige Augen ist, für die sie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Diese Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß sie die Alten gekannt hätten, würde durch visum colligere gerade nicht ausgedrückt sein, sondern visum colligere würde sich eher von der Brechung der

*) Dissert. Glyptogr. p. 107. Exstant in Museo Victorio gemmae aliquae ita parvulae, ut lenticulae granum illis duplo majus sit; et tamen in iis vel semiexstantes figurae, vel incisae pariter spectantur: opere in area tam parvula sane admirando, quas oculo nudo, vix incisas esse judicaveris.

1) Vgl. ebenda Nr. 28.

Strahlen durch convexe Gläser sagen lassen. Denn der Presbyte, der sich convexer Gläser bedient, bedient sich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in seinem Auge zu sehr zerstreut sind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zusammengebracht werden, welches denn wohl visum colligere heißen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläsern seine Zuflucht nimmt, nimmt sie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in seinem Auge zu früh zusammentreffen, durch sie erst zerstreut und sonach zu einer späteren Vereinigung an dem rechten Orte geschickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem ist, und schwerlich auch visum colligere heißen könnte.

Doch es ist ausgemacht, daß die Alten von diesem Allem nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müssen, nicht von gebrochenen, sondern von zurückgeworfenen Strahlen verstanden werden. Sie müssen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erklärt werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirten Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das stärkere Licht von sich strahlen muß. Und diese Verstärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, ist es, was Plinius durch visum colligere meint, und warum er sagt, daß man die Smaragde meistens concav geschliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweist nichts. Nero kann den Fechterspielen durch einen Smaragd zugesehen haben, und gleichwohl brauchte dieser Smaragd weder concav noch convex geschliffen zu sein. Denn Plinius sagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein solcher platter Smaragd gewesen sein, dessen sich Nero als eines Conservativglases, vornehmlich wegen der dem Auge so zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bei dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede sein, daß dieses ihre natürlichste Erklärung ist. Iidem plerumque et concavi, ut visum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, scalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta est, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extensum est, eadem, qua specula, ratione supini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas spectabat smaragdo. Wenn dieser

Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Classen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extensum est, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn sicherlich weder zu diesen, noch zu jenen, in so fern sie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wissen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dient, kann eben daher unmöglich auch zum Durchsehen dienen.

Gesetzt aber, daß er wirklich eine sphärische Fläche gehabt hätte, dieser Smaragd des Nero; gesetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienste eines sphärischen Augenglases gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch gesehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wissen, wie oder warum, auch wohl gar sich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuschreiben sei; das Alles, sage ich, gesetzt, so kann ich, von einer anderen Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweisen. Der Smaragd des Nero kann schlechterdings nicht concav, er muß convex geschliffen gewesen sein, denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sueton beschreibt ihn uns oculis caesiis et hebetioribus*), und Plinius sagt noch ausdrücklicher: Neroni, nisi cum conniveret, ad prope admota (oculi) hebetes.**)

Es würde mir schwerlich eingefallen sein, einen so puren puten Antiquar, als Vettori, in solchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch jetzt Herr Lippert in die Fußstapfen desselben getreten. Auch Herr Lippert glaubt sich für die Vergrößerungsgläser der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrscheinlichkeiten, die im Grunde die nämlichen sind, auf welche Vettori drang, nur daß er sie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung", schreibt er***), „bei den so subtilen Werken der alten Steinschneider, verdient hier einen Platz. Dieses so feine hat mehr denn ein scharf sehend Auge erfordert. Die Augen der Alten haben aber deswegen nicht schärfer als die unsrigen gesehen. Es ist also zu vermuthen, daß sie die Augen, sowie es unsere heutigen Künstler auch bei dem schärfsten Gesichte thun, manchmal bewaffnet, und sich mit Vergrößerungsgläsern und Brillen beholfen haben. Aber diese verfertigen zu können, gehört zur Dioptrik.

*) Cap. 51. — **) Lib. XI, sect. 54. Edit. Hard.
***) Vorbericht, S. XXXV.

Daß aber die Dioptrik bei den Alten im Gange gewesen, finde ich nicht, oder doch nur eine kleine Muthmaßung. Ich weiß wohl, daß Euklides, ungefähr dreihundert Jahre vor Christi Geburt, die Mathesis und auch die Optik gelehrt, und daß hernach aus ihm Abazen und Vitellio ihre Grundsätze zur Optik genommen; aber daß die Dioptrik besonders gelehrt worden, habe ich nirgends finden können. So viel könnte sein, daß man sie zur Optik mitgerechnet, weil man den Namen Anaclastica einer Wissenschaft beilegt, die zur Optik mitgerechnet worden, welche es vermuthlich gewesen ist. Man hat aber viel ältere rundgeschliffene Steine, als Euklides ist, und die ein Alter von mehr als dreitausend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der Buchstaben ihr Alter sicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß sie das Alter des Euklides sehr weit übersteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläser sehr zeitig, und nur zufälliger Weise können erfunden worden sein. Ein einziger Tropfen Wasser, der von ungefähr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabei denken darf, daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Denn viele alte Steine sind ganz rund und schildförmig, wie die Mikroskopia, geschliffen; auch brauchten die Alten öfters Krystall, oder andere eben so reine und durchsichtige Edelsteine, besonders den Beryll. Es durfte nur ein Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen worden sein, so war das Vergrößerungsglas entdeckt. Vom Nero weiß man, daß er einen geschliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch die Zuschauer, wenn er aufs Theater kam, anzusehen."*)

Das wird einem flüchtigen Leser annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Untersucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwiesen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch seinen Smaragd nach entfernten Gegenständen blickte (Herr Lippert sagt, nach den Zuschauern des Spektakels; Plinius nach dem Spektakel selbst), so geschah es nicht, um

*) Baccius de Gemm. natura p. 49.

den Fehler seiner Augen dadurch zu verbessern, sondern bloß, um sie weniger anzustrengen, um sie, während der Anstrengung selbst, durch das angenehme Grün des Steines zu stärken. Die Fläche desselben brauchte nicht convex zu sein, denn er wollte nicht nahe Gegenstände so dadurch sehen, als ob die Strahlen derselben von entfernten kämen; und concav durfte sie nicht sein, denn sonst wären ihm die entfernten Gegenstände, nach welchen er damit sahe, eben so undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern sie mußte platt sein, diese Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlassen, nach welcher sie einfielen. Als ein platter durchsichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläsern nichts weiter gemein, als in so fern man auch die bloßen Conversativgläser Brillengläser nennen will, ob sie schon zur Schärfung des Gesichts nichts beitragen, von welcher gleichwohl die Rede ist. Ich finde, daß selbst Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verstanden hat. Smaragdus, schreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam speculo, spectasse ajunt: et mea quidem sententia, ut ejus aspectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque crystallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte also den Baccius für seine Meinung eben so wenig anführen, als er ihn für das Factum selbst hätte anführen sollen. Nur hätte Baccius auch die Worte tanquam speculo, weglassen müssen. Sie streiten mit dem Durchsehen schlechterdings; und auch Plinius, wie ich schon angemerkt, sagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von seinem Smaragde gemacht, der nämliche gewesen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen gepflegt. Er erwähnt dieses doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den anderen zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch seinen Smaragd gesehen: so hätte er nicht sagen müssen, daß dieses tanquam speculo geschehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero sich seines Smaragds tanquam speculo bedient habe: so mußte jenes wegfallen, denn er hatte sich den Stein, entweder als völlig undurchsichtig, oder wenigstens als auf der hinteren Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen sein, ob die Alten ihre

dioptrischen Kenntnisse zugleich mit der Optik oder besonders, ob unter diesem oder unter einem anderen Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch ist Herr Lippert auch darin falsch berichtet, daß sie eine eigene Wissenschaft unter dem Namen der Anaklastik gehabt, Wenn ich nicht irre, so ist dieser Name noch neuer, als selbst der Name Dioptrik, wenigstens ist gewiß, daß noch zu den Zeiten des Proclus, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wissenschaft weder unter diesem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn sie durch Mittel von verschiedener Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden; aber nach welchen Gesetzen diese Brechung geschehe, davon wußten sie schlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieser Brechung überhaupt, so ungefähr einige wenige Erscheinungen der durch verschiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen; aber mit dem künstlichen Mittel des Glases hatten sie keine Versuche angestellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für sie, wie sich durch die verschiedene Fläche dieses künstlichen Mittels die Brechung in unsere Gewalt bringen lasse.

3. Doch Herr Lippert giebt die theoretischen Kenntnisse der Alten hiervon endlich selbst auf, und meint nur, daß sie Vergrößerungsgläser könnten gehabt haben, auch ohne daß solche nach den Regeln der Dioptrik verfertigt worden. Das ist wahr: bediente man sich doch in den neueren Zeiten der Brillen schon an die dreihundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie sie der Undeutlichkeit abhelfen.*) Aber die bloße Möglichkeit beweist nichts; auch selbst die Leichtigkeit, mit der diese Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweist nichts. Die leichtesten Entdeckungen müssen nicht eben die frühesten gewesen sein. Im Grunde mochte diese Leichtigkeit auch wohl so groß nicht sein, als sie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigsten schnitten, waren wenig oder gar nicht durchsichtig; und wenn auch der reinste Krystall von ungefähr linsenförmig geschliffen gewesen wäre, so war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefähr linsenförmig geschliffener Krystall wird auch

*) S. Kästners Lehrbegriff der Optik, S. 366.

nur ungefähr linsenförmig sein, und also die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälschen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, also für besonderen Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung so weit entfernt war, daß die Verfälschung aus der minderen Genauigkeit der sphärischen Fläche entstehe, und durch Berichtigung dieser jener abzuhelfen sei?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieser von ungefähr linsenförmig geschliffene Krystall? Weiß man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglase noch näher waren, als ein solcher Krystall sie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet.*) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln zu brennen gekannt haben, so ist zu verwundern, daß wir bei ihnen gar keine Spur finden, daß sie etwas von derselben Vergrößerung gewußt. Sollten sie wohl niemals durch eine Kugel gesehen haben? Herr de la Hire erklärt dieses. Die Brennweite einer gläsernen Kugel ist der vierte Theil des Durchmessers, von der nächsten Fläche gerechnet. Hätten die Alten eine solche Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer dürfen wir es nicht annehmen, so müßte eine Sache, die sie deutlich hätten dadurch sehen sollen, 1½ Zoll von ihr gestanden haben. Natürlicher Weise haben sie dadurch nach entfernten Sachen gesehen, die ihnen nur undeutlich erschienen sind. Weite Sachen deutlich zu sehen, erfordert entweder eine größere Kugel, als sich verfertigen läßt, oder Abschnitte von großen Kugeln, die wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die Alten wußten vermuthlich nicht das Glas zu schleifen, sie konnten es nur in Kugeln blasen.“ Ich glaube nicht, daß diese Erklärung des de la Hire sehr befriedigend sein könnte. Falls auch schon die Sache, die sie erklären soll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläserne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenständen sahen, mußten sie nicht näheren vorbeisehen? und wie leicht konnte sich nicht ein Gegenstand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erforderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine solche Kugel niemals von ungefähr so gelegen hätte, niemals von ungefähr wäre so geführt und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenstand

*) S. 381.

durch sie, von ungefähr eben da erblickt hätte, wo sie ihn nach Maßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, sage ich: aber gut, daß wir diese Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Voraussetzung selbst ist falsch, und es finden sich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläsernen Kugel, zu vergrößern, eben so wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca*): Litterae quamvis minutae et obscurae, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieses, meine ich, ist ja wohl mehr als Spur; und es ist nur Schade, daß es Smithen so wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte schon Petrarch, ohne Zweifel in Rücksicht auf die Stelle des Seneca, dieses Mittel, das Gesicht zu verstärken, den Alten zugestanden: doch glaube ich, ist unter den neueren Schriftstellern Manni der erste, der in seinem Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erst 1738 herauskam, als de la Hire und Smith schon geschrieben hatten, sich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieser Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglase nur so ein kleiner Schritt zu sein scheint, die Alten dennoch diesen kleinen Schritt nicht gethan. Daß sie das Glas nicht zu schleifen verstanden, möchte ich mit dem de la Hire nicht gern annehmen. Ich weiß wohl, er meint nicht das Schleifen überhaupt, sondern das Schleifen in Schalen von gewissen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt gewesen wäre: wie hätten sie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen so fort zu gießen, und es hernach aus freier Hand vollends fein zu schleifen? Ganz gewiß würden sie darauf gefallen sein, wenn sie nur im Geringsten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die sphärische Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt sich der Aufschluß des ganzen Räthsels. Es währte nur darum noch so viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Wasser gefüllten gläsernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläser überhaupt kam, weil man die Ursache der Vergrößerung nicht in der sphärischen Fläche des Glases, sondern in dem Wasser glaubte. Daß dieses der allgemein angenommene

*) Natural. quaest., lib. I, cap. 6.

Gedanke der Alten gewesen, ist gewiß; und selbst die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe esse majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß sie, besonders in diesem Falle, die Ursache der Vergrößerung dem Wasser zuschrieben, in so fern es in der hohlen sphärischen Kugel gleichfalls in eine sphärische Fläche zusammen gehalten wird. Nein, an die sphärische Fläche dachten sie ganz und gar nicht, sie dachten einzig an eine gewisse Schlüpfrigkeit des Wassers, vermöge welcher die ungewissen Blicke so abgleiteten, so — was weiß ich, wie und was? Mit einem Worte: diese Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die sie die ganze Erscheinung mit eins erklärten. — Und so dünkt mich, ist es fast immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten sehen, die wir ihnen gleichwohl absprechen müssen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der schwerste ist, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorsicht ist, daß sich gewisse Einsichten nicht eher als zu gewissen Zeiten entwickeln sollen; sondern sie thaten ihn darum nicht, weil sie, so zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel standen, und irgend ein Vorurtheil sie verleitete, nach diesem Ziele auf einer ganz falschen Seite zu sehen. Der Tag brach für sie an; aber sie suchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War sie nun einmal da, die gläserne Kugel des Seneca, durch welche man noch so kleine und unleserliche Buchstaben deutlicher und größer erblickte; warum hätte man sich ihrer nicht auch bei anderen, wegen ihrer Kleinheit schwer zu unterscheidenden Gegenständen bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kaisers Emanuel Comnenus heißt:

Ἔρχονται, βλεπουσιν εὐθυς, κρατουσι τον σφυγμον του·
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα τον ὑελιον —

„sie kommen, betrachten ihn starr, fühlen ihm an den Puls und beschauen die Auswürfe mit dem Glase.“ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter diesem Glase eine Brille, oder sonst ein

Vergrößerungsglas zu verstehen; endlich aber hielt er es für wahrscheinlicher, daß bloß ein Glas darunter verstanden werde, welches über das Gefäß, worin die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith stimmen dieser Auslegung bei, und letzterer mit dem Zusatze, daß sonach die Stelle auch wohl nur bloß von der Besichtigung des Harnes zu erklären sei. Ja Manni selbst sagt*): „dies ist in der That auch der wahre Verstand, wie man eben diese Gewohnheit noch heutiges Tages an einigen Orten findet, oder man müßte das Glas für eine Art von lente erklären, wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläser gehabt haben.“ Aber wenn Manni hieran auch mehr als gezweifelt hätte, wenn er völlig überzeugt gewesen wäre, daß die Alten dergleichen Gläser schlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linsenförmig geschliffenen Vergrößerungsgläser: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Nase zu schützen, als den Augen zu helfen“? Ein Arzt, dächte ich, sollte so ekel nicht sein, und wenn er aus der genaueren Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, sich lieber die Nase zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das *μετα του ὑελιου* sagt also wohl etwas mehr; und warum könnte denn auch nicht eben die gläserne Kugel des Seneca darunter verstanden werden, die Manni selbst so wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf diesen so natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen sein, wenn er gewußt oder sich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich gewesen, sich einer vollkommen ähnlich gläsernen Kugel zu einer verwandten Absicht zu bedienen. Invenio Medicos, sagt Plinius**), quae sunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam crystallina pila adversis posita solis radiis. Hier ist dem Plinius diese Kugel von Krystall; an einem anderen Orte ist es ebenfalls eine gläserne, mit Wasser gefüllte Kugel.***) Sie sei aber von Krystall oder von Glas, mit

*) Nach der deutschen Uebersetzung, in dem 7. Theile des Allgemeinen Magazins, S. 9.

**) Lib. XXXVII, sect. 10.

***) Lib. XXXVI, sect. 67. Addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescunt, ut vestes exurant.

oder ohne Wasser gewesen: genug, daß die nämliche durchsichtige Kugel, welche brennt, nothwendig auch vergrößern muß, und daß es schwer zu begreifen ist, wie man sich ihrer lange zu der einen Absicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umstand nur dürfte hierbei auffallen. Dieser nämlich: wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die sie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Wasser gefüllt, sondern durch und durch Krystall war: so müßte ja wohl das falsche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläser entfernende Raisonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Bestandtheilen des Wassers, wegfallen; und was hinderte die Alten sodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius ist später, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläserne, mit Wasser gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß sich beides auch durch dichte krystallene Kugeln thun lasse; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in diesem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmasius*) bei Gelegenheit einer anderen Stelle des Plinius sagt: Vitrum pro crystallo accepit Plinius; *το κρυσταλλοφανες ἀντι της κρυσταλλου*. Die Kugel, von der er gelesen hatte, daß sie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Krystallglase, und nicht von wirklichem Krystalle; es war die nämliche Kugel, die er an der anderen Stelle beschreibt; also die nämliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch ist es überhaupt den Schriftstellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translucentes, es mochten Producte der Natur oder der Kunst sein, das reine Glas sowohl als die edleren farblosen Steine, crystalla zu nennen. Doch wozu nur so halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, ist diese: es sei die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Krystall gewesen; wer sagt uns denn, daß sie dichte durch Krystall gewesen? Krystall läßt sich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verstanden. Was hinderte also, daß die wirklich krystallene Kugel, durch welche die Alten

*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Paris. [ed. Traject. 1689, S. 769.]

brannten und vergrößerten, nicht auch mit Wasser gefüllt gewesen? Nichts hinderte; vielmehr fand sich die nämliche Ursache, warum sie die Kugel von Glas mit Wasser füllen zu müssen glaubten, vollkommen auch bei der Kugel von Krystall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Wasser, weil sie sich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Wassers das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenstrahlen nicht aushalten könne, daß es ohne Wasser springen müßte. Das sagt Plinius selbst ausdrücklich: Est autem coloris impatiens (vitrum,) ni praecedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreae pilae sole adverso in tantum excandescant, ut vestes exurant. Nun aber glaubten sie auch von dem wirklichen Krystalle, daß es die Hitze eben so wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der seltsamen Meinung, die sie von der Entstehung des Krystalles hatten, um so viel mehr glauben.*) Folglich konnte gleiche Besorgniß nicht wohl anders, als gleiche Vorsicht veranlassen: füllten sie die gläserne Brennkugel mit Wasser, so mußten sie auch die krystallene damit füllen.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was ist es, was er eigentlich mit seiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläser der Alten betreffend, will? Warum trägt er sie vor? warum trägt er sie eben hier vor? Er trägt sie vor, ohne Zweifel, weil er sie für neu hielt, wenigstens den Grund für neu hielt, den er von den durchsichtigen, bauchigt geschliffenen Steinen für sie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den so bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinschneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und besser zu machen sind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil sagen lassen, und außerordentliche Künstler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle versichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bei der Arbeit schlechterdings zu nichts dienen könne, da es Stein und Instrument und Hand, Alles gleich sehr vergrößere. Es ist wahr, sie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn sie bestimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich

*) *Plinius lib. XXXVII, sect. 9.* Crystallum glaciem esse certum est — ideo caloris impatiens non nisi frigido potui addicitur.

wäre, nur deswegen kleine Kunstwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, sie durch das Glas vergrößert zu sehen: so sind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künstler braucht nur denen abzuhelfen, die ein gesundes unbewaffnetes Auge zu unterscheiden vermag. Aber auch hierbei muß er die größere Schärfe seines Gesichts, so zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er sehen könnte, wie er es thut. Wenn also auch schon die alten Steinschneider, es sei die gläserne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchsichtigen, sphärisch geschliffenen Stein, zu brauchen gewußt hätten: wozu hätten sie ihn eben brauchen müssen? Und nur daher begreif' ich, wie jene gläserne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt sein konnte, ohne daß er ihrer jemals, bei so vielfältiger Erwähnung mikrotechnischer Werke, gedenkt, da er im Gegentheil verschiedene Mittel, deren sich besonders die Steinschneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Gesichts zu erhalten und zu stärken, sorgfältig anmerkt.*) Andere alte Schriftsteller gedenken noch anderer solcher Mittel, die man alle jetziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläser so allgemein geworden, unstreitig zu sehr vernachlässigt, so daß die Frage, ob der Sinn des Gesichts bei den Alten, oder bei den Neueren der schärfere? eine Unterscheidung erfordert. Wir sehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unsere Augen schlechter sein, als die Augen der Alten; die Alten sahen weniger, wie wir, aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht schärfer gewesen sein, als unsere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neueren hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechsundvierzigster Brief.

Ich habe mich bei der ersten Klotzischen Anmerkung über das Mechanische der Steinschneiderkunst etwas lange verweilt. Bei der zweiten werde ich um so viel kürzer sein können. Sie lautet so**):

„Die natürlichen Adern und Flecken eines Steines dienten den Alten bei erhaben geschnittenen Werken oft zur Erreichung

*) Lib. XX, sect. 51, et lib. XXXVII, sect. 16.

**) S. 53.

ihres Endzwecks, die jedem Dinge eigenen Farben zu geben und die schönste Malerei zuwege zu bringen. Sie wußten hierdurch ihren Werken eine Lebhaftigkeit zu geben, die sich der Natur näherte, und machten dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft. Die Farben sind so gebraucht, daß die Farbe, welche zu einer Sache angewandt worden, sich nicht auf eine andere zugleich mit erstreckt, und alle Unordnung ist vermieden."

Welch schielendes Wortgepränge! welche abgeschmackte Uebertreibung von der etwaigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängstlichen Tändelei! Also war es, bei erhaben geschnittenen Werken, der Endzweck der Alten, „jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben"? Der Endzweck! kann man sich ungereimter ausdrücken? Und diesen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und Flecken des Steines erreichen? und so erreichen, daß die schönste Malerei daraus entstand? Die schönste Malerei! Eine Malerei, die dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft macht. Kann man kindischer hyperbolisiren? Gerade so würde ein spielendes Mädchen, das Kupferstiche ausschneidet, und sie mit bunten, seidenen Fleckchen auslegt, dem Maler seinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung sagen, als was bereits ein Gelehrter davon gesagt hat, welcher gleichfalls sein freimüthiges Urtheil über die Schrift des Herrn Klotz fällen wollen, ohne sich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe", sagt Herr Raspe*), „viele geschnittene Steine dieser Art gesehen. Sie kommen mir vor, als die Akrosticha und Chronodisticha in der Poesie. Viel Zwang und etwas Farbe ist gemeiniglich ihr ganzes Verdienst." Auch Herr Lippert erkennt diesen Zwang fast an allen so malerisch geschnittenen Steinen, die er seiner Daktyliothek dem ungeachtet einverleiben wollen. Wozu also in einem Büchelchen so viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptsächlich zu Bildung des Kunstauges und des

*) Anmerkungen rc. S. 31. (Cassel 1768 in 12.) [Lessing irrt sich; das Format ist 8°. Lessing an Raspe, den 30. December 1768: „Herr Andreä in Hannover hat mir Dero Anmerkungen wider Klotzen zugeschickt, und ich kann nicht umhin, Ihnen meinen verbindlichen Dank dafür abzustatten. Wenn es möglich ist, daß der Mann sich schämen und in sich gehen kann: so dürfte es vielleicht nun geschehen, wenn er sieht, daß ich es nicht allein bin, der ihn in dem Fache der Kunst und des Alterthums für einen unwissenden Prahler erkläret."]

Geschmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort gewesen sein, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunst zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die besten unter diesen Afterwerken der Kunst, diejenigen, meine ich, welche die richtigste ungezwungenste Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug sind: ich will sagen, daß sie nicht aus einem Steine bestehen, dessen Streifen von verschiedener Farbe man so kunstreich genutzet, sondern daß es verschiedene Steine sind, die man so unmerklich auf einander zu setzen verstanden. Sardonyches, sagt Plinius*), e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non possit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch so fein sein. — Aber doch ist auch so viel wahr, daß es einem Künstler weit anständiger ist, den Stoff, in den er arbeitet, seinen Gedanken, als seine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Siebenundvierzigster Brief.[1])

Es versteht sich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreife.

Sie werden mich fragen, was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geschnittene Steine, die allein diesen Namen führen sollten. Ich weiß wohl, daß man jetzt einen jeden erhaben geschnittenen Stein einen Camee nennt. Ich weiß aber auch, daß dieses weder immer geschehen, noch jetzt von uns geschehen müßte, wenn wir genuin und bestimmt sprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein solcher erhaben geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derselben geblieben. Dieses bekräftigt für mich Boot**): Dum crusta

*) Lib. XXXVII, sect. 75.

**) Lib. II, cap. 84, p. 234, Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil sein Werk, mit den Anmerkungen und Zusätzen des Tollius und Laet,

---

1) Vgl. unten in den „Collectaneen" den Artikel „Cameo".

unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato relinquitur, tum gemmarii *Camehujam* vel *Cameum* vocant, sive Onyx, sive Sardonyx sit. Es ist gleichviel, welche von den Schichten der Künstler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunklere; aber freilich, wenn ihm die Wahl frei steht, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichste oder schicklichste ist; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx schneiden soll, der eine gleich hohe weiße und schwarze Schichte hat, so wäre es wohl sehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die schwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne seiner Kunst den geringsten Zwang anzuthun: und von diesem Malerischen des Steinschneiders, sehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bei dem jetzigen Sprachgebrauche

unstreitig das vollständigste und gewöhnlichste Handbuch in dieser Art von Kenntnissen ist. Denn sonst hätte ich eben so wohl andere, als z. E. den Cäsalpinus, citiren können, welcher lib. II. de Metallicis cap. 36 das Nämliche, fast mit den nämlichen Worten, sagt: scalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim crusta alba alteri nigrae superposita sit, aut secundum alios colores, ut rubens, albae aut nigrae, aut e converso, scalpunt in superiori imaginem, ut inferior veluti stratum sit, has vulgo cameos vocant. Es ist bekannt, daß Cäsalpinus einige Jahre früher als Boot schrieb; und aus solchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäsalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieser Schriftsteller", schreibt Caylus (in seiner Abhandlung vom Obsidianischen Steine, S. 31 deut. Ueb.), „hat oft ganze Stücke aus dem Texte des Cäsalpinus abgeschrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugesetzt. Er ist nicht zu entschuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Cäsalpinus unter der Zahl der Schriftsteller, deren er sich bei Verfertigung seines Werks bediente, nicht einmal genennt hat." Diese Anklage ist hart; aber Boot hat ein Verzeichniß so vieler anderen Schriftsteller, die er gebraucht, seinem Werke vorgesetzt; warum sollte er nun eben den Cäsalpinus ausgelassen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen Anderen. Folglich kann es gar wohl sein, daß Boot mit seinem Buche, das 1609 zuerst gedruckt ward, längst fertig war, als das Buch des Cäsalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutschland durch den Nürnberger Nachdruck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäsalpinus hätte nehmen können, was er nicht eben so gut schon in älteren Schriftstellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäsalpinus, mehr als von ungefähr geschehen könnte, zusammen zu treffen scheint, dürfen sie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl selbst auf mich nehmen, bei den mehrsten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausschreiber des Cäsalpinus halten können, diese beiden gemeinschaftliche Quelle nachzuweisen.

nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geschnittener Stein ein Camee heißen, ob schon die von einer Farbe so nicht heißen sollten. Aber das Wort Camee selbst? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir ist es selten genug, daß ich ein Ding kenne, und weiß, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als Vielen das etymologische Studium vorkommt, so geringfügig mir es selbst mit dem Studium der Dinge verglichen erscheint, so erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geist ist dabei in einer so faulen Thätigkeit; er ist so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüstigere Arbeit denken kann. Man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man sucht; man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt sich auch gern mit, und so müssen Sie sich schon das Wort Camee von mir erklären lassen.

Wir neueren Deutschen haben Camee unstreitig geradezu von dem Italienischen Cameo entlehnt. Meine Untersuchung muß also auf dieses, oder auf das ihm entsprechende Französische Camayeu gehen. Nun lassen Sie uns fürs erste den Menage*) unter Camayeu nachschlagen, und die daselbst gesammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es ursprünglich zu einem hebräischen, Menage selbst aber zu einem griechischen Worte.

Gaffarel sagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wässrichte oder gewässerte Achate habe, welche vollkommen wie Wasser aussähen**), so hätten die Juden, die seit langer Zeit in Frankreich gewohnt und in deren Händen der Steinhandel größtentheils gewesen, das Wort vielleicht von dem Hebräischen Chemaija gemacht, welches so viel heiße als Himmlische Wasser, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieser Sprache, sehr schöne Wasser. — Aber was sind wässrichte oder gewässerte Achate? Was sind Achate, die vollkommen wie Wasser aussehen? Sind das

*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

**) A cause qu'on voit des Achates ondées, représentant parfaitement de l'eau.

Achate, die so klar sind als das reinste Wasser? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Wassers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur solche Achate, solche seltene Achate? Gab es denn nicht eben so viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Wasser durchaus nichts Aehnliches hatten? Kaum daß ein so seichter Einfall eine ernstliche Widerlegung verdient.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräischen her, aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hängt, um dem Gifte oder anderen Schädlichkeiten zu widerstehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, sagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt ist, sehr große Tugenden bei.*) Doch Huet hätte wissen sollen, daß Kamia nicht eigentlich ein hebräisches, sondern ein rabbinisches Wort ist, das ist ein solches, welches die Juden selbst aus einer fremden Sprache entlehnt haben. Und so fragt sich: aus welcher? und was bedeutet dieses Wort in der Sprache, aus der sie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechischen verwiesen haben. Denn er sagt, Camayeu komme her von *χαμαι*, tief, weil sie tief gegraben wurden.**) Aber wie? es sind ja gerade nicht die tief, sondern die erhaben geschnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennt.

Außer diesen Ableitungen ist mir weiter keine bekannt, als die von *καυμα*, die Cerutus***) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich) angiebt. *Καυμα* heißt Brand; und daher sei Camae gemacht, weil diese Art Steine an sulphurischen und heißen Orten gefunden würden. Cerutus versteht die Onyxe darunter; aber woher beweist er, daß die Onyxe nur an solchen Orten erzeugt würden? Und gesetzt, er bewiese es; wie hat man den Namen Camee in diesem Verstande gleichwohl nur den geschnittenen Onyxen beigelegt? Was hatten diese vor den ungeschnittenen Onyxen voraus, daß man sie allein nach ihrem Erzeugungsorte benannte?

*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

**) A cause du creux ou ces pierres sont taillées.

***) Mus. Calceolar. Sect. III, p. 212. Camae a nonnullis vocantur, sumpta denominatione a voce graeca *καυμα*, quod est idem quod incendium: dicunt namque in locis sulphureis et calidis inveniri.

Noch kahler werden Ihnen alle diese Grillen, gegen die wahre Abstammung gestellt, erscheinen. Ich will Ihnen sagen, wie ich auf diese gekommen bin. Die mineralogischen Schriftsteller des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wissen von selbst, daß die frühesten und besten derselben fast lauter Deutsche waren. Bei ihnen fand ich nämlich das Italienische Cameo, das Französische Camayeu, das Lateinische Camehuja, wie es Boot nennt*), bald Gemohuidas, bald Gammenhü, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennt, als zwei Worte Gemma huja geschrieben.**) Was ich daraus aber schließen mußte, ist klar: folglich sind die ersten Silben von Camayeu oder Cameo, das lateinische Gemma; und die ganze Schwierigkeit ist nur noch, was die letzten Silben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten sollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführt, dürfte man fast auf die Vermuthung kommen, daß huja so viel

*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Diese kannten das Wort Camehuja zuverlässig nicht, welches ich wider den Hrn. Cronstedt erinnere. S. dessen Versuch einer neuen Mineralogie, deut. Uebers., S. 61.

**) *Gemohuidas* schreibt es Erasmus Stella, dessen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerst gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen lassen. Parte III, cap. 5. Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quae ad imagines in eis scalpendas aptae sunt; harum quanquam multae numero sunt, *Peantides* tamen, quae et *Gemohuidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem offert, quod usu vulgatior est, dicitur mederi parturientibus et etiam parere.

Gamenhü schreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98, Tiguri 1565). Gemmarii vero seu scalptores gemmarum gemmas minus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckstein appellant, et Gammenhü.

Gemmahuia schreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum fossilium p. 32. 1)

Gemmahuja schreibt es Agricola (beim Gesner l. c.): Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant *gemmam hujam*), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potissimum candida latior, et Sarda nostris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas scalpturas.

---

1) Joh. Kenntmann, ein Arzt, geb. 1518 zu Dresden, starb um 1568. Seine Schrift: nomenclatura rerum fossilium, quae in Misnia praecipue et in aliis quoque regionibus inveniuntur wurde mit noch einer anderen der Gesnerischen Sammlung de omni rerum fossilium genere, die zu Zürich 1565 in 8° herauskam, beigedruckt.

als das deutsche hoch, aufgeschwollen, trächtig, heißen solle. Doch wer würde sich einen solchen lateinisch-deutschen Hybrida, den Franzosen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden lassen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: so mache ich es kurz, und sage Ihnen, daß huja so viel ist, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zusammengezogene und verstümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: so wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhü, Cameo; ja allem Ansehen nach auch das rabbinische Kamia.

Ich halte dafür, diese Ableitung ist an sich so einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach anderen Beweisgründen umzusehen. Der vornehmste indeß würde dieser sein, daß, vom Cäsalpinus an, es durchgängig von allen mineralogischen Schriftstellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine besondere Art Stein, sondern nur ein besonderer Name eines unter einem anderen Namen bekannteren Steines sei, nämlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, sagen sie alle, heißt dieser Stein, wenn er nur geschliffen, oder so ist, wie er von Natur ist; Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geschnitten ist, und zwar so geschnitten, daß Figur und Grund von verschiedener Farbe sind.*) Ist nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nämlichen Stein: warum sollen die Namen selbst nicht auch ursprünglich die nämlichen Worte sein, wenn sie es so leicht und natürlich sein können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäsalpinus wurde der Camehuja bald für diesen, bald für jenen Stein ausgegeben, auch wohl zu einem eigenen besonderen Steine gemacht. Würde dieses aber wohl geschehen sein, wenn man sich um die Abstammung des Wortes bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennt.

*) *Caesalpinus de Metallicis lib. II, cap. 122.* Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum solum perpoliti sunt: exsculptos autem, ut substratum alterius coloris sit, Cameos.

Zu einem besonderen Steine machte den Camehuja, Kentmann.*) Auch wohl, vor diesem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anderes als der Cameo, die gemma onychia sein, wie aus den Kennzeichen, die er selbst angiebt, erhellt.**) Aus dem Leonardus hat Boot diesen Kamam in sein Verzeichniß unbekannter Edelsteine übergetragen; und nun wissen Sie doch ungefähr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daselbst schreibt, denken müssen. Sie glauben kaum, wie sehr ich in diesem Verzeichnisse mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hingegen zu irgend einem anderen Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher gesagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quae et Gemohuidas nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, wohl verführen könnten; nämlich in den letzten Silben von Gemmahuja, unser deutsches hoch zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer sagen, was Stella eigentlich will. Er fand in seinem Plinius: Paeantides, quas quidam Gemonidas vocant, praegnantes fieri et parere dicuntur mederique parturientibus. Dieses Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja so viel Aehnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nämliche Ding bezeichnen; er formte also sein Gemohuidas vollends darnach, und so ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebärerinnen heilsam sei, weil er selbst Seinesgleichen gebäre.

*) Nomencl. Rer. foss. l. c.

**) *Kamam* seu Kakamam, est albus variis coloribus distinctus et a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis sulphureis, ac calidis; et frequentissime onixae (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla est, sed virtutem ex sculpturis seu imaginibus, quae in ipso sculptae sunt, accipit. (De Lapid. lib. II, p. 89, Edit. Hamb.) Diese Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben sagte, daß es wohl Leonardus sein möchte, aus dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigstens zeigt diese nämliche Etymologie und die nämliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus nur ein und eben derselbe Stein sein können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmale des Leonardus, daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachse, und daß er seine ganze Kraft von den darauf geschnittenen Figuren erhalte, welches Alles den Cameo verräth.

Aber Harduin versichert, daß er in allen seinen Handschriften des Plinius, anstatt Gemonidas, Gaeanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine so zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in seinem Plinius auch Gaeanidas gelesen, so wäre sicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden.*)

Auch mißbilligte schon Agricola diese Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckstein ausgab.**) Doch das ist wider allen Augenschein; unter hundert alten geschnittenen Steinen, sowohl erhabenen als tiefen, wird man nicht einen so thonigten finden. Denn wenn die thonigten Steine schon gut zu schneiden sind, so waren sie doch den Alten desto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieser Vermuthung an einem anderen Orte.

Unter den Neueren kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man sagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Specksteine mache***), wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verständnisse derjenigen seiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verschiedenen Namen des Specksteins auch den Namen Gemmahuja setzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflösung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte sagen: warum sollten die Alten mit zwei Worten ausgedrückt haben, was sie mit zwei Silben sagen konnten? warum gemma onychia, da sie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bei den Alten nicht allein der Name eines Edelsteines, sondern auch einer Marmor=

*) Indeß läßt sich freilich von Gaeanidas eben so wenig Rechenschaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geschrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches sodann Marbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort schreibt, Peanites, sagt:

Feminei sexus referens imitando labores.

**) (*Apud Gesnerum* l. c.) Lapidis, quem, quia ejus color candidus pinguior videtur esse, Germani ex lardo nominaverunt (quidam vocant Gemmam hujam), limes albus distinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Paeantides non recte facit.

***) Prakt. Mineralsystem, S. 100.

art war; ja sogar der Edelstein diesen seinen Namen von dem Marmor bekommen hatte.*) Zum Unterschiede also, und wenn ein großer Theil des Werths von diesem Unterschiede abhing, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina sagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefähr eben so wichtig sind, als der ganze Wraft, mit dem ich diesen Brief vollgepfropft habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein solcher erhaben geschnittener Stein geheißen hat und eigentlich heißen sollte, dessen Grundlage von einer anderen Farbe ist, als die darauf geschnittene Figur, der also zuverlässig ein Onyx sein wird, weil unter den Edelsteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verschiedener Farbe haben: so wird man leicht daraus errathen können,

*) Plinius (Lib. XXXVII, sect. 24): Exponenda est et Onychis ipsius natura, propter nominis societatem: hoc in gemmam transilit ex lapide Carmaniae. An der anderen Stelle, wo Plinius des Marmors dieses Namens gedenkt (Lib. XXXVI, sect. 6), steht anstatt Carmania, welches eine Provinz in Persien war, Germania. Aber Salmasius hat schon angemerkt (ad Solinum p. 558), daß dieses ein bloßer Schreibfehler sei, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anstatt Germania, dort in den Text nehmen sollen. Er hat diese Ehre wohl streitigeren Lesarten erwiesen. Indeß giebt mir das, was er daselbst in der Note hinzusetzt, Gelegenheit zu einer anderen Anmerkung. Cave porro, schreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam nostri vocant *Cassidoine*, ut plerisque visum. Ich frage, was ist das für ein Wort, Cassidoine, und wie kömmt der Onix dazu, von den Franzosen so genannt zu werden? Beim Richelet wird Cassidoine durch Murrha erklärt und hinzugesetzt: Manière de pierre précieuse, embellie de veines, de diverses couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort selbst herkomme; und davon findet sich nichts. Ich will es kurz machen: Cassidoine ist nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwissenheit fortgepflanzt, und nun fast gültig gemacht hat. Es soll Calcedoine heißen: Quae hodie Chalcedonia audit, et corrupte Cassedonia, sagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir jetzt Chalcedon nennen, hieß in späteren Zeiten weißer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, ist schwer zu sagen, da er mit allen den Steinen, welche bei den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beinamen haben, nicht das geringste ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er diesen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus ist weder unser Chalcedon, noch sonst ein onyxartiger Stein, sondern der kalchedonische Smaragd des Plinius, vermengt mit eben desselben smaragdartigem Jaspis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zusatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich sei, erhellt. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmasius, der den Chalcedon des Marbodus bloß für des Plinius turbida Jaspis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieses gehörig bemerkt.

von welcher Beschaffenheit diejenigen Gemälde sein müssen, welche die Franzosen gleichfalls Camayeux nennen, und einsehen, warum dergleichen Gemälden dieser Name beigelegt worden. Nicht weil sie das Basrelief nachahmen, heißen sie Camayeux, wie sich Pernety*) und Andere einbilden: denn ich wüßte nicht, was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern sie heißen so, weil sie ganz aus Einer Farbe auf einen Grund von einer anderen Farbe gemalt sind, und hierin die geschnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzusetzen, daß das Erhabene so wenig das Wesentliche des Cameo ausmacht, daß auch sogar tief geschnittene Steine (Onyxe versteht sich) Cameen heißen können und heißen sollten, sobald sie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer anderen Farbe geschnitten worden, und also die Area von dieser, und das Bild von jener Farbe erscheinen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß die Franzosen selbst das Wort Camayeu eben so wohl von tiefer, als von erhabener Arbeit brauchten. Les Jouaillers et les Lapidaires, schrieb Felibien in seinem Dictionnaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines et autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte et autres pierres taillées hätte er sollen weglassen. Denn höchstens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig sind.

Vielleicht auch ist dieser ältere und weitere Gebrauch des Französischen Camayeu die Ursache, warum die neueren Schriftsteller dieser Nation, wenn sie erhaben geschnittene Steine durch ein Kunstwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu sagen. Wir Deutsche wenigstens wollen, zu dieser Absicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in seinem lautersten Verstande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geschnittenen Steine, auch nicht nur allein erhaben, sondern auch tief geschnittene

*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit servir que pour les bas-reliefs puisqu'il tire son nom du mot grec χαμαι, qui signifie *bas*, *à terre*. Mariette, und aus ihm Richelet, nebst anderen Wörterbüchern, sagen eben das.

Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeigt, damit belegen wollten. Wenn wir sodann diesen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, so sehe ich nicht, warum wir nicht, eben so gut als die Franzosen, auch die einfarbigen Gemälde auf einem Grunde von einer anderen Farbe, Gemmenhüe, oder Gemälde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Achtundvierzigster Brief.[1])

Noch finde ich bei den Exempeln, welche Herr Klotz zur Erläuterung seiner zweiten Anmerkung über das Mechanische der Kunst beibringt, einiges zu erinnern, welches ich freilich übergehen müßte, wenn mir nur um Herrn Klotzen zu thun wäre. Ich will es also nur gegen seine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat sich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachschreibers fallen kann.

„Herr Winckelmann", sind seine Worte[2]), „gedenkt eines Sardonych, welcher aus vier Lagen, einer über der anderen, besteht, und auf welchen der vierspännige Wagen der Aurora erhaben geschnitten ist." Erst, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winckelmann gedenkt keines Sardonych[3]), sondern eines Sardonyx. Warum man in der mehreren Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche sagen darf, das weiß ich; aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych sagen könne, das ist mir zu hoch. Vielleicht zwar ist einem lateinischen Gelehrten, der sich herabläßt, deutsch zu schreiben, ein solcher Schnitzer allein erlaubt. Und so habe er denn seine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er sie nennen will, für sich! Was ich eigentlich hier anmerken will, ist gegen Winckelmann. Winckelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er selbst sagt, daß er vier Lagen von vier verschiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß schlechterdings nur drei Lagen

---

1) Auch der Entwurf zu diesem Briefe stand in den „Collectaneen" s. v. „Sardonyx" (vgl. ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 540). Vgl. auch den Artikel „Gemmen" in den „Collectaneen".

2) S. 53. Er citirt Winckelmanns „Versuch über die Allegorie", S. 101.

3) Vgl. jedoch auch Christs Vorlesungen ed. Zeune, S. 269: „Onychstein."

von drei Farben zeigen*); zwei, die er als Onyx haben muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleicht, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Isidorus, Marbodus nennen diese drei Farben, schwarz, weiß, roth. Aber die erste ist so unveränderlich nicht; denn sie kann eben so wohl grau oder braun, als schwarz sein. Nur die zweite und dritte sind unumgänglich; denn ohne die zweite könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heißen.**) Nun aber ist unter den vier Farben des von Winckelmann so genannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das ist sonach der zweite Grund, warum ihm dieser Name abzusprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winckelmann schlechtweg Onyx, höchstens einen vielstreifigen Onyx nennen sollen. Denn ob man dem Onyx schon nur zwei Schichten von zwei Farben beilegt, so ist dieses doch nur von dem Onyx, wie er in kleine

*) *Plinius* (*Lib. XXXVII, sect. 75*). Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, sumptis omnibus in suo genere probatissimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieser Stelle anstatt e ternis, e cerauniis, und diese alte Lesart hat auch der deutsche Uebersetzer beibehalten, bei dem es sonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zusammengeküttet." Doch Harduins Verbesserung ist unwidersprechlich, wie man bei ihm selbst nachsehen mag. Außer dem Isidorus[1]) hätte er auch noch den Marbodus[2]) für sich anführen können, der eben so ausdrücklich von dem Sardonyx sagt:

Tres capit ex binis unus lapis iste colores;
Albus et hinc niger est, rubeus supereminet albo.

**) Salmasius will zwar (ad Solinum p. 563)[3]), daß die arabischen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt; allein in der Stelle des Plinius, worin er das finden will, finde ich es nicht. Eben so wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx solle so viel heißen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als sei dieses von einigen geglaubt worden. Denn Plinius sagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipso apparet, intelligebantur candore in Sarda.

---

1) Origg. XVI, c. 14: Quippe cum inventum sit ex vero genere alterius in alia falsa transducere: ut sardonyches, quae trinis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi non possint: fingunt enim eas ex diverso genere, nigro, candido, minioque colore. — Et sane tres eos colores sardonychum proprios esse, Plinius ipse admonuit, sect. 23.

2) Siehe diesen Artikel unten in den „Collectaneen".

3) ed. Traject. 1689, S. 397: Arabicas certe idem Plinius scribit nullo sardorum vestigio fuisse, hoc est, nihil rubri habuisse. — — Et videtur sentire sardonychem dictam quasi sarconychem, quod in ea velut unguis carnibus impositus esset, cum ex sarda et onyche compositum sit istud nomen.

Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächst, zu verstehen. Ich will sagen: da diese zweifarbigte Schichten wechselsweise parallel laufen, so kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verschiedenen Schattirungen wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine solche Dicke zu Ring- und Siegelsteinen eben nicht die bequemste ist: so wird er freilich aus der Hand des Steinschleifers selten anders als mit zwei Schichten kommen. Nur wenn diese Schichten dünne genug sind, oder das Kunstwerk, zu welchem er bestimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie gesagt, jede der zwei Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verschiedenen Schattirungen haben können. Und das ist hier der Fall. Die vier Lagen des Winckelmannischen Steines sind in ihrer Folge, schwarzbraun, braungelb, weiß und aschgrau. Alle diese Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und besonders, sieht man wohl, sind die zwei ersten nichts als Verlauf der nämlichen Schichte ins Hellere; so wie die vierte, die aschgraue (wenn sie ihm anders hier nicht aufgesetzt ist), nichts als allmähliche Verdunkelung der weißen Schichte in die natürlicher Weise wiederum angrenzende schwarzbraune oder braungelbe, sein dürfte. Freilich ist die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide sind, ihren Bestandtheilen nach, auch vollkommen der nämliche Stein; aber wenn denn nun einmal für diese Variation ein besonderer Name bestimmt ist, warum will man ihn einer andern beilegen? —

Ein zweites Exempel nimmt Herr Kloß aus der Daktyliothek[1]) des Zanetti. „In der Zanettischen Sammlung" ,sagt er, „wird ein Tiger aus dem orientalischen Steine, Maco, bewundert, wo sich der Künstler der Flecken des Steins bedient hat, um die Flecken des Tigers auszudrücken." Maco? Wer hat jemals von einem solchen Steine gehört? Da wird sich ganz gewiß wieder der Setzer versetzt, oder der Schreiber verschrieben haben. So ist es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieser Daktyliothek sind, sagt: exsculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco

1) Der Entwurf zu diesem Abschnitt stand ursprünglich in den Collectaneen s. v. „Moccostein" (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 464).

also; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefähr, daß Gori einen Mokhastein meint, einen Stein, den jetzt fast jeder kleine Galanteriekrämer kennt, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht sagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — sondern Gori selbst nicht gekannt haben.[1]) Denn sonst hätte er ihn uns gewiß bei seinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition ist, und nicht bloß bei diesem so viel als nichts sagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhastein ist ein Dendrachat, und hat in den neueren Zeiten diesen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, sondern aus anderen östlichen Ländern nach diesem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführt wird.*)

Neunundvierzigster Brief.

Gori zeigt sich überhaupt, in seiner Daktyliothek des Zanetti, nicht eben als einen besonderen Steinkenner. Er schrieb den Namen hin, wie er ihn hörte, unbekümmert, ob seine Leser etwas dabei würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters selbst nichts dabei denken.

Sie erinnern sich, was ich bereits in meinem fünfundzwanzigsten Briefe wegen der Prasma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer solchen Prasma fand er den Stein sehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte**): und wie sagt er, daß

*) Hill, in seinen Anmerkungen über den Theophrast[2]), S. 86. Agates, with the Resemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reason, *Dendrachates*. These are what our Jewellers at this Time call Mochostones, but improperly; for they are not the Product of that Kingdom, but are only used to be brought from other Countries and shipp'd there for the Use of our Marchants.

**) Tab. IX, p. 17.

---

1) Gori war noch eher zu entschuldigen als Klotz, wenn er im Lateinischen moco als die Benennung dieses Steins setzte, da ihn die Italiener moccho nennen. Auch redete er von dem orientalischen Dendrachat, der diesen besonderen Namen führt, und drückte sich also bestimmter aus, als wenn er den Namen der Gattung gewählt hätte. (Eschenburg.)

2) Lessing an Kästner, den 7. Januar 1769: „Vornehmlich aber möchte ich von Ihnen gern erfahren, ob nicht Hill, in seiner Musterung der Transactions

man diesen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten seines Uebersetzers, Igiada molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai siavvicina. Sie sollen zwanzig Naturalisten aufschlagen, ehe Sie dieser Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verstümmelte spanische Name eines sehr bekannten Steines ist? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenstein, den sie häufig aus ihren amerikanischen Provinzen bringen.*) Dieser hat auch wirklich die Farbe eines Prasius oder Präsem, aber bei weitem nicht dessen Härte, und kann folglich auch dessen Politur nicht haben. Dazu ist der Name Igiada bei dem Gori um so viel unschicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt sein könnte.[1])

Sollte ein Gelehrter dem unwissenden Pöbel die Worte so aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, sich von dem nämlichen Dinge ohne sie, eben so richtig als allgemein verständlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforscher sprechen? Gleichwohl ist es in den späteren Zeiten fast immer geschehen; und nur dadurch sind in diesem Theile der Naturgeschichte der Dunkelheiten und Verwirrungen so viel geworden, die sich nothwendig auch je länger je mehr häufen müssen, wenn sich ein Jeder nach eigenem Gutdünken, oder mit dem ersten dem besten Worte, das er gehört, darin ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella[2]), vor mehr als zweihundert Jahren, eiferte wider diese Unart: aber was half es? Seine Worte sind der Beispiele wegen merkwürdig. Se non parum admirari, schreibt er**),

*) Laet. Lib. I, cap. 23. — **) Praef. Interpret. Gem.

(oder wie das Werk heißt), über diese Abhandlung des Dingley etwas angemerkt habe. Hill hatte das Jahr vorher, als Dingley seine Bemerkungen der Societät mittheilte, den Theophrast herausgegeben; und ich sollte nicht meinen, daß er ein so gutes Spiel werde verpaßt haben. Aber ich kann Hills Werk hier nicht auftreiben, das Sie vielleicht selbst besitzen, oder auch gewiß auf Ihrer öffentlichen Bibliothek finden können. Ich erwarte also beiliegende Blätter mit Ihren Zusätzen und Verbesserungen gelegentlich zurück.

1) Vgl. unten „Zanetti“ und „Igiade“ in den „Collectaneen“, und zu letzterem Worte noch IV, S. 330.

2) Erasmus Stella oder Stüler, Historiker und Arzt, zu Leipzig geboren, starb den 2. April 1521 zu Zwickau. Er schrieb ein: interpretamenti gemmarum

viros alioquin doctos, in his rebus, quae natura tanta ornasset pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut scil. Carbunculos *Rubinos*, Lychnites *Amandinos*, Sandaresios *Granatos*, Chrysolithos *Citrinos*, dicerent et plerasque alias ineptissimis vocabulis appellarent, quae tamen elegantissimis nominibus apud scriptores, tum Graecos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig ist, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftstellern auf ganz andere alte zurückgeführt finden. Sie mögen darin auch leicht eben so viel Recht haben, als Stella, nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit diesem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus ist bei dem Plinius ein und eben derselbe Stein, einmal nach einer ihm besonders zukommenden Eigenschaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, so genannt. Denn beide sind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide sind ihm nigriores oder remissiores carbunculi, und von beiden sagt er, daß sie in Orthosia caute oder circa Orthosium gefunden würden. Wenn also Stella den Amandin der Neueren zu der Lychnis der Alten macht: so macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das ist, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäsalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das ist, zu einem Rubin mit weißen Flecken. Doch unterscheiden eben diese den Amandin von dem Almandin, welchen letzteren sie für den carbunculum alabandicum ausgeben, obschon ohne im Geringsten zu vermuthen, daß dieser und die Lychnis ein und eben derselbe Stein sei. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde sie den Almandin und Amandin zu zwei verschiedenen Steinen machen; beide Namen scheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verstümmelte Alabandicus zu sein. Dazu kömmt eben dieses Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahre früher geschrieben als sie alle, und dem zu Folge eben darum der

libellus, welches 1530 mit Plinius' Buch de gemmis in 8° wieder aufgelegt wurde. Mit dem Prädicate „ehrlich" würde Lessing wohl später, als er dessen Commentarius de populis et rebus priscis orae inter Salam et Albim herausgab, etwas vorsichtiger gewesen sein. Vgl. ed. v. Maltzahn IX, S. 344.

Amandin kein weiß gesprengter Rubin sein kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem anderen Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin.*) Kurz, die Wesen sind hier ohne Noth vermehrt worden; und mich wundert nur, daß selbst Hill sich diesen chimärischen Unterschied noch gefallen lassen.**)

Ich erinnere mich hier noch über einen anderen seltsamen Namen eines Edelsteines den eigentlichen Aufschluß bei dem Stella gefunden zu haben. Unsere Voreltern, wie Sie wissen, nannten einen Opal einen Wayse, oder wie sie es schrieben, Wese, Wehse, Weise.[1]) Woher diesem Steine dieser Name? Boot will, er habe ihn vermittelst des Paederos erhalten, eines Beinamens, den man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem schönsten Opal wegen seiner besonderen Lieblichkeit gab.[2]) Olim Paederos, schreibt Boot***), haec gemma vocata est, a puero et amore, quod pueri pulcherrimi et innocentissimi instar omni amore digna sit. Ab hoc nomine forte deductum est nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehse; id est, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf sein Wort glauben, daß Wayse ehedem nur von Knaben gebraucht worden; warum denn nicht auch von Mädchen? Jetzt wenigstens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geschlechts: wir sagen, „dieser Knabe ist eine Waise, er ward sehr jung zur Waise“. Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geschlechte, ob schon

*) Parte III, cap. 1. — **) Theophrastus's History of Stones, p. 44.
***) Lib. II, cap. 46.

---

1) Vgl. Lessings „Beiträge zu einem deutschen Glossar“ (ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 277): „Weise, ein Edelstein. Walter von der Vogelw.“ Er meint die berühmte Stelle, die in der Züricher „Sammlung von Minnesingern“ I, S. 102 lautet:

So we dir tiutschiu Zunge Wie stat din ordenunge
Das nu die mugge ir kiunig hat
Und das din ere also zergat
Bekera dich bekere Die cirkel sint ze here
Die armen kiunige dringent dich
Philippe setze den weisen uf und heis sie tretten hinder sich.

Es war die Uebersetzung des lateinischen unio.

2) Vgl. Christs Vorlesungen ed. Zeune, S. 267.

nicht bloß für das männliche Geschlecht. Wenn jedoch auch dieses gewesen wäre: sind denn nur Knaben, welche Waisen sind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte so sinnreich nicht sein dürfen; das deutsche Waise ist nichts als das übersetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrscheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copisten in den Schriften des Albertus Magnus geworden.*) Hätte Boot bei dem Stella dieses gelesen, so würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Uebersetzung von Waise sei, auch würde er den Orphanus nicht bloß zu einer geringeren Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellt, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Frischen muß der Ursprung des Wese unbekannt geblieben sein; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Asterios und Eristalis erklärt, in seinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demselben beibringt, daß die Deutschen diesen Namen mehreren Edelsteinen beilegten, so hätte er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzusetzen mögen, was für mehreren? Keinen anderen als solchen, die, so wie sie gewendet werden, in verschiedene Farben spielen, und folglich insgesammt unter das Geschlecht der Opale gehören.

*) Quaenam haec gemma foret, quam tantopere et ad insaniam Nonius adamasset, quam ego Opalum quum dixissem, convivae caeteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui Opali loco Orphani nomen substituere, id venisse, ob id elimandum obeliscoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inscribendum fore. [Wenn es mit der von du Fresne (Glossar. ad Script. med. et inf. Latin. v. Orphanus) angeführten, aber nicht näher nachgewiesenen Stelle im Albertus Magnus seine Richtigkeit hat, so kann weder in dieser, die Stella schwerlich im Sinne hatte, opalus für orphanus gelesen werden, noch auch in der anderen, von ihm gemeinten, die Vermuthung der unrichtigen Lesart gegründet sein. Der Artikel beim du Fresne ist folgender: *Orphanus*. Lapis pretiosus, inquit Albertus Magnus, qui in corona Imperatoris, non unquam alibi, visus est, propter quod Orphanus vocatur. Est autem in colore quasi vinosus, subtilem habens vinositatem, et hic est sicut ad candidum nimis micans penetraret in rubeum clarum vinosum, et sit superatus ab ipso, et traditur quod aliquando in nocte fulsit: sed nunc tempore nostro non micat in tenebris. Meminit Nicephorus Bryennius lib. I, cap. 17 *Margariti illius decantati*, quod in clade Romani Diogenis in Turcorum potestatem venit: cujus pretium 90 millium aureorum fuisse ait El-Macinus in Historia Saracenica. (Eschenburg.)]

Funfzigster Brief.[1])

Auch finden sich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatsardonyx, zum öfteren bei dem Gori, und er ohne Zweifel ist es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.[2])

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen soll, so hat der Achatonyx den seinigen an einem Jenaischen Recensenten des ersten Theiles dieser Briefe bereits bekommen.*) Dieser leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle edleren Hornsteine begreife, und sagt, „wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt". Wir! So muß dieses Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann sagt**): „Der Achat wird von den mehrsten Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche wir in diesem Abschnitte beschrieben haben." Und was hatte er in diesem Abschnitte für Steine beschrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder glänzende, halb durchsichtige und undurchsichtige Edelsteine, die auch von einigen hornartige, der Aehnlichkeit zufolge, genennt werden." Ja, er setzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb durchsichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Carneol u. s. w. von undurchsichtigen der Onyx für Achatarten angenommen." — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaische Wir, viel wissenden Tones, seine Mineralogie gelernt, daß es so bekannte Dinge theils leugnet, theils nie gehört hat? Und so, wie die mehrsten Schriftsteller vor Brückmannen den Achat zum Geschlechtsnamen aller edleren Hornsteine, den Chalcedon nicht ausgeschlossen, gemacht: so haben dieses auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln statt Aller nennen will.***)

„Der Name, Achatonyx", fährt der Jenenser fort, „ist kein Monstrum, wie Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu

*) St. 96, Jahr 1768.

**) Abhandlung von Edelsteinen, S. 85.

***) Mineralsystem, S. 132.

---

1) Die Stelle dieses Briefes sollte ursprünglich ein anderer einnehmen, welcher unten in den Entwürfen zur Fortsetzung der Briefe folgen wird.

2) Vgl. unten in den „Collectaneen" die Artikel „Achatonyx" und „Zanetti".

einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monstrum sein." Mit Erlaubniß: ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht in sofern Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nämlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bei dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche; sondern in sofern, als Achat das Geschlecht und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Gleichwohl möchte man sich auch den Chalcedonyx verbitten; denn nicht einmal unseren Chalcedon kannten die Alten unter diesem Namen, geschweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiße Schichte des Onyx ist jederzeit Chalcedon: nämlich was wir jetzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, so heißt der Stein Onyx; aber wann und warum soll er Chalcedonyx heißen? Wenn er durchsichtiger ist? Schon der Onyx ist ja nicht immer ganz undurchsichtig; und es muß daher wohl eine sehr mißliche Sache sein, mit Brückmannen*) den ganzen Unterschied zwischen ihm und dem Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigeren beruhen zu lassen. Ich begreife zwar, warum man für die weiße Schichte des Onyx, die gar wohl allein sein kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen besonderen Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, so mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus diesem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen soll, das kann ich nicht begreifen.

Es ist freilich bloß willkürlich, ob man den Namen Achat, oder einen anderen zum Geschlechtsnamen der edleren Hornsteine machen will. Brückmann hielt es darum nicht für thunlich**), weil der Achat nichts als eine Zusammensetzung mehrerer solcher an Farbe und Durchsichtigkeit verschiedener Hornsteine sey, gegen die er sich gleichsam wie die Glockenspeise zu den Ingredienzen derselben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Messing oder Blei zu einer Art Glockenspeise zu machen: eben so ungereimt sei es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszu=

*) S. 71 und 80.
**) S. 86.

geben. Das mag sein, und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anstatt des Achats, zum Geschlechtsnamen aller dieser Steine aussondern. Soviel bleibt doch immer unstreitig, daß sie alle zu einem Geschlechte gehören, und daß, wenn man auch schon den Onyx nicht zu einem Achate machen sollte, dennoch beider Bestandtheile die nämlichen sind, und sie sich folglich nur nach den Farben, oder der Lage dieser Farben unterscheiden können. Aber auch das sollen sie nicht, zu Folge dem Jenaischen Recensenten; denn er sagt: „daß die reguläre Lage der farbigen Streifen den Achat zum Onyx mache, müsse er darum bezweifeln, weil die Streifen keine nothwendige Eigenschaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden." Daß doch solche Herren meistentheils das Beste in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe sind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für seine Belehrung wissen. Nur muß er mir nicht mit den sogenannten Bandsteinen aufgezogen kommen. Denn es ist zwar wahr, daß die Bandsteine eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und doch keine Onyxe sind; aber sie sind auch keine Achate. Sondern es sind Jaspisarten; wie sie denn auch bei Kennern Bänderjaspis heißen, und nur von ganz Unwissenden Bänderachat genannt werden. Schon Theophrast hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das ist sie auch beständig gewesen und ist es noch jetzt, da man sich an die Farben selbst, welche Theophrast angab, nicht mehr bindet.*)

Wahrlich, es verlohnt sich der Mühe, die ausgemachtesten Sachen

*) Theophrast sagt, daß das Weiße und Braune, aus welchem der Onyx bestehe, parallel liegen müsse. Das Uebrige will ich mit den Worten seines englischen Commentators bekräftigen. The Zones, sagt Hill, are laid in prefect Regularity, and do not, according to the Judgment of the nicest Distinguishers of the present Times, exclude it from the Onyx Class, of whatsoever Colour they are, except red; in which case it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the distinguishing Characteristics of this Stone: and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has the same Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

zu bezweifeln, die angenommensten Systeme zu verwerfen und überall das Oberste zum Untersten zu kehren, um nur dem Herrn Klotz nicht Unrecht haben zu lassen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieser, daß man einen Onyx darunter verstünde, der an Achat angewachsen, oder noch nicht ganz von dem Achat getrennt worden, in welchem er gewachsen. In diesem Sinne kann sich auch wohl der Naturalist dieses Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in seinem Cabinete zu bemerken, so wie er noch tausend solcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verschiedener Körper anzudeuten. Aber diese Namen zu Benennungen besonderer Arten machen, und von ihnen etwas sagen, was sich nur von eigenen Arten sagen läßt (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß sich die Alten zu erhabenen Werken am häufigsten der Achatonyxe bedienet), das ist eine große Ungereimtheit, die sich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geständniß der Unwissenheit entschuldigen läßt.

Das Nämliche gilt von dem Achatsardonyx und allen den Compositis, die ohne Beispiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert ist daran sehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatsardonyxe, sondern auch Achatchalcedonier, Sapphirachate, und wie die Raritäten alle heißen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von diesen Namen in dem Sinne will verstanden wissen, von dem ich gesagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten lassen. Ich zweifle, ob er z. E. unter seinem Sapphirachat einen Sapphir versteht, der an einen Achat angewachsen, oder nicht vielmehr einen etwas durchsichtigen Achat von der Farbe des Sapphir. Und diese Zweideutigkeit allein hätte ihn bewegen sollen, dergleichen eigenmächtige Composita zu vermeiden.

Einundfunfzigster Brief.

Sie wundern sich, daß ich eines Jenaischen Recensenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz selbst dazu sagt.

Ich habe lange bei mir angestanden, ob ich Sie davon unterhalten soll. Die Ränke schlechter Schriftsteller, wenn sie sich in die

Enge getrieben fühlen, sind Ihnen ja wohl schon aus anderen Beispielen bekannt. Neue hat Herr Kloß deren eben nicht erfunden. Troß meiner Erwartung, ihn wenigstens hier Original zu sehen, hat er es bei den alten bewenden lassen, die er jedoch treulich alle durch versucht, ohne sich daran zu kehren, daß die letzteren immer die ersteren wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern gesehen hatte, gab er sich alle Mühe, in der feierlichen Kälte einer Standesperson davon zu sprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen, so empfindlich werden können; er versicherte, daß ihm sein Bewußtsein der untadelhaftesten Absichten nicht erlaube, Jemandes Unwillen, am wenigsten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unser Zwist das Publikum, in dessen Angesichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig interessire, daß er nicht einsehe, welchen Nußen Künste und Wissenschaften davon haben würden; er sprach von seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte seine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winckelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunst wisse, schuldig sei; er gab es zu, daß er mich nicht könne verstanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewissen Punkt ja auch nicht verstanden, und führte mir schließlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von sehr richtigem und feinem Geschmacke genannt hätte.*)

Was ich auf Alles dieses damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folgt.

Herr Kloß sagt, „unser Zwist interessire das Publikum wenig." — Wenn ich mir nun aber das Publikum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiste anhören, und über alle erkennen, auch über die geringschätzigsten, sie mögen ihn interessiren, oder nicht. Zudem, wer sind denn die Schriftsteller? wer sind wir beide, Hr. Kloß und ich, denn unter den Schriftstellern, daß wir das Publikum zu interessiren verlangen können? Alle Leser, auf die wir rechnen dürfen,

*) Man sehe den bündigen Aufsaß des Hrn. Kloß, im 133. Stücke des Hamburger Corresp. vorigen Jahres (19. August 1768). Das Wesentlichste von meiner nachstehenden Antwort war dem 135. Stücke der Hamburgischen Neuen Zeitung eingeschaltet (25. August 1768).

sind hier und da, und dann und wann, irgend ein studirter Müßiggänger, dem es gleich viel ist, mit welchem Wische er sich die lange Weile vertreibt, irgend ein neugieriger oder schadenfroher Pedant, irgend ein sich erholen oder sich zerstreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Mensch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und diese Handvoll Individua haben wir die Impertinenz, das Publikum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publikum sind: so interessiren wir das Publikum gewiß!

Aber Herr Klotz sagt zugleich, „er sehe nicht ein, daß die Künste und Wissenschaften einigen Nutzen aus unserm Zwiste haben würden." Das wäre nun desto schlimmer für ihn, der einen solchen Zwist erregt hat! Doch sollte nicht die Kritik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Kritik bei Herr Klotzen weder eine Kunst noch eine Wissenschaft ist.

Herr Klotz spricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Bescheidenheit vorgetragen. Wenn die Bescheidenheit darin besteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweist, ohne einen Bückling dazu zu machen: so mag seine Bescheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehe in etwas ganz Anderem: sie bestehe nämlich darin, daß er genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennt, innerhalb welchen er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er nicht verlangt, der mißverstandene Schriftsteller solle es bei seinem Widerspruche bewenden lassen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beschuldigt, wenn er es nicht dabei bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er sich selbst zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiversirt, nicht in einem sauersüßen Tone, mit einer schnöden Miene, statt aller Antwort vorwendet, „das Publikum interessire dergleichen nicht, er sehe nicht ein, was für Nutzen Künste und Wissenschaften davon haben könnten!" u. s. w.

Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie bescheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit so leicht für Bescheidenheit

gehalten wird! Aber noch schlimmer, wenn die kleinste Freimüthigkeit Unwille und Zorn heißen soll!

„Mein Bewußtsein", sagt Herr Klotz, „daß ich Niemanden in der Welt beleidigen wollte —"

Beleidigen! vorsätzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorsätzlich eine unangenehme Stunde machen, das kann er wohl, das hält sich sein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit selbst bekennt.*) Aber ist denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben so viel, als einen beleidigen?

„Dieses Bewußtsein", sagt er, „erlaubt mir nicht Jemandes Unwillen, am wenigsten Hrn. Lessings Zorn zu befürchten." — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Hr. Geheimderath haben mich zum Besten!

Und seine Leser ein wenig mit zugleich. Denn nun soll ich es für gut befunden haben, Hr. Klotzen im Angesichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es bloß für gut befunden, mich seinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Ursache, weil sie mich leider nie belehrten. Und geschahen diese Belehrungen nicht auch im Angesichte des Publici? oder geschieht das nicht im Angesichte des Publici, was Herr Klotz in seinen Schriften thut? Es könnte sein.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgesetzt ist, die Meinung eines anderen nicht zu fassen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftsteller ist, könnte er sich Zeit nehmen, sie zu fassen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieser ehrliche Schriftsteller?

Sehen Sie nur; selbst da versteht mich Hr. Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verstanden habe. Er sagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon[1]) Schuld, daß er die homerische Episode vom Thersites um deswillen tadle, weil Thersites eine häßliche Person sei; dieses sei ihm nie eingefallen; er habe ihn deswegen weggewünscht, weil er eine lächerliche Person sei, und durch seine Gegenwart die feierliche Harmonie des epischen Gedichts zerstöre."

*) Allgem. Bibliothek Bd. VIII, St. II, Vorr. S. 21.

1) IV, S. 196.

O ich habe ihn also recht gut verstanden; denn ich habe ihn gerade so verstanden, wie er sich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Ursache, warum Hr. Klotz den Thersites aus dem Homer wegwünscht, mit keiner Silbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieser Ursache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poesie Häßlichkeit zu sein aufhöre, und entweder lächerlich oder schrecklich werde? [1])

Vielmehr, wenn Thersites in dem Homer bloß eine häßliche Person wäre, so hätte Herr Klotz nach meiner Meinung sehr Recht, ihn wegzuwünschen. Aber er ist nicht sowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieser Ursache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünscht, sage ich, daß er bleiben muß.

Die feierliche Harmonie des epischen Gedichts ist eine Grille. Eustathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren sich Homer bedient, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu stürmisch geworden. Wenn Thersites, weil er lächerlich ist, weg müßte, so müßten mehr Episoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche ist dem Homer nicht entwischt, sondern er hat es mit großem Fleiße und Verstande gesucht.

Das ist es, was ich an einem anderen Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon versprach. Das ist es, wovon mir damals Hr. Klotz ganz und gar keine Idee zu haben schien, ob ich ihn schon für einen Gelehrten von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke erkannte. [2])

Aber ein richtiger und feiner Geschmack ist nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch ist ein Mann von Geschmack noch lange kein Kunstrichter. Zu diesem finde ich in Hr. Klotzen jetzt noch eben so wenig Anlage, als damals. Und auch für Jenen würde ich ihn nicht erkannt haben, wenn er schon damals die deutsche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worin ich sehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Lust hätte, weiter darin gelobt zu werden. —

Auf diese Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner

1) IV, S. 195.
2) IV, S. 196.

Briefe erhalten hatte, erschien ein zweiter Aufsatz von ihm in dem nämlichen Correspondenten.*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweisenden Miene nicht ganz gethan sein dürfte; er ließ sich also auf die Rechtfertigung seines Tadels ein, und hören Sie doch, was er diesem Tadel überhaupt für eine Beschönigung giebt! „Wenn Hr. Lessing", lauten die Worte, „über die Zweifel, die ich gegen seinen Laokoon auf die bescheidenste Art gemacht habe, mir so deutlich seinen Unwillen bezeugt, so kann mich dieses nicht anders, als sehr befremden. Hr. Lessing verlangte in einem Briefe vom 9. Juni 1766 meine Widersprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in so gefälligen und höflichen Ausdrücken sein Verlangen über mein Urtheil von seinem Laokoon, daß ich es sogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu sagen. Ich habe auch dieses, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Lessing erwies, gemäß war. Es war mir bloß um die Liebe zur Wahrheit zu thun; nie habe ich den Willen gehabt, etwan Fehler aufzusuchen, und dadurch Hrn. Lessing beschwerlich zu werden. Wäre dieses meine Absicht gewesen, so würde ich gewiß seine Hypothese vom Borghesischen Fechter zuerst angegriffen haben. Ehe noch in den Götting'schen Anzeigen (1768, S. 176) diese Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Lessing zwei Statuen mit einander verwechselt habe. Denn die Stellung des Fechters (s. Villa Borghese, S. 217) kann ganz und gar nicht dem Chabrias beigelegt werden."

O des unschuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der christlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widersprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkisch, wie mir selbst ungleich muß ich gegen ihn nicht erscheinen! — Wenigstens legt er es darauf an, daß ich so erscheinen soll.

Seinen bis jetzt so freundschaftlich versparten Vorwurf, den Borghesischen Fechter betreffend, haben wir schon vorgehabt.**) Wenn es wahr ist, daß auch Er, und Er noch früher als der Götting'sche Gelehrte, meine Verwechselung dieses Fechters mit einer anderen Statue bemerkt hat, so mache er sein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worin diese Verwechselung geschehen; es

*) St. 154, 55 vor. Jahr (24. und 27. September 1768).
**) Brf. 36.

liegt seiner Ehre daran, dieses zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: so war er auch hier nicht bloß der kahle Nachbeter, sondern der plagiarische Nachbeter, der bei allem seinen Nachbeten immer noch selbst gelesen, selbst gedacht haben will. Er merke aber wohl, es ist von der Verwechselung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den besonderen Rechtfertigungen seines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er besteht auf seinem Tadel, und ich schweige. Mich selbst wiederholen, ist mir noch ekelhafter, als es dem Leser sein würde; neue Erläuterungen aber, sehe ich nicht hinzu zu setzen. Das letzte Wort will ich ihm gern lassen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht lassen, Jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um sein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft sich ja auf eine Zuschrift von mir? Sie sollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erste Theil dieser Briefe erschienen; und kaum war er erschienen, so war er auch schon in dem siebenten Stücke der deutschen Bibliothek des Herrn Klotz — wie soll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 gelesen haben, oder geschwind noch lesen müssen?

Zweiundfunfzigster Brief.

Herr Klotz sah, daß ich es nicht bei der Schutzwehr wolle bewenden lassen; er sah, daß ich ihm den Krieg in sein eigenes Land spiele: und das war ihm zu arg! Nach diesem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit seiner ganzen Artillerie von Voraussetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müsse es damit wohl seine Richtigkeit haben, daß ich den Herrn Klotz um sein Urtheil über meinen Laokoon ersucht. Denn er erzähle ja die ganze Geschichte, wie er auf die Prüfung desselben gekommen, und diese fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9. Juni 1766, an ihn geschrieben.

Schlimm genug, daß er sie damit anfängt. Ich habe also wohl zuerst an ihn geschrieben? Nicht Er ist es, sondern ich bin es also wohl, der die Correspondenz zwischen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernst vergessen, daß mein Brief vom 9. Juni nichts als eine Antwort auf seine Zuschrift vom 9. Mai war? Hat er es im Ernst vergessen, daß er mich in dieser seiner früheren, seiner ersten Zuschrift, um Erlaubniß bat, mir seine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das ist, so bin ich genöthigt, ihm sein Gedächtniß aufzufrischen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, seinem Beispiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu lassen, so kann mir nicht anders als vergönnt sein, eben das mit seinem ganzen Briefe zu thun. Hier ist er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein werthester Herr, Sie in meinem zartesten Alter bei meinem Vater in Bischofswerde gesehen zu haben, wohin Sie ein gewisser Herr Lindner, wo ich nicht irre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben, wie sehr ich mich freue, so oft ich meinen Freunden sagen kann, daß ich Sie von Person zu kennen das Glück habe. Warum ich es für ein Glück halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn ich glaubte, daß man Ihre Freundschaft durch eine Sprache verdienen könnte, welche Ihnen verdächtig scheinen möchte, da sie so oft von der Verstellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie mir immer die Wohlthat und glauben Sie mir auf mein Wort, daß ich es allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigsten Verehrer zu sein, und daß vielleicht wenige Sie so zärtlich, so ohne alle Nebenabsichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es schuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo Barbarei und Unwissenheit herrscht und wo ich nur verdrießliche Geschäfte habe, auf einige Tage aufgeheitert worden.[1]) Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geständniß nicht übel, daß ich nicht überall mit Ihren Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin so frei zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter nachgedacht habe, solche in den Actis litter. Ihnen mitzu-

1) Vgl. Acta litteraria III, S. 284.

theilen. Ich thue es, um noch mehr von Ihnen zu lernen. Denn wie viel habe ich nicht schon in Ihrem Buche gelesen, das ich zuvor nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu machen. Es sind mir verschiedene geschnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entstanden. Das Gedicht des Sadolets über den Laokoon hatte ich aus Joh. Matthaei Toscani Carmin. Poetar. illust. Italorum (Lutetiae 1577), wo es im 2. Thle., S. 132 steht, mir gleichfalls angemerkt. Nun sehe ich, daß Sie mir zuvorgekommen sind.[1])

„Vielleicht ist dem Lieblinge der Griechischen Muse es nicht unangenehm, wenn ich noch hinzusetze, daß die noch nicht bekannte Anthologie des Strato nun völlig in meinen Händen sei. Ich habe einen Theil dieser kleinen Gedichte meinem Commentar über den Tyrtäus eingewebt, welchen Richter jetzt mit einer vielleicht übertriebenen Pracht druckt. Ein großer Theil aber ist zu frei, als daß er wenigstens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, bis ich die Versicherung habe, daß Sie mir erlauben, Ihr Freund zu sein. Unterdessen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9. Mai 1766. gehorsamster Diener

Klotz."

Diesen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr und nicht weniger erwartet gewesen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungesittetste Kälte gewesen wäre, nicht einstimmen zu wollen. Hr. Klotz erinnert sich, mich in seinem zartesten Alter in dem Hause seines Vaters gesehen zu haben; ich werde mich dessen auch erinnern müssen. Hr. Klotz versichert mich, allezeit einer der aufrichtigsten Verehrer von mir gewesen zu sein: von mir als Schriftsteller, versteht sich, und Hr. Klotz war auch Schriftsteller. Hr. Klotz bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will sagen, wenn man vieles nicht weiß, kann man aus dem ersten

1) IV, S. 91—93.

dem besten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem ersten dem schlechtesten, vieles lernen, und also auch dieses Compliment kann ich ihm in aller Demuth zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz ist nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will diesen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich ihm sodann erlauben werde, mir sie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht Alles aus lieber Höflichkeit zu schreiben pflegt! Also nicht bloß erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigstens versichern, mich darauf zu freuen.

Allein diese Versicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen Jeden, der Lust hätte, mir darauf zu antworten — ist diese Versicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerst anbietet, willkommen sein werden, ist diese Versicherung eine eigentliche von mir herstammende Bitte, um dieses Urtheil, um diese Anmerkungen und Zweifel? Kann man sagen, daß ich ihn um das ersucht habe, was ich von ihm anzunehmen mich nicht weigern durfte? Gleichwohl sagt es Hr. Klotz; gleichwohl darf er sich unterstehen, es mit meinen eigenen Worten beweisen zu wollen.

Meine eigenen Worte sollen diese gewesen sein: „Ich verspreche meinem Laokoon wenige Leser, und ich weiß, daß er noch wenigere gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen, so geschah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich haben Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sei bloß in der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtschaffener Mann erst gereizt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der häßliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troja zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, daß sie ein Anderer entdeckt, als wenn ich sie selbst entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen."

Ich erkenne in diesen Worten meine Denkungsart; es mögen

also gar wohl meine eigenen Worte gewesen sein. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie gesehen, erwidernde Worte, nicht auffordernde Worte. Ja so wenig auffordernd, daß sie ihn vielmehr hätten stutzig machen müssen. Ich lasse ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur sehr wenige Richter für giltige Richter erkennen dürfte, und wenn ich ihn jetzt einen Augenblick für diesen annehme, so geschieht es nur, weil er sich so zuversichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter sein; und daraus schließe ich, daß er sich aus der kleinen Zahl der giltigen zu sein fühlen müsse. Konnte ich ihn damals schon besser kennen, als er sich kannte? —

Aber ein Wort von dieser so stolz klingenden Aeußerung selbst! Sie klingt es bloß; sie ist es gar nicht. Nicht darum meinte ich, könne mein Laokoon nur sehr wenige giltige Richter haben, weil ganz außerordentliche Kenntnisse, ein ganz besonderer Scharfsinn dazu erfordert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck sein, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntnisse von dahin einschlagenden Dingen besitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfsinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntnisse und Scharfsinn, auch nur in einem leidlichen Grade in sich vereinigen, giebt es so viele schon nicht. Unter diesen wenigeren giebt es noch wenigere, welche diesen Scharfsinn, den sie haben, auf dergleichen Kenntnisse, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können oder zu dürfen glauben. Die mehrsten von ihnen halten Scharfsinn auf solche Kenntnisse angewandt für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die selbst dem Vergnügen, das sie aus diesen Kenntnissen ziehen, nachtheilig werden müsse. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieses sein Vergnügen auf das Spiel zu setzen, um in der Beschauung und Musterung und Läuterung desselben Vergnügen zu finden. Und so wie diese höchst seltenen Grübler nur meine Leser sein werden, so können nur die geübtesten derselben meine Richter sein. Aber Tausend gegen Eins, daß sich unter diesen kein Dichter, kein Maler finden wird. Es hat daher nie meine Absicht sein können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Maler zu schreiben. Ich schreibe über sie, nicht für sie. Sie können mich, ich aber nicht sie entbehren. Um mich in einem

Gleichnisse auszudrücken: ich wickle das Gespinnste der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer spinnen zu lehren, sondern aus der Seide für mich und meines Gleichen Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzusetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen so lange sammle, bis ich sie in gute wichtige Goldstücke allgemeiner Anmerkungen umsetzen, und diese zu dem Capitale selbstgedachter Wahrheiten schlagen kann. —

Dreiundfunfzigster Brief.

Das also ist erwiesen, daß ich den Hrn. Klotz um sein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es bloß nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach gewesen, ehe mich seine Zuschrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerspruche, zu welchem er sich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm selbst gelegentlich widersprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben lassen, daß ich ihn für gereizt hielte, oder mußte es ihm nur durch die Versicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken lassen. Kurz, ich sehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten erschien das Stück von den Actis. litt.*), in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweiten Schreiben selbst zuzuschicken. Ich theile auch dieses ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unser Publicum in einen Privatbrief gucken zu lassen, so mag diesem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet so:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer auf Ihre Ankunft in Halle, mein werthester Herr, gewartet, und mit dieser Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Professoramt bei sich führt, versüßt hatte, bringt mir mein Freund, Hr. Hausen, die Nachricht, daß Sie in Berlin sind. Es bleibt mir also nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verschaffen, selbst nach

*) Voluminis III, Pars III.

Berlin zu reisen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Ostern meinem Verlangen werde ein Genüge leisten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warschauer Antrage versprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu schreiben, was ich bei dem Lesen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beigelegter Schrift gönnen wollen, so werden Sie sehen, daß ich mich derselben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edlem Bewußtsein seiner Verdienste erlaubt dem anderen gern seine schwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich einsieht, daß er ihn nicht erreicht, so verzeiht er ihm doch den Mangel an Kräften, und liebt ihn wegen seines guten Willens. Dieser Gedanke verspricht mir eine freundschaftliche Aufnahme meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hausen mir sagte, daß einige Berlinische Gelehrte sich über meinen Auszug aus der allgemeinen Welthistorie gewundert hätten, um die ganze Arbeit wieder aufzugeben. Die Umstände, in welchen ich mich befand, da sie mir angetragen wurden, nöthigten mich eine Sache zu unternehmen, bei der ich bloß den Fleiß eines Taglöhners anzuwenden brauchte. Allein, schon der Wink eines einsichtsvollen Kunstrichters zwingt mich zu erröthen, und lieber Alles einzubüßen, als Vertrauen und Gunst der Männer, gegen deren Urtheil ich nicht gleichgiltig sein kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und anderen Vorrath mich in den Stand zu setzen, ein Buch von der alten Steinschneiderkunst zu verfertigen, wozu ich den Plan seit einigen Jahren gemacht, und an dessen Ausführung mich die allhier herrschende Barbarei und der Mangel an Hilfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergebenheit, in deren Aufrichtigkeit ich Niemanden in der Welt nachgeben werde, habe ich die Ehre zu sein.

Ihr gehorsamster Diener

Halle, den 11. Oct. 1766. Klotz.

Was sagen Sie zu diesem Briefe, mein Freund? Ist es nicht ein feiner, artiger, süßer, liebkosender Brief; voller Freundschaft,

voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erst, die dabei lag! Das nenne ich eine Recension! Das ist ein Mann, der zu loben versteht! O, wie schwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantissimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Musen dudum principem inter Germaniae ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perspecta, conjunctaque antiquarum litterarum scientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erst lieb! Denn es war dem Herrn Kloß ein aureolus libellus, und er rief einem Jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zu, vorher den Grazien zu opfern![1])

Was werde ich auf diesen Brief und auf diese Recension dem allerliebsten Verfasser nicht Alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobt haben! Nicht wahr? —

Ich ersuche den Herrn Kloß, meine Antwort auf dieses sein zweites Schreiben, auf diese seine Recension, drucken zu lassen. Sie wird mich freilich jetzt beschämen, wenn sie so ausgefallen ist, wie ich glauben muß, daß er sie erwartet hat. Aber er schone mich nur nicht; ich muß gedemüthigt sein: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum gespielt zu haben?

Vierundfunfzigster Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, ist, daß ich dem Herrn Kloß auf sein zweites Schreiben, auf seine Recension — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten soll. Ich hatte an seinem zweiten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach sich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erst bei dem dritten oder bei dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müssen: und ich denke, je früher eine solche Unhöflichkeit erfolgt, desto kleiner ist sie.

---

1) Acta litteraria III, 3, S. 283 f.

Auf den ersten Brief konnte ich dem Herrn Klotz verbindlich, aber doch noch mit Bestande der Wahrheit antworten. Ich nahm den Mann vorläufig so an, als ich ihn zu finden wünschte; und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwidern, weil sich endlich findet, daß dieser Unbekannte weder gut, noch Freund ist? — Mit dem zweiten Briefe hingegen war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich schlechterdings gegen meine Ueberzeugung sprechen müssen, und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillschweigen befürchten durfte, von welchem er sich noch immer eine Ursache denken konnte, wie sie seiner Eitelkeit am wenigsten auffiel.

Und zwar hatte diese Alternative, gegen Herrn Klotzen entweder den Schmeichler zu spielen, oder ihm unangenehme Dinge zu sagen, einen doppelten Grund. Seine Lobsprüche waren mir äußerst ekel, weil sie äußerst übertrieben waren, und seine Einwürfe fand ich höchst nüchtern, so ein gelehrtes Maul er auch dabei immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm sagen müssen: „Mein werthester Herr, ein anderes ist, einem Weihrauch streuen, und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf schmeißen.[1]) Ich will glauben, daß Sie das Erste thun wollen, aber das Andere haben Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeschicklichkeit in Schwenkung des Rauchfasses ist, aber ich habe demungeachtet die Beulen, und fühle sie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geschrieben, kitzelt mich freilich, selbst von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freilich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutschlands gezählt zu sehen, denn wer will nicht seinem Vaterlande wenigstens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln, denn sehen Sie, ich muß mich schon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder ist? Das müssen Sie wohl denken,

---

1) Bei Wernicke habe ich diese Redensart nicht gefunden, wohl aber bei Lesage, Histoire de Gil Blas de Santillane l. IV, ch. VII (Dresden 1798, II, S. 95): Le bon homme ne sentit point que je lui donnois de l'encensoir par le nez.

denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutschlands nicht allein eine Stelle, Sie ertheilen mir eine von den ersten, wo nicht gar die erste. Ja, nicht Sie bloß ertheilen sie mir; Sie lassen sie mir von den Musen ertheilen, und lassen sie mir von den Musen damals schon längst ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniae ornamenta locum Musae tribuerunt! Mein werthester, werthester Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernste so denken, so haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne selbst ein Wort davon zu glauben, bloß um mich zum Besten zu haben: so sind Sie ein schlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder so schlimm, noch so einfältig sein: Sie preisen die Felsenkluft wohl nur des Widerhalls wegen. Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle; was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter. Wenn das ist, mein werthester Herr: so bedaure ich Sie, daß Sie an den Unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. Sie sind zuverlässig gelehrter, als ich; aber Sie darum unter die Zierden Deutschlands einzuschreiben, Sie hinzustellen, wo Sie mich hinstellen wollen, das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben kostete! Haben es die Musen bereits gethan: so weiß ich nichts davon, und ohne sicheren Grund möchte ich den Musen so was nicht gern nachsagen. Wollen es die Musen noch thun, das soll mich freuen; aber lassen Sie uns fleißig sein, und warten. Die Ehre ist am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus." —

Ueber den zweiten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz sagen müssen: „Mein werthester Herr, ich finde, daß Sie ein sehr belesener Mann sind, oder sich wenigstens trefflich darauf verstehen, wie man es zu sein scheinen kann. Sie mögen auch wohl hübsche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr gelesen zu haben scheinen, als ich wirklich gelesen habe; ich finde manchmal sogar, daß ich für meinen gesunden Verstand schon viel zu viel gelesen habe. Mein halbes Leben ist vergangen, um zu lernen, was Andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, selbst zu denken; oder, wenn es damit zu spät sein sollte, wenigstens das, wovon ich gelernt habe, daß es Andere

gedacht, mir so zu ordnen, mir so zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigenen Gedanken gelten kann. Es scheint nicht, daß Sie schon da halten, wo ich halte; es scheint nicht, daß sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, schon so dringend fühlen, als ich es fühle; Sie sammeln noch, und ich werfe schon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie so geschäftig und dienstfertig um mich sein wollen; aber bemerken Sie doch nur, mein werthester Herr, daß Sie mir fast lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort schon in den Winkel gestellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz Anderes in die Hand, als es ist. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Absicht; Sie halten sich bei den beiläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptsache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Register zu nutzen; an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden lassen, nur für die Gedanken müßte ich selbst sorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht versäumte! Denn oft sagt das Register etwas ganz Anderes, als das Buch. Ich versprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachschlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geschieht, so sollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben; was mein Buch beweisen und erläutern soll, beweist und erläutert es darum nicht ein Haar weniger." —

So, und nur so, hätte ich dem Herrn Klotz antworten können, ohne meiner Freimüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte: wozu diese Gewalt? so fragte ich mich auch zugleich: wozu diese Freimüthigkeit? Was wird sie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewissen Freunde, einen gewissen Feind machst? Wähle das Mittel, erspare deiner Freimüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freimüthigkeit selbst ersparst; schweig! — Und ich schwieg.

Fünfundfunfzigster Brief.

Ich schwieg in das zweite Jahr; und ich würde sicherlich noch schweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit seiner Allgemeinen Bibliothek nicht wäre."

So sagt Hr. Klotz! „Damals“, sagt er*), „als ich noch an keine Deutsche Bibliothek gedacht, (als meine deutsche Bibliothek noch nicht Schuld war, daß Herr Nicolai von seiner allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf der Messe verkaufte**), stand ich bei Herrn Nicolai und seinen Freunden noch in Gnaden.[1]) Aber sobald ich mich an die Spitze der über den kritischen Despotismus Unzufriedenen stellte, so sah man mich auch mit anderen Augen an; dann schrieb der jüngere Herr Candidat Lessing in Berlin wider mich Zeitungsartikel, wovon der eine so ehrenrührig war, daß er auf Befehl eines großen Ministers unterdrückt wurde; dann ergriff Hr. Magister Lessing die Feder; dann ward ich selbst in der Allgemeinen Bibliothek gemißhandelt.“ —

Dieser Magister Lessing soll ich sein, und dieser Candidat Lessing soll mein Bruder sein, und wir Beide sollen bloß und allein wider den Herrn Magister Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Herrn Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich schon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu lesen, das Vergnügen gehabt habe; aber so eine grobe, aus der Luft gegriffene hämtückische ist mir doch lange nicht vorgekommen, als diese Klotzische! Mein Bruder mag sich selbst rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weiß ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben solle, das glaub' ich nicht; und gewiß ist es, daß ein solcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Ministers nicht kann sein unterdrückt worden, weil in Berlin kein Minister, sondern nur ein Geheimderath die Zeitungen censirt. Ein Geheimderath kann ja wohl einem anderen Geheimdenrathe, auch einen bloß empfindlichen Artikel haben ersparen wollen, und ein empfindlicher Artikel ist noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er diesen ehrenrührigen Artikel selbst gelesen? und ob er es ganz gewiß weiß, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn geschrieben? Hat er ihn nicht selbst gelesen, weiß er dieses

*) S. 468. [Vielmehr S. 469.]
**) Hällische Zeitung 1768, St. 81.

1) S. 468.

nicht ganz gewiß, so denke er doch einen Augenblick nach, welche Grausamkeit es ist, einen jungen unbekannten Menschen auf Gerathewohl der Welt damit zuerst bekannt zu machen, daß man ihm nachsagt, er sei fähig, ehrenrührige Dinge zu schreiben? Eine solche Beschuldigung ist ehrenrührig; und wenn sie Herr Klotz nicht unwidersprechlich erweisen kann: so ist Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie gesagt, ich will nur meine Thüre rein halten; und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht schon längst hätte thun sollen?

Diese nämlich: Herr Nicolai ist mein Freund; aber mit seiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu schaffen. Sie ist bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachsen, und noch soll ich die Feder für sie ansetzen. Da ist nicht eine einzige Recension, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche sich von mir herschriebe! Da ist kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wissentlich, den geringsten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewisse Psalmen und Threnodieen, die ich noch lesen soll, anders angezeigt worden, als es sich der Verfasser und dessen Freunde versehen hatten. Sogleich erschien ein langes Sendschreiben an mich*), in welchem ich auf die bitterste und verächtlichste Weise darüber zur Rede gestellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündische, eselhafte Kritik selbst gemacht haben, oder nicht: so sei es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waschen! Denn es sei doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmsten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek sei; es geschehe doch unter meinem Namen, daß ein so entsetzlicher Mensch einem der größten Dichter unserer Zeit ein so himmelschreiendes Unrecht zufüge; ich müsse also einem solchen Unwesen steuern, oder wenigstens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das Geringste gelegen sei, öffentlich meinen Abscheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu steuern vermöge.

Wie man gewisse Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewisse Leute behaupten, daß man sie thun müsse: so bezeigte und erklärte ich von Allem, was der Sendschreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müsse, schlechterdings nichts. Dieser

*) In Leipzig bei Hilschern, 1768.

Elende, dacht ich, der fähig ist, einen bei sich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem ersten, den er in die Augen faßt, an den Kopf zu werfen, — dieser Elende mag von dir glauben was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierin betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nämliche Sprache wider mich führen hören. Selbst in diesem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Herrn Riedels aus der Hand*), in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwei Recensionen die Parteilichkeit gar zu sichtbar sei; in der von den Reliquien und in der, welche die Nachricht von Künstlern und Kunstsachen betrifft". „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke", setzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich Herr Lessing ertheilte [1]), machen einen Gegensatz aus, bei welchem wir nicht wissen, was wir denken sollen." Nicht wissen, was wir denken sollen! Und warum denn nicht? Unstreitig, weil Herr Riedel das Simpelste und Natürlichste nicht denken will! Oder wäre es das Simpelste und Natürlichste etwa nicht, auch schon aus diesem einzigen Exempel zu schließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilt? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum sie mein Urtheil zu ihrem? Das Einverständniß, das Herr Riedel zwischen ihr und mir voraussetzt, worauf gründet es sich? Was für Beweise kann er davon geben?

Doch Er und sein theuerster Freund, Herr Klotz, haben es sich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berlinische Literaturschule aufzuheften [2]), und mich zu einem von den Stiftern derselben zu machen. Diese Schule soll in den Journalen, welche Herr Nicolai seit zwölf Jahren besorgt, leiben und leben und den unerträglichsten Despotismus üben. Der Mißvergnügten über diesen Despotismus sollen in Deutschland unzählige sein, und Herr Klotz will sich endlich an die Spitze derselben gestellt haben.

*) Erfurtische gelehrte Zeitung, 43. Stück. [Jahrgang 1769, S. 350.]

1) Oben im 12. und 13. Briefe. v. Heineke hatte Lessingen zu Anfang October 1768 besucht. Vgl. VIII, S. 269. Bibliothek der schönen Wissenschaften IV, S. 3 (Vorrede von Nicolai).

2) Vgl. Klotz, Deutsche Bibliothek VI, S. 341; VII, S. 470.

Viel Glück zu diesen Erscheinungen und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieser Helden wenigstens nur in Absicht auf mich erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese.[1]) Da stehe ich auf meinem Platze ganz außer dem Dorfe auf einem Sandhügel allein, und komme zu Niemanden, und helfe Niemanden, und lasse mir von Niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so male ich es ab, es mag sein mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei. Mücken können dazwischen hin schwärmen, aber muthwillige Buben müssen nicht alle Augenblicke sich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben, auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt. —

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Herrn Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreisung eines Werkes enthält, über dessen Güte wir alle einig sind.[2]) Dennoch darf Herr Klotz mich zum geschworenen Vorfechter des Herrn Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir selbst zum Ekel.

Sechsundfunfzigster Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht soll ich doch nun einmal sein.

Ich weiß nicht, was ich bin, oder zu sein scheinen mag. So viel weiß ich, daß ich das, was ich bin, mit sehr kaltem Blute bin. Es ist nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton

1) Anspielung auf Don Quixote's Kampf mit den Windmühlen, die er für Riesen hält.

2) Die Recension von Meinhardt's Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter im XXIII. Theil der „Literaturbriefe“, 1765 (Bd. IV).

gestimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen hört. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet, da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurtheilt, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Herr Klotz? Was wollte er auf einmal sein? Was ist er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateinisches Büchelchen über das andere drucken lassen. Die ersten und meisten dieser Büchelchen sollten Satyren sein, und waren ihm zu Pasquillen gerathen. Das Verdienst der besten war zusammengestoppelte Gelehrsamkeit, Alltagswitz und Schulblümchen. Bei solchen Talenten konnte er seinen Beruf zum Journalisten von Profession nicht lange verkennen. Er ward es, doch auch nur erst auf Latein. Man lernte aus seinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Gesicht bekomme; aber daß er über ein gutes Buch selbst etwas Gutes zu sagen wisse, davon sollen uns diese Acta noch den ersten Beweis geben. Wovon sie uns die häufigsten Beweise gaben, war der unglückliche Hang des Verfassers, in seine Urtheile die diffamirendsten Persönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Herr Klotzens eigenem Geständnisse, sich in seinen ersten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in seinen letzteren allmählich sinkt, oder einen Wisch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihn gänzlich verkennt: was thut da Herr Klotz? Ist es ihm genug, den Verfall dieses Mannes anzumerken? die Nachlässigkeiten desselben ins Licht zu stellen? über die anscheinende Unwissenheit zu spotten? Ist es ihm genug, auf die Zerstreuungen von weitem anzuspielen, aus welchen jene Nachlässigkeiten vielleicht entspringen? Zwar wäre auch dieser Schritt schon viel zu vermessen, schon viel zu weit über die Grenze der Kritik. Und doch wie unschuldig wäre er gegen den, den sich Herr Klotz erlauben dürfen. Lesen Sie, wie er dem D. Conradi mitgespielt, und erstaunen Sie*)! Aber erstaunen Sie, nicht sowohl über die Frechheit, als darüber, daß

*) Act. litt. Vol. II, P. IV, p. 465 [vielmehr S. 461].

ihm eine solche Frechheit ungenossen ausgegangen. Um seinen Lesern begreiflich zu machen, wie die neuesten Schriften dieses Gelehrten so schlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der sich einbildet, alle Menschen müßten, wie er*), lieber an ihrer Rechtschaffenheit als an ihrer Gelehrsamkeit zweifeln lassen! — um zu verhüten, daß man nicht nach diesen neuesten Schriften die Wissenschaft ihres Verfassers schätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt, — o des kritischen Biedermannes! — erzählt er uns: „D. Conradi habe sich seit einiger Zeit auf den Weinhandel und aufs Saufen gelegt, habe seine Creditores, man versteht nicht recht, ob betrogen? oder mit Anderer Schaden bereichert? bis er endlich, um bei Ehren zu bleiben und sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig nach Marburg entweichen müssen."**) — Abscheulicher Recensent, wer verlangt das zu wissen? Sag' uns, ob das Buch schlecht oder gut ist, und von dem Uebrigen schweig! Auch wenn Alles wahr ist, schweig, denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, solche Brandmale auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Kloß diesem Schandurthel die Buchstaben F. S. A.[1]) untersetzen lassen, ohne Zweifel, um uns damit zu sagen, daß er es nicht selbst abgefaßt habe. Aber selbst, oder nicht selbst: es ist darum nicht weniger sein Werk. Denn der

*) Der sich ruhig Fripon nennen läßt, aber sobald er sich mauvais auteur nennen hört, erbittert ausruft: Arrêtez, s'il vous plaît; on peut attaquer mes moeurs; mais pour ma réputation d'auteur, je ne le souffrirai jamais. [Vgl. VI, S. 59.]

**) Hier ist die ganze Stelle: Est haud raro doctissimorum ingeniorum haec fortuna, ut, dum genio suo nimis indulgent, rebus a libris plane alienis facile distrahantur. Talem quoque expertus est juris civilis apprime peritus *Conradus*, qui, dum Lipsiae jurisprudentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen sibi paraverat, at postea cum ad bibendi studium et vinarium commercium, quod non fine aliorum invidia, et insigni creditorum commodo exercebat, se convertisset, acceptam jam laudem adeo deseruit, ut aut nihil plane scriberet, aut, quando suo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime versati, opera uteretur, vel ipse, quicquid in mentem venisset, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut caluminae causa scribimus, sed ut *Conradi* doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non nisi ex postremis scriptis noverunt. Tandem, quo fami famaeque consuleret, Lipsia abiit in patriam suam, Marburgum, etc.

1) S. 465.

allgemeine Titel: Acta litteraria scripsit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in seiner Kneipschenke wissentlich morden läßt, ist nicht ein Haar besser, als der Mörder.

Dieses und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend sein müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen[1], daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen noch größeren sich zu erloben. Besonders hatte er einen Schwarm junger aufschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichsten Mann ausposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weihrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Betäubung wurde ihm das Reich der lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereien dahin wagte er in ein paar Werklein, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zujauchzungen nichts, als der vervielfältigte Widerhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man Jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilt, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von Anderen erwarten dürfen. Nur wenn ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann sich mit dem stillen Besitze seiner erschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch lieber sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum siebenundsiebzigsten Male aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Hr. Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissen-

schaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht bloß seine Läuterungen deßfalls bei dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal, und welch ein Tribunal![1])

Er das Haupt! Er namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Hr. Klotz, der sich aufwirft über einen Klopstock, und Moses und Rammler und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß sich die Schildwache in einer preußischen Festung begnügen, aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: Wer ist der Hr. Klotz? so will er wissen, was dieser Hr. Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch, sondern das Publikum. Die Nachsicht, die das Publikum hierin gegen einen ungenannten kritischen Schriftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico sein, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publikum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennt, will nicht eine Stimme des Publici sein, sondern will das Publikum stimmen. Seine Urtheile sollen nicht bloß durch sich so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch von unserer Seite das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre, was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen, und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz sein könnte? Stolz? was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte; wie mit den Gliedern? — Ich

---

1) Vgl. Klotz' Vorrede zum 1. Stücke der „Deutschen Bibliothek".

frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt sein; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professores oder Studenten, Candidaten oder Pastores sein; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberei leben oder nicht; alles das ist eines wie das andere. Nicht aus dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben, sondern aus dem, was sie schreiben, laßt uns urtheilen, was sie sein sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor sein, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten sein. Denn welcher von ihnen verräth im geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sei so klein als sie wolle, worüber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neueren Sprachen das Wasser zu besehen; das müßte aber Alles sein, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen, denn es ist ein ekler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk noch lange so gut nicht selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kömmt, so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwa lernen, in seine Elegien mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in seine Oden weniger?

So hirnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile noch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruht der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.[1])

Siebenundfunfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm Niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwägt.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu sein, und wird — das Verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines

1) Vgl. aus Lessings „Einfällen" (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 554): „So wie man von Christ nicht Christianer gemacht hat, sondern Christen, wegen der innigen Vereinigung, welche die Glieder mit ihrem Haupte haben oder haben sollen: so sollte man auch von Kloß nicht Klotzianer machen, sondern Klötzer. Man sollte nicht sagen: Schmidt, Riedel, Meußel ist ein Klotzianer, sondern: Schmidt, Riedel oder Meußel ist ein Klotz.

erlaubten Tadels, ist unstreitig die wahre, und nach ihr verlange ich, auf das Strengste gerichtet zu sein!

Herr Klotz klagt mich an, meine antiquarischen Briefe mehr gegen ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr als bloß satirisch sei, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.“*)

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz! Quis tulerit Gracchos etc.[1]) Und doch, wo sind sie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften daliegen? Ich habe ihn ein- oder zweimal Geheimderath genannt, und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weiß ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Hrn. Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freilich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf jetzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als bloß satirisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo bloß satirisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Herr Langen zu denken zwingt. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu

*) Deutsche Bibl., siebentes Stück, S. 465.

1) Juvenal. Sat. II, v. 24: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?

meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz; von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sei doch eine so artige Sache. —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht, und nicht höflich sein, ist noch lange nicht grob sein. Hingegen zum Besten der Mehreren freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen Alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich sein könnte, grob.

Ueberhaupt verstehen sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „Aber Hr. Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine Recension der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!"

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennt? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestigt habe? Er Geheimderath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimderathe, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich

meine, er sei gerade nicht unermeßlicher als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme dem Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer anderen Ursache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so geehrt, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu sein verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere; und schlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!



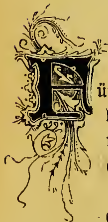


Entwürfe

zur

Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts.*)

LVIII.



Fürchten Sie nicht, noch mehrere Briefe im Tone der letzteren zu erhalten. Gewisse Dinge verdienten freilich nie gesagt zu werden, und doch müssen sie wenigstens einmal gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren nur kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei den Nachkommen nicht ganz vergessen sei, — und welcher sollte es nicht wünschen? muß über nichts streiten, was ihn nur selbst angeht.

Ob L[essing] den berühmten Klotz beneidet hat, was die geheimen Ursachen gewesen, warum er wider ihn geschrieben, verlangt auch schon in zehn Jahren Niemand mehr zu wissen. Dann fragt sich bloß: Was hat er gegen ihn geschrieben? Was hat sein Schreiben gegen ihn genutzt? Welche Vorurtheile hat er gegen ihn bestritten? Welcher Wahrheiten hat er sich gegen ihn angenommen? rc.

*) Herausgeg. von Eschenburg im zwölften Theile der sämmtlichen Schriften 1793, bei v. Maltzahn XI, 1, S. 220, verbessert nach der Originalhandschrift aus Eschenburgs Nachlaß.

Folglich ist alles sehr unnützes Geschwätz in der Recension des Herrn Klotz*), bis auf das Wenige, was die unter uns streitige Sache selbst betrifft.

Er verspricht mir in einer besonderen Schrift zu antworten. Die muß ich erwarten.

Vorläufig will er nur einige Punkte berühren, deren Untersuchung weder Nachschlagen noch Nachdenken erfordert. Hören Sie doch einige davon! Von Tuschern. Die Stelle des Giulianelli beweist nichts.[1] Giulianelli ist kein besserer Compilator als Fueßli. Es ist nicht die Frage, ob Tuscher für einen Steinschneider gehalten worden, sondern ob er es gewesen. Freilich ist er für einen gehalten worden, und hat gar für einen gehalten werden wollen; und dadurch wurden Gori und Mariette und Giulianelli hintergangen. Aber er ist keiner gewesen, welches Natter beweiset. Natters Zeugniß gilt hier allein, der mit ihm lange Zeit gelebt und gearbeitet hat.

Vettori war seinetwegen in dem nämlichen Irrthume. Aber auch das beweist nichts. Sie wissen alle von ihm nur Ein Stück

*) In seiner deutschen Bibliothek d. sch. W. St. VII, S. 465. (Eschenburg.)

1) Klotz, ebenda S. 471 f.: „Des Fueseli Künstlerlexikon, wo Tuscher ein Edelsteinschneider genannt wird (Erstes Supplement S. 277), darf ich gegen einen Mann, der so mit mir spricht, nicht anführen. Aber ich will eine Stelle aus dem Giulianelli herschreiben (Memorie degli Intagliatori Moderni, S. 150): A questi aggiungero il Signor Marco Tuscher di Norimberga. Il Signor' Gori nella Prefazione del Tom. II delle sue Simbole componenti la Decade Romana, di lui ragiona a pag. 16, c. 17. Riportando quivi in istampa il prospetto del Vesuvio cavato dall Originale, che il Sig. Tuscher donò alla società Colombaria e disegnò in Napoli, non dubita il Sig. Gori di chiamarlo eccellente Pittore, Scultore, Architetto. Bulinista, ed. Incisore di Gioje sul gusto degli Antichi. Dopo di aver dimorato lungo tempo in Firenze sotto gli auspicj del Signor Barone di Stosch e lavorato principalmente in pittura, passò egli al servizio del Rè di Danimarca. La scelta d'un tanto Rè, il giudizio della Fiorentina Colombaria Società, che tra gli illustri Socj ascrisse il Tuscher, come trai suoi lo accolse l'Accademia Etrusca di Cortona, le lodi dai più celebri Antiquari tributategli, gl' Intagli, specialmente di due suoi Ritratti in Cornivola ed in acqua marina, che il bel rame, fregi, finali, iniziali ec. di cui va adorno un Epitalamia Stampato sotto la data di Norimberga 1738, pareva al certo che meritassero da M. Mariette un più distinto elogio alla virto ed al merito d'un uomù rispettabile per suo maraviglioso talento. — Hat Hr. Lessing noch Lust mich auszulachen?" Vgl. oben den 20. „antiquarischen Brief".

zu nennen, sein Porträt nämlich: welcher Versuch aber, wie Natter sehr richtig sagt, noch lange zu keinem Steinschneider macht. Ja, diese Köpfe waren bloße Pasten, über ein Wachsmodell gegossen. Der einzige Kopf der Minerva; aber der war mit dem Messer geschnitten.

Diesen Künstler nannte Klotz gleichwohl einen fleißigen Künstler. Aber fleißig soll hier nicht die Vielheit der Arbeit anzeigen, sondern die Sorgfalt der Ausarbeitung. Woher kennt er die? möchte ich fragen. Hat er ein Stück von ihm gesehen? Ja, diese kann er gar nicht gehabt haben.

(Auf einem einzelnen Octavblatte findet sich folgender, anders lautender, Anfang dieses achtundfunfzigsten Briefes.)*)

Scharfsinnige Leute wollen angemerkt haben, daß die letzten sieben meiner Briefe ihrem Titel nicht entsprechen; daß sie nicht antiquarischen Inhalts gewesen.

Nun, so waren sie wenigstens antiquarischen Tones! — Es hat mir Mühe gemacht, diesen Ton zu treffen. Geläufig wird er mir nie werden; und ich werde immer einen Herrn Klotz nöthig haben, der mir ihn angiebt.

Ich muß den Stich, den man mir zu versetzen denkt, nur selbst vertiefen. Er kann bei dem allen nicht tödtlich werden.

Aber auch um eine ernstliche Antwort wäre ich nicht verlegen. Es ist wahr, das Studium der Alterthümer selbst betreffen diese sieben Briefe nicht: aber sie betreffen doch Männer — Einen Mann wenigstens, der sich mit diesem Studium abgiebt.

LIX. Seine Verantwortung wegen der alten Künstler.[1]) Ich tadelte ihn nicht, daß er sie nicht Alle angeführt, sondern, daß er

*) Dieses Octavblatt befindet sich nicht bei dem Manuscripte. (v. Maltzahn.)

---

1) Nachdem Klotz, ebenda S. 474, eine Stelle aus demselben 20. „antiquarischen Briefe" angeführt hat, fährt er fort: „Hierauf gebe ich dem Herrn Magister Folgendes zur Antwort. 1) Ich habe gesagt (S. 38): ‚wir wollen die Namen einiger Künstler anführen'; also habe ich nichts Ganzes versprochen; 2) den Cronius kenne ich ganz wohl, und gewiß besser als Hr. Lessing. Aber wegen Einer alten Paste, von der Hr. Lessing nicht einmal etwas weiß, auf welcher *KPONIOC EΠ.* steht (s. Gorii Inscript. Ant. p. XXXIX), mochte ich ihn

gar keine Anderen angeführt, als die Stosch angeführt. Den Cronius hätte er nicht wegen der alten Paste anführen sollen: sondern weil ihn Plinius angab.[1]) S. meine Collectaneen; was sonst von dieser Materie anzumerken. Zugleich von meinen zwei noch nicht bekannten Steinen mit ΕΡ. und Anteros. S. meine Collect. p. 16 und 153 und 356.

LX. Daß ich ihm Druckfehler Schuld gegeben. Aber er führt weislich nur Beryll an, und sagt nichts von Achat und Amethyst.[2]) Des Moco nicht zu gedenken. Bei Gelegenheit hier von des Baccius Ableitung des Worts Achates. Er zielte auf den Gefährten des Aeneas.[3])

Und habe ich ihm denn nur Schuld gegeben, daß er die Namen der Steine nicht zu schreiben weiß? Habe ich ihm denn nicht bewiesen, daß ihm von ihrer Kenntniß überhaupt nichts beiwohnt?

Dieser Unwissenheit ist er noch auf eine andere Weise zu überführen. Er kennt auch nicht die allerbekanntesten Scribenten in dieser

---

nicht unter Künstlern anführen, von denen wir mehrere Werke haben; 3) ist dieses unrecht? Stosch hat bloß Steine mit dem Namen der Künstler in Kupfer stechen lassen: es war also für die, welche die Künstler kennen lernen wollen, am zuträglichsten, mich auf diese schönen Kupfer zu berufen: ich habe Stoschen allezeit angeführt: was habe ich also gesündigt; so wie Hr. Lessing 4) den Phrygillus hat aus dem Winckelmann anführen dürfen, so habe ich es doch wohl auch aus dem Stosch thun dürfen? — Aber wie gesagt, Hrn. Lessings Absicht ging lediglich dahin, um etwas zu finden, was er mir mit einigem Scheine der Wahrheit vorrücken konnte. Unverständigen Lesern etwas Staub in die Augen zu streuen, ist doch schon Manchem gelungen. Sollte ich nicht bald glauben, mein Buch müsse doch nicht so gar schlecht sein, da die Einwendungen, die Hr. Lessing macht, so schlecht sind?"

1) ed. Harduin II, S. 765. Vgl. Christs Abhandlungen, ed. Zeune, S. 296.

2) Klotz, ebenda S. 472: „Ich kann es nicht verschweigen, daß Hr. Lessing an vielen Orten eine Feindseligkeit blicken läßt, die seine Kritik bei allen Unparteiischen sehr verdächtig machen muß. Wozu würde er mir sonst mit vielem Gespötte Druckfehler vorgeworfen haben, z. E. daß ich IV statt VI allegiret (S. 111), daß ich Berill statt Beryll geschrieben habe (S. 196). O! wenn Hr. Friedrich Nicolai diese Mühe bezahlen will, so will ich ihm ein ziemliches Bändchen von Briefen druckfehlerverbessernden Inhalts aus meinen Schriften liefern. Unterdessen mißfällt mir Hrn. Lessings Mühe nicht, da sie bei einer zweiten Ausgabe meines Buchs mir nützlich sein wird. Nur hätte er nicht überall ein solches Geschrei über Kleinigkeiten erheben müssen. Im Ernst, hätte Hr. Lessing dergleichen Kniffe nicht den gemeinen Kunstrichtern überlassen sollen? Mir deucht, diese Arbeit schickt sich nicht für ihn." Vgl. oben den 26. „antiquarischen Brief".

3) Vgl. oben den 33. „antiquarischen Brief".

Materie. Beweis aus dem, was er vom Petrus de Scudalupis und [Camillo] Leonardo sagt. p. 25.[1])

LXI. Auch den Marbodus muß er wenig oder gar nicht kennen. Er ist in der Ausgabe des Gorläus befindlich: sagt er.[2]) Sonst nirgends? Nachricht von den verschiedenen Ausgaben, und besonders der Ranzoschen.[3]) Und was für Aberglaube steht denn in dem Gedichte des Marbodus, der sich nicht auch im Plinius fände?

LXII. Darum braucht Marbodus nicht ganz den Betrug geschmiedet zu haben: und es können Schriften eines Evax vorhanden gewesen sein, und sind es vielleicht noch. S. meine Collect. unter Evax.

LXIII. Unter den Gedichten des Marbodus finden sich welche, die ihm gar nicht gehören, S. m. Coll. p. 266 und die sein Herausgeber ihrem wahren Urheber wohl hätte wieder zustellen können.

Eben das ist von den Gedichten des Hildebertus zu sagen. S. m. Coll. Hildebertus. Gebrauch, der von den Gedichten dieser späteren Kirchenväter zu machen: in Berichtigung der classischen Dichter, aus denen sie genommen.

LXIV. Gebrauch, den der jüngere Burmann davon zu s. Anthologie hätte machen können.

LXV. Wenn Klotz Burmannen solche Nachweisungen hätte geben können[4]): so würde es ihm dieser ohne Zweifel Dank gewußt haben. Und so wären wir wieder bei Klotz, dessen besondere Widerlegung ich ruhig erwarte.

---

1) Klotz, Geschnittene Steine, S. 25 f.: „Camille Leonardo und Peter von Arlen haben über die verborgenen Kräfte der Steine Untersuchungen angestellt (v. Journal de Trevoux, 1718, Fevrier), die ihren physikalischen Einsichten keine Ehre machen.“

2) Ebenda S. 24 f.: „Die Orphischen Gedichte von den Steinen zeugen von diesem Aberglauben, und man kann ihn auch aus einem Gedichte des Marbodus kennen lernen. (Es ist in der Ausgabe der Daktyliothek des Gorläus befindlich, welche zu Leiden 1695 erschienen ist.)“

3) S. Collectaneen II, S. 137. Ich setze hier nur noch hinzu, daß die erste, fast überall verkannte Ausgabe von des Marbodus Gedicht über die Edelsteine schon im Jahre 1511 zu Wien in 4^0 erschienen ist. Ihre Beschreibung s. in Wiens Buchdruckergeschichte von Denis, S. 55, wo auch S. 312 eine andere gleichfalls zu Wien gedruckte Ausgabe, ohne Druckjahr, nachgewiesen wird. (Eschenburg.)

4) Vgl. Literaturbriefe XVI, S. 141 ff.

Aber nein; er hat sich anders besonnen. Er hat meine Briefe kaum zur Hälfte gelesen, und will sie gar nicht lesen, geschweige, daß er sie zu widerlegen die Mühe nehmen sollte. Er ist zu groß, sich mit mir einzulassen, und er läßt seine Creaturen gegen mich los. Er ist wie der Alte auf dem Berge, der thut, als ob er kein Wasser betrübe, und seine Banditen in der Welt herumschickt. 1)

Von dem elenden Stolze, seinen Gegner nicht lesen zu wollen.

LXVI. Eine von seinen ersten Creaturen ist Riedel. Unter dessen Recension der antiquarischen Briefe in den Erfurter Zeitungen.*)

„Noch", fängt er an, „haben wir die antiquarischen Briefe des Herrn Lessings (erster Theil bei Friedrich Nicolai) nicht ausführlich angezeigt." 2)

Nein; aber gewandsweise ihnen schon mehr als einen Hieb zu versetzen gesucht! — Das ist gar recht! So wird der Leser allmählich vorbereitet, und der Verfasser fürs erste bei kleinem Feuer gebraten, bis man ihn ganz in die Flamme wirft. Das geht nun los. Der Himmel stehe mir bei!

„Einige Anmerkungen des Herrn Klotz wider Herrn Lessing, und eine Recension im Reichspostreuter 3) haben dem Herrn Verfasser die Gelegenheiten zu diesem Buche von 256 Seiten in kl. 8° gegeben."

Ganz recht! In seinem Buche wollte mich Herr Klotz fein höflich eines Besseren belehren; und in dem Reichspostreuter ließ er ausposaunen, daß er mich eines unverzeihlichen Fehlers überwiesen habe. Eine Belehrung, dachte ich, ist der anderen werth; und ich würde Hrn. Klotz gewiß auch recht höflich belehrt haben, wenn ich mich nur auch auf einen hübsch abgerichteten Freund hätte

*) Der Anfang von Lessings Antwort auf diese Recension fand sich diesem Entwurfe beigelegt, und wird daher hier sogleich mit eingerückt. (Eschenburg.) Diese Antwort befindet sich ebenfalls nicht mehr bei dem Manuscripte. (v. Maltzahn.)

1) Der Scheich vom Libanon, der Chef der Assassinen. Vgl. Marigny's Geschichte der Araber III, S. 417 f.

2) Erfurter Gelehrte Zeitung, 1769, St. 22, S. 169.

3) Beitrag zum Reichspostreuter, St. 45. Vgl. oben den 1. „antiquarischen Brief". Der Recensent war Lessings Feind von den Literaturbriefen her, Dusch. (Guhrauer, Lessing II, 1, S. 328.)

verlassen können, der meine schlaue süße Höflichkeit in gute derbe Wahrheit übersetzte! Aber leider! habe ich keinen solchen Freund. Ich mußte also nur gleich so schreiben, wie ich verstanden zu sein wünschte. Das ist, nicht höflich, aber wahr!

„In der Vorrede erklärt er sich über den Ton, den er in diesen Briefen genommen, und bekennt sich für einen Nachahmer der Alten, die das Ding, was wir Höflichkeit nennen, nicht gekannt hätten."

Die Bescheidenheit nicht zu vergessen, welche den Alten anstatt der Höflichkeit eigen war! Ich bekenne mich für ihren Nachahmer in Beidem; in dem sowohl, was sie nicht hatten, als in dem, was sie hatten. Die Klotze mögen immer über meine Unhöflichkeit schreien; genug, daß der wahre Gelehrte nie meine Bescheidenheit vermissen soll!

„Herr Lessing wird sich auf gewisse Punkte besinnen, in welchen man den Alten keineswegs nachahmen soll, in welchen man vielmehr sich nach unseren Sitten, nach unserer Denkart und unserer Sprache zu richten hat."

Herr Riedel traut mir zu viel zu. Wahrlich, ich besinne mich auf keine solche Punkte. Was bei den Alten recht und gut war, ist noch recht und gut. Doch, ich sehe, er kommt selbst mit einem Exempel meinem Gedächtnisse zu Hilfe.

„Die Alten nannten auch gewisse Glieder und gewisse Handlungen mit ihren eigenen Namen gerade heraus; uns Anderen mißfällt es schon, wenn dergleichen Sachen auch nur von fern her angedeutet werden."

Diese Glieder und Handlungen bloß des Titels wegen mit ihren eigenen Namen zu nennen, mißfiel auch den Alten. Es waren nur ihre Pirons, die sich das erlaubten: und auch wir haben ja unsere Katulle. Aber freilich, wenn der Naturlehrer, wenn der Arzt, wenn der kühne Satiriker diese Glieder und diese Handlungen, der Kürze, des Nachdrucks, des Unterrichts wegen, bei ihren eigenen Namen nannten: so hatten die Alten kein Arges dabei; und wir Neueren sollten lieber auch keins dabei haben.[1]) — Dieses nun angewandt auf die Höflichkeit! Aus bloßem

1) Vgl. den Aufsatz „Delicatesse" aus Lessings Nachlaß (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 204).

Kitzel werde ich zuverlässig nie unhöflich gegen Herrn Klotz sein. Sollte ich ihm auf der Straße begegnen, so werde ich ganz gewiß meinen Hut zuerst gegen ihn abziehen. Sollte ich wieder an ihn schreiben, so werde ich ganz gewiß: Wohlgeborner Herr, insonders Hochzuehrender Herr Geheimerath, an ihn schreiben, und mich seinen gehorsamen Diener nennen. Sollte ich an einem Tische mit ihm speisen, so werde ich ganz gewiß seine Gesundheit mit einer tiefen Verbeugung, und genau in der Reihe trinken, die sein Rang erforderte. Sollte ich gar mit ihm zu spielen das Vergnügen haben, so werde ich ganz gewiß mit eben der Höflichkeit sagen: „der Herr Geheimerath haben gewonnen", als: „der Herr Geheimerath sind basta!" — —

LXVII. Von Riedels Anmerkungen über den Laokoon.[1]) Einige Beweise seiner Unwissenheit. Von der Caricatur. Die Stelle aus dem Cicero.[2]) S. m. Collect. unter Malerei. Vermuthung woher die Caricatur-Gesichter ihren Ursprung: aus den komischen Masken. S. m. Collect. p. 264.

LXVIII. Von dem Gesetze der Hellenodiken.[3])

Die ikonische Statue sollte freilich die größere Ehre sein. Aber was bewog sie, dieses zur größeren, und nicht zur kleineren Ehre zu machen? Warum machten sie die Gefahr, in dem Bilde eines minder schönen Körpers auf die Nachwelt zu kommen, zur größeren Ehre? Warum machten sie den Vortheil sich in einem schönen, aber fremden, Ideal aufgestellt zu sehen, zur kleineren?

LXIX. Von dem Gemälde des Timanthes: und der Verbesserung der Stelle des Plinius, die ich aus dem Gronov wohl soll geborgt haben. Ich kenne Gronovs Noten über den Statius nicht.[4])

LXX. Von der Vesta; und dem Vorgeben, daß es eine ältere und eine jüngere gegeben. Ovid wenigstens hat diesen Unterschied gewiß nicht angenommen.[5])

---

1) Erfurter Zeitung 1769, S. 166 und in drei Abschnitten in Riedels „Philosophischer Bibliothek". Auf die letztere nimmt Lessing im Folgenden besonders Rücksicht

2) Vgl. Riedel, Philosophische Bibliothek II, S. 16 ff.

3) Vielleicht ist „Hellanodiken" zu schreiben, wie im „Laokoon" und bei Riedel, ebenda, II, S. 17 f.

4) Vgl. IV, S. 234 die „Collectaneen" s. v. „Philoktet".

5) Riedel, ebenda, III, S. 52 f.: „Die ganze Gelehrsamkeit von der Vesta

LXXI. Von dem Geschrei des Philoktetes. Er erdrückt es, aus Furcht, daß sie ihn sonst nicht mitnehmen würden.[1]) Geschrei des Hippolytus.

LXXII. Das wären einige Proben gewesen, wie gelehrt Hr. Riedel ist, mit welchem Scharfsinne er die Alten zu lesen pflegt. Nun sollte ich auch von seiner Philosophie reden. Aber davon verstehe ich nichts: und von dieser Seite sind er und Herr Prof. Huth[2]) meine Meister. Ich bekenne, daß ich sie nicht verstehe: vielleicht geht es ihnen auch mit mir so. Wenn es nur nicht oft schiene, als wäre es Herrn Riedels Vorsatz, mich nicht zu verstehen. Beweise, wie sehr er den Geist meines Werkes verfehlt hat.

LXXIII. Ueber Riedels Lessingische Briefe. Vertheidigung meiner Ableitung des Worts Cameo.[3])

LXXIV. Ein zweiter Verfechter des Herrn Klotz: der Verfasser der literarischen Briefe.[4]) Urtheil von ihm; und Be-

---

(S. 109—112) würde Herr Lessing nicht ausgekramt haben, wenn er sich an etwas erinnert hätte, was jeder Mythologist in der Schule weiß, daß es eine doppelte Vesta giebt; eine ältere und eine jüngere. Daß jene gebildet worden, hat wohl Niemand geleugnet. Der ganze sehr unbeträchtliche Zank betrifft nur die letzte. Von dieser sagt Ovid:

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi.

Denn diese, nicht jene, wurde durch das ewige Feuer verehrt. Hätte also Herr Lessing die Sache am rechten Fleck angreifen wollen, so hätte er nicht bloß den Pausanias, Plinius, Polybius, Lipsius sogar anführen, sondern zeigen müssen, daß die in den genannten Schriftstellern vorkommenden Abbildungen, die ältere Vesta, die Mutter Saturns, nicht vorstellen können."

1) Riedel, ebenda, II, S. 6: „Lange, lange widerstund Philoctet dem verzehrenden Schmerze: er will sich gegen den Neoptolem nicht erniedrigen: man sieht es ihm an, daß er sich Mühe giebt, seine Empfindlichkeit gegen das körperliche Leiden nicht ausbrechen zu lassen. Er kann nicht mehr; er schweigt, um den Schmerz zu verbeißen: umsonst! Einige Seufzer, einige ἂ ἂ ἂ schleichen sich aus seinen Lippen: noch verbirgt er sein Gefühl dem fragenden Neoptolem, bis er es nicht mehr verbergen kann und mit einem gewissen edlen Unwillen sein Leiden gesteht: ‚Wehe mir! ich kann, ich kann es nicht mehr verbergen, mein Sohn!' — Hier ist gerade der Laokoon; stoisch so lange er es sein kann; und auch dann nicht wüthend, wenn der Schmerz ihn überwältigte und ausbrach!"

2) ? Herel.

3) Vgl. unten die „Collectaneen" unter diesem Worte.

4) „Von diesen Briefen sind zu Altenburg 1769 bis 1774 drei Packete erschienen, die sehr vermischten Inhalts sind und jetzt wohl größtentheils in Maculatur-Packete verpackt sein mögen. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob der

leuchtung einiger von seinen Rechtfertigungen seines Gönners. Lächerlichkeit dieses Mannes, meine Streitigkeit mit Klotz auf drei Punkte zu bringen. Von den Daktyliotheken der Alten. Bestimmung des Wortes *gemma* aus einer Stelle des Cicero in den Reden wider den Verres, und einer Stelle Tibulls, daß *gemma* eigentlich ein ungeschnittener Edelstein heißt.

LXXV. Von der Perspectiv der Alten wider diesen literarischen Briefsteller. Besonders eine Prüfung der Abhandlung des Caylus.[1] S. m. Collect. 340.

LXXVI. Ueber einige kleinere Punkte gegen ihn und Abschied von ihm auf immer.

LXXVII. Nun wieder zu Herrn Klotz, mit dem wir auf der 15. Seite seiner Schrift stehen geblieben.

Von der großen Anzahl geschnittener Steine, die auf uns gekommen.[2] Der wahren alten sind vielleicht weniger, als wir glauben. Sehr gegründeter Verdacht gegen die Daktyliotheken des Gorläus, der heiligen Genovefa, des Mariette, ꝛc. S. m. Collect. p. 148 u. p. 167.

Maffei Benennung dieses Studii. S. m. Collect. p. 149.[3]

LXXVIII. Wie die ächten alten [Steine] von den neuen zu unterscheiden sind. Hiervon sagt Klotz gar nichts. Die Stelle des Lipperts, die er hätte commentiren sollen. Lippert, so viel ich mich erinnere, giebt drei Kennzeichen an 1) den Stein, 2) die Vorstellung, 3) die Arbeit.

LXXIX. 1) Von dem Steine und was daraus zu schließen.

Ich habe erwiesen, daß sie die ganz kostbaren [Edelsteine] nicht geschnitten haben, und auch von den geringen Arten giebt es

---

Herr von Schirach — damals noch Herr Schirach tout court — ihr Verfasser sei oder nicht. In Meusels gelehrtem Deutschland werden sie ihm wenigstens beigelegt. Die vier letzten Briefe des ersten Packets betreffen den Streit zwischen Lessing und Klotz; und es ist freilich sonderbar genug, daß dieser Briefsteller denselben auf drei Hauptpunkte zurückführt: auf die Homerische Nachahmung bei den alten Künstlern — auf die Bildung der Furien — und auf die Frage von der Perspective der Alten." (Eschenburg in Lessings „Sämmtlichen Schriften" XII, S. 304.)

1) De la perspective des anciens, in den Memoires de la litterature T. 23, p. 320. Vgl. Klotz, Geschnittene Steine, S. 93.

2) Vgl. Klotz, ebenda S. 104.

3) Unten s. v. „Gemmen".

verschiedene, von welchen Plinius ausdrücklich sagt, daß sie nicht geschnitten worden. Von der Besonderheit, woran alte Steine zu erkennen, nämlich an der ungleichen hintern Seite; die Vettori angemerkt. S. m. Collect. p. 464. Die Ursache, welche Vettori angiebt, die Egalität der Durchsichtigkeit, hat ihre Richtigkeit: doch ist auch das zu merken, daß sie ihren Edelsteinen überhaupt die Ungleichheit ließen, um ihnen von ihrer Masse so wenig zu nehmen, als möglich. Und nur daher ist die Stelle beim Plinius zu erklären, die ich S. 150 in m. Collect. anführe.[1])

LXXX. Von der Abhandlung des Dingley, die dahin einschlägt: und zwar von dieser Abhandlung erstlich selbst.*)

Das zweite Kennzeichen, an welchem alte geschnittene Steine von neueren zu unterscheiden, sagt Maffei, sei die Farbe und die Beschaffenheit des Steines selbst.

Wenigstens kann diese oft zu einem Verdachte Anlaß geben. Allzu kostbare, in Ansehung ihres Feuers oder ihrer Farben allzu schöne Steine, habe ich gezeigt, ließen die Alten nicht gern von der Kunst verletzen. Von einigen sagen sie uns ausdrücklich, daß sie nie geschnitten werden, oder daß sie nicht geschnitten werden können. Die sie am häufigsten schnitten, waren von den geringeren Gattungen, welche die doppelte Eigenschaft haben, daß sie sich weder der Sculptur zu sehr weigern, noch das Wachs zu fest halten. Von diesen Gattungen aber nahmen sie die reinsten und besten, die sie finden konnten.

Ich hoffte hiervon viel Merkwürdiges zu lesen, in den Anmerkungen, welche Robert Dingley über die Edelsteine, besonders solche, auf welche die Alten zu graben pflegten, der Englischen Societät mitgetheilt hat. Aber ich betrog mich. Der Gelehrte, der sie übersetzte und dem Hamburgischen Magazin**) einverleibte,

*) Hierher gehört vermuthlich der nunmehr im Text folgende, völlig ausgeführte Brief, der sich unter des seligen Lessings Papieren sowohl im Brouillon, als in einer reineren Abschrift von seiner eigenen Hand, gefunden hat, ob er gleich funfzigster Brief überschrieben war. (Eschenburg.) [Vgl. Lessing an Kästner, den 7. Januar 1769; VIII, S. 277.]

**) Band III, S. 640. [Der Uebersetzer war Kästner; vgl. unten Nr. LXXXII und den oben angeführten Brief.]

---

1) Ebenda Abschnitt III: „Von ihrer concaven und convexen Figur."

hat sie mit verschiedenen Noten begleitet, die von seiner Kenntniß auch in diesem Theile der Naturgeschichte und von seinem Scharfsinne überhaupt zeigen. Allein er hätte deren ungleich mehrere machen müssen, wenn er alle Unrichtigkeiten seines Originals hätte anzeigen und verbessern wollen. Ich will einige Beweise davon geben.

„Der Stein", sagt Dingley, „den man am meisten gegraben findet, ist der Beryll, nach diesem folgt der Plasm oder schönste Smaragd, alsdann der Hyacinth; den Chrysolith findet man bisweilen, aber sehr selten gegraben, wie auch, aber sehr selten, den Krystall oder orientalischen Kiesel, den Granat und den Amethyst."

Am meisten den Beryll! Ganz unerhört. Der Beryll ist ein durchsichtiger meergrüner Stein, der in seinen Unterarten mehr oder weniger in das Gelbliche spielt. So beschreibt ihn Plinius; so haben ihn die Neueren angenommen. Doch so einen Stein meint Dingley nicht; sein Beryll ist entweder roth, oder gelb, oder weiß. Jenes, sagt er, war der Beryll der Alten. Und wer sind denn die, welche diesen Namen einem ganz anderen Steine beilegen dürfen? Leonardus, Stella, Agricola, Cäsalpinus, Gesner, Boot, Laet, Nicol, und wie sie Alle heißen, sind es nicht. Auch die noch neueren Naturalisten finde ich mit jenen übereinstimmig, und alle verstehen unter Beryll wo nicht eben denselben Stein, den die Alten darunter verstanden, doch einen ihm sehr ähnlichen, den sonst so genannten Aquamarin. Folglich habe ich lange nicht gewußt, was Dingley hiermit will, bis ich endlich finde*), daß die englischen Juwelierer einen ganz anderen Begriff mit dem Namen Beryll verbinden, und ihn einer Art von Carneol beilegen, der dunkelrother und durchsichtiger als der gemeine Carneol sei, und mehrmal in das Gelbe spiele. Daß wirklich Dingley diese Art von Carneol unter seinem Beryll verstanden habe, zeigt selbst die Eintheilung, die er von ihm macht. „Vom Beryll", sagt er, „giebt es drei Arten; der rothe fällt in die Orangefarbe, ist durchsichtig und lebhaft; der gelbe ist ockerfarben, und der weiße, den man Calcedon nennt, ist milchfarben; diese beiden letzten sind nicht so lebhaft wie die ersteren." Niemand, so viel ich weiß, hat den Calcedon zu

*) Woodward beim Johnson: The Beryll of our Lapidaries is only a fine sort of Carnelion, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow and more transparent than the common Carnelion.

einer Art des Beryll's gemacht; wohl aber zu einer Art des Carneols, oder auch den Carneol zu einer Art des Calcedon. Auch die übrigen zwei Arten passen wohl auf verschiedene Abänderungen des Carneols, aber keineswegs des Berylls. Kurz, man muß beim Dingley Carneol für Beryll lesen, und muß sich erinnern, daß der Carneol der Alten ihr Sarder ist, wenn es wahr sein soll, was er von ihm vorgiebt. Den Sarder findet man in allen Daktyliotheken am häufigsten, und Plinius sagt es ausdrücklich, daß man ihn zum Graben und Siegeln am geschicktesten gefunden habe.*) Dingley aber ist um so weniger zu entschuldigen, daß er uns diese Verirrung verursacht, da Hill in seinen Anmerkungen über den Theophrast**) kurz vorher davor gewarnt, und es den unwissenden Juwelieren verwiesen hatte, welche ihren Beryllcarneol schlechtweg Beryll nennen, als ob sie von dem eigentlichen Beryll gar nichts wüßten. — Das Werk des Cardinals de Cusa, dessen in der Note gedacht wird, mag wohl nicht von dem Steine Beryll handeln, sondern von der Brille, dem Augenglase, auf das geschärfte Gesicht in geistlichen Dingen angewendet.[1]) Denn es ist bekannt, daß dieses im barbarischen Latein Beryllus hieß, und ohne Zweifel unser deutsches Brille davon herkömmt. Nicht zwar, als ob die ersten Brillen aus eigentlichen Beryllen wären gemacht worden, sondern weil man vielleicht zu den ersten Brillen ein grünliches Glas brauchte, welches dem Beryll daher ähnlich sah; oder weil überhaupt die Italiener, wie Boot sagt***), alle Krystalle qui

*) Libr. XXXVII, Sect. 31. ed. Hard.

**) Dingley's Anmerkungen sind von 1747, und Hills Theophrast von dem Jahre vorher, wo es Seite 57 heißt: The Jewellers of our time reckon four species of this stone; the common or the red, the white or the yellow, and the Beryll Carnelion. — The last, or the Beryll Carnelion, is properly the male oriental Kind; it is of a deeper colour than any of the others, as also much harder, and more transparent: some of our Jewellers, knowing of no other Beryll but this, name it simply the Beryll: but it ought never to be so called but with the addition of its own proper name Carnelion; the Beryll of the Ancients being a stone of quite another Kind, transparent and of bluish green, and evidently the very Gemm which we now call the *aqua marina.*

***) Lib. II, cap. 20. De Laet will davon zwar nichts wissen (lib. I, cap. 10); aber selbst diese Benennung der Augengläser von Beryll scheint ein Beweis für den Boot zu sein.

---

1) Vgl. unten die „Collectaneen" s. v. „Beryll".

multiplici angulorum reflexu aliquos colores in se habere videntur, Berylle nannten, wovon der Name endlich bis auf das gemeine Glas erstreckt worden. Vielleicht auch, daß der medicinische Gebrauch des pulverisirten Berylls gegen mancherlei Beschädigungen der Augen, von dem man in den mittleren Zeiten Aufhebens machte*), zur Uebertragung dieses Namens auf die Brillen etwas beigetragen.

Aber weiter: nach den Beryllen, sagt Dingley, folgt der Plasm, oder schönste Smaragd. Was man unter Plasma verstehen müsse, habe ich schon gezeigt.**) Es ist der Prasius der Alten, und demnach so wenig der schönste Smaragd, daß vielmehr gerade nur eine von den geringsten Arten der durchsichtigen grünen Steine so genannt ward, und eigentlich noch jetzt so genannt werden sollte. Wenn Dingley bloß gesagt hätte, daß, nach dem Carneol, es die grünen und grünlichen Steine wären, welche man am häufigsten von den Alten geschnitten finde: so wäre es eher recht gewesen. Denn wirklich findet man deren sehr viele, welche von den Antiquaren bald Plasma, bald Prasma, bald Pras, bald Beryll, bald grüner Jaspis, bald Chrysolith, bald Heliotrop, bald Smaragdit und bald Smaragd genannt werden: aber, wie schon erinnert, einen jeden dieser Namen eher verdienen, als den Namen Smaragd. Sonderbar ist es, daß sie bei den undurchsichtiger, dunkler und schmutziger grünen Steinen sich nicht des Malachites oder Molochites erinnert haben, welche Gemme von dem Plinius doch ausdrücklich reddendis laudata signis***) genannt wird.

Die dritte Stelle giebt Dingley dem Hyacinth. Und was nennt er einen Hyacinth? Einen dunkel braunrothen Stein, feurig und durchsichtig. Es ist wahr, das ist der Hyacinth der Alten; aber warum spricht Dingley hier so streng mit den Alten, da er in seinen übrigen Beschreibungen sich so weit von ihnen entfernt? Die neueren Steinkenner verstehen unter Hyacinth einen gelben, honigfarbigen oder citronfarbigen Stein, deren einige nur in das

*) Psellus de Lapidum Virtutibus p. 12. Edit. Bernard. *Βηρυλλος — οὗτος ὁ λιθος ἐντασεις ἰαται, και σπασμους, και ὀφθαλμῶν ὀδυνας, και ἰκτερον;* intentiones curat, convulsiones, oculorum dolores, auriginem.

**) S. den 25. Brief.

***) l. c. Sect. 36.

Röthliche spielen.*) Sein Hyacinth dürfte schwerlich von dem Amethyste und unserem Granate zu unterscheiden sein; und ich weiß nicht, mit welcher Zuverlässigkeit man sonach sagen könnte, daß die Alten den Amethyst und Granat sehr selten, den Hyacinth hingegen weit häufiger geschnitten hätten.

Der Uebersetzer hat das englische *Garnet* beibehalten, weil er wegen des vollkommen gleichgeltenden deutschen Namens ungewiß war. Aber er hätte sich kein Bedenken machen dürfen, Granat dafür zu brauchen; es ist durchaus das nämliche, und einige Engländer schreiben bloß Garnet, weil sie bei einigen älteren italienischen Schriftstellern Garnato anstatt Granato fanden, welches fast auf die Vermuthung bringen sollte, daß diese Benennung nicht von den Körnern der so genannten Frucht hergenommen, sondern die Verstümmelung von Garamanticus sei. Wenigstens stimmt die Beschreibung, die uns die Alten von dem Carbunculo garamantico geben, mit dem Granat gänzlich überein.

Was Dingley endlich von dem Krystalle sagt, ist nur von dem ganz weißen und dessen Gebrauche zu Siegelsteinen zu verstehen. Da er in weit größeren Stücken gefunden wird, als andere Edelsteine, so brauchte man ihn auch zu größeren Dingen, zu welchen er häufig geschnitten ward. Aber wie viel gefärbte Krystalle mögen in den Daktyliotheken für die ächten Edelsteine gelten, deren Farbe ihnen die Kunst zu ertheilen wußte!

Unter den übrigen Anmerkungen sind nicht weniger, eben so unzuverlässige. — Er spricht von einem Vermillionstein, Vermillon-stone; und man sollte glauben, was das für ein besonderer Stein sei. Gleichwohl ist es weiter nichts, als ein Beiname, den die Juwelierer derjenigen schönen Art von Granaten geben, deren Farbe sich dem Zinnober nähert.**) — Der Onyx und Sardonyx sind ganz falsch angegeben; und von dem wer weiß wo aufgelesenen Achatonyx macht er eine Beschreibung, aus der ich Jedem Trotz biete, klug zu werden.[1])

*) De Laet. lib. I, c. 6. Recentiorum Hyacinthi sunt flavo colore, interdum simplici, eoque aut saturo aut diluto, vel cum rubedine quadam mixto intensius vel remissius.

**) De Laet. lib. I, cap. 3.

1) Vgl. unten die „Collectaneen" unter diesem Worte.

Doch ich will mich bei solchen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Nur eins muß ich noch mitnehmen. Dingley sagt: „Die Alten gruben auf ihre meisten Steine, den Onyx und Sardonyx ausgenommen, so wie sie gefunden wurden, weil ihre natürliche Politur Alles, was durch die Kunst an ihnen kann verrichtet werden, übertrifft." Aber man hüte sich, ihm das zu glauben. Entweder die Edelsteine werden als Kiesel gefunden, und diese haben eine rauhe Schale, die ihnen abgeschliffen werden muß, um den durchsichtigeren farbigen Kern zum Vorscheine zu bringen; oder sie brechen als Drusen in fremden Steinarten, und diese haben zwar eine natürliche Politur, aber selten oder nie die reguläre Fläche, welche in dem Abdrucke eine egale Area geben könnte.

LXXXI. Zweitens, von Hills Kritik über diese Abhandlung.

LXXXII. Drittens von Kästners Uebersetzung, und der beigefügten Note.

LXXXIII. 2) Von der Vorstellung, wie zuverlässig auf das Alterthum daraus zu schließen.[1]

LXXXIV. 3) Von der Arbeit, der Zeichnung, der Ordonanz, und besonders der Politur. Wegen der letzteren s. meine Collect. p. 153.[2]

LXXXV. Von der Geringschätzung der geschnittenen Steine in den mittleren Zeiten.

Wie viele waren denn davon damals schon wieder aufgegraben? nachdem sie durch das Christenthum fast ganz außer Gebrauch gekommen waren. Ihre Deutung auf biblische Personen und Geschichte war vielmehr ein pia fraus, sie zum Schmucke heiliger Gefäße anwenden zu dürfen. Woher will Klotz wenigstens beweisen, daß es Unwissenheit gewesen.

Klotzens Beweis aus dem Jupiter Serapis, p. 57. Wie seltsam er schließt, daß ihre Geringschätzung zu ihrer Aufbewahrung habe beitragen können.[3]

---

1) Vgl. oben Nr. LXXVIII.

2) s. v. „Gemmen", VII. Abschnitt: „Wie beider Arbeit zu unterscheiden".

3) Ebenda, II. Abschnitt: „Von ihrer Vernachlässigung in den Zeiten der Barbarei".

LXXXVI. Ob damals kaum der Glanz der Edelsteine die Augen auf eine angenehme Art gerührt? S. 55.

Gleichwohl sind aus diesen Zeiten so viele Schriftsteller von Edelsteinen: wovon aber freilich, wie wir am Leonardi und Scudalupis gesehen, Klotz wenige oder gar keine kennen mag.

Anmerkungen über das Register derselben beim Leonardi.

LXXXVII. Insbesondere über den Physiologus, der in dem Verzeichnisse beim Leonardi vorkömmt. Von diesem weiß ich nichts, aber wohl von zwei anderen Büchern dieses Namens. Beiderseitige Unwissenheit des Beaugendre und Freytags.

LXXXVIII. Register der Steinschneider im Leonardi, nebst einigen Anmerkungen darüber.

LXXXIX. Von der künstlichen Vervielfältigung der geschnittenen Steine. Klotzens [Schnitzer?] mit dem vitro obsidiano, S. 58. S. m. Collect. p. 311. Gori macht indeß diesen Fehler auch. Von den nachgemachten Edelsteinen, und Pasten s. m. Collect. p. 99. Von den Abdrücken in Schwefel und anderer Materie ebend. p. 155.

XC. Von den Gadarern; S. 61. S. meine Collect. p. 145.

XCI. Was er von den Kupfern der geschnittenen Steine sagt, wird als bekannt und gemein vorbeigegangen. Die wenigsten Urtheile sind sein; und was sein ist: ist falsch. Z. E. S. 70, daß man in der Ausgabe des Maffei von des Agostini Gemmae die Hand des Gallestruzzi vermisse. Und doch sind es die nämlichen Platten: ein Beweis, daß er diese Ausgabe gar nicht kennt.

XCII. Ich komme auf seine Betrachtung der Steine von Seiten der Kunst, S. 73—101. Und hier, glaube ich, geht eigentlich das Buch an. Alles Bisherige sind die vorausgeschickten Anmerkungen. In diesen Betrachtungen ist er nichts, als Winckelmanns Ausschreiber. Beweise davon; bis auf die bloßen Verzierungen des Stils.

Hier sind einige Proben von dieser Ausschreiberei:

Klotz sagt S. 13: „Die Quelle des guten Geschmacks ist nun geöffnet. Weise ist der, welcher aus ihr schöpft, und, wie Dichter aus dem kastalischen Brunnen, sich aus derselben begeistert.“

Und Winckelmann, von der Nachahmung der griechischen

Werke in der Kunst, S. 2: „Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet. Glücklich ist, wer sie findet und schmeckt!"

Winckelmann von den mit königlichen Kosten zu Dresden aufgehäuften Schätzen der Kunst und des Alterthums; und Klotz von einer Sammlung Abdrücke geschnittener Steine.

Klotz, S. 30: „Es ist ein sehr unüberlegter Ausspruch eines französischen Scribenten, dessen Buch nicht hätte zur Schande der Deutschen übersetzt werden sollen." Nämlich Juvenel de Carlencas.

Und Winckelmann, in den Erinnerungen über die Betrachtung der Werke der Kunst, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. V, S. 12: „Auch der Porphyr kann eben so gut bearbeitet werden, wie vor Alters, welches unwissende Scribenten leugnen, und zuletzt Carlencas in einem Buche, dessen Uebersetzung den Deutschen keine Ehre macht."

Aber Winckelmann dachte überhaupt von den Franzosen ein wenig anders, als Herr Klotz. Er sagt in der Nachricht vom Stoschischen Museum, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. V, S. 26: „Ich kenne aber die Begriffe der Franzosen von der Schönheit des Alterthums. Unter uns gesagt, ich fürchte mich, unseren Landsleuten etwas zum Nachtheil dieser Nation zu sagen. Ihre Wuth in Uebersetzung französischer Bücher, die voll von tausend Vergehungen, wie des Barre deutsche Geschichte sind, machen mir diese Besorgniß."

Klotz sagt, S. 62: „In den Werken der Alten liegt der Verstand tief."

Und Winckelmann in den angeführten Erinnerungen, S. 4: „Daher liegt der Verstand der Alten tief in ihren Werken."

Klotz, S. 73: „Wer den Homer nur in der Uebersetzung gelesen hat, der kennt seine majestätische Einfalt gewiß nicht. Eben so mangelhafte Begriffe von der alten Kunst wird derjenige haben, der bloß aus Kupferstichen von ihr urtheilt."

Winckelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, S. 17: „Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrücken bleibt unterdessen wie die Feldmesserei auf dem Papier gezeichnet. Die Copie im Kleinen ist nur der Schatten,

nicht die Wahrheit; und es ist vom Homer auf dessen beste Uebersetzung kein größerer Unterschied, als von der Alten und des Raphaels Werken auf deren Abbildungen."

Klotz redet S. 159 von Werken, die einen allzu scharfen, eckigen Umriß haben, und deren Meister lieber ihre anatomische Kenntniß zeigen, als sanft und gefällig sein wollen; und setzt hinzu: „Wem die Werke gefallen, die diese sparsame Weisheit bezeichnet, der giebt einen eben so ungezweifelten Beweis von seinem verderbten Geschmacke, als der, welcher die natürliche und sanfte Schreibart des Xenophon dem spielenden Witze der Sophisten nachsetzt." — Diese sparsame Weisheit! Was heißt das? Er braucht den Winckelmannischen Ausdruck, und giebt ihm gerade die umgekehrte Bedeutung.

Winckelmann sagt nämlich, von der Nachahmung griechischer Werke, S. 12: „Eben so unterscheiden sich die neueren Werke von den griechischen durch eine Menge kleiner Eindrücke, und durch gar zu viele und gar zu sinnlich gemachte Grübchen, welche, wo sie sich in den Werken der Alten befinden, mit einer sparsamen Weisheit, nach dem Maße derselben in der vollkommeneren und völligeren Natur unter den Griechen, sanft angedeutet, und öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt werden."

Klotz, S. 174: „Die Ausleger sagen, nach ihrer Gewohnheit, entweder Dinge, welche uns noch ungewisser machen; oder sie sagen nichts von denselben. Eine Sache, die sie mit den Brunnen gemein haben, die oft überfließen, und dann Mangel an Wasser leiden, wenn wir es am nöthigsten brauchen."

Und Winckelmann in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XXI: „Ueberhaupt sind die mehrsten Scribenten in diesen Sachen wie die Flüsse, welche aufschwellen, wenn man ihr Wasser nicht nöthig hat, und trocken bleiben, wenn es an Wasser fehlt."

XCIII. Nachtheil der geschnittenen Steine für das Kunstauge, oder das Auge eines jeden anderen, das sich darnach bilden will. Die Schönheit läßt sich in so kleinen Figuren bei weitem nicht so deutlich empfinden, daß sie auf die Ausführung im Großen einigen Einfluß haben könnte.

XCIV. So sehr er Winckelmann ausschreibt, so untersteht er sich gleichwohl ihn zu meistern: wegen seines Satzes, daß die alten Monumente aus den mythologischen Zeiten vornehmlich zu erklären. Winckelmanns Vertheidigung.

XCV. Klotzens lächerliche Nachahmung des Winckelmannischen Enthusiasmus. Von diesem überhaupt. Wie anstößig die Nachahmung bei der Venus Kallipygia sei. Christens Geringschätzung bei dieser und anderen Gelegenheiten.[1]) Dessen Vertheidigung.

XCVI. Christs weitere Vertheidigung wegen der alten Art zu schneiden. Es ist nicht einmal Christs Meinung, sondern schon Vettoris, welcher durchaus davon spricht, als ob er sie gesehen ausüben, und sie umständlich beschreibt.

Es ist kein Schluß von dem, was wir jetzt nicht zu machen wissen, auf die Alten, daß sie es auch nicht gewußt.

Möglichkeit, daß es verschiedene Arten geben kann, gezeigt an dem, dessen sich Rivaz und Vatze gerühmt. S. m. Collect. p. 151.

Auch den Valerio Vincenti hatte man in Verdacht, daß er eine geschwindere Art zu arbeiten haben müsse. S. den Artikel desselben beim Fueßli.[2])

XCVII. Und doch ist er [Klotz] auch der Plagiarius von Christ. Außer dem Beweise, den ich von den Ahnenbildern insbesondere geführt habe, noch andere aus seinen Vorlesungen über die Literatur.[3])

---

1) Klotz, ebenda, S. 82 f.: „Ich vergleiche diese Vorstellung mit der Farnesischen Bildsäule, wovon man zu Versailles eine Copie hat. Maffei hat sich sehr geirrt, da er geglaubt, es sei die aus dem Bade steigende Venus. Man sieht die Absicht des Künstlers aus dem Gewande, das er ihr gegeben, und aus den Theilen, die er so schön ausgearbeitet hat. Es ist die Venus Leucopyga oder Callipyga, über die Christ viel Unnöthiges moralisirt. Nach der Darstellung seiner Schrift findet man das nicht, was man vermuthet." S. 11: „Er (Lippert) lieferte schon vor einigen Jahren 3000 Abdrücke der herrlichsten Steine, man mag sie von der Seite der Kunst und ihrer Geschichte, oder von der Seite der Vorstellungen ansehen. Herr Christ hat, nach der ihm eigenen Denkungsart, und in einer Schreibart, die ihm wohl Wenige beneiden werden, die Erklärung davon unternommen und an das Licht gestellt."

2) S. 589: „Dieser Künstler verfertigte so viele und schöne Arbeit, daß man auf die Gedanken verfiel, er habe das Geheimniß gehabt, die Edelsteine weich zu machen."

3) Vgl. unsere Einleitung zu diesem Bande.



Collectaneen

zu den

Antiquarischen Briefen.

---

1. Abraxas.

Nennen die Antiquare eine Art von geschnittenen Steinen, auf welchen sich gnostische Bilder oder Aufschriften finden; weil auf dem größeren Theile derselben dieser Name, unter welchem Basilides die Sonne, oder Christum als die Sonne der Gerechtigkeit verstand, vorkömmt. Das Wort selbst ist von der Erfindung des Basilides, und weder griechischen, noch hebräischen, noch ägyptischen Ursprungs; sondern bloß zusammen genommene griechische Buchstaben, die nach ihrem valore numerico 365, als die Zahl der Tage im Jahre, ausmachen. $A = 1.$ $\beta = 2.$ $\varrho = 100.$ $\alpha = 1.$ $\sigma = 200.$ $\alpha = 1.$ $\xi = 60.$ Denn es wird eben sowohl Abrasax als Abraxas ausgesprochen. Der überzeugendste Beweis hiervon ist dieser, daß sich dergleichen Steine finden, auf welchen, anstatt des Wortes Abraxas die Buchstaben τξέ stehen, welche gleichfalls 365 ausmachen. — Man sehe hiervon mit mehrerem eine eigne Abhandlung in den Miscellaneis Lipsiensibus novis, Vol. VII. parte prima von Paul Ernst Jablonski: De Nominis *Abraxas* vera et genuina significatione.

Montfaucon macht sieben verschiedene Classen solcher Steine, nach den verschiedenen Bildern und Aufschriften, die auf denselben vorkommen. (S. den deutschen Auszug, p. 210.)[1]

Die Abraxas erklärt Winckelmann für unwürdig, in Absicht der Kunst in Betrachtung gezogen zu werden.[2]

2. Achatonyx.[3]

Ich habe in den Ant. Br. gesagt, daß dieser Name keinen Verstand gebe. Wenn er aber ja noch einen geben kann, so wäre es dieser, welchen ihm Brückmann giebt. (Von Edelst., S. 81): Daß Achatonyx ein solcher Onyx sei, welcher mit Achat verbunden ist. Der nämlich von dem Achate noch nicht völlig abgesondert ist, in welchem er gewachsen. Aber was für Namen könnte man aus diesem Grunde nicht alle machen, wenn man alle die Edelsteine, die mit der Steinart, in welcher sie gewachsen, noch verbunden sind, zu besonderen Arten machen wollte.

Ein Recensent in den Jenaischen Gelehrten Zeitungen (St. 96. 1768) will sich auch des Achatonyx annehmen. Er leugnet, daß man heutzutage unter dem Namen Achat, als einem Geschlechtsnamen, alle durchsichtige Hornsteine begreife, und sagt: „Wir haben noch nie gehört, daß man den Chalcedon einen Achat genannt." So muß der Hr. überhaupt nicht viel von diesen Dingen gehört haben. Er hätte allenfalls nur Vogels Mineralogie S. 132 nach-

---

1) Die 7 Classen, in welche er die von ihm und Chifflet in ziemlich zahlreicher Menge gesammelten Steine dieser Art eintheilt, sind folgende: 1) Abraxas mit einem Hahnenkopfe; 2) mit dem Kopfe oder dem ganzen Körper eines Löwen, und oft mit der Inschrift Mithras; 3) mit der Inschrift oder der Abbildung des Serapis; 4) mit den Figuren des Arubis, der Käfer, Schlangen, Sphinxe und Affen; 5) mit menschlichen Gestalten, die entweder geflügelt oder ohne Flügel sind; 6) mit Inschriften ohne Figuren, und mit ebräischen Inschriften; 7) Stücke von einer noch ungewöhnlichern und seltsamern Art. (Eschenburg.) Vgl. Goethe, ed. Hempel IV, S. 7:

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.
Sag' ich Euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe!

2) Geschichte der Kunst, Wiener Ausgabe I, S. 95.

3) Vgl. Klotz, Geschnittene Steine, S. 40. Winckelmann, Geschichte der Kunst, Wiener Ausgabe I, S. 105.

schlagen dürfen und er würde Beides gefunden haben, sowohl, daß Achat als der Geschlechtsname für alle edlere Hornsteine gebraucht, als auch, daß der Chalcedon unter die Achate gerechnet wird.

„Der Name Achatonyx", fährt er fort, „ist kein Monstrum, wie Hr. Lessing glaubt, wenn gleich Achat und Onyx zu einem Geschlechte gehören. Auf solche Art müßte der Chalcedonyx auch ein Monstrum sein." Ich habe ihn ein Monstrum genannt, nicht insofern Achat und Onyx zu Einem Geschlechte gehören, und nur verschiedene Arten des nämlichen Geschlechts sind, die sich allerdings componiren lassen, wie ich bei dem Sardonyx zugestanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erst zu lernen brauche. Sondern insofern, als Achat das Geschlecht, und Onyx die Art ist, und alle Composita aus Geschlecht und Art widersinnige Composita sind. Daß aber von den neueren Naturalisten Achat wirklich als ein Geschlechtsname angenommen werde, desfalls habe ich mich schon auf Vogeln [berufen], und damit der Recensent nicht glaube, daß dieses eine besondere Meinung von Vogeln sei, so darf er auch nur den Brückmann (von Edelsteinen, S. 85) nachsehen, der ausdrücklich schreibt: „Achat wird von den mehresten Schriftstellern, die von Edelsteinen geschrieben haben, für das Hauptgeschlecht aller dieser Steine ausgegeben, welche in diesem Abschnitte sind beschrieben worden; z. E. von halbdurchsichtigen Steinen wird der Chalcedon, der Carneol u. s. w., von undurchsichtigen der Onyx, für Achatarten angenommen." Wie kann der Mann nun so in den Tag hineinschreiben, und seine Leser glauben machen, daß er es besser verstehe! Diese Classification des Achats, als Geschlecht, gründet sich auch wirklich auf der Betrachtung der Bestandtheile: und wenn sie Brückmann nicht gelten lassen will, so geschieht es nur wegen Erleichterung der Kenntniß der äußerlichen Merkmale, und nicht wegen der Bestandtheile.

Der Recensent muß sein ganzes eigenes System der Steine haben. Denn er leugnet sogar, daß auch der Onyx nicht unter die Achate gehöre; und daß die reguläre Lage der farbigten Streife den Achat zum Onyx mache, will er deswegen bezweifeln, „weil die Streife keine nothwendige Eigenschaft des Onyx sind, und es auch genug Achate giebt, die eine reguläre Lage der farbigten Streife haben, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen werden."

Allein auch desfalls verweise ich ihn auf Vogels Mineralogie, oder auf Hills Theophrast, der S. 85 sagt: The Colour of the ground, and Regularity of the Zones, ore therefore the distinguishing Characteristics of this stone; and in the last, particularly, it differs from the Agate, which often has the same colours, but placed in irregular clouds, veins and spots.

Er sieht also, daß ich mit Leuten spreche, welche die Sache gewiß besser studirt haben, als er, und es verlohnt sich wohl der Mühe, das Oberste zu Unterst zu kehren, um den Hr. Kloß nicht Unrecht haben zu lassen, der sicherlich keinen Naturalisten in die Hände genommen hat, sondern seine Steinkenntniß von den Antiquaren entlehnt, die so viele alberne Fehler darin begehen. Er nenne mir den Naturalisten oder den Alten, der das Wort Achatonyx gebraucht hat. Es ist bloß aus der Fabrik der Antiquare, und ist, wie ich vermuthe, aus einem Mißverständnisse in der Daktyliothek des Gorläus entstanden. Denn wenn es da auf den Kupferblättern öfters heißt:

An.
Gemm.
Achat. *Onyx.*
inci.

so hat man Achat Onyx zusammen gelesen, da es doch zu trennen und Achat sich auf den einen, und Onyx auf den anderen Stein bezieht, die darüber stehen.

3. Agat, Agtstein.

Muß ja nicht mit Achat, Achatstein, verwechselt werden. Es ist das verkürzte Gagates, von welchem Plinius (XXXVI. 34.) handelt. Gagates lapis, sagt er, nomen habet loci et amnis Gagis Lyciae. — Beim Dioscorides heißt der Ort und der Fluß *Γαγας*, in Lycien gelegen. — Ajunt et in Leucolla (so hieß ein Vorgebirge und eine Stadt in Pamphilien) expelli mari. Niger est, planus pumicosus, non multum a ligno differens, levis, fragilis, odore, si teratur, gravis. Weil er nun sonach verschiedene Eigenschaften mit dem Bernstein gemein hat (wie denn auch Merbodus von ihm sagt:

Vicinas paleas trahit attritu calefactus);

so ist es gekommen, daß man ihn überhaupt für nichts als einen schwarzen Bernstein gehalten, und dem Bernsteine selbst den Namen

Agtstein gegeben hat. Indeß ist der Gagath sowohl von der Steinkohle, als von dem Bernstein, zu unterscheiden, und von dem letzteren besonders daran, daß er keinen angenehmen Geruch, wie dieser, von sich giebt. (S. Vogel p. 327.) Er wird, sagt Vogel, in Frankreich, in England, und im Würtenbergischen, häufig gefunden. — Boetius de Boot (L. II, c. 164) sagt, daß die Franzosen den Gagat *Aget* nennen, daß sie also gleichfalls, wie die Deutschen, das vorderste g weglassen. In der alten französ. Uebers. des Merbodus heißt er *jayet.* Jetzt schreibt und spricht man *jais.*

4. Anteros.[1]

Soll der Name eines alten Steinschneiders sein. — Ich werde einen unbekannten Stein mit seinem Namen im dritten Theile der Antiquarischen Briefe bekannt machen. Ob auf selbigem, was der Adler auf seinem Stabe hat, eine Schnecke sein soll; oder nicht vielmehr ein Delphin, so, wie es das Attribut Neptunus ist, und wie er es auf einem Smaragdprasen beim Maffei (*Gemme Antiche Figurate*, P. II, Tab. 32) auf der Hand hält? Desgleichen auf einem Achat, ebendas. II, Tab. 34, wo Neptun aus dem Wasser zu steigen scheint, in der Linken den Dreizack, und auf der Rechten das Delphin.

5. Petrus Arlensis de Scudalupis.

Diesen Mann scheint Klotz für einen Franzosen angesehen zu haben; denn er nennt ihn Peter von Arlen.[2]) S. d. Art. Edelsteine. Es war aber ein Spanier, welches das seinem Namen vorgesetzte Don anzeigt, und *Presbyter Hierosolymitanus.* Was aber auf seinem Kupfer hinter seinem Namen die Buchstaben *M. B. O.* andeuten sollen, getraue ich mir nicht zu sagen. Die ihm untergesetzten Verse scheinen anzuzeigen, daß er mehrerlei Widerwärtigkeiten ausgesetzt gewesen.

Persequitur Fortuna, tegit Constantia fortes;
Inter utrumque feror, sic data fata sequor.

Vielleicht, daß ihn diese aus seinem Vaterlande nach Paris getrieben, wo er 1610 sein Werk: Sympathia septem metallorum ac septem

---

1) Vgl. den Brief an Nicolai vom 25. August 1769 (VIII, S. 291).
2) Klotz, Geschnittene Steine, S. 26.

selectorum lapidum ad planetas, zuerst herausgab. Dahin zielt ohne Zweifel auch ein kleines Gedicht, welches dem Werke vorgesetzt ist, von einem ungenannten Freunde, der aus *Petrus Arlensis*, durch Versetzung der Buchstaben, *Lares tu spernis* macht, und das Distichon zur Erläuterung beifügt:

Italiam, patriosque Lares tu spernis, ut orbem
Virtuti totum, Petre, subesse probes.

Er gab aber sein Werk zugleich mit dem Werke des Camillus Leonardus heraus, als auf dessen Kenntnisse er seine Entdeckungen gleichsam baute. Indeß ist die Pariser Ausgabe weder die erste, noch die echte, wie ich aus einer Stelle des Morhof lerne, welche ganz angeführt zu werden verdient (*Polyhist.*, T. I, Lib. I, cap. XI): Est inter recentiores *Petri Arlensis de Scudalupis* Opus de Sympathia septem metallorum, septem lapidum, et septem planetarum, Madriti primum, hinc Romae in folio, sub initium hujus seculi editum: quo singularia continentur secreta, a filio per incogitantiam publicata, qui postea exemplaria omnia coemisse dicitur, ut nullum jam amplius compareat. Est quidem in Gallia illud recusum minori forma, sed totum mutilum, nulliusque pretii. Exiit tamen Parisiis *Petri Constantis Albinii* Villanocensis.[1]) *Magia Astrologica, sive Clavis Sympathiae septem metallorum, septem selectorum lapidum, ad Planetas, pro majori illius elucidatione editum a.* 1611. 8vo. Sed sine arca ipsa clavis illa nulli usui est. Qui legerunt, affirmarunt mihi, tot tantaque libro illo contineri, ut omni auro sit praestantior. Inter cetera unum succurrit, quod ille in eo legerat de vitro et cineribus cadaverum strangulatorum certique mineralis conflando, cui lotium aegri immissum affectas corporis partes in ipsa urina ostendat. Aliud ex eo libro adduxit *Joh. Petr. Faber* in suo *Palladio Chymico*, *cap.* 5. de certo pulvere tormentario. Ejus haec verba sunt: *Vidi aurum natura ipsa incombustibile in pulverem pulvere ipso tormentario seu bellico combustibiliorem redactum, spiritu sulphureo combustibili, terra ipsius auri foeta, quo nefanda scelera committi possunt, in hominum incvitabile malum: terrae motus praegrandes effici queunt, quo domus,*

---

1) Bei Morhof, S. 99: P. Contantii Albini Villanovensis.

immo civitas integra, et si populosa sit, susque deque subverti possint. Arcanum certe pulveris bellici inventi multo pejus et crudelius, cujus proclamatorem in superiorem mundum beatum iri non existimo, tanquam inexhausti malorum fontis demonstratorem. Et hunc quidem ego pulverem pyrium Sympatheticum esse existimo, qui in remoto etiam loco positus altero similis generis accenso simul accendatur. Multa alia sparsim a nonnullis scripta, qualia in *Theatro Sympathetico*, Norimbergae edito, comparent, sed nullis certis fundamentis inaedificata. Das letzte dieser Geheimnisse erinnert mich an das höllische Feuer, welches in dem vorigen Kriege der König von Preußen zu haben geglaubt ward. Sollte aber vielleicht nicht die ganze Erzählung von den ersten Madriter und Römischen Ausgaben dieses Werkes eine Fabel sein? Was mich dieses zu vermuthen bewegt, ist, daß Petrus Arlensis selbst weder vorn in der Zueignungsschrift an den Herzog von Nivernois, den Sohn des Ludovicus Gonzaga, noch in der Vorrede zu der Pariser Edition dessen gedenkt, sondern überall nicht anders als von einem Werke redet, das jetzt zum ersten Mal erscheine, und zwar auf dringendes Verlangen seiner Freunde. Zum Schlusse der Vorrede verspricht er noch ein anderes Werk: Quod si, amice Lector, hos meos, licet paucos, labores tibi arrisisse cognovero, Monarchiae Animae libellum brevi tempore tibi me traditurum polliceor, in quo omnes compositi operationes tam internas quam externas sigillatim demonstrabo, et ab uno duntaxat et absoluto principio devenire per trinam intellectionem necessario apparebit. Omnes et singulae scientiae et artes ibi tanquam in Theatro conspiciuntur; earum origines, inventores et operatores notabuntur. Animam vero absolutum dominium in eas exercere, sedentem in throno, manifestabitur. Opus magno labore et studio compactum est. — Ohne Zweifel aber ist es nie erschienen.

Die Pariser Ausgabe ist von 1610. 8. apud Dan. Gillium, welche zu Hamburg 1717 gleichfalls in Octav mit dem Leonardus und dem Albinius nachgedruckt ist. Vogt, der sie wegen der erstern Ausgabe unter den raren Büchern anführt, citirt *Wendleri* Diss. de libr. rar. §. 16, desgl. die Neue Bibliothek, T. VI, S. 653.

6. Nicolo Avanzi.

Ein trefflicher Steinschneider im funfzehnten Jahrhundert, dessen Vasari mit vielem Lobe gedenkt. (Vite de' Pittori, Vol. I. Part. III, p. 288.)

In der Dakt. Zanettiana findet sich von ihm ein schöner Cameo, der Kopf Alexanders in der Rüstung und dem Schmucke der Minerva (Tab. XI.)

7. Beryll.

Ein durchsichtiger, blaugrüner oder meergrüner Stein. Die das wenigste Grün bei sich haben, sind oft so schön und feurig, daß, wenn sie recht rein und gut geschliffen sind, man sie verfaßt für Diamante halten sollte. (Brückmann.) — Probatissimi sunt ex iis, qui viriditatem puri maris imitantur; proximi, qui vocantur chrysoberylli, et sunt paullo pallidiores; sed in aureum colorem exeunte fulgore. *Plinius.* — Sonach weiß ich gar nicht, wie Dingley sagen können, daß der Beryll roth, gelb oder weiß sei. Das heißt, gerade die Hauptfarbe vergessen, und nur diejenigen Farben nennen, in welche die schlechteren Arten des Berylls hineinspielen.

Bei dem Theophrast kömmt der Name Beryll nicht vor. Und was Nicol (d. Uebers. S. 121) sagt: „Er wird Beryll genannt von der Gegend, wo er wächst“; davon kann ich auch Nichts in Erfahrung bringen. Ich wüßte kein Land, auch keinen Ort, der so hieße. Richtiger sagt wohl Isidorus (Orig. L. XVI): „Beryllus in India gignitur, gentis suae *lingua* nomen habens.“ Das heißt aber nicht: gentis suae nomen habens.

Noch weniger versteh ich, wie Woodward in seinem Method of Fossils (beim Johnson) sagen kann: „The Beryll of our lapidaries is only a fine sort of cornelian, of a more deep bright red, sometimes with a cast of yellow, and more transparent than the common cornelian.“ [1])

Die Italiener nennen den rechten meergrünen Beryll *acqua marina.* Daß sie aber, wie van Boot sagt, alle Krystalle, qui

1) Vgl. oben in den „Entwürfen zur Fortsetzung der Briefe antiquarischen Inhalts“ den Brief hinter Nr. LXXX.

multiplici angulorum reflexu aliquos colores videntur in se habere, Berylle nennen sollten, davon will de Laet Nichts wissen. Indeß mag Dingley diesen Glauben wohl gehabt haben. Doch auch dieses scheint er nicht dabei gedacht zu haben: sondern er macht ausdrücklich dreierlei Arten des Berylls: nämlich 1) der rothe, fällt in die Orangefarbe, ist durchsichtig und lebhaft; 2) der gelbe ist ockerfarben und 3) der weiße, den man ordentlich den Calcedon nennt, ist milchfarben. Von Calcedon siehe den Artikel nach. Und nur in diesem Verstande hat er sagen können, daß der Beryll derjenige Stein sei, den die Alten am meisten gegraben.

Das Buch des Cardinals Nikolaus de Cusa *de Berillo*, welches Kästner anführt, wird wohl nicht von dem Edelsteine dieses Namens, sondern von der Brille handeln, wie aus der beigebrachten Erklärung des Cardinals deutlich genug ist. Unser Wort Brille kommt auch wirklich von dem barbarisch-lateinischen *Berillus* her, welches, wie Wachter sagt, so viel als *perspicillum* ist. Quaeritur autem, setzt er hinzu, unde Latino-Barbaris hic significatus? da man nämlich nicht sagen könne, daß die ersten Brillen aus dem Steine dieses Namens gemacht worden. Und er fährt fort: Responderi potest, quod, cum Berillus Indicus sit lapis lucidus, nomen ejus paullatim communicari coeperit aliis corporibus lucidis, et primo quidem crystallo, postea vitro, tandemque etiam conspicillis, quod ex utraque materia fierent. — Vielleicht daß auch der medicinische Gebrauch des Berylls, wenn er pulverisirt ist, wider mancherlei Augenschäden, zu dieser Uebertragung seines Namens auf die Brillengläser etwas beigetragen hat.

8. Cameo, ei.

So nennt man jetzt alle erhaben geschnittenen Steine.

Felibien in s. Dict. des Arts sagt:

„Camayeu, Lat. Cameus; les Jouaillers et les Lapidaires nomment Camayeux les Onyces, Sardoines, et autres pierres taillies en relif ou en creux. Boot de lap. l. 2. c. 85.

Das letzte ou en creux, oder hohl, ist nicht wahr. Auch sagt die Citation des Boot ganz etwas Anderes, und steht die Stelle zu Ende des 84. Capitels, nicht 85ten.

Hodie a gemmariis et Onyx et Sardonyx Nicolus vocatur; communites tamen ille qui ex nigris et albis zonis constat, ut in capite de onyche*) explicabo. Dum crusta unius coloris scalpitur, ac alterius coloris pro strato reliquitur, tum gemmarii *Camehuyam* vel *Cameum* vocant, sive onyx, sive Sardonyx sit.

Also heißen eigentlich Camei weder tief gegrabene Steine, taillies en creux, noch auch alle erhaben gearbeiteten, sondern nur diejenigen erhaben gearbeiteten, welche strate von zwei verschiedenen Farben haben, wovon das eine die erhabene Figur geworden, und das andere der Grund derselben geblieben. Das Wort selbst, camayeu, leitet Gaffarel (in s. Curios. inou. chap. 5) aus dem Hebräischen her; nämlich von den Juden, welche lange in Frankreich gewohnt und mit Steinen zu handeln gepflegt. Er sagt nämlich, camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und à cause qu'on voit des Achates ondées representant parfaitement de l'eau, so komme das Wort vielleicht von chemaija, d. i. Wasser Gottes, nach dem heb. Ausdrucke so viel als sehr schönes Wasser.

Huet (in der neuen Ausgabe von des Menage Dict. Etym. de la langue Fr.) leitet es gleichfalls aus dem Hebräischen her, aber von kamia, welches so viel heißt als amuletum, charta de collo suspensa ad propulsanda venena; parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres qui sont empreintes naturellement de quelques figures.

Andere, sagt Menage, haben es von χαμαι humile hergeleitet, à cause du creux ou ces pierres sont tailliées. — Aber das

*) In dem Capitel vom Onyx (Lib. II, 92) sagt Boot: Onychem tamen Sardonyx pretio superat. Caeteros omnes valore et dignitate vincunt, qui subcaerulei sunt, ac in imo nigredinem habent. — — Posteriores isti figuris convexis elaborari solent, tumque Camei vel Camehuiae vulgo vocantur.

Auch dieses bestätigt also, daß nicht, wie Lippert in s. Dact. S. 6 sagt, alle erhaben geschnittenen Steine ein Cameo heißen; wenigstens nicht heißen sollten: sondern nur die von verschiedenen Farben.

Im 94. Capitel lehrt Boot, wie die Onyx nachzumachen: Onyx simplicior, sagt er, vix unquam solet ab aliquo imitari. Illa vero quae corpus album a nigro distinctum habet quam saepissime; ut nempe caelata postea per *Cameo* divendi possit.

haben wir gesehen ist falsch; und tief geschnittene Steine haben diesen Namen nie geführt.

* * *

Was die Camei anbelangt, in welchen sich die Künstler der bunten Flecken zum malerischen Ausdrucke zu bedienen gewußt: so sollte man daraus kein so großes Aufheben machen. Solche Arbeit, wenn sie nicht anderweitige Vollkommenheiten hat, ist im Grunde nichts besser, als in der Poesie die Chronodisticha und andere solche Spielwerke.[1]). Der Sardonyx, den Kloß unter solchen Camei aus dem Winckelmann anführt, ist eigentlich kein Sardonyx: s. diesen Artikel.[2])

*

Alle die angeführten Ableitungen des Wortes camayeu taugen nichts, und ich glaube im Stande zu sein, die einzige wahre anzugeben. Boot, wie man gesehen, schreibt Camahuja. Von Boot bin ich zurückgegangen, und habe die älteren Metallurgischen Schriftsteller zu Rathe gezogen, besonders die deutschen.

Der erste, welcher mir unter diesen die Augen öffnete, war Jo. Kenntmann in s. Nomenclator rerum fossilium (Tiguri 1565) p. 32; wo ich, anstatt Camehuja, *Gemmahuya* geschrieben fand. Conrad Geßner (de figuris lapidum cap. 6, p. 98) schreibt Gemmenhü. Gemmarii vero seu sculptores gemmarum, gemmas minus duras ad hoc deligunt: ut quas Germani vulgo a levi mollitie puto Speckstein appellant, et Gemmenhü. Darauf führt er eine Stelle aus dem Agricola an, in der dieser gleichfalls Gemma huia, und zwar als zwei Worte schreibt.

Die Stelle ist diese: „Lapidis, quem, quia ejus color candidus, — — et figuram denarii.“

Aus dieser Stelle lerne ich 1. Daß der Gemmenhü ein Speckstein sein soll. 2. Daß er nicht der Paeantides sei, wofür ihn Stella ausgegeben 3. und daß auch Stella den Namen bereits gebraucht. Ich sehe den Stella nach, dessen interpretamentum Gemmarum 1517 zuerst gedruckt worden, und finde Parte IV, c. 5, welches de Gemmis ad Ectypum handelt, daß er sagt: Horum

1) Vgl. oben den 46. „antiquarischen Brief“.
2) Vgl. oben den 48. „antiquarischen Brief“.

quanquam numero sunt multa, Peantides tamen, quae et *Gemo huidas* nuncupatur, quo nomine praegnantes ac plenae significantur, sese principem effert, quod usu vulgatior est.

Die erste Hälfte des Worts ist also offenbar *Gemma:* aber was bedeutet die andere huja, oder huidas. Nach dem Zusatze des Stella, quo nomine praegnantes ac plenae nuncupantur, sollte man glauben, daß das deutsche Wort hoch darunter liege: entweder wegen der darin hoch geschnittenen Figuren, oder weil er, wie es weiter heißt, den hochschwangern zuträglich sei. Doch das ist mir nicht recht wahrscheinlich, sondern ich glaube vielmehr, daß Gemmahuja nichts ist als das zusammengezogene Gemma onychia. Denn wir haben oben gesehen, daß es vornehmlich Onyxe waren, welche so geschnitten wurden. Das Gemma aber ward vorgesetzt, weil es auch eine Art Marmor gab, welche diesen Namen führte. (Siehe Onyx.) Um jenes zu bestärken, will ich noch eine Stelle des Boot anführen (cap. 91, lib. II): Onyx Arabica nigra est — — alia gemma est. Es ist also kein besonderer Stein, sondern ein Stein nur auf eine gewisse Art gearbeitet; es ist eben so wenig der Memphites als der Päantides oder Speckstein.

Das hebräische kamia des Huet ist, wie mir Wessely[1]) sagt, eigentlich kein hebräisches, nämlich biblisch hebräisches Wort, auch von keinem abzuleiten. Folglich ist es aus einer anderen Sprache von den Juden angenommen worden, und man muß Camehuja nicht von kamia, sondern kamia vielmehr von Camehuja ableiten.

9. Alessandro Cesari.

(Alexander Cäsarius) mit dem Zunamen, il Maestro Greco, ein berühmter Steinschneider des 15. Jahrh., dessen Vasari mit Lobe gedenkt. (Vite de' Pitt. Vol. I. Part. III. p. 292.) In der Dacty. Zanett. ist von ihm ein schöner Kopf des Phocion, erhaben. (Tab. III.)

10. Chalcedon.

Ein Achat, der eine weiße Milchfarbe hat, und kaum durchsichtig ist.

Bei den Alten findet sich kein Chalcedonius oder Calcedonius

---

1) Vgl. VIII, S. 624.

außer daß in der Offenbarung (cap. 21) unter den zwölf Gemmen ein χαλκηδων gezählt wird. Aller Vermuthung nach, sagt Gesner, soll das aber wohl καρχηδονιος heißen; denn eines solchen Steines gedenkt Plinius, und rechnet ihn unter die *carbunculos*, als diejenige Gattung vielleicht, welche jetziger Zeit Granat heißt (a Charchedone, i. e. Carthagine; non quia circa Carthaginem invenirentur, sed quod a Poenis negociatoribus Romam adferrentur.) Wollte man aber jenes χαλκηδων durchaus retten und beibehalten, so müßte es wenigstens χαλκηδονιος, Chalcedonius, gelesen und geschrieben werden: von Chalcedon, einer Stadt in Bithynien. (v. *Gesnerus* de Fossilibus, p. 80. f. v.)

Aber diese Stadt wird auch beim Plinius (Lib. IX, Sect. 20) *Calchedon* geschrieben; folglich dürfte das χαλκηδων in der Offenbarung nur in καλχηδων zu verwandeln sein. [1])

Und Plinius selbst nennt eine Art von Smaragden Calchedonii. (L. XXXVII, sect. 16.) Mons juxta Chalchedonem, in quo legebantur, Smaragdites vocatus est.

Indeß ist unser jetziger Chalcedonier weder dieser Calchedonier, welches ein schlechter Smaragd war, noch jener Carchedonier, welcher unter die Carbunkel oder Rubine gehörte: sondern, wie gesagt, ein milchfarbener kaum durchsichtiger Achat. Und wie dieser von dem Sardonyx und Onyx unterschieden, lehrt Boot: (Lib. II, cap. 91.) Ego hanc differentiam inter Sardonychem, Calcedonium, et Onychem pono: quod Sardonyx sit, dum Onychi Sardius, aut Carneoli rubicundus color, distincte adjunctus est. Calcedonius, dum abest rubicundus et niger color distinctus. Nam confusi et mixti, quasi aqua exigua, portiuncula rubedinis, vel nigredinis tincta esset, adesse possunt. Onyx vero proprie, dum adest niger, et abest rubicundus.

11. Christ.

Von seinem Collegio über die Literatur sagt Riedel (Erf. Zeit. St. V, p. 25) [2]): „Christ hat es Mode gemacht, Vorlesungen von dieser Art zu halten, und seine nachgeschriebenen Hefte sind

1) Vgl. Christs Abhandlungen ed. Zeune, S. 267.
2) Jahrgang 1769.

noch immer eine gesegnete Quelle, aus welcher viel grundgelehrte und berühmte Männer ihre Bächlein ableiten.“ Dieses zu appl. auf Klotz wegen der Ahnenbilder der Alten.

12. Diamant.

Daß der Diamant nicht gänzlich dem Feuer widerstehe, hat man nicht erst durch neuere Versuche gelernt. Denn schon Aldrovandus Musaei Metallici Lib. IV, cap. 78, p. 948, sagt, wenn er des alten Wahnes gedenkt, daß er flammis reluctetur, et ferro non frangatur: „Nos autem credimus, horum asserta deflectere a veritate, cum diuturnitate temporis ignibus *consumatur*, et fere tandem in pulverum redigatur, si pistillo ferreo in mortario contundatur.“

13. Ebermayer.

Von der Ebermayer'schen Sammlung geschnittener Steine spricht Hr. Klotz, als ob er es wäre, der das Betrügerische derselben und den eigentlichen Meister der darin enthaltenen Stücke entdeckt habe. „Ich glaube“, sagt er [Abhandl. v. geschn. St.] (S. 135), „daß Dorsch sie alle geschnitten hat.“ Daß Dorsch das Meiste daran gemacht, hat man längst vor ihm gewußt; aber er hätte nicht sagen sollen, alle; Schwarz sagt nur: magnam partem; und Lippert in s. Dakt. (S. 324) gleichfalls nur, das Allermeiste. Von diesem Letzteren lernen wir auch, daß die ganze Sammlung hernach vom Könige von Portugal gekauft worden.[1])

Da Klotz dieses Exempel des Betrugs anführt: so hätte er mehrere anführen sollen und können; besonders die Gorläische Sammlung.

14. Edelsteine.

In dem eigentlichsten Verstande nennt der Naturalist nur die allerhärtesten Quarze Edelsteine; und Quarze nennt er alle feste, mehr oder weniger durchsichtige Grubensteine, welche mit Stahl Feuer schlagen.

---

1) Lippert I, S. 324: „Den Stein hatte ehemals der Herr von Ebermeyer, dessen ganze Sammlung nach der Zeit der König von Portugal kaufte und zu welcher der so bekannte Steinschneider Dorsch das allermeiste geschnitten hat.“

In diesem Verstande sind nur der Diamant, Topas, Amethyst, Rubin, Granat, Smaragd, Hyacinth, Sapphir, Beryll und Chrysolith, Edelsteine, von welchen jeder Artikel nachzusehen ist.

Im weitläufigern Verstande aber zählt man auch andere feste und eine glänzende Politur annehmende Steinarten, als Opal, Jaspis, Porphyr, Türkis, Carneol, Chalcedon, Onyx, Malachit, u. s. f. unter die Edelsteine. — (S. Vogels Mineralsystem, S. 137.)

I. Von den Schriftstellern über diesen Theil der natürlichen Geschichte.

Ich will sie so durchgehen, wie sie Camillus Leonardi vor sich gehabt und genutzt zu haben bekennt, in dem V. Cap. Lib. II eines Speculi Lapidum. — Decrevi in hoc capitulo nomina omnium doctorum, a quibus sumsimus, ponere. Et licet inter ipsos aliquam dissensionem invenirem: tamen, quod a pluribus approbatum est, accepi. — Quorum nomina haec sunt: Dioscorides, Aristoteles, Hermes, Evax, Serapio, Avicenna, Joannes, Mesue, Salomon, Physiologus, Plinius, Solinus, Lapidarius, Heliamandus, Isidorus, Arnaldus, Juba, Dionysius Alexandrinus, Albertus Magnus, Vincentius Historialis, Thetel Rabanus, Bartholomaeus de Ripa Romana, Marbodus Episcopus, Ortulanus, Liber Pandectarum, Cornu Copiae, Kirandus, ac Liber de Natura Rerum. Die chronologische Ordnung, sieht man wohl, ist nicht beobachtet.

1. Dioscorides hat von den Steinen insbesondere nichts geschrieben; was man bei ihm findet, muß wohl vornehmlich in seinen Büchern *ὑλικων*, oder *πεϱι ὑλης ἰατϱικης*, vorkommen. Er lebte unter dem Nero, und scheint zwar eher als Plinius geschrieben, aber doch bis in die Zeiten desselben gelebt zu haben. Daher führt ihn Plinius namentlich nicht an, und wenn er verschiedene Dinge beibringt, die bei dem Dioscorides eben so vorkommen, so haben beide wohl nur aus einerlei Quelle geschöpft.

2. Aristoteles spricht auch nur gelegentlich von Steinen.

3. Hermes. Unter diesem Namen fand sich in der Bibliothek

des Thomas Erpenius ein arabisch geschriebenes kleines Werk *de lapidibus pretiosis:* von dem ich aber nicht finde, daß es jemals in einer Sprache sei gedruckt worden. (*Fabr.* Bibl. Gr. Lib. I, cap. 10.) Dies Manuscript war A. Hegira 749 = a. Ch. 1348 geschrieben. Conring meint, es müsse aus dem Griechischen, nicht aus dem Aegyptischen sein übersetzt worden, weil der Verfasser Hermes und nicht Thoth heiße. Fabricius merkt an, daß es Albertus Magnus scheine gebraucht zu haben, weil er in s. Buche, *de Mineralibus*, die Meinungen des Hermes, besonders bei den Edelsteinen öfters anführe. Albertus mag auch wohl der sein, aus dem Leonardi den Hermes kennen lernte.

4. Evax. Soll ein König in Arabien gewesen sein, der an den Kaiser Tiberius Nero ein Buch, *de Simplicium Effectibus*, geschrieben habe. Dieses gründet sich auf eine Interpolation des Plinius (L. XXV, Sect. 4), wo aber, wie Harduin erwiesen, anstatt Evax, Cratevas zu lesen.[1]) Harduin vermuthet zugleich, daß diese Interpolation aus dem Anfange des Marbodus entstanden:

Evax, rex Arabum, fertur scripsisse Neroni.

Und eben dieses Gedicht des Marbodus de Lapidibus ist es, welches Leonardi hier meinen muß, indem es mit den Anfangsworten öfters angeführt worden, und der lateinische Dichter seine Nachrichten aus der Schrift des Evax genommen zu haben versichert. Hujus Evacis opera carmine elegiaco scripta haberi ajunt Ferrariae, et Viennae Austriae, inquit *Andr. Tiraquellus*, Lib. de Urb.[2]) cap. 31, p. 194: setzt Harduin hinzu. Was aber dieses für Werke sind, weiß ich nicht: ob das nämliche Gedicht *de lapidibus* oder andere.

5. Serapio. Haben verschiedene griechische Aerzte geheißen, und besonders der Stifter der Empirischen Secte. Hier aber soll wohl der arabische Medicus, Joannes Serapio, welcher um das Jahr Christi 1070 lebte, zu verstehen sein, und von welchem wir verschiedene ins Lateinische übersetzte Tractate haben. v. *Fab.* B. G. Vol. XIII, p. 299.

---

1) Harduin II, S. 388. Im Text (ebenda S. 360) steht: Crate —.
2) Ebenda S. 388: „Nobil." statt „Urb."

6. Avicenna, welcher gegen die Mitte des XI. Seculi starb, hat auch von den Steinen nichts insbesondere geschrieben, sondern ihrer nur beiläufig in s. medicinischen und phil. Schriften gedacht.

7. Joannes Mesue desgleichen; der weit älter als Avicenna ist, und in der ersten Hälfte des IX. Seculi florirte.

8. Salomon, soll ohne Zweifel der König sein, dessen Weisheit und Kenntniß der Natur so groß gewesen. Da er Alles verstanden, wird er sich wohl auch auf die Steine verstanden haben; und Mich. Glycas Parte 2. Annalium (v. *Fab.* Bib. Graeca Vol. XIII, p. 388) sagt ausdrücklich *ἐφυσιολογησε δε Σαλομων και περι λιθων etc.*

9. Physiologus. Ist nicht der Name eines Schriftstellers, sondern eines Buchs: und zwar eines doppelten, die aber beide nicht von der Natur der Steine, sondern der Thiere, handeln. (Siehe den Artikel Physiologus.) Vielleicht, daß es noch ein drittes gegeben, welches auch von Steinen gehandelt.

10. 11. Plinius, Solinus bekannt. Den Letzteren muß man ohne des Salmasius Anmerkungen gar nicht lesen wollen.

12. Lapidarius, ist gleichfalls vielmehr der Name eines Buchs, als eines Autors, unter welchem nämlich, wie Gesner in s. Bibliothek sagt, vom Vicentino und Alberto und Anderen öfters des Marbodus Liber Lapidum angeführt wird. (S. den Artikel Marbodus.)

13. Heliamandus; von diesem Namen finde ich nirgends Nachricht.

14. Isidorus, ist der Bischof von Sevilien, ein Scribent des 7. Jahrhunderts, der in s. Buche, *Originum*, vieles aus alten Scribenten übergetragen, die zum Theil hernach verloren gegangen.

15. Arnaldus. Es heißen so viele Schriftsteller Arnaldus oder Arnoldus; aber welcher von Steinen etwas geschrieben, habe ich noch nicht finden können. Vielleicht daß Arnaldus de Villa Nova, der zu Anfange des 14. Jahrhunderts noch lebte, und viele medicinische, physikalische und astrologische Bücher hinterlassen hat, verstanden wird.

16. Juba, der König von Numidien, den Cäsar nach Rom im Triumph führte, wo er sich gänzlich den Wissenschaften widmete,

und viele Werke verfertigte. Plinius bekennt, ihn zu seinem 37. Buche genutzt zu haben: und da alle seine Schriften verloren gegangen: so kann Leonardi auch nur die vom Plinius aus ihm beigebrachten Nachrichten hier meinen. Besonders hat er von den Steinen auch nichts geschrieben. (v. *Harduini* Index Auctorum ad *Plinium.*)[1]

17. Dionysius Alexandrinus. Auch dieses Namens giebt es mehrere, und ich weiß nicht, welchen Leonardi meint.

18. Albertus Magnus. Vornehmlich in s. Büchern *de Metallis.*

19. Vincentius Historialis. Ich vermuthe, daß Vincentius Bellovacensis, ein Dominicaner, der um 1250 ein großes Werk unter dem Titel *Speculum naturale* geschrieben, über welches Fabricius einen Indicem Scriptorum, dem 14. Vol. s. *Bib. Gr.* p. 107 einverleibt hat, [hier gemeint sei.]

20. Thetel Rabanus kenne ich nicht; eben so wenig als den Barth. de Ripa Roman.

22. Marbodius, von welchem ein eigner Artikel.

23. Ortulanus noch gänzlich mir unbekannt; so wie 24. 25. und 27 [Liber Pandectarum, Cornucopiae, und Liber de Natura Rerum], welches Titel von Büchern sind, die ich bei Gelegenheit muß kennen lernen.

26. Kirandus soll wohl der vorgebliche König der Perser *Kyrannus*, oder, wenn er griechisch geschrieben wird, *Κοιρανος,* unter dessen Namen ein Liber physicalium virtutum, aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt vorhanden. (v. *Morh.* Polyh. Lib. I, cap. XI, § 6.)[2] Wo Morhof des Reinesius Vermuthung beibringt, daß *Κοιραννις* nicht der Name des Mannes, sondern eines Werks sei, welches der griechische Uebersetzer aus

1) Dort kommt der Name nicht vor. Lessing meint den Index nominum propriorum, ebenda III, S. 880. Vgl. II, S. 768.

2) „Graecus libri titulus a Gaulmino *notis ad Theodorum Prodromum,* c. 15 producitur: *Βίβλος Κοίρανις φυσικῶν συμπαθειῶν καὶ δυςπαθειῶν λαοῖς σύνταγμα Κοιράνου βασιλέως Περσῶν.* Liber Latinus MStus extat in Bibliotheca Paulina Academiae Lipsiensis, quem — — — Rivinus — Lipsiae An. 1537 excudi fecit. — Vidi — editionem aliam, quae Francofurti An. 1681 — edita est.“

dem Arabischen oder Persischen beibehalten habe, in welcher Sprache es so viel als *συλλογη*, collectio, heiße.[1])

Diese zum Theil sehr dunkeln und unbekannten, auch längst verlorenen Bücher gesteht Camillus Leonardi gebraucht zu haben: und des Theophrasts gedenkt er mit keinem Worte. Auch des Orpheus nicht; von welchen beiden meine besonderen Artikel nachzusehen.

II. Von nachgemachten Edelsteinen, und der Kunst, sie nachzumachen.

Matthäus (de rerum inventoribus p. 38) schreibt: *Angelus Barroellus* Venetus crystalli vitrique varios colores ac picturas invenit. Dieses ist von den neueren Zeiten und von der Wiedererfindung gleichsam zu verstehen: denn die Alten selbst waren in dieser Kunst sehr geschickt. Ich kann aber von diesem Angelus Barroellus nirgends Nachricht finden. Wenn aber das, was Matthäus von ihm sagt, wahr ist, so muß er älter sein, als Francescus Vicecomite, von welchem Mariette (des pierres gravées, T. I, p. 209) sagt, daß er zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts sich durch schöne Nachahmungen gegrabener Steine in gefärbtes Glas berühmt gemacht habe. Dieser Vicecomite war ein Maler, und lebte zu Mailand. Daher kam es ohne Zweifel, daß man damals in Deutschland, und in dem folgenden Jahrhunderte, die nachgemachten Edelsteine überhaupt Mailändische Steine nannte. (v. *Kentmanni* Nomenclatura rerum fossilium, in *Gesneri* Scriptoribus rer. fossil. p. 47.)

Alle solche von gefärbtem Glase gemachten Edelsteine, worauf geschnitten ist, heißen Pasten. Wie sie gemacht werden, lehrt Vittori in der Vorrede zu s. Traktate de Sanctis Septem Dor-

---

1) „Verum quod Reinesius in variis lectionibus suis alicubi satis demonstrat, *Κοίρανις* vox, quam ex Arabico, vel Persico, retinuit interpres Graecus, nihil aliud significat quam collectionem, *συλλογήν, σύνταγμα*. Quoniam enim Persae et Arabes ex suorum aliorumque Philosophorum magia haec collegerunt, Curanon vocarunt: quemadmodum et Alcoranus, qui recentioribus Graecis *κοιράνιον* dicitur, nihil aliud significat quam collectionem praeceptionum divinarum.“

mientibus (Romae, 1741, p. XI). Zugleich führt er in der Note verschiedene Künstler an, die damals in Verfertigung solcher Pasten zu Rom excellirten:

„Excellunt modo in urbe: *Carolus Anghier*, Romanus Aurifex, filius Adriani, Lutetiae Parisiorum nati, pariter aurificis, qui paucis abhinc annis Romae vivere desiit, et idem operis genus optime callebat. *Christianus Fridericus Dehn*, Suecus ex provincia Pomerania, qui maximam gemmarum copiam hisce vitris effinxit, et eandem quotidie adauget gemmis insignioribus. Harum vero elegantiarum seriem venalem praebet; sive etiam ectypa ex illis diligenter ducta plus quam mille numero. Praeterea *Augustinus Menza* Neapolitanus, cujusvis generis fictitias hujusmodi gemmas conflat. Hi autem omnes singulari propemodum artificio illas perficiunt; ita, ut sive opacas malis sive translucidas, nisi ad rotam, tanquam ad Lydium lapidem, experimento probaveris, veras esse gemmas putes: et si annulo illas inserueris quisquis viderit, idemque artis peritus sit, facile decipiatur. Materiam vero ipsis operibus faciundis praestare solet *Alexius Martioli* (cui potissimum debemus egregia opera musiva, quae a *Petro Adami* Neapolitano, nuper defuncto, itemque ab Equite *Petro Paulo Christophoro Romano*, Viro nostro aevo clarissimo, coagmentata sunt. Ab utroque enim multae tabulae, praecipue in sacrosancta Vaticana Basilica, aeterno tessellato opere confecta spectantur). *Alexius* igitur vitreas offas parat gemmis fictitiis conflandis valde idoneas. Sed ut ingenium viri extraneis etiam hominibus innotescat, non enim de trivio, vulgaresque homines proponimus. Is purpureum colorem, quo Jaspides factitiae coloris rubri parantur, suo studio adsequutus est, et in eo ad sexaginta gradus coloris rubri (quam scalam appellant) nempe a rosaceo subalbido ad purpureum serici villosi mirabiliter pervenit, sine quibus perpauca praestaret ars musivaria. Porro illuc deveneramus, ut quum ejusdem coloris musivarius indigeret, opera vetustiora necesse haberet dissolvere ac delere. Alia quoque laudabilia atque utilia praestat *Alexius* felici ingenii sui conatu; ita ut dignus illo honore, et compensatione censendus sit, quam calamitas nostrorum temporum vel sero, vel minime rependit.

15. Evax.

S. unter den Schriftstellern von Edelsteinen. Die Stelle, die bei dem Plinius von ihm handeln soll, verdiente näher, und mit Zuziehung guter Manuscripte, untersucht zu werden. Sie steht Lib. XXV, cap. 2, wo es vor Harduin in den gedruckten Ausgaben geheißen: Ex his Evax rex Arabum, qui de Simplicium effectibus ad Neronem scripsit. Cratevas, *etc.* —

Die Worte nach ex his bis *Cratevas*, sagt Harduin, stehen in keinem einzigen Manuscripte; und er vermuthet, daß sie aus dem Anfange des Gedichts des Marbodus eingeschoben worden. Einer von s. Gründen ist auch der: daß Marbodus unter dem Nero den Tiberius verstehe; denn er setzt hinzu:

Qui post Augustum regnavit in orbe secundus;

Plinius aber diesen Kaiser nie Nero nenne, ob er schon wirklich diesen Zunamen gehabt, sondern unter dem Nero jederzeit den Domitius Nero verstehe.[1] Dieses möchte nicht so völlig wahr sein: wenigstens ist (Lib. VII, sect. 46, *Ed. Hard.*) unter den Worten contumeliosus privigni Neronis secessus, kein Anderer, als Tiberius Nero, zu verstehen, obschon es auch wahr ist, daß der Zusatz, privignus Augusti, alles Mißverständniß wiederum hebt.

Ob kein Manuscript die verdächtigen Worte hat: wäre zu untersuchen. Aus einem müssen sie jedoch in die gedruckten Ausgaben gekommen sein.

So weit wäre indeß die Erdichtung nicht unschicklich gewesen, wenn man diesen Evax an den Domitius Nero hätte schreiben lassen. Denn es ist bekannt, wie sehr sich dieser den magischen Künsten eine Zeitlang überlassen. Er ließ sich von den Magis unterrichten, welche der König Tiridates aus Armenien mit nach Rom brachte. (*Pl.* Lib. XXX, sect. 6.)[2] Und es wäre nicht

---

1) ed. Harduin II, S. 388: „Interjecta verba nulli codices agnoscunt manu exarati, non Reg. Colb. Chiffl. aliive. — — Tiberium igitur Caesarem intelligit, eum cui et Neronis cognomentum fuit, et summa post Augustum Reipublicae cura commissa. Hunc Plinius Neronem nusquam vocat: ne, si Neronem diceret, Domitius Nero intelligeretur."

2) Ebenda: „Magnus ad eum Tiridates venerat, Armeniacum de se triumphum afferens, et ideo provinciis gravis. — — Magos secum adduxerat. Magicis etiam coenis eum initiaverat."

unmöglich, daß unter diesen einer dieses Namens gewesen, der sich für einen kleinen König in Arabien ausgegeben.

Wenn man diese Vermuthung annehmen wollte: so würde man leicht sagen dürfen, daß Marbodus, oder wer sonst den Auszug in lateinischen Versen aus den Schriften des Evax gemacht, sich in dem Nero geirrt habe; da er sie an den Nero überschrieben gefunden, habe er sich nicht eingebildet, daß es der viehische Nero sein könne, und also den anderen darunter verstanden.

Daß die verdächtigen Worte aus dem Marbodus in den Plinius gekommen, will mir deswegen nicht wahrscheinlich vorkommen, weil bei dem Marbodus Evax nur von den Kräften der Steine, beim Plinius aber *de Simplicium effectibus* überhaupt schreibt.

Sonst können die Schriften des Evax, welche zu Ferrara und Wien liegen sollen, nicht das Carmen von den Edelsteinen sein, weil jene carmine elegiaco geschrieben sein sollen, dieses aber in Hexametern ist.

Um die Vermuthung, daß dieser Evax einer von den Magis gewesen, welche Tiritades mit nach Rom gebracht, könnte man anmerken, daß die Magi den Titel König geführt zu haben scheinen, welches aus der uralten Verwandlung der Magier, welche den neugeborenen Christus besuchten, in Könige erhelle. Tertullian L. III. *adv. Marcian.* sagt: Magos fere Reges habuit Oriens. Und Plinius selbst hat eine Stelle, wo er sagt, daß es auch in Arabien Magier gegeben.[1])

Auch ist so viel gewiß, daß die magischen Grillen und Betrügereien von den verborgenen Kräften der Edelsteine zu den Zeiten des Plinius sehr bekannt und geläufig waren: denn er sagt ausdrücklich in seinem 37. Buche, daß er bei Erzählung der Edelsteine zugleich mit auf die Widerlegung dieser Grillen sehen wolle: ad majorem utilitatem vitae obiter coarguetur Magorum infanda vanitas, quando illi et plurima prodidere de gemmis, medicinae ex his blanda specie prodigia transgressi. (Sect. 14.)

Endlich sehe ich nicht, warum Evax rex Arabum unwahrschein-

---

1) Im Index nominum propriorum III, S. 839 wird zu: Arabiae Magi citirt: „II, 351, 36.“ Dort findet sich aber die Stelle nicht.

licher oder für den Plinius unschicklicher sein solle, als *Zachalias Babylonius*, dessen Bücher an den Mithridat er im XXXVII. B., sect. 60, gedenkt.[1])

16. Franciscus Ficoronius.

Er hat seine meisten Werke nach den Nachrichten verfertigt, welche ihm der Pater Contucci, ein Jesuit, lieferte. (S. Caylus' Alterthümer, Vorb. S. X, d. Ausg.)

Der Pater Contuccius Contucci, wie sein ganzer Name ist, war Aufseher des Kircherischen Cabinets.

Außer den bekannten Schriften des Ficoronius, die er selbst herausgegeben, kamen noch nach seinem Tode Romae 1757, in 4°, heraus Gemmae Antiquae Literatae, aliaeque rariores, unter der Besorgung und mit Erläuterungen des Jesuiten Nicolao Galeotti. Ficoroni hatte nämlich alle geschnittenen Steine zusammen getragen, auf welchen sich Worte oder Buchstaben finden, deren uns auf 8 Tafeln in Allem 227 in gedachtem Werke in Kupfer vorgelegt werden. Den größten Theil derselben besaß in Natura Antonius Baldanus, Sacrae Congregationis Aquarum et Paludium Pomptinarum a Secretis, wie ihn Galeotti in der Vorrede nennt. Doch kommen in dem nämlichen Werke auf eilf Tafeln auch noch andere seltene geschnittene Steine vor, die dem Ficoronius durch die Hände gegangen waren, und die er hatte zeichnen und stechen lassen; wie auch verschiedene andere alte Kunstwerke, die zu seiner Zeit waren entdeckt worden, auf noch einigen besonderen Tafeln erscheinen.

Dieser Baldanus und Contucci müssen 1766 schon todt gewesen sein, weil ihrer de la Lande unter den Gelehrten zu Rom nicht gedenkt.

17. Gadarer.

„Die Gadarer (schreibt Klotz, geschn. St., S. 61), von welchen Arrian sagt, daß sie sowohl die Armuth als die Künste angebetet, und beide in der gottesdienstlichen Verehrung mit einander verbunden.“

---

1) „Zachalias Babylonius in his libris quos scripsit ad regem Mithridatem, humana gemmis attribuit fata.“

Ich kann nicht finden, was das für ein Volk sein soll. Ich habe in den verschiedenen Schriften Arrians vergebens nach ihnen gesucht. Endlich finde ich, daß Gyraldus (*Syntag.* I, p. 78) sie als Verehrer der Armuth anführen, und sich desfalls auf den Arrian berufen soll. Diese also muß ich gelegentlich nachsehen. Die Stelle beim Gyraldus (Synt. I, p. 58, edit. Jensii) ist diese: „Paupertas et ars a Gadareis cultae, ut Arrianus scribit, quod videlicet paupertas ad artes comminiscendas industriam et hominum ingenium acuit.“ — Die Stelle des Arrianus citirt er nicht: und ich weiß sie auch nicht zu finden. Aber die Gadareer Gadarer zu nennen, das kann nur Klotz. Und nun finde ich, daß es die Gaditaner, die Einwohner des alten Gades sein sollen, von welchen nicht Arrianus, sondern Philostratus vita Apoll. [jenes anführt].

18. Gemmen.

Unter diesem Titel will ich verschiedene allgemeine Dinge von den alten geschnittenen Steinen sammeln; in so fern sie Werke der Kunst sind; in so fern sie aber natürliche Produkte, s. Edelsteine.

I. Von der Menge, in der sie übrig geblieben sind.

Sie ist groß: aber leicht dürfte sie sich um ein Großes verringern, wenn wir alle neueren Werke dieser Art zu erkennen, und von den alten zu unterscheiden wüßten. Denn wenn man bedenkt, wie viele Künstler es in dem 14. und 15. Jahrhunderte gegeben, die in Edelsteinen gearbeitet, so müssen sich eine weit größere Anzahl neuerer Gemmen finden, als wir in den Daktyliotheken angezeigt finden, wo es eine große Seltenheit ist, eine neue unter den alten mit unterlaufen zu sehen. Molto ne fiorisce la dilettazione oltra le monti (sagt Maffei, in Verona Illustrata, P. III, p. 269); mà spessissimo sopponendo antichi i moderni lavori. Die großherzogliche Sammlung zu Florenz besteht beinahe aus 3000 Antiken, in verschiedene Classen geordnet. Und der neueren daselbst sind ungefähr achthundert. Es würde natürlicher sein, denke ich, wenn die Zahlen gerade umgekehrt wären. Es ist wahr, die dauerhaftere Natur der Steine würde es allenfalls begreiflich machen, wenn sie so gar häufig auf uns gekommen wären.

Aber was die Zeit gegen sie nicht vermochte, vermochte der Aberglaube. Wie viele werden deren die ersten Christen vernichtet haben, da ihre Lehrer ihnen nur einen einzigen Siegelring zu tragen erlaubten: *τους δε ἀλλους ἀποῤῥιπτεον δακτυλιους*, alii autem sunt abjiciendi annuli; sagt Clemens Alexandrinus (Paedag. Lib. III, p. 288, edit. Pott.)[1]) Eben derselbe verbietet, keine Bildnisse der Götter, noch sonst etwas darin geschnitten, zu führen, was mit der Friedfertigkeit und Enthaltsamkeit eines Christen streite. Sondern sie sollten darin eine Taube, oder einen Fisch, oder ein segelndes Schiff, oder eine musikalische Leyer, wie Polykrates, oder einen Anker, wie Seleucus, darin führen.[2]) Dergleichen Figuren finden sich auch häufig auf geschnittenen Steinen, die daher alle für Werke späterer Zeit und christlicher Künstler zu halten. Vittori in s. Numo aereo veterum christianorum, commentario explicato (Rom. 1737 in 4⁰), hat verschiedene bekannt gemacht, z. E. p. 105 ein Cameum anulare, worauf ein Anker, zwischen welchem auf jeder Seite ein Fisch, und oben *IHCOYΣ* und unten XPEICTOC, p. 92 einen ovalen Opal, der auf der einen Seite einen Anker, und auf der anderen die Buchstaben *IXΘYΣ* unter einander gesetzt hat.

p. 75 wiederum ein runder Opal, auf einer Seite *αXω*, und auf der anderen eine Taube. — Aus dieser Stelle ist klar, daß damals zu des Clemens Zeiten die Christen sich noch keines Kreuzes, oder sonst eines näheren symbolischen Bildes auf Christum in dieser Absicht bedient haben. Selbst den Fisch, welchen man sonst deswegen als ein christliches Symbolum angenommen, weil das Wort *Ἰχϑυς* die Anfangsbuchstaben von *Ιησους Χριστος Θεου υἱος σωτηρ* enthalte, scheint Clemens nicht sowohl darum, als vielmehr zur Erinnerung des Apostels Petrus, welcher ein Fischer gewesen, und zur Erinnerung der Taufe in Vorschlag zu bringen.

II. Von ihrer Vernachlässigung in den Zeiten der Barbarei.

Es ist bloße kahle Declamation, was Klotz desfalls (S. 55 u. 56) sagt: „Damals rührte kaum einmal der Glanz der lebhaften

1) Vgl. oben S. 416.
2) Vgl. Kirchmann, de annulis, S. 95.

und mannigfaltigen Farben, die diese Steine von allen anderen Dingen unterscheiden, die Augen der Sterblichen auf eine angenehme Art. Darf man sich wundern, daß ihnen alle Schönheit der Arbeit, und die wahre Deutung der Vorstellungen, verborgen geblieben?" — Der Glanz und die Farben der Edelsteine rührte sie noch genug, welches die vielen Schriftsteller von den Edelsteinen in diesen Zeiten bezeigen. Und es brauchte gar nicht Unwissenheit zu sein, wenn man auf den alten Gemmen Vorstellungen aus der heiligen Geschichte erblickte.[1]) Man wußte gar wohl, was sie eigentlich vorstellten, aber man deutete sie anders, um sie dadurch zu heiligen und würdig zu machen, dem Schmucke der Kirchen einverleibt zu werden.

Wie abgeschmackt schreibt übrigens Herr Klotz, „daß das Getreidemaß auf dem Kopfe des Jupiter Serapis einige Gelehrte verführt habe, dem Erzvater Joseph diesen Kopf beizulegen." Das hat kein einziger Gelehrter gethan, und Lippert, der es anführt, sagt das auch gar nicht.[2]) Kein Mensch in der Welt hat gesagt: dieser Kopf auf einem alten Steine ist der Kopf Josephs, weil er ein Getreidemaß auf hat. Die ganze Welt hat diesen Kopf nicht anders als einen Kopf des Serapis genannt. Aber Gelehrte hat es gegeben, die aus dem Scheffel des Serapis schließen wollten, daß Serapis Joseph gewesen. Und das ist ganz etwas Anderes.

III. Von ihrer concaven und converen Figur.

Eine von den Ursachen, warum die Alten so häufig auf convexe Steine geschnitten, ist auch die, daß sie sehr häufig auf Steine geschnitten, wie sie aus der Hand der Natur kamen, und diese giebt sie meistens eirund, besonders diejenigen, welche in den Betten der

---

1) Klotz, S. 56: „Die unwissenden Priester glaubten auf den geschnittenen Steinen Vorstellungen aus der heiligen Geschichte zu erblicken, und sie widmeten mit frommer Einfalt dem Tempel diese Zeugnisse der Religion."

2) Daktyliothek, Mill. I, S. 844: „Es hat große Gelehrte gegeben, die aus dieser Gottheit (Serapis) den Erzvater Joseph machen wollen, weil dieselbe auf dem Kopfe ein Getraydemaß hat. Was für eine ungereimte und einfältige Erklärung!"

Flüsse gefunden werden. Und auf diese ihre natürliche Gestalt bezieht sich die Stelle des Plinius (XXXVII, sect. 75): Cavae au extuberantes viliores videntur aequalibus. Figura oblonga maxime probatur: deinde quae vocatur lenticula, postea cycloides et rotunda; angulosis autem minima gratia.

IV. Von der Kunst, sie zu schneiden.

Daß unser gewöhnliches Verfahren hierin eben das sei, welches die Alten gehabt, hat Natter erwiesen; und ich habe einiges darüber in den Antiq. Briefen gesagt.

Aber worin besteht die neue Erfindung des Rivaz, von welcher die Bibliothek d. sch. Wiss., B. V, S. 383, redet?

„Man hat hier (in Paris) eine ganz neue Art, in Stein zu schneiden, erfunden, durch die wir in Stand gesetzt sind, es den Griechen mit leichter Mühe gleich zu thun. Es ist ein gewisses Werkzeug, durch das man mit der größten Richtigkeit die schönsten Modelle copiren kann. Es geht dieses bei großen und kleinen Steinen, auch auf die allerhärtesten an, die der Zeit am längsten widerstehen, sie mögen hohl oder erhoben werden sollen. Der Erfinder von diesem Werkzeuge ist Herr von Rivaz; doch hat er noch nicht das Mechanische davon bekannt gemacht. Um solches bei kostbaren Stücken gebrauchen zu lassen, hat er sich mit dem Herrn Vasse, königlichen Bildhauer, einem Manne, der wegen seiner Kunst in großem Ansehen ist, vereinigt. Dieser hat ein Modell gemacht, das den Triumph Ludwigs XV. nach der Schlacht bei Fontenoi vorstellt. Herr von Rivaz hat dieses Modell auf einen Agtstein gebracht. Dieser grünliche Stein, der in die Olivenfarbe fällt, und aus dem die Türken und Polen Säbelgriffe machen, ist weit härter als der Achat und Jaspis, und kann bloß durch den Stichel und Diamantstaub gearbeitet werden. Herr Gay, der so berühmte Steinschneider, der jetzt nicht leicht seines Gleichen haben wird, hat dies Meisterstück der Herren Rivaz und Vasse mit Erstaunen gesehen. Er hat gestehen müssen, daß dieses Stück alle möglichen Feinheiten hat, die nur die Kunst erreichen kann, und daß er sich nicht getraue, es in vielen Jahren zu erreichen. Dieser Stein ist ohnlängst dem Könige überreicht worden."

Diese Nachricht ist von 1762.[1]) Ist von dieser Erfindung nachher mehr bekannt geworden? Was mir am verdächtigsten dabei vorkömmt, ist, was von dem Steine gesagt wird, den Herr Rivaz bearbeitet. Ein Agtstein soll es sein: was wir Agtstein nennen, ist nichts als Bernstein, dessen es eine grünliche Gattung allerdings giebt, so wie auch wirklich die Polen und Türken Säbelgriffe daraus tragen. Aber kaum, daß der Bernstein den Namen eines Steins verdient, der nichts als ein festes Erdpech ist: geschweige daß er härter sein sollte, als Achat und Jaspis. Der Bernstein kann sehr leicht gedrechselt und geschnitten werden; und würde hingegen der Bearbeitung mit dem Rade und Smirgel oder gar Diamantstaube gar nicht fähig sein. (S. Agat.)

War es aber weiter nichts als ein Bernstein, auf den Rivaz arbeitete, so könnte vielleicht gar seine neue Steinschneiderei ein Betrug gewesen sein. Denn es ist bekannt, daß der Bernstein geschmolzen und folglich auch in Formen gegossen werden kann. (S. Bernstein.)

V. Von den alten Steinschneidern.

Aus des Vettori Dissert. Glyptog. p. 3.[2])

[Folgendes alphabetische Verzeichniß derer alten Steinschneider, die im Werke des Stosch vorkommen.]

Admon. Aepolianus. Action. Agathemerus. Agathopus. Alexander. Allion (cujus artificis gemmae duae). *Anteros. Apollodotus. Apollonides. Apollonius. Aspasias* (cujus gemmae duae). *Aulus* (cujus gemmae quinque). *Axiochus.*

Caekas. Carpus. Coinus.

Dioscorides, cujus gemmae VII.

Epitynchanus. Evodus. Eutyches.

Felix Calpurnius Severus.

Gneus.

Hejus. Hellen. Hyllus (c. gemmae 3).

---

1) Die Jahreszahl kann nicht richtig sein, denn der 5. Band der „Bibliothek" erschien 1759.

2) Ein ähnliches Verzeichniß findet sich auch bei Christ, Abhandlungen, ed. Zeune, S. 297.

Lucius.

Mycon. Myrton.

Nicomachus. Liest Winckelmann Nisomas, und freilich richtiger, so wie Caekas Saenas heißen muß. Lippert II, 478.

Onesas.

Pamphilus. Pigmon (is *Pergamum* appellat, contra fidem vetustae gemmae, quae in museo Magni Ducis Etruriae Florentiae adservatur. Adi *Mus. Flor.* Vol. II, Class. 1, Tab. III, n. 11 et item Inscription. antiq. in Etrur. urbibus exstant. Vol. I, Tab. V, n. 1. Utrobique lapsus etiam *Leonardi Augustinii* et pariter Equitis *Maffei* indigitatur.) *Pharnaces. Phylemon* (gemmae duae). *Plotarchos. Polycletus. Pyrgoteles* (cujus gemmae duae).

Quintillus.

Scylax. Seleucus. Solon. Sosodes. Sostratus. Sotratus. Teucrus. Thamyrus. Tryphon.

His addendi sunt gemmarum sculptores ab eodem *Stoschio* praeteriti, quorum opera egregia aeri pariter incisa vulgavit vir cl. *Ant. Fr. Gorius,* in Patrio Athenaeo publ. Hist. Praef. iique sunt:

Amphoterus (*Inscriptt. Antiq.* in Etrur. urb. ext. T. I, Tab. II, n. 4 et item in *Mus. Flor.* T. II, Cl. 1, Tab. X, n. 3). *Antiochus* (*Inscr. Ant.* T. I, tab. I, n. 4). *Cleonas* (*ibid.* n. 2). *Cronius* (*ibid.* n. 1). *Quintus Allexa.* (*Mus. Flor.* T. II, tab. 97, n. 1. Videsis p. 155, et in Praef. p. 7);

ex quibus omnibus notandum est, duo tresve tantum, nomen latinis characteribus scripsisse, reliquos vero graecis. Nonnulli nomen suum descripserunt recto casu, cui aliquando verbum *εποιει,* vel primam syllabam *επ.* h. e. *faciebat*, solebant adponere; alii casu obliquo, ut in ipsis gemmis antiquis videre est. Nomen *Agathangeli*, quod graecis characteribus expressum est in gemma (adi Collect. Rom. Antiqq. *Antonii Borioni*, tab. 68, p. 48), quae Pompeji caput referre dicitur, in hoc catalogo sculptorum antiquorum describere detrectavimus: opus enim, quantumvis elegantissimum, sublestae fidei suspicionem subit apud plerosque cultos viros, qui in eodem expendendo manum recentioris artificis, judicio sane constanti, perspectam

habere sibi videntur. Item *Gellii* nomen abegimus, quod alibi *Γηλιου*, alibi *Γελιου* scriptum viderimus. (*Ibid.* ap. *Borionum*, tab. 75, vide pag. 53.)

Hierauf führt er noch aus Büchern den Mnesarchus an, von dem ich unter Vettori rede; über den jedoch die Stelle des Apulejus (Flor. Lib. II) wider meine Meinung sein würde, wenn Apulejus in solchen Dingen ein glaubwürdiger Scribent wäre: Profugit ex insula (Samo) clanculo Pythagoras, patre Mnesarcho nuper amisso, quem comperio inter sellularios artifices, gemmis faberrime scalpendis, laudem magis quam opem quaesisse. Ferner führt er an den Theodorus, von dem ich in den Antiq. Br. handle[1]; und er meint, man müsse beim Plinius *smaragdum* pro *sardonichem* setzen.

Also sind beim Stosch 48 alte Künstler, und 65 Steine; und beim Gorius 5 Künstler.

Hierzu kömmt Horus, in der *Dacty. Zanettiana*, v. Zanetti. Und folgende aus Winckelmanns *Descript. des p.* du B. *de St[osch].*

1. *Νεισος.* Eine alte Paste: ein stehender Jupiter ohne Bart; neben sich den Adler; in der Rechten den Blitz, und die Linke in die Aegide gewickelt, p. 39.
2. *Αθηνιων.* Eine alte Paste: Jupiter auf einer Quadrige, der zwei Riesen zu Boden geschleudert. Eine Kamee in den Cabinet Farnese, p. 50.
3. *Φρυγιλλος*; auf einem Carneol in dem Cabinette des Chev. Vittori zu Rom: Cupido auf der Erde sitzend, neben sich eine offene Muschel, p. 137.
4. *Διοκλης.* Der Kopf eines jungen Fauns in einem rothen Jaspis, p. 238.
5. *Αλ†ησσ.* († ist *φ*) Penthesilea verwundet, vom Achilles gehalten, auf einem Cameo, der dem Hr. Diering, einem englischen Liebhaber, gehört, p. 380.
6. *Diphilus*, auf einer alten Paste, worauf eine Urne, auf welcher der Name dieses Meisters steht, p. 490.
7. Noch einer vielleicht, dessen Name sich mit *ΜΥΘ* angefangen, auf einem Carneol mit einem Pferdekopfe, p. 543.

1) S. 413 ff.

Die übrigen Künstler, welche gleichfalls Winckelmann in diesem Werke namhaft macht, sind: Apollonides, p. 219. Solon, p. 251. Hyllus, p. 260 und ebendaselbst, Alexa. Allein diese alle sind von Stosch oder Gorius bereits genannt, obschon hier zum Theil es andere Werke von ihnen sind; und es ist folglich unrecht, daß es in dem Register gleichwohl von ihnen überhaupt heißt: graveurs anciens, leurs noms non publiés jusqu'à present.

In Allem wären also zur Zeit 61 alte Künstler, deren Namen bekannt sind.

Noch kommt der 62ste hinzu, dessen weder Stosch, noch Gorius, noch Winckelmann gedenken; dessen aber Johann Faber in seinen Commentariis ad Imagines Viror. Illustr. ex Bibl. *Fulvii Ursini*, p. 52, bereits gedacht hat, wenn er sagt: ab artifice aliquo aevi Augusti facta videtur; verbi gratia ab *Epitynchano* aut *Zosimo*, quorum extant nomina in priscis cameis aliisque sculpturis. Wenn das Zosimus sich nur nicht auf aliisque sculpturis bezieht.

Auch muß noch ein 63ster sein, den selbst Stosch in seinem Werke, S. 4, anführt, nämlich Ἐνελπιστος. Siehe Klotz, S. 37.[1])

Den 64sten und 65sten siehe in der Vorrede des Natters, S. 37: Dans la collection du Comte *Toms* on trouve des pastes antiques en camée, avec le nom d' Ἀρχιονος et celui de Λευκονος.

Auch beim Lippert kommen Steine mit den Namen alter Künstler vor, die unter den angeführten nicht sind, als folgende:

66. Albius; II, 632; ein Kopf des Caligula.
67. Deogenes; II, 383; mit den Anfangsbuchstaben nur.
68. Favra; I, 181.[2])
69. Gelius; II, 908. Ein Ringer, der sich mit Oel salbt. Doch, dieses Namens gedenkt auch Winckelmann im Stoschischen Cabinet, S. 455, wo er auch in Kupfer abgebildet ist.

---

1) „Chiflet erklärt das Wort Εὐελπίστου [NB. Diese Namensform auch bei Christ, S. 296. — R. B.], welches der Name des Steinschneiders ist, durch herzhaft.“

2) „Im Abschnitte steht FAVEA, welches vermuthlich der Name des Steinschneiders ist.“

70. Hydrus; II, 121.
71. Potitus; II, 70.
72. Sosius; II, 534.
73. Einer dessen Anfangsbuchstaben vielleicht durch EP angegeben sind, auf einem Ochsen in einem Chalcedon, oder weißen Carneol geschnitten, wie ich ihn in den antiquarischen Briefen bekannt gemacht.[1]) Der Ochse ist fast eben der, wie er auf den Münzen des Augustus vorkommt; als beim Rubenius (edit. *Beg.* tab. IX, n. 23 auch tab. XIV, n. 13) [vielleicht, wie dort gesagt wird, wegen der vom August gegebenen Schauspiele], nämlich solcher, als nach dem Plinius L. VIII, c. 45, Caesar Dictator zuerst in Rom gegeben.[2])

Fast noch näher kommt er dem Ochsen auf den Münzen von Epirus: und es ist bekannt, daß die epirotischen Ochsen sehr berühmt waren: in nostra urbe bubus Epiroticis laus maxima. *Plin.* L. VIII, sect. 70. — Wenn die Buchstaben EP lateinische sein sollten, so könnten sie vielleicht auch auf dem Stein *Epirus* bedeuten sollen. Eine solche Münze von Epirus s. beim Beger, Spicilegg. Antiqq. p. 17. — Oder vielmehr es ist der Ochse im Thierkreise, so, wie er auf dem alten marmornen Globus im Palaste Farnese erscheint, und wie ihn Manilius beschreibt:

— — — — taurus
Succidit incurvus, claudus pede.

Oder Lucanus:

— — — — nisi poplite lapso
Ultima curvati procederet ungula tauri.

Ein solcher Ochse kommt auch beim Agostini schon vor, auf einem Onyx, und in der Sammlung des Maffei (Gemme antiche figurate, P. IV, Tab. LX). Um ihn herum stehen die Buchstaben, von oben an gegen die linke Seite gelesen: OIRAE, die aber sowohl Agostini als Maffei unerklärt

---

1) Im 39. Briefe; vgl. „Fortsetzung", Nr. LIX.

2) „Thessalorum gentis inventum est, equo juxta quadrupedante cornu intorta cervice tauros necare: primus id spectaculum dedit Romae Caesar Dictator."

lassen. (Nicht zu vergessen diesen Ochsen mit dem Ochsen des Hyllus zu vergleichen. S. Klotz, S. 90.)[1]

VI. Von den neueren [Steinschneidern] seit dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Werke vieler neueren Meister, besonders des funfzehnten Jahrhunderts, sind sehr schätzbar. Maffei bedenkt sich daher nicht zu sagen: Nel secolo 1500 l'intaglio delle gemme fioriva in Italia a segno, che nella galleria di Firenze non è da apprezzar niente meno la raccolta di sopra ottocento pezzi moderni, delle serie degli antichi, se però se n'eccettua l'ammirabil *Vespasiano,* e alcun altro. — Aus den Zeiten des Verfalls des römischen Reiches sind viele geschnittene Steine übrig, die noch in Cabinettern hin und wieder verborgen liegen. Aber ihre Meister sind nicht genannt.

Vasari in s. Werke gedenkt folgender, wie ich sie aus dem Vettori ziehe:

1. Valerio Vincentini[2]), dessen eigentlicher Name Belli war. Er arbeitete viel für den Pabst Clemens VII., und starb 1546, alt 68 Jahr. „Dieser Künstler (heißt es bei dem Füeßly, ohne Zweifel auch aus dem Vasari), verfertigte so viele und schöne Arbeit, daß man auf die Gedanken verfiel, er habe das Geheimniß gehabt, die Edelsteine weich zu machen. Auch seine Tochter verstand sich auf das Steinschneiden. S. *Vasari*, P. III, p. 862; edit. di Firenze. 1550.

2. *Joannes a Castro Bononiensi* nuncupatus. Vasari, ebendaselbst. Dieser und Vicentino haben auch wohl ihre Namen auf den Stein gesetzt; und es finden sich deren verschiedene im Museo Strozzi zu Rom.

3. *Aloysius Anchinus*, Ferrariensis.

4. *Alexander Cesati*, seu *Cesari*, cognomento *Graecus.* Er war ums Jahr 1550 berühmt.

5. *Dominicus*, qui ab eodem *Vasario*, in vita *Alphonsi*

---

1) „Welches Feuer und welche Stärke zeigt der Ochse des Hyllus! [Mariette tab. 42, Mill. II, 1034] welche Anstrengung aller Muskeln!"

2) Vgl. oben „Fortsetzung" Nr. XCVI und Klotz, ebenda, S. 34.

Ferrariensis, sculptoris, dicitur *di Polo*, itemque *Intagliatore di ruote.* — Domenico di Polo arbeitete viel für die Herzoge Alexander und Kosmus von Medicis, und florirte um 1536. Er war ein Schüler des Joh. delle Corniole.

6. Dieses Joh. delle Corniole, qui, auspice Laurentio Mediceo, artem insculpendi gemmas didicerat ab extraneis nonnullis artificibus, ab eodem Laurentio Florentiam accitis, wird gleichfalls beim Vasari im Leben des Val. Vicentini, aber in einer neueren Edition, gedacht. — Ich denke aber, dieser Künstler ist Joh. Bernardi da Castel Bolognese Nr. 2; und Vettori scheint ganz unrecht zwei verschiedene Künstler daraus zu machen. Dieser Joh. da Castel Bolognese starb 1550.

7. Dominicus, ein Mailänder, mit dem Zunamen de' Camei. Es ist sehr albern, wenn dieser Steinschneider beim Füeßli ein Schüler des vorigen Bernardi heißt, und gesagt wird, er habe um 1490 gelebt, da der Meister doch 1550 gestorben.[1])

8. *Petrus Maria da Pescia*, lebte unter Pabst Leo X., um 1515.

9. *Michael*, vulgo dictus *Michelinus.*

10. *Matthaeus Nassarius*, Veronensis. — Matteo del Nasaro arbeitete viel für Franciscus I. und starb zu Paris, 1548.

11. *Nicolaus Avantius* (Avanzi) und

12. *Galeatius Mondella*, bei welchem Nasaro lernte, denn beim Füeßlin steht unter Nasaro[2]), daß Nasaro bei Avanzi gelernt, und unter Avanzi, daß Avanzi bei Nasaro gelernt habe.

13. Ein Veronesischer Goldarbeiter, mit dem Zunamen *lo Zoppo*, der gleichfalls beim Matteo del Nasaro gelernt hatte. Sein wahrer Name hieß Joh. Maria Mantovano.

14. Brugia Sforzi, und zwei seiner Neffen, gleichfalls Schüler des del Nasaro, welcher letztere die Kunst nach Frankreich brachte, und auch da viele Schüler hinterließ.

---

1) Künstler-Lexikon I, S. 95 f.: „Camei (Dominicus dalli), sein eigentlicher Name war Compagni, von Mailand gebürtig. Lernte bei Johann Bernardi. — — Camei lebte um A. 1490. Vasari P. 3, p. 286. G." Ebenda S. 49: „Bernardi (Johannes) von seinem Geburtsort da Castel Bolognese genannt; — — starb A. 1555 in dem 60sten Jahr seines Alters. l'Advocat. G."

2) „Edelsteinschneider zu Verona; lernte bei Nicolaus Avanzi, und bei Galeatius Mondella.

15. Marmita, von Parma, und dessen Sohn, Lodovicus.

16. Joh. Jacobus Caraglio. Anfangs ein Kupferstecher; und arbeitete hernach in Polen.

17. Franc. Francia. S. den Artikel von ihm.

18. Joh. Anton. de Rubeis, Mediolanensis.

19. 20. Cosmus und Jacobus da Trezzo, welcher letztere zuerst in Diamant soll geschnitten haben.

21. 22. Gaspar ac Hieronymus Misuroni. —

Und nun führt Vasari die Künstler an, deren Camillas Leonardus in s. *Speculu Lapidum* gedenkt.

23. *Joannes Maria Mantuanus.* Aus diesem aber hätte Vettori keinen besonderen Künstler machen sollen, es ist der Zoppo (Nr. 13), dessen er schon gedacht hatte..

24. *Franciscus Nichinus Ferrariensis,* den Vettori aber nicht kennt und vermuthet, daß es Aloysius Anchinus sein soll, Nr. 3.

25. Jacobus Tagliacarne; ein Genueser.

26. Leonardus Mediolanensis. — Nun folgen einige andere, die Vettori hier und da zusammengetragen.

27. Matthaeus de Benedictis, und

28. Marcus Actius Moretus, welche beide Masini in s. Bologna perlustrata, p. 739, anführt.

29. Philippus Sanctacrucius Urbinas [der auch mit dem Diminutiv seines Vornamens Pippo heißt].

30. Antonius Dardonius.

31. Severus Ravennas.

32. Flaminius Natalis.

Und bis hierher die Künstler aus dem 16ten Seculo. Aus dem 17ten sind wenige oder gar keine bekannt; außer

33. Einer mit dem Zunamen *il Borgognone* [der um das Jahr 1670 berühmt war].

34. Ein gewisser Adonius zu Rom, dessen Stärke [wie Vettori sagt, in zusammengeschlungenen Händen auf Kameen, zu Hochzeitringen].

Zu Anfange des 18. Jahrhunderts war ein Franzose Namens

34. Suzon, dit Rey, bekannt. Von den Neueren aus diesem Jahrhunderte nennt Vettori folgende:

35. Flavius Sirleto, welcher 1737 zu Rom starb, und dessen zwei Söhne
36. 37. Franciscus und Raymundus.
38. Joa. Constantius, qui adamantem quoque tentavit, caelata in eo Neronis imagine, und dessen zwei Söhne:
39. 40. Carolus und Thomas Costanzi.
41. Dominicus Laudus.
42. Franc. Ghinghius Florentinus.
43. Ant. Pichelar oder Pichler.
44. Laur. Natter.
45. Marcus Tuscher. Von diesem aber weiß er auch weiter nichts als sein eigenes Bildniß, das er 1733 geschnitten, mit dem griech. Namen Marcus.
46. Hier. Rosi, dictus il Livornese.
47. *Gottf. Graaft*, Vir Hanseaticus, qui difficultate nominis pronunciandi apud Italos vulgo nuncupatus il *Tedesco*. Heißt eigentlich Kraft, und war von Danzig, ein Schüler von Nattern, s. die Vorrede.

VII. Wie beider Arbeit zu unterscheiden.

Winckelmann sagt in s. Erinnerungen über die Beobachtung der Werke der Kunst (s. Biblioth. der sch. Wiss. B. V, S. 12): „Die größere Glätte an Figuren tief geschnittener alter Steine ist nicht das Geheimniß, welches Maffei (*Verona illustr.* P. III, c. 7, p. 269) der Welt zum Besten mittheilend entdecken will, wodurch sich die Arbeit eines alten Künstlers im Steinschneiden von den Neueren unterscheidet: unsere Meister in ihrer Kunst haben die Glätte so hoch, als die alten, getrieben. Die Glätte der Ausarbeitung ist wie die feine Haut im Gesichte, die allein nicht schön macht." —[1])

Die Stelle des Maffei ist diese: Nelle pietre incavate, oltre al disegno ed alle cose rappresentate, e oltre al colore e qualità della pietra stessa, c'è un giudizio certo per distinguere il moderno dall' antico. Gran segreto ne vien fatto da qualche Antiquario, che lo sà: ma noi crediamo all' incontro

1) Vgl. „Fortsetzung" Nr. LXXXIV.

esser bene di far publico, quanto è possibile, tutto ciò che può servire a deluder l'imposture e la frode. Siccome adunque le pietre dure non si possono lavorare che con la ruota, e la ruota non ripulisce; e siccome convien dire, che in ciò maniera avesser gli antichi, rimasa incognita a' nostri; così i moderni lavori non hanno mai il campo lucido e netto, come quei de' Romani e de' Greci: talche occhio pratico, benche lustro vedesse il fondo, e le facce, dal non esser però perfettamente lisce, e uguali, e vibranti, conoscerà con sicurezza, che il pezzo non è antico. —

Winckelmann könnte bei dieser Widerlegung des Maffei nur halb Recht haben. Nämlich, wenn schon auch neuere Künstler ihre Werke in der Tiefe eben so vollkommen glätten können, als die alten, und es daher nicht nothwendig folgt, daß jeder Stein, der diese Vollkommenheit hat, deswegen alt sei; so ist doch das Gegentheil als eine ziemlich zuverlässige Regel anzunehmen, daß nämlich diejenigen Steine, welche in der Tiefe wenig oder gar keine Polirung haben, eben daher nicht für alt zu schätzen sind. Dieses vollkommene Poliren verstanden in den neueren Zeiten nur die besten Meister: bei den Alten verstanden es alle; es war bei ihnen kein Geheimniß. Dieses erkennt man daraus, weil sich Steine von sehr mittelmäßigen Künstlern finden, die plump und ohne alle Zeichnung sind, aber gleichwohl eine sehr vollkommene Politur haben. (Natter, *Method. ant.*, p. 9.) An eben der Stelle scheint Natter die wahre Art zu errathen, durch welche die Alten zu jener vollkommenen Politur gelangten; daß sie nämlich mit eben den Werkzeugen polirten, mit welchen sie gegraben hatten. Denn diese allein können in die kleinsten Vertiefungen dringen. (Il est remarquable, que cet ouvrage si imparfait est pourtant très bien poli; et qu'il semble que l'on se soit servi du même outil pour la gravure et pour le poliment.)

Natter erkennt die vollkommene Politur gleichfalls für einen Vorzug der Antiken (Préf. p. 13); nicht zwar weil die neueren Künstler sie nicht erreichen könnten, sondern vielmehr, weil sie sie nicht erreichen wollten, indem sie es für überflüssig hielten.*)

---

*) In der Handschrift folgt hier ein achter Abschnitt: Von den *composi-*

IX. Von Sammlern und Erklärern geschnittener Steine.

Davon sagt Fabr. in s. *Bibl. Antiq.* p. 125 überhaupt: Fuit haec scientia quasi postliminio revocata ab *Ursino, Gallaeo, le Pois, Pierio Valeriano, Gorlaeo, Chifletio, Kirchero, Augustino* Romano, *Cavinio, Bagarrio, Reicheltio* Argentoratensi, aliisque.

X. Von Pasten und Abdrücken der alten Gemmen.

Von jenen siehe den Artikel Edelst. p. 99. Diese aber zu machen lehrt, wie jene, gleichfalls Vettori in s. Tract. de Septem Dormientibus, p. 3:

Haec autem ectypa, ut illi etiam, qui minus norunt, intelligant, quid istud rei sit, et quam simillima exemplari existant; vel fiunt liquido aqua gypso, vel sulphure in amula ad ignem admota, colliquato, et cinnabari, sive alio colore mixto. Igitur quidvis horum selegeris, gemmae, ut dicebam, infunditur, cui, ne undique diffluat, sive sulphur, sive gypsum, fascia tenuis e stanno, nonnihil ipsa gemmae area eminentior, adstringatur, et filo, si opus fuerit, circumligetur. Jam vero rigente sulphure, densatoque gypso, alterutrum a gemma dividitur, et sic ipsissimam gemmae imaginem ectypon refert. At ipsa gemma aliquando leniter oleo perungitur, ut facilius gypsum aut sulphur ab illa separetur. — Hierauf lehrt er auch, wie sie in Siegellack abzudrucken; das Siegellack muß nicht brennen, sondern nur fließen, und am besten drückt man sie auf weiße französische Spielkarten.

19. Genovefa.

Das Kloster der h. Genovefa zu Paris. Was die Alterthümer anbelangt, wovon eine Beschreibung heraus ist, will ich mir eine Stelle aus Landringers Diss. in onychem Alexandri M (1686. 4°) hier annotiren: „*Ludovici Chalucii*, Arverni, in Licomagensi Foro Consiliarii Regii, Dactyliothecae MStae; quae

toribus gemmarum, der aber nur den Entwurf von dem enthält, was Lessing im 40sten seiner „Antiquarischen Briefe", Th. II, S. 58 ff. weiter ausgeführt hat. (Eschenburg.)

Dieser Abschnitt (VIII) hat noch den Zusatz: „Exempel von der Kunst dieser Compositorum gemmarum siehe unter Achilles Tatius und Aristänetus."

olim in Museo Magni *Peirescii*, tandem *Petri Seguini*, hodie RR. PP. Canonicorum Regularium S. Genovefae Parisiensis est, faustam precamur Lucinam. *Claudium* enim *de Moulinet*, ordinis illius procuratorem generalem, editionem, additis gazophylacii inclyti rarioribus, moliri monet *Fraxineus (du Fresne)* Glossarii laboriosissimi voce: *Heraclea.* Interim quaedam displicuisse Maecenati Gallico, *Nicolao Claudio Fabricio de Peiresc*, non leve in ejus Vitae Memoria indicium est, quae anno hujus seculi XXXIV cum *Ludovico Auberio Manillio de caelaturis supposititiis, quas Chalucus a se confictas non erubescebat pro vetustis evulgare*, egerit.

20. Abr. Gorläus.

Geb. zu Antwerpen 1549, starb zu Delft 1609, ohne daß man erfahren können, in welchen Bedienungen er daselbst gestanden, die er doch muß gehabt haben, da er sich selbst als einen Mann beschreibt, qui publicis quotidie distringitur muneribus.[1]) Daß er einer von den drei Aufsehern der dortigen Münze gewesen, ist ein Mißverständniß. Siehe den Bayle; desgleichen von seiner Kenntniß der lateinischen Sprache, die man ihm hat absprechen wollen. Bayle merkt nur an: daß man, wenn anders *Scaligerianis* zu trauen, sich nicht so recht auf seine Medaillen verlassen könne. Er hätte noch anmerken können und sollen, daß man diesen Vorwurf auch seinen geschnittenen Steinen gemacht. Joh. Jacob Chifletius (in *Lilio Francico*, veritate historica, botanica, heraldica illustrato, Cap. 2) sagt ausdrücklich: Gemmae a *Gorlaeo* editae non veteris sculpturae sunt omnes, sed recentis pleraeque et ad libitum fictae.

Die erste Ausgabe der Daktyliothek ist von 1601[2]) und die mit Gronovs Erklärungen von 1695 in zwei Theilen, welche collectis aliunde et ineditis et editis annulorum figuris auctior auf dem Titel genannt wird. Damals, als sie Gronov herausgab, war die Sammlung selbst in den Händen eines gewissen Petrus Deinotus, dem Gronov in seiner Vorrede dankt, daß er ingentem illam gazam manibus *ipsius* committi, et in alienam

---

1) Bayle, übs. v. Gottsched, II, S. 616.
2) Ebenda S. 615.

urbem ad tempus transferri passus sit, ut de singulis, prout *inspexisset*, arbitrari daretur. Es verlohnte sich der Mühe, beide Ausgaben zu vergleichen, um zu sehen, was von Gronoven dazugekommen, und ob er die nämlichen Stiche aus der ersten Ausgabe beibehalten.

Swertius *(Ath. Belgic.* p. 81)[1]) sagt, daß die Sammlung selbst hernach von den Erben, welches der gedachte Deinotus ohne Zweifel mit gewesen, an den Prinzen von Wallis verkauft worden. Das sagt auch D. Landringer (in s. Diss. in Onych. Alex. M. p.) Henrico, Walliarum Principi, magnae Brittaniae venditum.

21. Venerabilis Hildebertus.

Ein Benedictiner, und zuletzt Erzbischof zu Tours, starb 1125. Unter seinen Werken, welche Beaugendre herausgegeben (s. Marbodus), bin ich nur die Carmina ein wenig durchgegangen: und wider die Sorgfalt und Belesenheit des Herausgebers habe ich mancherlei zu erinnern gefunden.

Er hat Stücke mit untergemengt, welche dem Hildebertus gar nicht gehören, und für bisher ungedruckt ausgegeben, welche längst gedruckt sind.[2]) Unter diese gehört der *Physiologus,* p. 1173, von welchem er am Rande ausdrücklich sagt *nondum editus.* Aber er war längst herausgegeben, und nicht unter dem Namen Hildebertus, sondern des Bischofs Theobaldus. Eine Ausgabe in 4° auf 20 Blättern, mit gothischen Lettern, ohne Ort und Jahrzahl, offenbar aber aus dem 15. Seculo, besitze ich selbst, unter dem Titel: *Physiologus Theobaldi Episcopi de Naturis duodecim animalium.* Freytag (welcher diese Ausgabe in seinen Analectt. Literar. p. 967 beschreibt) glaubt sie Coloniae, per Henricum Quentel gedruckt, weil sie der Ausgabe von des *Alani* Doctrinale Altum, welche daselbst herausgekommen, vollkommen gleich sei. Auch der Commentar, welcher bei dem Physiologo ist, scheint ihm von eben dem zu sein, welcher das genannte *Doctrinale* commentirt hat.

Mich wundert um so mehr, wie Beaugendre dieses Gedicht als ein Werk des Hildebertus hat können drucken lassen, da in seinem Manuscripte sich am Ende zwei Verse befinden, welche mein

1) Ebenda wird citirt: „Athen. Belg. p. 87."
2) Vgl. „Fortsetzung" Nr. LXIII.

gedrucktes Exemplar nicht hat, und die es ausdrücklich einem Tibaldus zuschreiben:

> Carmine finito, sit laus et gloria Christo,
> Cui, si non alii, placeant haec metra *Tibaldi.*

Wer aber dieser Tibaldus gewesen sei, weiß uns Niemand zu sagen: man nennt ihn Episcopus und das ist Alles. Indeß finde ich unter den vermischten Gedichten des Hildebertus, p. 1322, ein Epitaphium auf einen Magistrum *Theobaldum*, welches er wohl sein könnte: und aus den Zeilen in selbigem

> Hoc vivente locus Dervensis floruit; isto
> Sublato marcet nominis hujus odor!

würde ich angeben können, wo Theobald gelebt und gelehrt hätte; wenn ich nur erst wüßte, was locus *Dervensis* für ein Ort sei.

Indeß ist es wahr, daß Beaugendre sich aus diesem gedruckten Physiologus nicht viel Raths würde haben erholen können, und daß er ihn uns viel correcter geliefert hat, als er dort erscheint.

Maittaire Annal. Typogr. T. I, p. 602 führt auch eine Edition, *Delfis* impressum per Christ. Suellaart, 1495, an: und unter den Manuscripten der Fabrizischen Bibliothek, unter welchen sich zwei Codices des *Physiologi* Nr. 149 und 249 befinden, wird einer *Coloniensis* vom Jahre 1492 gedacht. Jene bringt auch Freytag aus dem Maittaire bei, nicht aber diese, wie er denn auch nichts gewußt von der Ausgabe des Beaugendre. Und so spielen die Literatores unter sich oft die Blindekuh! Beaugendre wußte nichts von den älteren Ausgaben; und Freytag, der die älteren kennt, weiß nichts von Beaugendres neuester.

Bei dem allen ist Beaugendren diese Unwissenheit weit eher zu vergeben, als eine andere, durch die er Verse unter die Carmina des Hildebertus gesetzt hat, welche viel zu gut sind, als daß diesem eine Silbe davon gehören könnte. Ich meine die *Epistolam Elegiacam*, p. 1546, welche nach ihm *Hildebertus* ad amicum transmarinum seu Anglicanum soll geschrieben haben, qua eum rogat, ne in suo infortunio ipsum contemnat aut deserat; forte dum a *Guilielmo Rufo,* aut ab *Henrico I.* ita exagitaretur, ut Romam petere coactus sit, ob turres Ecclesiae

scilicet, quas evertere semper immoto recusavit animo. Dieser ganze Brief ist nichts als zusammengetragene Stellen aus dem zweiten und dritten Buche Epistolarum Ovidii ex Ponto; und nicht einmal das, was man einen Cento nennt; sondern schlechterdings so, wie sie an verschiedenen Orten bei dem Ovid stehen, ohne daß sie Hildebertus sich im Geringsten auf seine Umstände eigen gemacht hätte. Wie war es möglich, daß ein Gelehrter sich aus seiner Jugendlectüre nicht so viel erinnerte! Ich bedauere den Mann, der so elende Dinge so lange und so viel lesen muß, bis er alle seine classische Lectüre darüber vergißt.

Hätte sich Beaugendre aber erinnert, daß er nichts als Stellen des Ovids abdrucken lasse, so würde er uns Verschiedenes haben richtiger, und nicht mit so lächerlichen Fehlern, liefern können. So hat er z. E. drucken lassen:

Saepe canem longe visum fugit *Anna* lupumque
Credit, et ipsa suam nescia vitat opem.

Was ist das für eine Anna? Eine Heilige vielleicht? Doch, wer weiß nicht, daß die Stelle aus dem siebenten Briefe des zweiten Buchs *ex Ponto* ist, und man statt Anna zu lesen agna.

Wiederum läßt er drucken:

Nec magis assiduo vomer tenuatur ab usu,
Nec magis est curvis *apia* trita rotis.

Wer kann die zweite Zeile verstehen, der sich nicht aus dem Ovid (Ep. I, v. 44) erinnert, daß *Appia* sc. via, zu lesen. Ferner läßt er drucken

Si pacem nullam *penitus* mihi praestat eunti,
Irrita Neptuno cur ego dona feram?

Was soll das *penitus?* Wer versteht das? Man muß aus dem Ovid (Ep. IX, Lib. II, v. 27) *pontus* dafür gelesen werden. An einer anderen Stelle fand er in seiner Handschrift geschrieben: *h'cl'ee*, und glaubt *heredem* dafür lesen zu müssen, nämlich:

Conveniens animo genus est tibi, nobile namque
Pectus, et *heredem* simplicitatis habes.

Aber aus dem Ovid (Ep. 3, L. III, v. 100) wissen wir, daß *herculeae* zu lesen sei, da Ovid an einen Fabius schreibt, welches Geschlecht sich der Abstammung vom Hercules rühmte.

Und so mit mehreren Stellen, die als Verse des Hildebertus gar nicht zu verstehen sind, aber wohl bei dem Ovid einen guten

Sinn haben. Auch vermuthe ich noch von mehreren Carminibus, daß sie einen weit älteren und besseren Dichter zum Verfasser haben, z. E. der Brief ad *Virginem* quandam versu peritissimam, welcher für ihn viel zu gut ist, und sich anfängt:

Tempora prisca decem se jactavere Sibyllis,
Et vestri sexus gloria magna fuit.
Unius ingenio praesentia saecula gaudent,
Et non ex toto virgine vate carent.
Nunc quoque sunt homini quaedam commercia divûm,
Quos puto, nec fallor, virginis ore loqui. etc.

Von keinen Gedichten aber bin ich es mehr überzeugt, daß sie dem Hildebertus nicht gehören, als von den zweien *de Roma*, welche S. 1334 und 35 vorkommen. Wenn ich mich recht erinnere, kommen sie in Burmanns Anthologie vor: Das erste fängt an:

Par tibi, Roma, nihil, cum sis prope tota ruina,
Quam magni fueris integra, fracta doces.

und hat vortreffliche Zeilen; besonders die letzten, in welchen von der großen Schönheit der Statuen der heidnischen Gottheiten gesprochen wird.

Hic superûm formas superi mirantur et ipsi,
Et cupiunt fictis vultibus esse pares.
Non potuit natura deos hoc ore creare,
Quo miranda deûm signa creavit homo.
Vultus adest his numinibus, potiusque coluntur
Artificum studio, quam deitate sua.

Zugleich zeigen diese Zeilen deutlich, daß sie zu einer Zeit geschrieben worden, da Rom zum Theil noch heidnisch war; ja wohl von einem Heiden. Vielleicht auch, daß die ganz letzte Zeile auf die Kaiser geht, welche die christliche Religion zuerst annahmen.

Urbs felix, si vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis esset turpe carere fide.

Das andere Gedicht, gleichfalls auf Rom, ist hingegen von einem Christen, doch auch aus früheren Zeiten: und wird Rom darin redend eingeführt, als zugestehend, daß sie zwar durch die christliche Religion ihre Größe und Glanz verloren, aber bei diesem Verluste dennoch mehr gewonnen als verloren habe. Und das ist sicherlich wohl die beste Antwort, die man auf den Vorwurf geben kann, daß die christliche Religion an dem Verfalle des Reiches Schuld

sei. Die Sache selbst zu leugnen, ist weit unsicherer. Das Gedicht fängt an

Dum simulacra mihi, dum nomina vana placerent,
  Militia, populo, moenibus alta fui.
At simul effigies arasque superstitiosas
  Dejiciens, uni sum famulata Deo,
Cesserunt arces, cecidere palatia divûm,
  Servivit populus, degeneravit Eques.
Vix scio, quae fuerim, vix Romae Roma recordor,
  Vix sinit occasus vel meminisse mei.
Gratior haec jactura mihi successibus illis,
  Major sum pauper divite, stante jacens.
Plus aquilis vexilla Crucis, plus Caesare Petrus etc.

22. Daniel Landringer.

Lebte um 1680 zu Breslau, und war, wo ich nicht irre, ein Medicus, aber zugleich in den Alterthümern, besonders Münzen und geschnittenen Steinen, nicht übel erfahren. Im Jahre 1681 ließ er daselbst drucken: Diss. in Onychem Alexandri M. 7 Bogen in 4°. — Dieser Kopf des Alexanders, erhaben auf einem Onyx geschnitten, ist dem sehr gleich, welcher in der Dactyliotheca Zanett. Tab. II. vorkommt. — Im Jahre 86 gab er daselbst heraus: Notitiam Numorum Antiquorum tam Imp. Romanor. et Graecor. quam Augustarum, prout rari sunt vel communes. —

Das G. L.[1] hat keine Nachricht von diesem Landringer: und ich hätte mich in Breslau nach Umständen von ihm erkundigen können.

Als Landringer das erste Werkchen herausgab, arbeitete er zugleich an einem Examine Chemico-Medico Rubiae Tinctorum, herbae vernaculae: (Ob er davon etwas drucken lassen?) wie er selbst in einem kleinen Nachberichte an den Leser sagt.

23. Malerei.

Von dem Thebanischen Gesetze für die Maler, *εις το κρειττον μιμεισθαι*, habe ich meine Meinung im Laokoon gesagt. Riedel hat Einwürfe dagegen gemacht[2], wider welche mich ein Ungenannter, ich glaube, es ist Prof. Morus, in dem letzten

1) Gelehrten-Lexikon von Jöcher.

2) Vgl. „Fortsetzung" Nr. LXVII und Riedels „Theorie der schönen Wissenschaften" I, S. 135.

Stücke der N. Bibl. der schönen W. vertheidigt hat, wo Riedels Theorie recensirt wird.

In der vorher angeführten Dissert. von Jünger wird dieses Gesetzes auch gedacht, und Jünger macht den Zusatz: qualis etiam lex apud Aegyptios viguit; vid. *Muret.* ad Nicomach. p. 249. Dieses ist nachzusehen.

*

Mit dem thebanischen Gesetze zu vergleichen eine Stelle des Cicero de Oratore, Lib. II. Valde autem ridentur etiam imagines, quae fere in deformitatem aut in aliquod vitium corporis ducuntur, cum, similitudine turpioris.

Ich finde, daß Vettori (de septem Dorm. p. 22) das thebanische Gesetz eben so verstanden hat als ich, wo er die Stelle des Cicero anführt, und hinzusetzt: de hoc abusu alibi loquuti sumus, lege Thebanorum mulcta pecuniaria coërcito. — Sed aliud est, ingeniose abuti arte pictoria, aliud praeclare pingendo ex imperitia deficere.

24. Marbodus. [1])

Episcopus Redonensis; Bischof zu Rennes in Bretagne, in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Seine Werke hat Beaugendre mit den Werken seines Zeitgenossen, des Erzbischofs von Tours, Hildebertus, zu Paris 1708 in Folio herausgegeben.

Er enthält eine Stelle in meiner Literatur bloß wegen seines *Liber Lapidum*, welches ein Gedicht in lateinischen Hexametern ist, worin er sechzig Edelsteine nach ihren Eigenschaften und Kräften beschreibt. Es ist zuerst unter verschiedenen anderen Werken des Marbodus 1524 zu *Redonis* Joannem Maçè, Bibliopolam, jussu Yvonis Redonensis Episcopi, gedruckt worden; und das einzige Exemplar, welches Beaugendre hiervon auftreiben konnte, ist in der Bibliothek des Collegii Mazariani zu Paris.

Hierauf ist es 1531, Friburgi, cum scholiis *Pictorii Willigensis* herausgekommen. Und wiederum 1539, cum commentariis *Alardi Amstelodamensis.*

Endlich fügte es Gorläus seiner Daktyliothek bei 1695. Zuletzt die Ausgabe des Beaugendre mit verschiedenen Manu-

---

1) Vgl. „Fortsetzung“ Nr. LXI — LXIII.

scripten vergleichen und mit einigen noch ungedruckten Zusätzen gleiches Inhalts, auch mit einer alten französischen Uebersetzung in Versen, welche letzterer aus einem Manuscripte *Sancti Victoris* genommen, dem er ein Alter von 600 Jahren zuerkennt, und also mit dem Verfasser gleichzeitig, oder doch fast gleichzeitig sein würde.

Gesner sagt in seiner Bibliothek, daß dieses Gedicht vom Vincentio und Alberto und dergleichen Verfassern unter dem Namen *Liliarii* oder *Lapidarii* angeführt werde, auch wohl unter dem Namen des Evax: nicht zwar, als wenn Marbodus den Zunamen Evax geführt, wie Baläus und Pitsäus vorgeben, sondern weil es anfängt Evax rex Arabum etc. (s. den Artikel Evax).

Marbodus sagt selbst, daß sein Gedicht nur ein Auszug aus dem größeren Werke des Evax sei:

Hoc opus excipiens dignum componere duxi
Aptum gestanti forma breviore libellum,
Qui mihi praecipue paucisque pateret amicis.

Warum soll man ihm nicht glauben, daß ein älteres Werk unter dem Namen des Evax vorhanden gewesen? Warum soll er allein diesen ganzen Betrug geschmiedet haben?

Unter den übrigen Gedichten des Marbodus hat Beaugendre Vieles mit unterlaufen lassen, welches Marbodus eben so wenig gemacht hat, als ich; z. E. das Epigramm contra Invidum, welches sich anfängt:

Rumpitur invidia quidam, carissime Juli,
Quod me Roma legit, rumpitur invidia. etc.

ist ganz aus dem Martial (Lib. IX, ep. 99), nur daß die Zeilen, in welchen Martial von dem jure trium liberorum spricht, welches ihm Titus und Domitianus gegeben, weggelassen sind, die sich freilich auf einen Bischof nicht recht paßten.

25. Obsidianisches Glas.[1])

Hr. Klotz sagt, daß die Alten die Zusammensetzung (oder den Glasfluß, in welchen sie die geschnittenen Steine abgegossen) *vitrum obsidianum* genannt hätten. (Geschn. Steine, S. 58.)[2])

1) Vgl. „Fortsetzung" Nr. LXXXIX.

2) „Gleichwie überhaupt die Alten es in der Glaskunst zum Erstaunen weit gebracht und uns sehr übertroffen haben, so formten und druckten sie auch die

Welche Unwissenheit! Nicht jeden, sondern nur den, welcher ad similitudinem lapidis, wie Plinius sagt (XXXVI, 67), quem in Aethiopia invenit Obsidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi, zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaste ist vom vitro obsidiano, nur die schwarzen sind vielleicht davon.

„Eine Sache", fährt Klotz fort, „die zu vielen Untersuchungen, Widersprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben." —

Falsch; nicht das vitrum obsidianum, sondern der lapis obsidianus, die gemma obsidiana, hat dazu Gelegenheit gegeben. Was diese eigentlich sei, darüber wird gestritten; nicht aber, was jenes, welches eine schwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obsidianischen Steins. Klotz kann also auch nicht einmal die Abhandlung des Caylus, die er so sehr rühmt, vom Obsidianischen Steine, gelesen haben.

26. Orpheus.

Unter den Schriften, die unter diesem Namen noch vorhanden, ist auch ein Gedicht *περι λιθων*, in welchem Theodamas, der Sohn des Priamus, redend eingeführt wird, als den Orpheus von den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieser Orpheus kann also auch der alte Orpheus, welcher nach dem Suidas, elf Menschenalter vor dem trojanischen Kriege gelebt, gar nicht einmal sein sollen. Ja, Tzetzes giebt diesem Orpheus auch eine ganz andere Mutter, Namens Menipa, anstatt, daß der alte Orpheus des Oeagrus und der Calliope Sohn war. S. Gesners Noten, p. 303.

Beim Stobäus wird dieses Gedicht vielmehr dem Onomacritus, als dem Orpheus zugeschrieben; und auch Suidas sagt, daß dem alten thracischen Orpheus ein Gedicht *περι λιθων γραφης*, das den Titel *Ογδοηκονταλιθος* (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeschrieben worden, dessen Verfasser aber Onomacritus gewesen. Doch dieses kann das nicht sein, welches wir vor uns haben, 1) weil es gar nicht von der Sculptur der Steine

---

Steine ab und bildeten dann durch das in Fluß gebrachte Glas die schönsten Copien. — — Die Alten nannten diese Zusammensetzung vitrum obsidianum."

handelt, und 2) auch lange nicht von achtzigen; sondern kaum von zwanzigen.

Von einem neuern Dichter untergeschoben ist es offenbar; weil zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Edelsteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer Homer sonst gewiß würde gedacht haben, wenn er von den *Κειμηλιοις* der Alten redet.

Es verräth auch eine Philosophie, die für diese Zeiten viel zu allgemein und systematisch ist. Z. E. Was dem Palamedes gegen Philoktet in den Mund gelegt wird (unter *Ophites*, v. 61—75): „daß die Erde den Menschen gegen jedes Uebel ein Hülfsmittel gewähre."

> *Αὐτη γαια μελαινα πολυκλαυστοισι βροτοισι*
> *Τικτει και κακοτητα και ἀλγεος ἀλκαρ ἑκαστον.*

„daß die Erde die Erzeugerinn aller Steine sei"

> *Ἐκ γαιης δε λιθων παντων γενος, ἐν δ' ἀρα τοισι*
> *Καρπος ἀπειρεσιον και ποικιλον* — —

welches ganz in dem Sinne des Theophrasts gesagt zu sein scheint, nach welchem die Mineralien aus dem Wasser, die Steine aber aus der Erde erzeugt werden: *ὑδατος μεν τα μεταλλουμενα. γης δε λιθος τε και ὁσα λιθων περιττοτερα.* Ferner:

„daß es eben so viel Steine als Pflanzen gebe"

> — *ὁσαι βοταναι, τοσσοι λιθοι,*

welches mit einer andern Hypothese der neuern Naturalisten übereinkömmt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eigenes Insect habe.

Die Steine selbst, deren Kräfte in diesem Gedichte beschrieben werden, sind

1. *Κρυσταλλος.* Hier findet sich nichts von dem alten Wahne, daß der Crystall ein verhärtetes Eis sei: vielmehr eine deutliche Beschreibung eines Brennglases von Crystall, durch welches das heilige Feuer der Vesta entzündet werden müssen. v. 7—13. Beides bezeugt weit neuere Zeiten, als die Trojanischen.
2. *Γαλακτιτης* oder *Γαλατιτης.* Ist der neueren Naturalisten ihre Mondmilch; welches ein kalkichtes weißes Steinwerk ist, das zwischen den Ritzen der Felsen angetroffen wird. (S. Vogels M. p. 46.) Denn es soll Milch enthalten, nicht aber

wie Milch aussehen, welches letztere Plinius von seinem Galaktites sagt, der ad dealbanda vertimenta gebraucht wird. Den Galaktites des Orpheus nannten die Alten wie es v. 4. heißt, auch *ἀναγκην ἀδαμαντα* (ut legi vult Salmasius qui *ἀναγκην* a carminibus explicat; vel *ἀνακτητην* conciliatorem, ut mavult Gesnerus; ab *ἀνακταομαι* mihi correctio). Auch hieß er v. 7. *ληθαιος*, Letheus, weil er das Unglück vergessen mache.

27. Pyrgoteles.[1])

Edictum Alexandri M. quo vetuit, in gemma se ab alio scalpi, quam a Pyrgotele, non dubie clarissimo artis eius. *Plin.* 37. 1.[2]) Wenn Plinius nicht ausdrücklich das Wort edictum gebraucht hätte; wenn er nicht an der anderen Stelle, wo er eben diese Nachricht giebt, gleichfalls das Wort edixit brauchte: so würde ich glauben, daß dieses Verbot des Alexanders bloß in seiner Weigerung bestanden habe, sich originaliter von anderen Künstlern, als dem Apelles, Pyrgoteles und Lysippus, bilden zu lassen.[3])

Auch Apulejus (in *Floridis*), da er das Nämliche erzählt (nur mit der Veränderung, daß er anstatt des Lysippus den Polycletus setzt, qui effigiem regis aere duceret), braucht die Worte *edixit* universo orbi suo.

Aber gut, daß wenigstens *suo* dabei steht. An den Orten, wo seine Befehle so unumschränkt nicht waren, wie in Athen z. E., werden die Künstler also doch gethan haben, was sie gewollt.

Wenn man dazu annimmt, wie man kann und muß, daß Alexander nicht auch zugleich den geringeren Künstlern untersagt, die ihn vorstellenden Werke der drei privilegirten Meister zu copiren; und daß nach dem Tode des Alexander das Verbot überhaupt seine Kraft verloren: so fällt die Nothwendigkeit ohnstreitig weg, daß

---

1) Vgl. Christs Abhandlungen ed. Zeune, S. 293, und unten den Artikel „Dioscorides".

2) d. h. Cap. I. ed. Hardnin II, S. 765.

3) ed. Harduin I, S. 396: Idem hic Imperator edixit, ne quis ipsum alius quam Apelles pingeret, quam Pyrgoteles scalperet, quam Lysippus ex aere duceret: quae artes pluribus inclaruere exemplis.

die noch vorhandenen Köpfe Alexanders wirklich von jenen Meistern sein müßten.

Natter sagt, daß der, welchen Pyrgoteles geschnitten, wie es heiße, in dem Cabinet des Königs von Preußen sein solle. (Préf. p. IX.) Dies bezieht sich auf das, was Beger (Thes. Brandeb. Vol. III. p. 203) bei einem erhaben geschnittenen Sardonyx anmerkt, welcher ihm den Kopf des Alexander mit dem Kopfe seiner Mutter Olympia vorstellt: artificium in hac gemma *Alexandri* aetatem prodit; adeo, ut non absurde coniectura subeat, gemmam propositam eiusdem *Pyrgotelis* opus nobis fausto omine superesse.

28. Sokratische Steine.

So müßte man, nach der Meinung des Chifletius, eine Art von geschnittenen Steinen nennen, auf welchen besondere Figuren vorkommen, die aus Köpfen verschiedener Thiere, öfters nach der Gestalt eines Hahnes geordnet, und auf die Füße eines Hahns gestellt, bestehen. Weil unter diesen verschiedenen Köpfen sich meistentheils auch ein alter Mannskopf befindet, welcher dem Kopfe des Sokrates etwas ähnlich sieht, so hat Chifletius (in s. *Socrates*, se de Gemmis eius imagine caelatis) die ganze Figur auf ihn gedeutet, und die übrigen Thierköpfe von seinen Anklägern verstanden, oder als symbolische Vorstellungen seiner Tugenden erkläret.

L. Agustini, welcher unter seinen Gemmen auch zwei dergleichen hat, hält sie für Amulete. (Parte I, No. 203. 204, p. 78. Edit. *Gronovii.*)

De la Chaussee (Gemme ant. figur. No. 176. 178. 182. 183) macht theils physico-moralische, theils historische Auslegungen darüber. Und diesem ist Schott gewissermaßen gefolgt, welcher einen solchen Stein in dem königl. Cabinete zu Berlin in einer besonderen Schrift ausgelegt, und eine politische Sittenlehre darin gefunden hat. (Die Haupttugenden eines löblichen Landesherrn in einem alten Steine des Königl. Medaillen-Cabinets zu Berlin zuerst angemerkt und erklärt von Joh. Carl Schott. Berlin 1717. 4.) Dieser berlinische Stein kommt mit dem beim de la Chaussee, No. 176,

vollkommen überein, nur daß auf jenem der Pferdekopf einen Kranz in dem Maule hält, und hinter ihm, über dem Widderkopfe, ein Caduceus steckt.

29. Vettori.[1])

Seine *Dissertat. Glyptographica* (sive Gemmae Duae Vetustissimae, emblematibus et graeci artificis nomine insignitae, quae extant Romae in Museo Victorio, explicatae et illustratae) ist zu Rom in 4° 1739 gedruckt, und enthält 32 Capitel.

1. *De praestantia sculpturae gemmarum antiquarum.* Da er die Edelsteine nennt, auf welche die Alten geschnitten, setzt er hinzu: Adamas quoque, ceteris excellentior atque durissimus, occurrit quandoque impressa imagine suspiciendus. Aber ohne ein Exempel anzuführen. p. 1.

Er gedenkt des Mnesarchas, des Vaters des Pythagoras, den Laertius *Δακτυλιογλυφον* nennt, und meint, daß er ein Edelsteinschneider gewesen. Pythagoras starb als ein Mann von 80 in der 77sten Olympiade, und um diese Zeit, wie ich in den Antiquarischen Briefen gezeigt habe[2]), wurden die Petschaftringe von geschnittenen Steinen erst in Griechenland bekannt. Folglich kann der Vater des Pythagoras wohl kein Edelsteinschneider gewesen sein, sondern er wird nur Siegelringe gemacht haben, von Metall. Siehe indeß die Stelle des Apulejus unter Gemmae p. 151.

2. *Qui primi gemmas inciderunt.* Auch Vettori sagt gerade wie Klotz[3]): gemmas autem vetustissimi hominum scalpserunt Aegyptii, post illos Etrusci, denique Graeci, ac demum Romani. Er giebt ein alphabetisches Verzeichniß aller alten Steinschneider aus dem Werke des Stosch, und fügt die bei, die Gorius nachher entdeckt hat. Siehe unter Gemmae p. 152.

3. *De Aulo, gemmarum sculptore, et de gemmis ab eo insculptis.* Außer den fünfen, welche von diesem Künstler in dem Stoschischen Werke vorkommen, und von denen zwei auch im *Mus. Florent.* vorkommen, nennt Gorius (T. II, p. 10, Clas. 1) einen sechsten, anaglyphici operis Chalcedonio excisi, quod

1) Vgl. den 44. „antiquarischen Brief“.
2) Vgl. den 23. „antiquarischen Brief“.
3) Geschnittene Steine, S. 26.

in Museo Capponio Romae adservatur. Ein siebenter ist der, dessen Johannes Faber in Commentariis ad Imagines Virorum Illustrium (p. 67) gedenkt, worauf ein Cupido, der einen Schmetterling an einen Baum spießt; aber Faber nahm den Namen Aulus für den Vornamen des Brutus. Der achte endlich ist der, den Vettori hier beschreibt.

4. *Descriptio gemmae Musei Victorii ab eodem Aulo caelatae.* Eine sitzende Venus, die auf dem ersten Finger der rechten Hand ein Stäbchen balancirt, nach welchem ein Amor aufspringt, um es mit beiden Händen zu erhaschen. Darunter steht *AYΛOC.* Der Stein ist ein Achat.

5. *De Achate gemma, qua usus est Aulus. Veterum opiniones recensentur circa hanc gemmam.* Die Farben dieses Achats sind sehr matt: absumto enim igne cadavere, quocum in antiquo sarcophago reperiri contigit a. 1735, annulus quoque cum pretioso lapillo semiustus fuit. Doch ist er nicht so verdorben, daß man nicht jetzt noch damit siegeln könne.

6. *Usus ac consuetudo comburendi gemmas una cum cadaveribus mortuorum expenditur ac illustratur.* Wird vornehmlich aus einer Stelle des Properz Lib. IV, Eleg. 7 erwiesen, wo von der verstorbenen Cynthia gesagt wird:

Et solitum digito Beryllon adederat ignis.

7. *Disquiritur conditio antiquae gemmae possessoris. Quid indicent Veneris imagines in gemmis insculptae, aperitur.* Auch Vettori hält hier die Daktyliotheken beim Plinius für Sammlungen von geschnittenen Steinen.

8. *De inauribus, ab Aulo, gemmae sculptore, Veneri tributis.* Er glaubt mit dem Buonarotti: quod foeminarum imagines, cujuscunque sint ordinis, ideo inauribus, et nonnullis aliis ornamentis, priori aetate omnino destituantur, licet ipsae, dum vitam viverent, iisdem continuo uterentur. Consuetudo etenim percrebuerat, deabus tantum, quas putabant, notam fortasse singularem, inaures, aliosque muliebres ornatus, tribuere. Er glaubt daher sogar, daß beim Cangius und Bandurius, wo dergleichen Ohrgehenke an sterblichen Weibern zu sehen, sie ein Zusatz der Abzeichner wären. Aber das ganze Vorgeben ist falsch,

wie ich glaube, daß auch Winckelmann irgendwo schon erinnert hat.

9. *De monili, Veneri circa collum apposito.* Nach dem Isidor (Origg. Lib. XIX, c. 31) kömmt *monile* a *munere*, und es werden omnia ornamenta matronarum, quicquid illis muneri datur, darunter verstanden. Doch wird Monile e gemmis für einen Halsschmuck für Pferde gebraucht: *Suet.* in Cal. c. 55.

10. *De armillis circa manus et brachia, Veneris imagines honestantibus.*

11. *Ancillae, quae inaures, armillas, monilia, aliaque ornamenta muliebria servabant, quomodo dicerentur a veteribus.* Sie hießen *sarcinatrices*, *a mundo muliebri*, *a monili*, *ab armillis*, u. s. f. Sie sind unterschieden von den ornatricibus und ancillis ab ornamentis.

12. *Eadem ornamenta in sacris imaginibus a Christianis usurpata; et quare?*

13. *Describitur vas vitreum Musei Victorini, in quo mulier spectatur in Elysiis, et ejus ornamenta indicantur.*

14. *Aliud vas vitreum antiquum ejusdem Musei, in quo imagines ornatae monilibus sunt expressae.*

15. *De baccis sive flosculis propendentibus ab extremitatibus pallae seu veli, quo Venus in gemma obducitur in inferiori parte.* Er merkt davon weiter nichts an, als daß diese Büschel oder Flocken auch an den Kleidern der Hetrurier in *Dempsteri* Etruria Regali und *Gorii* Museo Etrusco zu sehen.

16. *De ludo, quem ludere videtur Venus in gemma, aliisque nonnullis ludis puerilibus veterum, ab Philosophis, Regibus, Imperatoribus et Diis gentium usurpatis.* Gerade von dem Spiele, mit welchem sich Venus hier zu amüsiren scheint, dem Balanciren, findet er (?) bei alten Schriftstellern nichts. Dagegen aber von andern, z. E. de ludo digitorum, welches Nonnus (Dionys. Lib. 33) den Hymenäus und Cupido mit einander spielen läßt: quem ludum *Cicero* et *Varro* dixerunt: *micare digitis*, h. e. *digitis sortiri*, ut observat *Nonius Marcellus* in Libro de Proprietate Sermonum. Nostra aetate in Italia vulgus appellare consuevit *la Morra.*

17. *Quid Aulus indicare voluerit per hanc ludi speciem in*

figura Veneris? Er sagt: librata Veneris indice et circumducta, ne capiatur ab avido Amore virga, ludum videtur exprimere, quo illum industria et conatu adsequens, imperium in amantem, seu potestatem, quae per virgam indicatur, praemii loco accipiat.

18. *Quare veteres ethnici ludos consulerent, ac saepe in gemmis exprimerent, investigatur.* Er meint, um sich zum Vergnügen und zur Freude dadurch aufzumuntern.

19. *Exponuntur nonnullae veteres inscriptiones, quae de officio* a voluptatibus *meminerunt.* Sie heißen auch a rationibus voluptatis, und scheinen die Besorgung aller Ergötzlichkeiten der Herren über sich gehabt zu haben. Unter den späteren Kaisern kommen sogar tribuni voluptatum vor.

20. *Vetustus alius titulus illustratur.* Unter den Aufschriften in dem gemeinschaftlichen Grabe der Freigelassenen und Knechte der Livia Augusta befand sich auch eine auf einen Amianthus, der Liviae ad Venerem heißt. Dieses haben einige erklärt: qui Liviae fucum pararet, et ea quae ad venustatem oris affectandam conducunt; und anders. Er aber erklärt es aus dem Bianchinio und Gorio, welche beide gedachtes Grabmal erläutert haben, pro Aedituo Liviae templo Veneris addicto.

21. *In antiquis gemmis mysteria frequentissime occultantur.* Er erläutert dieses an einem alten Carneole, worauf ein Todtenkopf, ein rundes Brot, ein prächtiges Halsband, und totus talorum ludus, vier Knöchel, die die Alten statt der Würfel brauchten: und meint, daß darin die Ermunterung ausgedrückt sei: Ergo vivamus, dum licet esse bene!

22. *Gemma ab Aulo sculpta, saepe ab aliis antiquis sculptoribus eodem typo repetita.*

23. *De caelatura inferioris aevi pertinente ad illustrationem gemmae Victorianae.*

24. *Sculptores complures, qui gemmas inciderunt aevo inferiori, in obscuro.* S. den Artikel Gemmen, p. 152, Nr. VI.

25. *Georgius Vasarius laudatur, qui ab eo memorantur caelatores, indicantur, aliique proferuntur in lucem.* Ebendas.

26. *De sculptoribus gemmarum nostra aetate florentibus.* Ebendas.

27. *De Auli gemma, eodem typo a recentioribus iterato insculpta,* aliorumque veterum gemmarum caelaturis, ab iisdem saepe repetitis, et earum maxime, quae antiquorum sculptorum nominibus insignitae sunt. Natter copirte 1736 diese Venus des Vettori, und machte eine Danae daraus, die mit der ausgestreckten Hand den güldenen Regen erwartet. Natter selbst erzählt das in der Vorrede seines Werkes, aber er leugnet, daß er den Namen Aulus deswegen auf seinen Stein gesetzt, um ihn desto theurer zu verkaufen, welches ihm Vettori hier Schuld giebt.

28. *De modo caelandi gemmas. Veteres usos esse microscopio, sive lente vitrea, demonstratur.* Aus diesem Capitel sehe ich, daß Christs Meinung von dem Gebrauche der Diamantspitze ihm gar nicht eigen gewesen. Sie gehört dem Vettori, der es sogar beschreibt, wie mit der Diamantspitze gearbeitet worden, und es ohne Zweifel von Künstlern selbst gesehen hatte.[1]) Gemmarum caelatores, schreibt er p. 100, ad eas incidendas vel *Adamantem* vel *Rotam* adhibere solent. Siquidem in summitate styli sive axiculi, qui ferreus est, tenuis, nec palmarum longitudinem adsequitur, scobem sive frustulum adamantis ita componunt, ut moveri nequeat, dum opus sculpturae perficiunt, quod agunt, sola cuspide adamantis gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt, et smiridis pulvere inficiunt gemmam, sicque juvant adamantem. De his fragmentis inquit *Plinius:* Expetuntur etc. et *Marbodus.*

Hujus fragmentis gemmae scalpuntur acutis.

Hierauf beschreibt er die Art und Weise mit dem Rade, wobei er auch den Mißbrauch anmerkt, die eisernen Instrumente, welche in das Rad gesetzt werden, das Rad zu nennen. Invaluit vero per abusum consuetudo, *rotas* apellare (quas dicunt etiam *rotini*) ferreos quosdam paroulos stylos, non chalybeos, neque igne temperatos, etc. Und wenn er sagt, daß die Steine an einen Handgriff gekittet werden müßten, um sie bequem an das Rad zu halten, so setzt er hinzu: idem omnino firmandae gemmae modus in usu est, si *adamentem*, non *rotas*, adhibeat. — Hierauf sagt er, wie nöthig zu dieser Arbeit das Vergrößerungsglas sei. — — —

1) Vgl. „Fortsetzung" Nr. XCVI.

29. *De gemma*, *a* Quinto Alexa *insculpta, quae Achillem exhibet armis instructum. Item de Sardonyche.* Dieses ist die zweite Gemme, die in diesem Werke erläutert wird. Auf der Area steht in drei Linien *Κοιντος Ἀλεξα ἐποιει.* Gori im *Mus. flor.* hatte dieses Steins schon erwähnt.

Zuletzt sagt Vettori, daß die Alten am liebsten tapfere und kriegerische Leute und Thaten auf den Sardonyx geschnitten: (weil sie in der Meinung gestanden, dieser Stein habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, und Muth einzuflößen.) — Quod Achillem, ut ipsi putabant, potissimum deceret Sardonyche, et pariter eos omnes, qui res bellicas tractant, vel bellicis negotiis adsuescunt.

Dieser Stein ist aber eigentlich nur ein Fragment, auf welchem bloß die Beine des Mars und die Schrift zu sehen. Das Andere ist von einem neueren Künstler ergänzt.

30. *De Ocreis, quibus Achilles indutus est circa tibias.* Festus de verb. signif. sagt: *Ocrem* antiqui montem confragosum vocabant. — unde fortasse etiam *ocreae* sunt dictae inaequaliter tuberatae.

Jenes alte Wort *ocris* hat mit unserm deutschen Hocker nicht bloß ein Buckel, sondern auch einen Berg, die vollkommenste Gleichheit. Frisch hat es nicht gekannt, sondern derrivirt Hocker von hoch.

31. *De nomine Quinti Alexae. Disquiritur, an aliqui sculptores a Plinio memorati artem quoque insculpendi gemmas calluerint.*

Plinius gedenkt eines Alexa, eines Bildhauers aus der 87. Olympiade; welcher ein Schüler Polyclets war; und da dieser letztere unter den alten Steinschneidern vorkomme, und Plinius selbst von ihm sage, daß er sehr kleine Werke gearbeitet: so, meint er, könne sein Schüler Alexa gar wohl der Meister dieses Steines gewesen sein. — Aber alsdann möchte ich nur fragen: Wie kam er zu dem Vornamen Quintus, welches lediglich ein römischer Name ist?

32. *De inaequalitate, quae in aversa parte utriusque gemmae illustratae, et aliquando in plerisque aliis antiquis gemmis caelatis observatur.*[1]) Dieses Capitel verdient, daß ich es ganz abschreibe:

1) Vgl. „Fortsetzung" Nr. LXXIX.

„Utramque gemmam, a nobis hactenus illustratam, rem observatione dignissimam, nec tamen ad hanc diem observatam, continere deprehendimus, quum partes caelaturae oppositas inspexerimus. Superficies enim postica unius, alteriusve, maxime laevigata et expolita est; verum alicubi tuberata, atque etiam excavata. Illud autem nonnulli contemplantes, incuriae vel negligentiae veterum scalptorum facile tribuere non verentur; ita ut, si qua hujus operis antiqua gemma caelata in manus eorum inciderit, qui aureis annulis ad ornandos digitos solummodo inserere student, vel pro sigillis ad horologia adpensis utuntur, (ut nostri aevi fert usus, caetera non improbandus,) aversam partem vel complanari statim faciant, vel obduci imperent artificibus, ornato flexilibus cauliculis, et maeandris, vel ex auro puro, vel encausticis aureo operculo, ut vitium vetustarum gemmarum, quod ipsi putant, sive emendent, sive emendasse videantur. Res autem non ita se habet: etenim solertissimi hominum fuere, qui gemmas inciderunt, atque eas suo nomine signarunt, quod vel ex nostra dissertatione satis superque licet intelligere, si consideretur quam minimus eorum numerus, qui hanc spartam adornarunt, cap. 2. descriptorum. Igitur id omnino versantes, ac saepenumero hujusmodi gemmas, in altum elatas, contra lucem inspicientes, novimus, atque in eis animadvertimus, non sine admirationis nota, maximam coloris aequabilitatem; adeo ut eodem colore transluceat imago insculpta, quo pariter area transparet; quod inventum, et pulchrum visu, et commendabile ac suspiciendum est. Hinc argumentum rectumque judicium proferri licet, quam profunde lateque omnes artis recessus ac praestantiam callerent iidem ipsi gemmarum caelatores, quos summos viros appellare non dubitamus; et eas gemmas, quae peculiari hoc raritatis specimine distinguuntur (demto *versatilis rotae* periculo, qua male feriati et imperiti homines cunctas indistincte expolire, laevigare et complanare solent) in posterum maximi faciendas esse censemus. Quo monito, uti spectabiliores hac nostra aetate et insequentibus omnes vetustae caelaturae fiant, magno rei antiquariae bono, atque emolumento, feliciter auspicamur."

30. Aeneas Vico.

Landringer in s. Dissert. in Onychem Alexandri M. sagt: *Aeneae Vici* Monumenta ex gemmis et cameis a *Joanne Domenico de Rubeis* promulgata, apologismo accurato indigent. Ich kann nicht erfahren, was für ein Werk dieses ist.

31. Arnoldus de Villa nova. [1])

Er muß schon vor 1313 gestorben sein. Von seinen Werken sagt Freind in s. Historia Medicinae: [Hier folgt die Stelle: Multi in ejus operibus — mirabile videtur.]

Dieses beim Villa nova nachzusehen, den Freind aber bloß mit den Zahlen 3. 6. 9. citirt; vielleicht, daß es die §. des Werkes de morbis mulierum ist.

32. Zaccolini.

Les ecrits du Pere Mattheo Zaccolini, theatin, sur l'Optique, welche der Cardinal Barberini aus seiner Bibliothek dem Mignard communicirte, (v. Monville, Vie de Mig. p. 19) und aus denen, nach dem Monville, Mignard und dü Fresnoy viel profitirten: sind sie gedruckt worden, oder liegen sie noch im Manuscripte?

33. Ant. Maria Zanetti.

S. von diesem Liebhaber und Kenner den Füeßli. Seine Daktyliothek hat Gori lateinisch beschrieben, und sie ist mit der italienischen Uebersetzung seines Neffen, des Girolamo Francesco Zanetti (welcher glaube ich Bibliothecarius von St. Marcus ist), zu Venedig 1750 in Fol. herausgekommen. Sie enthält 80 Tafeln, von Antonio Maria Zanetti, denke ich selbst gezeichnet, aber von verschiedenen gestochen; auf deren jeder ein Stück, doch nicht lauter Steine, sondern auch Büsten von Marmor, Münzen und Lampen mit unter. Die Steine sind größtentheils Camei, und darunter einige von sehr großem Werthe. Der allervortrefflichste, welcher jedoch tief geschnitten ist, soll sein der Hermaphrodit, Tab. LVII mit den Buchstaben ΔΙΟΣ. Dioscorides bedeutend, auf einem Amethyst. Das nämliche Sujet (nämlich ein ruhender

---

1) Vgl. V, S. 21, und oben „Edelsteine", I, Nr. 15.

Hermaphrodit, den ein Amor fächelt, und zwei andere Amors neben ihm, einer auf einer Harfe, und der andere auf dem Rohre spielen) findet sich auch auf mehreren alten Steinen, doch ohne Namen des Künstlers. — Von eben diesem Künstler ist noch eine [Gemme] in dieser Sammlung, mit der nämlichen ersten Silbe des Namens, Tab. XXXIII, einen Giganten, der pro crucibus angues hat, vorstellend, auf einem Beryll. — Auch findet sich ein Stein mit dem Namen eines sonst unbekannten Künstlers, Horus, *ΟΡΟΥ*, den Kopf, oder vielmehr nur die Larve eines Silens vorstellend, auf einem Sardonyx. Tab. XLIII — Auch sind verschiedne Steine von neuen Meistern mit untergemengt; namentlich von Niccolo Avanzi Tab. II, das Brustbild des Alexanders als Minerva; von Alexander Caesarius cognominato Magister Graecus, Maestro Greco) ein Kopf des Phocion Tab. III vom Marmita, der Kopf eines Commodus Antonius, Tab. XXV, und ein unbekannter weiblicher Kopf, Tab. LXXIV; und vom Valerius Vincentinus de' Belli, der Kopf einer Faustina auf einem Achat Tab. XXIII; lauter Meister aus dem 15. Jahrhunderte.

Zanetti hat das Werk der Königin von Schweden Louise Ulrike zugeeignet, in der lateinischen Zuschrift, die ohne Zweifel von Gori ist, deren Antiquitäten- und Naturalien-Cabinet, und ihre große Einsicht in diese Dinge er sehr rühmt. Bei der Gelegenheit kommt er auf die alten Daktyliotheken des Scaurus, des Pompejus, des Cäsar, des Marcellus, deren Plinius gedenkt; und äußert, daß er sie gleichfalls für Sammlungen geschnittener Steine halte: Nemo est, qui ignoret, clarissimos Romani orbis principes viros et Caesares tanti fecisse ac maxime omnium aestimasse *antiquas gemmas*, excellentium caelatorum opificio, dignitate, atque elegantia insignes, ut non hominum, sed deorum dignissimum et praeclarissimum donum censuerint. Wie falsch das ist, habe ich gewiesen.[1]) Eine lehrreichere Stelle für mich aus der nämlichen Dedication war folgende: Memorat etiam (ut illustres feminas taceam) Romana historia *Liviam*, Augusti conjugem, inter omnes feminas eminentissimam operum antiquorum et gemmarum amore et studio mirum in modum

1) Vgl. den 16. „antiquarischen Brief".

flagrasse, tantique hasce artes fecisse, ut in palatio suo innumeros propemodum aluerit non solum gemmarios opifices, verum etiam pictores, fictores, statuarios, architectos, aurifices, fabros argentarios; quorum nomina, quanquam non omnia, exemto paucis abhinc annis eorum sepulcreto columbario nobis innotuerunt. Ich bin äußerst begierig nach diesen Namen; ob vielleicht nicht einige darunter sind, die bei dem Plinius vorkommen, und die man für weit älter hält, als sie sind. Von der Entdeckung dieses Columbarii, dessen Urnen von Marmor sogleich zerstreut waren, finde ich eine Stelle beim Ficoronio de Larvis, p. 18. der lat. Uebersetzung: Nostris vero hisce diebus alia hujus Bathylli prodiere monumenta, et praecipue urna ejus sepulcralis, una cum illius statua et inscriptione, dum ad Viae Appiae laevam, columbarium *Liviae*, Augustique libertorum detectum fuit. Hujus autem columbarii, nec non ollarum, urnarum, marmorearumque inscriptionum statim dispersarum διατυπωσις studio Reverendissimi *Francisci Blanchinii* Veronensis, et *Ant. Franc. Gorii* Florentini, postremo *Dominici de Rubeis* Romani, in lucem cum luculenta enarratione prodiit. Nach diesem Werke muß ich vor allen trachten.

Aus der Vorrede, die gleichfalls im Namen des Zanetti abgefaßt ist, habe ich des Francesco Vettori Dissertationem Glyptographicam kennen lernen, nach der ich auch sehr begierig bin. S. Vettori p. 461.

Die Erklärungen des Gori sind, wie man sie von ihm gewohnt ist: ohne vielen Scharfsinn, und auch dann und wann ohne erforderliche ausgesuchtere Gelehrsamkeit. Besonders bin ich mit seinen Benennungen der Steine sehr übel zufrieden: man sehe, was ich unter Igiade und Moccostein angemerkt habe. Desgleichen in den Antiquarischen Briefen vom Prasma. Auch kommen die nichtsbedeutenden Namen: Achat Onyx und Achat Sardonyx öfters bei ihm vor. Hieher gehört auch der Fehler, den er mit dem vitro obsidiano bei der 31sten Tafel macht, wo er den Kopf eines Jupiters beschreibt, obsidiano vitro caerulei coloris expressum. Das vitrum obsidianum war schwarz. Klotz macht diesen Fehler auch.

Ueber die Pantoffeln, die Gori, Tab. 32, an den Füßen Jupiters sieht, cujus pedes, quod notandum, crepidati, *colle pianelle o crepide in piedi*, hat sich schon Natter moquirt.

Wenn der Kopf Domitianus, Tab. 17, wirklich auf einem orientalischen Granat ist, wie Gori sagt, so ist er wegen seiner ungewöhnlichen Größe ein sehr seltenes Stück.

p. 99 sagt Gori, er habe gefunden, daß die Steinschneider auch sonst Gemmarii genannt worden, aber ohne Stellen anzuführen: quos remotis temporibus etiam gemmarios appellatos invenio. Es ist mir nicht glaublich. Bei Tab. XX, welche einen Achat mit den Köpfen des Kays. Hadrianus und s. Gemahlin Sabina vorstellt, macht er eine gute Anmerkung: Omnium rarissima sunt gemmis inscalpta jugata capita, quod valde perspicuum atque exploratum est; ac multo magis gemmae scalptae extanti opera duobus capitibus ornatae.





Der Recensent braucht nicht besser machen zu können, was er tadelt.



Tadeln heißt überhaupt, sein Mißfallen zu erkennen geben. Man kann sich bei diesem Mißfallen entweder auf die bloße Empfindung berufen, oder seine Empfindung mit Gründen unterstützen. Jenes thut der Mann von Geschmack, dieses der Kunstrichter.

Welcher von ihnen muß das, was er tadelt, besser zu machen verstehn?

Man ist nicht Herr von seinen Empfindungen! aber man ist Herr, was man empfindet, zu sagen. Wenn einem Manne von Geschmack in einem Gedichte oder Gemälde etwas nicht gefällt: muß er erst hingehen, und selbst Dichter oder Maler werden, ehe er es heraussagen darf: das gefällt mir nicht? Ich finde meine Suppe versalzen: darf ich sie nicht eher versalzen nennen, als bis ich sie selbst kochen kann?

Was sind die Gründe des Kunstrichters? Schlüsse, die er aus seinen Empfindungen, unter sich selbst und mit fremden Empfindungen verglichen, gezogen und auf die Grundbegriffe des Vollkommenen und Schönen zurückgeführt hat.

Ich sehe nicht, warum ein Mensch mit seinen Schlüssen zurückhaltender sein müsse, als mit seinen Empfindungen. Der Kunstrichter empfindet nicht bloß, daß ihm etwas nicht gefällt, sondern er fügt auch noch sein d e n n hinzu. Und dieses d e n n sollte ihn zum Bessermachen verbinden? Durch dieses d e n n müßte er gerade des Bessermachens überhoben sein können.

Freilich, wenn dieses denn ein gutes gründliches denn ist; so wird er leicht daraus herleiten können, wie das, was ihm mißfällt, eigentlich sein müßte, wenn es ihm nicht mißfallen sollte.

Aber dieses kann den Kunstrichter höchstens verleiten, einen Fingerzeig auf die Schönheit zu geben, welche anstatt des getadelten Fehlers da sein könnte und sollte.

Ich sage verleiten: denn verleitet wird man zu Dingen, zu welchen man nicht gezwungen werden kann, und zu Dingen, welche übel ausschlagen können.

Wenn der Kunstrichter zu dem dramatischen Dichter sagt: anstatt daß du den Knoten deiner Fabel so geschürzt hast, hättest du ihn so schürzen sollen; anstatt daß du ihn so lösest, würdest du ihn besser so gelöset haben: so hat sich der Kunstrichter verleiten lassen.

Denn Niemand konnte es mit Recht von ihm verlangen, daß er sich so weit äußerte. Er hat seinem Amte ein Genüge geleistet, wenn er bloß sagt: dein Knoten taugt nichts, deine Verwicklung ist schlecht, und das aus dem und dem Grunde. Wie sie besser sein könnte, mag der Dichter zusehen.

Denn will er ihm helfen, und der Dichter will sich helfen lassen, und geht hin, und arbeitet nach den Anschlägen des Kunstrichters um: es ist wahr, so ist ihm der Dichter und der Leser Dank schuldig, wenn die Umarbeitung gelingt: — aber wenn sie nicht gelingt?

So fehlt auch nicht viel, die ganze Schuld fällt auf ihn allein. Und nur in diesem Falle dürfte er, um seine Meinung zu rechtfertigen, genöthigt sein, den Pfuscher von der Staffelei wegzustoßen, und selbst Pinsel und Pallet in die Hand zu nehmen.

„Glück zur Arbeit! Eben hier haben wir dich erwartet, guter Mann! Wenn du fertig bist, alsdann wollen wir vergleichen!“

Und wer glaubt nicht, vergleichen zu können!

Wehe ihm, wenn er nur schlecht und recht verbessert hat; wenn er es genug sein lassen, Fehler zu vertilgen; wenn es ihm nicht gelungen, uns für jeden mit einer neuen, ganz unerwarteten Schönheit zu überraschen!

Was für ein Arzt, der einen Blinden bloß sehen macht, und ihm nicht zugleich, statt der matten grauen Augen, die ihm die Natur bestimmte, schöne blaue oder feurige schwarze Augen ertheilt!

„War das der Mühe werth? An jenen Fehler waren wir schon gewohnt: und an die Verbesserung sollen wir uns erst gewöhnen.“

Vielleicht hätten wir den Fehler auch gar nicht bemerkt, und die Verbesserung hat ihn uns zuerst bemerken lassen. Wir werden unwillig, wenn wir finden, daß uns das, was uns so lange gefallen hat, nicht hätte gefallen sollen.

Kurz, wenn der Kunstrichter durch Tadeln beleidigt, so beleidigt er durch Bessermachen doppelt.

Mache es besser! ist zwar die Ausforderung, welche der getadelte Schriftsteller an ihn ergehen läßt, aber nicht in der Absicht, daß sie angenommen werden soll. Es soll ein bloßes Stichblatt sein, die Stöße des Kunstrichters abglitschen zu lassen.

Nimmt sie der Kunstrichter an, und er ist unglücklich: so ist ihm das Handwerk auf einmal gelegt.

Nimmt er sie an und er ist glücklich — Aber wer wird es ihm zugestehen, daß er glücklich ist? Kein Mensch in der Welt. Weder die Künstler, noch seine Collegen in der Kunstrichterei.

Unter jenen ist es dem Getadelten nicht zuzumuthen; und den übrigen — keine Krähe wird der anderen die Augen aushacken: die Reihe könnte auch an sie kommen.

Diese aber verdammen ihn des bösen Exempels; er hat sich seines Rechts vergeben; nun wird man das Bessermachen von ihnen allen fordern; dafür muß er gestraft sein!

Und überhaupt sind die Kunstrichter die einzige Art von Krähen, welche das Sprichwort zum Lügner machen.





Wie die Alten den Tod gebildet.

. . . . Nullique ea tristis imago!
STATIUS. 1)

Eine Untersuchung.

1769.

Vorrede.



Ich wollte nicht gern, daß man diese Untersuchung nach ihrer Veranlassung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so verächtlich, daß nur die Art, wie ich sie genutzt habe, mich entschuldigen kann, daß ich sie überhaupt nutzen wollen.

Nicht zwar, als ob ich unser jetziges Publikum gegen Alles, was Streitschrift heißt und ihr ähnlich sieht, nicht für ein wenig allzu ekel hielte. Es scheint vergessen zu wollen, daß es die Aufklärung so mancher wichtigen Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten.

„Gezankt"; denn so nennt die Artigkeit alles Streiten: und Zanken ist etwas so unmanierliches geworden, daß man sich weit weniger schämen darf, zu hassen und zu verleumden, als zu zanken.

---

1) [Thebaid. X, v. 100.]

Bestünde indeß der größere Theil des Publikums, das von keinen Streitschriften wissen will, etwa aus Schriftstellern selbst: so dürfte es wohl nicht die bloße Politesse sein; die den polemischen Ton nicht dulden will. Er ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehaglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich!

Aber die Wahrheit, sagt man, gewinnt dabei so selten. — So selten? Es sei, daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden; so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die geschminkte Unwahrheit verhindert, sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.

Auch kann ich nicht der Meinung sein, daß wenigstens das Streiten nur für die wichtigeren Wahrheiten gehöre. Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem anderen sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere: und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgiltig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.

Ich will meine Denkungsart hierin Niemanden aufdringen. Aber den, der am weitesten davon entfernt ist, darf ich wenigstens bitten, wenn er sein Urtheil über diese Untersuchung öffentlich sagen will, es zu vergessen, daß sie gegen Jemand gerichtet ist. Er lasse sich auf die Sache ein, und schweige von den Personen. Welcher von diesen der Kunstrichter gewogener ist, welche er überhaupt für den besseren Schriftsteller hält, verlangt kein Mensch von ihm zu wissen. Alles was man von ihm zu wissen begehrt, ist dieses, ob er, seinerseits, in die Wagschale des Einen oder des Anderen etwas zu legen habe, welches im gegenwärtigen Falle den Ausschlag zwischen ihnen ändere oder vermehre. Nur ein solches Beigewicht, aufrichtig ertheilt, macht ihn dazu, was er sein will; aber er bilde sich nicht ein, daß sein bloßer kahler Ausspruch ein solches Beigewicht sein kann. Ist er der Mann, der uns beide übersieht, so bediene er sich der Gelegenheit, uns beide zu belehren.

Von dem Tumultuarischen, welches er meiner Arbeit gar bald anmerken wird, kann er sagen, was ihm beliebt. Wenn er nur

die Sache darunter nicht leiden läßt. Allerdings hätte ich mit mehr Ordnung zu Werke gehen können; ich hätte meine Gründe in ein vortheilhafteres Licht stellen können; ich hätte noch dieses und jenes seltene oder kostbare Buch nutzen können; — was hätte ich nicht Alles!

Dabei sind es nur längst bekannte Denkmale der alten Kunst, die mir freigestanden, zur Grundlage meiner Untersuchung zu machen. Schätze dieser Art kommen täglich mehrere an das Licht, und ich wünschte selbst von denen zu sein, die ihre Wißbegierde am ersten damit befriedigen können. Aber es wäre sonderbar, wenn nur der reich heißen sollte, der das meiste frisch gemünzte Geld besitzt. Die Vorsicht erforderte vielmehr, sich mit diesem überhaupt nicht eher viel zu bemengen, bis der wahre Gehalt außer Zweifel gesetzt worden.

Der Antiquar, der zu einer neuen Behauptung uns auf ein altes Kunstwerk verweist, das nur er noch kennt, das er zuerst entdeckt hat, kann ein sehr ehrlicher Mann sein, und es wäre schlimm für das Studium, wenn unter achten nicht sieben es wären. Aber der, der, was er behauptet, nur aus dem behauptet, was ein Boissard oder Pighius hundert und mehr Jahre vor ihm gesehen haben, kann schlechterdings kein Betrüger sein; und etwas Neues an dem Alten entdecken, ist wenigstens eben so rühmlich, als das Alte durch etwas Neues bestätigen.

Veranlassung.

Immer glaubt Herr Klotz, mir auf den Fersen zu sein. Aber immer, wenn ich mich, auf sein Zurufen, nach ihm umwende, sehe ich ihn, ganz seitab, in einer Staubwolke, auf einem Wege einherziehen, den ich nie betreten habe.

„Herr Lessing", lautet sein neuester Zuruf dieser Art*), „wird mir erlauben, der Behauptung, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelett vorgestellt hätten (s. Laokoon, S. 122)[1], eben den Werth beizulegen, den seine zwei anderen Sätze, daß die

*) In der Vorrede zum zweiten Theile der Abhandlungen des Grafen Caylus.

1) IV, S. 123 f.

Alten nie eine Furie, und nie schwebende Figuren ohne Flügel gebildet haben. Er kann sich sogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, welches mit dem einen Arme auf einem Aschenkruge ruht, in der herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike sei. Vielleicht überredet er sich eher, wenn er die geschnittenen Steine ansieht, auf welchen ein völliges Gerippe abgebildet ist (s. Buonarotti Oss. sopr. alc. Vetri t. XXXVIII, 3, und Lipperts Daktyliothek, zweites Tausend, n. 998).[1] Im Museo Florentino sieht man dieses Skelet, welchem ein sitzender Alter etwas vorbläst, gleichfalls auf einem Steine (s. Les Satires de Perse par Sinner, S. 30). Doch geschnittene Steine, wird Herr Lessing sagen, gehören zur Bildersprache.[2] Nun so verweise ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherschen Museum (s. Ficoroni[3]) Gemmas antiq. rarior. t. VIII). Ist er auch hiemit noch nicht zufrieden, so will ich ihn zum Ueberflusse erinnern, daß bereits Herr Winckelmann in seinem Versuch der Allegorie, S. 81, zweier alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf welchen Todtengerippe stehen. Wenn Hr. Lessingen meine vielen Beispiele nicht verdrießlich machen, so setze ich noch Sponii Miscell. Antiq. Erud. Sect. I, Art. III, hinzu: besonders n. 5. Und da ich mir einmal die Freiheit genommen, wider ihn einiges zu erinnern, so muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der

---

1) II, S. 247 f.: „Ein Skelet (Larua), darneben ein Wurfspieß, der sonst wegen der gedrechselten Form seines Schaftes, Hasta praepilata hieß, oben darüber eine Hauptbinde, und an der anderen Seite eine Art von Ackerinstrumente mit einer Aehre. Ein Jeder sieht, daß es das Symbolum der Sterblichkeit sei. Bei den Aegyptern war es eine Gewohnheit, sich dergleichen Bilder bei ihren Mahlzeiten vortragen zu lassen. Silius Italic. L. XIII, v. 474 sagt:

— — — Aegyptia tellus
— a mensis exsanguem haud separat umbram,

d. i. in Aegypten zog man auch die todten Körper mit zur Tafel. Diese Skelette waren aus Wachs gemacht oder aus wirklichen Knochen zusammengesetzt. (Plutarch. in Conviv. sept. sapient.) Fehlten beide, so bediente man sich eines Todtenkopfs. Die Römer ließen solche von Silber verfertigen, wie Petronius erzählt (Satyr. c. 34): Laruam argenteam attulit seruus, sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in omnem partem flecterentur, d. i. der Sclave brachte eine silberne Maske, die so gemacht war, daß man ihre Gelenke drehen konnte, wohin man wollte."

2) Vgl. oben den 8. „antiquarischen Brief".

3) Vgl. oben in den „Collectaneen" den betreffenden Artikel.

gemalten Gefäße des Herrn Hamilton verweisen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu erblicken (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiquities from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6)."

Es ist, bei Gott, wohl eine große Freiheit, mir zu widersprechen! Und wer mir widerspricht, hat sich wohl sehr zu bekümmern, ob ich verdrießlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich Herr Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten Mann verdrießlich machen. Wenn ich sage: „es ist noch nicht Nacht", so sagt Herr Klotz: „aber Mittag ist doch schon längst vorbei." Wenn ich sage: „sieben und sieben macht nicht funfzehn", so sagt er: „aber sieben und achte macht doch funfzehn." Und das heißt er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

Ich bitte ihn, einen Augenblick seinen Verstand etwas mehr als sein Gedächtniß zu Rathe zu ziehen.

Ich habe behauptet, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt, und ich behaupte es noch. Aber sagen, daß die alten Artisten den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt, heißt denn dieses von ihnen sagen, daß sie überhaupt kein Skelet vorgestellt? Ist denn unter diesen beiden Sätzen so ganz und gar kein Unterschied, daß wer den einen erweiset, auch nothwendig den anderen erwiesen hat? daß wer den einen leugnet, auch nothwendig den anderen leugnen muß?

Hier ist ein geschnittener Stein, und da eine marmorne Urne, und dort ein metallenes Bildchen; alle sind ungezweifelt antik, und alle stellen ein Skelet vor. Wohl! Wer weiß das nicht? Wer kann das nicht wissen, dem gesunde Finger und Augen nicht abgehen, sobald er es wissen will? Sollte man in den antiquarischen Werken nicht etwas mehr, als gebildert haben?

Diese antiken Kunstwerke stellen Skelette vor; aber stellen denn diese Skelette den Tod vor? Muß denn ein Skelet schlechterdings den Tod, das personifirte Abstractum des Todes, die Gottheit des Todes vorstellen? Warum sollte ein Skelet nicht auch bloß ein Skelet vorstellen können? Warum nicht auch etwas Anderes?

Untersuchung.

Der Scharfsinn des Herrn Klotz geht weit! — Mehr brauchte ich ihm nicht zu antworten, aber doch will ich mehr thun, als ich brauchte. Da noch andere Gelehrte an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, so will ich für diese hier zweierlei beweisen.

Vors erste: daß die alten Artisten den Tod, die Gottheit des Todes, wirklich unter einem ganz anderen Bilde vorstellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweite: daß die alten Artisten, wenn sie ein Skelet vorstellten, unter diesem Skelette etwas ganz Anderes meinten, als den Tod, als die Gottheit des Todes.

I. Die alten Artisten stellten den Tod nicht als ein Skelet vor, denn sie stellten ihn, nach der Homerischen Idee*), als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beide, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit über einander geschlagenen Füßen.**)

Hier nehme ich einen Satz zu Hilfe, von welchem sich nur wenige Ausnahmen finden dürften. Diesen nämlich, daß die Alten die sinnliche Vorstellung, welche ein idealisches Wesen einmal erhalten hatte, getreulich beibehielten. Denn ob dergleichen Vorstellungen schon willkürlich sind, und ein Jeder gleiches Recht hätte, sie so oder anders anzunehmen: so hielten es dennoch die Alten für gut und nothwendig, daß sich der Spätere dieses Rechtes begebe, und dem ersten Erfinder folge. Die Ursache ist klar: ohne diese allgemeine Einförmigkeit ist keine allgemeine Erkenntlichkeit möglich.

Folglich auch jene Aehnlichkeit des Todes mit dem Schlafe von den griechischen Artisten einmal angenommen, wird sie von ihnen,

*) *Ιλ. π.* v. 681. 82.

**) Pausanias Eliac. cap. XVIII, p. 422, Edit. Kuhn. Laokoon, S. 121. [IV, S. 123.]

allem Vermuthen nach, auch immer sein beobachtet worden. Sie zeigte sich unstreitig an den Bildsäulen, welche beide diese Wesen zu Lacedämon hatten, denn sie erinnerten den Pausanias*) an die Verbrüderung, welche Homer unter ihnen eingeführt.

Welche Aehnlichkeit mit dem Schlafe aber läßt sich im Geringsten denken, wenn der Tod als ein bloßes Gerippe ihm zur Seite stand?

„Vielleicht", schrieb Winckelmann**), „war der Tod bei den Einwohnern von Gades, dem heutigen Cadix, welche unter allen Völkern die einzigen waren, die den Tod verehrten, also gestaltet." — Als Gerippe nämlich.[1])

Doch Winckelmann hatte zu diesem Vielleicht nicht den geringsten Grund. Philostrat***) sagt bloß von den Gaditanern, „daß sie die einzigen Menschen wären, welche dem Tode Päane sängen". Er erwähnt nicht einmal einer Bildsäule, geschweige, daß er im Geringsten vermuthen lasse, diese Bildsäule habe ein Gerippe vorgestellt. Endlich, was würde uns auch hier die Vorstellung der Gaditaner angehen? Es ist von den symbolischen Bildern der Griechen, nicht der Barbaren die Rede.

Ich erinnere beiläufig, daß ich die angezogenen Worte des Philostrats, *τον θανατον μονοι ἀνθρωπων παιανιζονται*, nicht mit Winckelmannen übersetzen möchte, „die Gaditaner wären unter allen Völkern die einzigen gewesen, welche den Tod verehrt." Verehrt sagt von den Gaditanern zu wenig, und verneint von den übrigen Völkern zu viel. Selbst bei den Griechen war der Tod nicht ganz ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Päane seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im besonderen Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden. Philostrat scheint auf die Stelle des Aeschylus anzuspielen, wo von dem Tode gesagt wird,

*) Laconic. cap. XIIX, p. 253.
**) Allego. S. 83.
***) Vita Apollo. lib. V, c. 4.

1) Vgl. oben die „Collectaneen" s. v. „Gadarer".

daß er der einzige unter den Göttern sei, der keine Geschenke ansehe, der daher keine Altäre habe, dem keine Päane gesungen worden:

Οὐδ᾽ ἐστι βωμος, οὐδε παιωνιζεται. —

Winckelmann selbst merkt in seinem Versuche über die Allegorie bei dem Schlafe an*), daß auf einem Grabsteine in dem Palaste Albani der Schlaf als ein junger Genius, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, nebst seinem Bruder, dem Tode, vorgestellt wären, „und eben so abgebildet fänden sich diese zwei Genii auch an einer Begräbnißurne in dem Collegio Clementino zu Rom.“ Ich wünschte, er hätte sich dieser Vorstellung bei dem Tode selbst wiederum erinnert. Denn so würden wir die einzig genuine und allgemeine Vorstellung des Todes da nicht vermissen, wo er uns nur mit verschiedenen Allegorieen verschiedener Arten des Sterbens abfindet.

Auch dürfte man wünschen, Winckelmann hätte uns die beiden Denkmäler etwas näher beschrieben. Er sagt nur sehr wenig davon, und das Wenige ist so bestimmt nicht, als es sein könnte. Der Schlaf stützt sich da auf eine umgekehrte Fackel; aber auch der Tod? und vollkommen eben so? Ist gar kein Abzeichen zwischen beiden Genis? und welches ist es? Ich wüßte nicht, daß diese Denkmäler sonst bekannt gemacht wären, wo man sich Raths erholen könnte.

Jedoch sie sind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winckelmann bemerkte auf ihnen nichts, was sich nicht auch auf mehreren und längst vor ihm bekannten bemerken ließe. Er sah einen jungen Genius mit umgestürzter Fackel und der ausdrücklichen Ueberschrift Somno: aber auf einem Grabsteine beim Boissard**) erblicken wir die nämliche Figur, und die Ueberschrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derselben eben so wenig ungewiß sein. Ohne Ueberschrift kömmt sie eben daselbst noch oft vor; ja auf mehr als einem Grabsteine und Sarge kömmt sie doppelt vor.***) Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher sein, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

*) S. 76. — **) Topograph. Parte III, p. 48.
***) Parte V, p. 22. 23.

Es ist zu verwundern, wie Alterthumsforscher dieses nicht wissen, oder wenn sie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergessen konnten. Ich will hiervon nur einige Beispiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bei, welchen Bellori in seinen Admirandis bekannt gemacht*), und von dem letzten Schicksale des Menschen erklärt hat. Hier zeigt sich unter Anderen ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichname steht, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruht, die auf die Brust des Leichnams gestützt ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält.**) Diese Figur, sagt Bellori, sei Amor, welcher die Fackel, das ist, die Affekten, auf der Brust des verstorbenen Menschen auslösche. Und ich sage: diese Figur ist der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling muß ein Amor sein. Amor und das Heer seiner Brüder hatten diese Bildung mit mehreren geistigen Wesen gemein. Wie manche aus dem Geschlecht der Genien wurden als Knaben vorgestellt!***) Und was hatte nicht seinen Genius? Jeder Ort; jeder Mensch; jede gesellschaftliche Verbindung des Menschen: jede Beschäftigung des Menschen, von der niedrigsten bis zur größten†); ja, ich möchte sagen, jedes unbelebte Ding, an dessen Erhaltung gelegen war, hatte seinen Genius. — Wenn dieses, unter Anderen auch dem Herrn Klotz, nicht eine ganz unbekannte Sache gewesen wäre: so würde er uns sicherlich mit dem größten Theile seiner zuckersüßen Geschichte des Amors aus geschnittenen Steinen††) verschont haben. Mit den aufmerksamsten Fingern forschte dieser große Gelehrte diesem nied-

*) Tab. LXXIX. — **) Man sehe das Titelkupfer.

***) Barthius ad Rutilii lib. I, v. 327, p. 121. [Vgl. Burmann, Poetae latini minores, II, S. 103 f.]

†) Idem ibid. p. 128. [Vgl. ebenda.]

††) Ueber den Nutzen und Gebr. der alt. geschn. St. von S. 194 bis 224. [Vgl. besonders S. 194 f.: „Diese Vorstellungen des Amors auf geschnittenen Steinen sind so mannichfaltig, so fein, so anmuthig, daß man diesen süßen und sinnreichen Tändeleien nicht, ohne das größte Vergnügen zu empfinden, betrachten kann.“]

lichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, da schrie er: Amor! Amor! und trug ihn geschwind in seine Rolle ein. Ich wünsche dem viel Geduld, der die Musterung über diese Klotzischen Amors unternehmen will. Alle Augenblicke wird er einen aus dem Gliede stoßen müssen. — Doch davon an einem anderen Orte!

Genug, wenn nicht jeder geflügelte Knabe oder Jüngling nothwendig ein Amor sein muß: so braucht es dieser auf dem Monumente des Bellori am wenigsten zu sein.

Und kann es schlechterdings nicht sein! Denn keine allegorische Figur muß mit sich selbst im Widerspruche stehen. In diesem aber würde ein Amor stehen, dessen Werk es wäre, die Affekten in der Brust des Menschen zu verlöschen. Ein solcher Amor ist eben darum kein Amor.

Vielmehr spricht Alles, was um und an diesem geflügelten Jünglinge ist, für das Bild des Todes.

Denn wenn es auch nur von dem Schlafe erwiesen wäre, daß ihn die Alten als einen jungen Genius mit Flügeln vorgestellt; so würde auch schon das uns hinlänglich berechtigen, von seinem Zwillingsbruder, dem Tode, ein Gleiches zu vermuthen. Somni idolum senile fingitur, schrieb Barth auf gut Glück nur so hin*), um seine Interpunction in einer Stelle des Statius zu rechtfertigen.

Crimine quo merui, juvenis placidissime divûm,
Quove errore miser, donis ut solus egerem
Somne tuis? —

flehte der Dichter zu dem Schlafe; und Barth wollte, daß der Dichter das juvenis von sich selbst, nicht von dem Schlafe gesagt habe:

Crimine quo merui juvenis, placidissime divum etc.

Es sei, weil es zur Noth sein könnte; aber der Grund ist doch ganz nichtig. Der Schlaf war bei allen Dichtern eine jugendliche Gottheit; er liebte eine von den Grazien, und Juno, für einen wichtigen Dienst, gab ihm diese Grazie zur Ehe. Gleichwohl sollten ihn die Künstler als einen Greis gebildet haben? Das wäre

*) Ad Statium, Silv. V, 4.

von ihnen nicht zu glauben, wenn auch in keinem Denkmale das Gegentheil mehr sichtbar wäre.

Doch nicht der Schlaf bloß, wie wir gesehen, auch noch ein zweiter Schlaf, der nichts anderes als der Tod sein kann, ist sowohl auf den unbekannteren Monumenten des Winckelmann, als auf den bekannteren des Boissard, gleich einem jungen Genius, mit umgestürzter Fackel zu sehen. Ist der Tod dort ein junger Genius: warum könnte ein junger Genius hier nicht der Tod sein? Und muß er es nicht sein, da außer der umgestürzten Fackel auch alle übrigen seiner Attributen die schönsten, redendsten Attribute des Todes sind?

Was kann das Ende des Lebens deutlicher bezeichnen, als eine verloschene, umgestürzte Fackel? Wenn dort der Schlaf, diese kurze Unterbrechung des Lebens, sich auf eine solche Fackel stützt: mit wie viel größerem Rechte darf es der Tod?

Auch die Flügel kommen noch mit größerem Rechte ihm, als dem Schlafe zu. Denn seine Ueberraschung ist noch plötzlicher, sein Uebergang noch schneller.

— — — Seu me tranquilla Senectus
Expectat, seu Mors atris circumvolat alis:

sagt Horaz.*)

Und der Kranz in seiner Linken? Es ist der Todtenkranz. Alle Leichen wurden bei Griechen und Römern bekränzt; mit Kränzen ward die Leiche von den hinterlassenen Freunden beworfen; bekränzt wurden Scheiterhaufen und Urne und Grabmal.**)

Endlich, der Schmetterling über diesem Kranze? Wer weiß nicht, daß der Schmetterling das Bild der Seele und besonders der von dem Leibe geschiedenen Seele vorstellt.[1])

Hierzu kömmt der ganze Stand der Figur, neben einem Leichnam, und gestützt auf diesen Leichnam. Welche Gottheit, welches höhere Wesen könnte und dürfte diesen Stand haben, wenn es nicht der Tod selbst wäre? Ein todter Körper verunreinigte, nach

*) Lib. II, Sat. 1, v. 57. 58. — **) Car. Paschalii Coronarum lib. IV, c. 5.

---

1) So sagt auch Klotz selbst, Geschnittene Steine, S. 230: „Am häufigsten sieht man auf geschnittenen Steinen die allegorische Vorstellung der Seele unter einem Schmetterlinge“. Dieses erörtert er dann weitläufig im Folgenden.

den Begriffen der Alten, Alles, was ihm nahe war, und nicht allein die Menschen, welche ihn berührten oder nur sahen, sondern auch die Götter selbst. Der Anblick eines Todten war schlechterdings keinem von ihnen vergönnt.

— — *Εμοι γαρ οὐ θεμις φθιτους ὁραν·*

sagt Diana, bei dem Euripides*), zu dem sterbenden Hippolyt. Ja, um diesen Anblick zu vermeiden, mußten sie sich schon entfernen, sobald der Sterbende die letzten Athemzüge that. Denn Diana fährt dort fort:

Οὐδ' ὀμμα χραινειν θανασιμοισιν ἐκπνοαις·
Ὁρω δε σ' ἠδη τουδε πλησιον κακου

und hiermit scheidet sie von ihrem Lieblinge. Aus eben diesem Grunde sagt auch Apoll, bei eben dem Dichter**), daß er die geliebte Wohnung des Admetus nun verlassen müßte, weil Alceste sich ihrem Ende nahe:

Ἐγω δε, μη μιασμα μ' ἐν δομοις κιχῃ,
Λειπω μελαθρων τηνδε φιλτατην στεγην.

Ich halte diesen Umstand, daß die Götter sich durch den Anblick eines Todten nicht verunreinigen durften, hier für sehr erheblich. Er ist ein zweiter Grund, warum es Amor nicht sein kann, der bei dem Leichname steht, und zugleich ein Grund wider alle andere Götter; den einzigen Gott ausgenommen, welcher sich unmöglich durch Erblickung eines Todten verunreinigen konnte, den Tod selbst.

Oder meint man, daß vielleicht doch noch Eine Gottheit hiervon auszunehmen sein dürfte? Nämlich der eigentliche Genius, der eigentliche Schutzgeist des Menschen. Wäre es denn, könnte man sagen, so etwas Ungereimtes, daß der Genius des Menschen trauernd bei dem Körper stünde, durch dessen Erstarrung er sich auf ewig von ihm trennen müssen? Doch wenn das schon nicht ungereimt wäre, so wäre es doch völlig wider die Denkungsart der Alten, nach welcher auch der eigentliche Schutzgeist des Menschen den völligen Tod desselben nicht abwartete, sondern sich von ihm noch eher trennte, als in ihm die gänzliche Trennung zwischen

*) Hippol. v. 1437. — **) Alc. v. 22. 23.

Seele und Leib geschah. Hiervon zeugen sehr deutliche Stellen*); und folglich kann auch dieser Genius der eigentliche Genius des eben verschiedenen Menschen nicht sein, auf dessen Brust er sich mit der Fackel stützt.

Noch darf ich eine Besonderheit in dem Stande desselben nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich glaube in ihr die Bestätigung einer Muthmaßung zu erblicken, die ich an eben derselben Stelle des Laokoon berührte.**) Sie hat Widerspruch gefunden, diese Muthmaßung; es mag sich nun zeigen, ob sie ihn zu behalten verdient.

Wenn nämlich Pausanias die gleich Anfangs erwähnte Vorstellung, auf der Kiste in dem Tempel der Juno zu Elis, beschreibt, wo unter Anderen eine Frau erscheine, die in ihrer Rechten einen schlafenden weißen Knaben halte, in ihrer Linken aber einen schwarzen Knaben, *καθευδοντι ἐοικοτα*, welches eben sowohl heißen kann, der jenem schlafenden Knaben ähnlich sei, als, der zu schlafen scheine: so setzt er hinzu: *ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας.* Diese Worte giebt der lateinische Uebersetzer durch: distortis utrinque pedibus [1]); und der französische durch: les pieds contrefaits. Ich fragte: was sollen hier die krummen Füße? wie kommen der Schlaf und der Tod zu diesen ungestaltenen Gliedern? was können sie andeuten sollen? Und in der Verlegenheit, mir hierauf zu antworten, schlug ich vor, *διεστραμμενους τους ποδας* nicht durch krumme, sondern durch über einander geschlagene Füße zu übersetzen, weil dieses die gewöhnliche Lage der Schlafenden sei, und der Schlaf auf alten Monumenten nicht anders liege.

Erst wird es, wegen einer Verbesserung, die Sylburg in eben den Worten machen zu müssen glaubte, nöthig sein, die ganze Stelle in ihrem Zusammenhange anzuführen: *Πεποιηται δε γυνη παιδα λευκον καθευδοντα ἀνεχουσα τῃ δεξιᾳ χειρι, τῃ δε ἑτερᾳ μελανα ἐχει παιδα καθευδοντι ἐοικοτα, ἀμφοτερους διεστραμμενους τους ποδας.* Sylburg fand das *διεστραμμενους* anstößig, und meinte, daß es besser sein würde, *διεστραμμενον* dafür zu

*) Wonna Exercit. III. de Geniis, cap. 2, § 7.
**) S. 121. [IV, S. 123.]

1) Sylburg. S. 297.

lesen, weil *ἐοικοτα* vorher gehe, und beides sich auf *παιδα* beziehe.*) Doch diese Veränderung würde nicht allein sehr überflüssig, sondern auch ganz falsch sein. Ueberflüssig: denn warum soll sich nun eben das *διαστρεφεσθαι* auf *παιδα* beziehen, da es sich eben sowohl auf *ἀμφοτερους* oder *ποδας* beziehen kann? Falsch: denn sonach würde *ἀμφοτερους* nur zu *ποδας* gehören können, und man würde übersetzen müssen: krumm an beiden Füßen; da es doch auf das doppelte *παιδα* geht, und man übersetzen muß, beide mit krummen Füßen. Wenn anders *διεστραμμενος* hier krumm heißt, und überhaupt krumm heißen kann!

Zwar muß ich gestehen, daß ich damals, als ich den Ort im Laokoon schrieb, schlechterdings keine Auslegung kannte, warum der Schlaf und der Tod mit krummen Füßen sollten sein gebildet worden. Ich habe erst nachher beim Rondel**) gefunden, daß die Alten durch die krummen Füße des Schlafes die Ungewißheit und Betrüglichkeit der Träume andeuten wollen. Aber worauf gründet sich dieses Vorgeben? und was wäre es auch damit? Was es erklären sollte, würde es höchstens nur zur Hälfte erklären. Der Tod ist doch wohl ohne Träume, und dennoch hatte der Tod eben so krumme Füße. Denn, wie gesagt, das *ἀμφοτερους* muß schlechterdings auf das doppelte vorhergehende *παιδα* sich beziehen, sonst würde *ἀμφοτερους*, zu *τους ποδας* genommen, ein sehr schaler Pleonasmus sein. Wenn ein Mensch krumme Füße hat, so versteht es sich ja wohl, daß sie beide krumm sind.

Oder sollte wohl Jemand auch nur deswegen sich die Lesart des Sylburg (*διεστραμμενον* für *διεστραμμενους*) gefallen lassen, um die krummen Füße bloß und allein dem Schlafe beilegen zu können? Nun so zeige mir dieser Eigensinnige doch irgend einen antiken Schlaf mit dergleichen Füßen. Es sind sowohl ganz runde als halb erhabene Werke genug übrig, in welchen die Alterthumskundigen einmüthig den Schlaf erkennen. Wo ist ein einziger, an welchem sich krumme Füße auch nur argwohnen ließen?

Was folgt aber hieraus? — Sind die krummen Füße des Todes und des Schlafes ohne alle befriedigende Bedeutung; sind

*) Rectius *διεστραμμενον*, ut antea *ἐοικοτα*, respiciunt enim Accusativum *παιδα*.

**) Expos. Signi veteris Tolliani p. 294. Fortuitorum Jacobi Tollii.

die krummen Füße des letzteren in keiner antiken Vorstellung desselben sichtbar: so meine ich, folgt wohl nichts natürlicher, als die Vermuthung, daß es mit diesen krummen Füßen überhaupt eine Grille sein dürfte. Sie gründen sich auf eine einzige Stelle des Pausanias, auf ein einziges Wort in dieser Stelle, und dieses Wort ist noch dazu eines ganz anderen Sinnes fähig!

Denn *διεστραμμενος*, von *διαστρεφειν*, heißt nicht sowohl krumm, verbogen, als nur überhaupt verwandt, aus seiner Richtung gebracht; nicht sowohl tortuosus, distortus, als obliquus, transversus, und *ποδες διεστραμμενοι* sind also nicht nur eben sowohl durch quer, überzwerch liegende Füße, als durch krumme Füße zu übersetzen; sondern durch jenes sogar noch besser und eigentlicher zu übersetzen, als durch dieses.

Doch daß *διεστραμμενος* bloß so übersetzt werden könnte, würde noch wenig entscheiden. Der eigentlichere Sinn ist nicht immer der wahre. Von größerem, den völligen Ausschlag gebendem Gewicht ist also dieses, daß die *ποδες διεστραμμενοι*, so übersetzt wie ich sage, durch über einander geschlagen übersetzt, nicht allein, sowohl bei dem Tode als bei dem Schlafe, die schönste angemessenste Bedeutung haben, sondern auch häufig auf alten Denkmälern zu erblicken sind.

Ueber einander geschlagene Füße sind die natürliche Lage, die der Mensch in einem ruhigen gesunden Schlafe nimmt. Diese Lage haben die alten Künstler auch einstimmig jeder Person gegeben, die sie in einem solchen Schlafe zeigen wollen. So schläft die vermeinte Cleopatra im Belvedere; so schläft die Nymphe auf einem alten Monumente beim Boissard; so schläft, oder will eben entschlafen, der Hermaphrodit des Dioskurides.[1]) Es würde sehr überflüssig sein, dergleichen Exempel zu häufen. Ich wüßte mich jetzt nur einer einzigen alten Figur zu erinnern, welche in einer anderen Lage schliefe. — (Dem Herrn Klotz unverwehrt, geschwind seine Kupferbücher durchzublättern, und mir mehrere zu zeigen!) — Aber diese einzige Figur ist auch ein trunkener Faun, dem der gährende Wein keinen ruhigen Schlaf vergönnen darf.*) Bis auf die schlafen-

*) Beim Maffei (T. XCIV), wo man sich über den Geschmack dieses Aus-

1) Vgl. unten den gleichnamigen Artikel in den Bemerkungen „über geschnittene Steine".

den Thiere, beobachteten die alten Künstler die angegebene Lage. Die zwei antiken Löwen, von gelblichem Marmor, unter den königlichen Alterthümern zu Berlin, schlafen mit über einander geschlagenen Vorderfüßen, auf welchen der Kopf ruht. Kein Wunder folglich, daß man auch den Schlaf selbst, in dieser den Schlafenden so gewöhnlichen Lage, von ihnen vorgestellt sieht. Ich verwies auf den Schlaf beim Maffei*), und ich hätte eben sowohl auf den ähnlichen Marmor des Tollius verweisen können. Zwei kleinerer, ehedem bei dem Connetable Colonna, von jenen wenig oder nichts unterschieden, erwähnt ebenfalls Maffei.

Ja auch an wachenden Figuren ist die Lage der über einander geschlagenen Füße das Zeichen der Ruhe. Nicht wenige von den ganz oder halb liegenden Flußgöttern ruhen so auf ihren Urnen, und sogar an stehenden Personen ist ein Fuß über den anderen geschlagen, der eigentliche Stand des Verweilens und der Erholung. Daher erscheinen die Mercure und Faune so manchmal in diesem Stande; besonders, wenn wir sie in ihre Flöte, oder sonst ein erquickendes Spiel, vertieft finden.

Nun wäge man alle diese Wahrscheinlichkeiten gegen die blank und bloßen Widersprüche ab, mit welchen man meine Auslegung abfertigen wollen. Der gründlichste ist noch der, der sich von einem Gelehrten herschreibt, dem ich wichtigere Erinnerungen zu danken habe. „Die Lessingische Erklärung des *διεστραμμενους τους ποδας*", sagt der Verfasser der kritischen Wälder**), „scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben so sagen: sie schliefen mit über einander geschlagenen Füßen, d. i. des einen Fuß streckte sich über den anderen hin, um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. s. w."

Wider den Sprachgebrauch? wie das? Heißt *διεστραμμενος* etwas Anderes, als verwandt? und muß denn Alles, was verwandt ist, nothwendig krumm sein? Wie könnte man denn einen mit übergeschlagenen Füßen auf griechisch richtiger und besser nennen,

legers ärgern muß, der eine so unanständige Figur mit aller Gewalt zu einem Bacchus machen will.

*) Tab. CLI.

**) Erstes Wäldchen S. 83. [In der Wiener Ausgabe von 1802, S. 95. Der Verfasser war bekanntlich Herder. Vgl. VIII, S. 269.]

als *διεστραμμενον (κατα) τους ποδας?* oder *διεστραμμενους τους ποδας,* mit unter verstandenem *ἐχοντα?* Ich wüßte im Geringsten nicht, was hier wider die natürliche Bedeutung der Worte, oder gegen die genuine Construction der Sprache wäre. Wenn Pausanias hätte krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche *σκολιος* gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freilich vielerlei. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegengesetzt zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlt? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegengesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhte in dem einen, und der andere in dem anderen Arme der Nacht; folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des anderen kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben, würde sodann das *διεστραμμενους,* welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz Anderes heißen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch sein? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt sein, der er meine ausgesetzt zu sein meint, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beim Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beigebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild beim Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich steht es, den einen Fuß über den andern geschlagen; und diese Besonderheit des Standes, glaube ich, kann eben sowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu bestätigen, als die anderweits erwiesene Bedeutung derselben das Charakteristische dieses besonderen Standes festzusetzen hinlänglich sein dürfte.

Doch es versteht sich, daß ich so geschwind und dreist nicht schließen würde, wenn dieses das einzige alte Monument wäre, auf welchem sich die über einander geschlagenen Füße an dem

Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher sein, als mir einzuwenden: „Wenn die alten Künstler den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet haben, so haben sie ihn doch nur als liegend, und wirklich selbst schlafend so gebildet; von dieser Lage des Schlafes im Schlafe ist also auf seinen stehenden Stand, oder gar auf den stehenden Stand des ihm ähnlichen Todes, wenig oder nichts zu schließen, und es kann ein bloßer Zufall sein, daß hier einmal der Tod so steht, als man sonst den Schlaf schlafen sieht."

Nur mehrere Monumente, welche eben das zeigen, was ich an der Figur beim Bellori zu sehen glaube, können dieser Einwendung vorbauen. Ich eile also, deren so viele anzuführen, als zur Induction hinreichend sind, und glaube, daß man es für keine bloße überflüssige Auszierung halten wird, einige der vorzüglichsten in Abbildung beigefügt zu finden.

Zuerst also*) erscheint der schon angeführte Grabstein beim Boissard. Weil die ausdrücklichen Ueberschriften desselben nicht verstatten, uns in der Deutung seiner Figuren zu irren: so kann er gleichsam der Schlüssel zu allen übrigen Denkmälern heißen. Wie aber zeigt sich hier die Figur, welche mit Somno Orestilia Filia überschrieben ist? Als ein nackter Jüngling, einen traurigen Blick seitwärts zur Erde heftend, mit dem einen Arme auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, und den einen Fuß über den anderen geschlagen. — Ich darf nicht unerinnert lassen, daß von eben diesem Denkmale sich auch eine Zeichnung unter den Papieren des Pighius in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, aus welcher Spanheim die einzelne Figur des Schlafes seinem Commentar über den Callimachus einverleibt hat.**) Daß es schlechterdings die nämliche Figur des nämlichen Denkmals beim Boissard sein soll, ist aus der nämlichen Ueberschrift unstreitig. Aber um so viel mehr wird man sich wundern, an beiden so merkliche Verschiedenheiten zu erblicken. Die schlanke, ausgebildete Gestalt beim Boissard ist beim Pighius ein fetter stämmiger Knabe; dieser hat Flügel, und jene hat keine; geringerer Abweichungen, als in der Wendung des Hauptes, in der Richtung der Arme, zu geschweigen. Wie diese

*) S. die beigefügten Kupfer, Tafel 1.

**) Ad. ver. 234. Hym. in Delum, p. 524. Edit. Ern. —

Abweichungen von Spanheim nicht bemerkt werden können, ist begreiflich; Spanheim kannte das Denkmal nur aus den Inschriften des Gruter, wo er die bloßen Worte ohne alle Zeichnung fand; er wußte nicht, oder einnerte sich nicht, daß die Zeichnung bereits beim Boissard vorkomme, und glaubte also etwas ganz Unbekanntes zu liefern, wenn er sie uns zum Theil aus den Papieren des Pighius mittheilte. Weniger ist Grävius zu entschuldigen, welcher seiner Ausgabe der Gruter'schen Inschriften die Zeichnung aus dem Boissard beifügte*), und gleichwohl den Widerspruch, den diese Zeichnung mit der wörtlichen Beschreibung des Gruter macht, nicht bemerkte. In dieser ist die Figur Genius alatus, crinitus, obesus, dormiens, dextra manu in humerum sinistrum, a quo velum retrorsum dependet, posita; und in jener erscheint sie, gerade gegenüber, so wie wir sie hier erblicken, ganz anders: nicht geflügelt, nicht eben von starken Haaren, nicht fett, nicht schlafend, nicht mit der rechten Hand auf der linken Schulter. Eine solche Mißhelligkeit ist anstößig, und kann nicht anders als Mißtrauen bei dem Leser erwecken, besonders wann er sich noch dazu nicht einmal davor gewarnt findet. Sie beweist indeß so viel, daß unmöglich beide Zeichnungen unmittelbar von dem Denkmale können genommen sein; eine derselben muß nothwendig aus dem Gedächtnisse sein gemacht worden. Ob dieses die Zeichnung des Pighius oder die Zeichnung des Boissard sei, kann nur der entscheiden, welcher das Denkmal selbst damit zu vergleichen Gelegenheit hat. Nach der Angabe des letzteren befand es sich zu Rom in dem Palaste des Cardinals Cesi. Dieser Palast aber, wenn ich recht unterrichtet bin, ward in der Plünderung von 1527 gänzlich zerstört. Verschiedene von den Alterthümern, welche Boissard daselbst sah, mögen sich jetzt in dem Palaste Farnese befinden; ich vermuthe dieses von dem Hermaphrodit, und dem vermeinten Kopfe des Pyrrhus.**) Andere glaube ich in anderen Cabinetten wiedergefunden zu haben; kurz, sie sind verstreut, und es dürfte schwer halten, das Denkmal, wovon die Rede ist, wieder aufzufinden, wenn es noch

*) Pag. CCCIV.

**) Hermaphroditus nudus, qui involutum palliolo femur habet. — Caput ingens Pyrrhi regis Epirotarum, galeatum, cristatum, et armato pectore. *Topogr. Parte I.* p. 4. 5. Winckelmanns Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, S. 98.

gar vorhanden ist. Aus bloßen Muthmaßungen möchte ich mich ebenso wenig für die Zeichnung des Boissard, als für die Zeichnung des Pighius erklären. Denn wenn es gewiß ist, daß der Schlaf Flügel haben kann: so ist es eben so gewiß, daß er nicht nothwendig Flügel haben muß.

Die zweite Kupfertafel zeigt das Grabmal einer Clymene, ebenfalls aus dem Boissard entlehnt.*) Die eine der Figuren darauf hat mit der eben erwähnten zu viel Aehnlichkeit, als daß diese Aehnlichkeit, und der Ort, den sie einnimmt, uns im Geringsten ihretwegen ungewiß lassen könnten. Sie kann nichts anderes als der Schlaf sein, und auch dieser Schlaf, auf eine umgekehrte Fackel sich stützend, hat den einen Fuß über den anderen geschlagen. — Die Flügel übrigens fehlen ihm gleichfalls, und es wäre doch sonderbar, wenn sie Boissard hier zum zweiten Male vergessen hätte. Doch wie gesagt, die Alten werden den Schlaf öfters auch ohne Flügel gebildet haben. Pausanias giebt dem Schlafe in dem Arme der Nacht keine; und weder Ovidius noch Statius legen, in ihren umständlichen Beschreibungen dieses Gottes und seiner Wohnung, ihm deren bei. Brouckhuysen hat sich sehr versehen, wenn er vorgiebt, daß der letztere Dichter dem Schlafe sogar zwei Paar Flügel, eines an dem Kopfe und eines an den Füßen, andichte.**) Denn obschon Statius von ihm sagt:

> Ipse quoque et volucrem gressum et ventosa citavit
> Tempora:

so ist dieses doch im Geringsten nicht von natürlichen Flügeln, sondern von dem geflügelten Petasus und von den Talariis zu verstehen, welche die Dichter nicht bloß dem Merkur beilegen, sondern auch häufig von anderen Göttern brauchen lassen, die sie uns in besonderer Eile zeigen wollen. Doch es ist mir hier überhaupt nicht um die Flügel, sondern um die Füße des Schlafes zu thun; und ich fahre fort, das *διεστραμμενον* derselben in mehreren Monumenten zu zeigen.

Auf der dritten Kupfertafel sieht man eine Pila, oder einen

*) Par. VI, p. 119. [= Montfaucon Tab. CXXXI, 6.]

**) Ad Tibullum Lib. II, Eleg. I, v. 89. Et sic quidem poetae plerique omnes, videlicet ut alas habuerit hic deus in humeris. Papinius autem, suo quodam jure peculiari, alas ei in pedibus et in capite adfingit, L. 10, Theb. v. 131.

Sarg, der wiederum aus dem Boissard genommen ist.*) Die Aufschrift dieser Pila kommt auch bei dem Gruter vor**), wo die zwei Genii mit umgekehrten Fackeln zwei Cupidines heißen. Doch wir sind mit diesem Bilde des Schlafes nun schon zu bekannt, als daß wir es hier verkennen sollten. Und auch dieser Schlaf steht beidemal mit dem einen Fuße über den anderen geschlagen. Aber warum diese nämliche Figur hier nochmals wiederholt? Nicht sowohl wiederholt, als vielmehr verdoppelt; um Bild und Gegenbild zu zeigen. Beides ist der Schlaf; das eine der überhingehende, das andere der lange dauernde Schlaf; mit einem Worte, es sind die ähnlichen Zwillingsbrüder: Schlaf und Tod. Ich darf vermuthen, wie wir sie hier sehen, so und nicht anders werden sie auf den von Winckelmann erwähnten Monumenten, auf dem Grabsteine in dem Palaste Albani, und auf der Begräbnißurne in dem Collegium Clementinum erscheinen. — Man lasse sich die Bogen, die diesen Geniis hier zu Füßen liegen, nicht irren; sie können eben sowohl zu den beiden schwebenden Geniis gehören, als zu diesen stehenden; und ich habe auf mehr Grabmälern einen losgespannten, oder gar zerbrochenen Bogen, nicht als das Attribut des Amors, sondern als ein von diesem unabhängiges Bild des verbrauchten Lebens überhaupt, gefunden. Wie ein Bogen das Bild einer guten Hausmutter sein könne, weiß ich zwar nicht; aber doch sagt eine alte Grabschrift, die Leich aus der ungedruckten Anthologie bekannt gemacht***), daß er es gewesen,

Τοξα μεν αὐδασει ταν εὐτονον ἀγετιν οἰκου·

und daraus zeigt sich wenigstens, daß er nicht nothwendig das Rüstzeug des Amors sein muß, und daß er mehr bedeuten kann, als wir zu erklären wissen.

Ich füge die vierte Tafel hinzu, und auf dieser einen Grabstein, den Boissard in Rom zu St. Angelo (in Templo Junonis, quod est in foro piscatorio) fand, wo er sich ohne Zweifel auch noch finden wird.†) Hinter einer verschlossenen Thüre steht, auf beiden Seiten, ein geflügelter Genius mit halbem Körper hervor-

*) Par. V, p. 115. [= Moutfaucon, Tab. CXXXVII, 2. Vgl. ebenda Tab. CXXX, 2.]
**) Pag. DCCXII.
***) Sepulc. Car. XIV. — †) Parte V, p. 22.

ragend, und mit der Hand auf diese verschlossene Thüre zeigend. Die Vorstellung ist zu redend, als daß uns nicht jene domus exilis Plutonia[1]) einfallen sollte*), aus welcher keine Erlösung zu hoffen; und wer könnten die Thürsteher dieses ewigen Kerkers besser sein, als Schlaf und Tod? Bei der Stellung und Action, in der wir sie erblicken, braucht sie keine umgestürzte Fackel deutlicher zu bezeichnen; nur den einen über den anderen geschlagenen Fuß hat auch ihnen der Künstler gegeben. Aber wie unnatürlich würde hier dieser Stand sein, wenn er nicht ausdrücklich charakteristisch sein sollte?

Man glaube nicht, daß dieses die Beispiele alle sind, welche ich für mich anführen könnte. Selbst aus dem Boissard würde ich noch verschiedene hieher ziehen können, wo der Tod, entweder als Schlaf, oder mit dem Schlafe zugleich, den nämlichen Stand der Füße beobachtet.**) Eine ganze Ernte von Figuren, so wie die auf der ersten Tafel erscheint oder erscheinen sollte, würde mir auch Maffei anbieten.***) Doch wozu dieser Ueberfluß? Vier dergleichen Denkmäler, das beim Bellori ungerechnet, sind mehr als hinlänglich, die Vermuthung abzuwenden, daß das auch wohl ein bloßer unbedeutender Zufall sein könne, was eines so nachdenklichen Sinnes fähig ist. Wenigstens wäre ein solcher Zufall der sonderbarste, der sich nur denken ließe! Welch ein Ungefähr, wenn nur von ungefähr in mehr als einem unverdächtigen alten Monumente gewisse Dinge gerade so wären, als ich sage, daß sie nach meiner Auslegung einer gewissen Stelle sein müßten; oder wenn nur von ungefähr sich diese Stelle gerade so auslegen ließe, als wäre sie in wirklicher Rücksicht auf dergleichen Monumente geschrieben worden. Nein, das Ungefähr ist so übereinstimmend nicht; und ich kann ohne Eitelkeit behaupten, daß folglich meine Erklärung, so sehr es auch nur meine Erklärung ist, so wenig Glaubwürdigkeit ihr auch durch mein Ansehen zuwachsen kann, dennoch so voll-

*) Tollii Expos. Signi vet. p. 292.
**) Als Part. III, p. 69, und vielleicht auch Part. V, p, 23.
***) Museo Veron. Tab. CXXXIX.

---

1) Hor. Od. I, 4, 17.

kommen erwiesen ist, als nur immer etwas von dieser Art erwiesen werden kann.

Ich halte es daher auch kaum der Mühe werth, diese und jene Kleinigkeit noch aus dem Wege zu räumen, die einem Zweifler, der durchaus nicht aufhören will, zu zweifeln, vielleicht einfallen könnte. Z. E. die Zeilen des Tibullus*):

Postque venit tacitus fuscis circumdatus alis
Somnus, et incerto somnia vara pede.

Es ist wahr, hier wird ausdrücklich krummbeiniger Träume gedacht. Aber Träume! und wenn die Träume krummbeinig waren: warum mußte es denn auch der Schlaf sein? Weil er der Vater der Träume war? Eine treffliche Ursache! Und doch ist auch das noch nicht die eigentliche Abfertigung, die sich mir hier anträgt. Denn die eigentliche ist diese: daß das Beiwort vara überhaupt sicherlich nicht vom Tibull ist, daß es nichts als eine eigenmächtige Leseart des Brouckhuysen ist. Vor diesem Commentator lasen alle Ausgaben entweder nigra oder vana. Das letzte ist das wahre; und es zu verwerfen, konnte Brouckhuysen nur die Leichtigkeit, mit Veränderung eines einzigen Buchstaben, seinem Autor einen fremden Gedanken unterzuschieben, verleiten. Aber wenn schon die alten Dichter die Träume öfters auf schwachen, ungewissen Füßen einhergaukeln lassen, nämlich die täuschenden, betrügerischen Träume; folgt denn daraus, daß sie diese schwachen ungewissen Füße sich auch als krumme Füße müssen gedacht haben? Wo liegt denn die Nothwendigkeit, daß schwache Füße auch krumme Füße, oder krumme Füße auch schwache Füße sein müssen? Dazu waren den Alten ja nicht alle Träume täuschend und betrügerisch; sie glaubten eine Art sehr wahrhafter Träume, und der Schlaf, mit diesen seinen Kindern, war ihnen eben sowohl Futuri certus als pessimus auctor.*) Folglich konnten auch die krummen Füße, als das Symbolum der Ungewißheit, nach ihren Begriffen nicht den Träumen überhaupt, noch weniger dem Schlafe, als dem allgemeinen Vater derselben, zukommen. Und doch, gestehe ich, würden alle diese Vernünfteleien bei Seite zu setzen sein, wenn Brouckhuysen außer der mißverstandenen Stelle des Pausanias auch nur sonst eine

*) Lib. II, Eleg. 1, v. 89. 90.
**) Seneca Herc. Fur. v. 1070.

einzige für die krummen Füße der Träume und des Schlafes anzuführen gewußt hätte. Was varus heißt, erklärt er mit zwanzig sehr überflüssigen Stellen; aber daß varus ein Beiwort des Traumes sei, davon giebt er keine Beweisstelle, sondern will sie erst machen; und, wie gesagt, nicht sowohl aus dem einzigen Pausanias, als aus der falschen Uebersetzung des Pausanias machen. Denn fast lächerlich ist es, wenn er uns, da er keinen krummbeinigen Schlaf aufbringen kann, wenigstens einen Genius mit krummen Füßen in einer Stelle des Persius*) zeigen will, wo genius weiter nichts heißt als indoles, und varus weiter nichts als von einander abstehend:

— — Geminos, horoscope, varo
Producis genio. —

Ueberhaupt würde diese Ausschweifung über das *διεστραμμένους* des Pausanias hier viel zu weitläuftig gerathen sein, wenn sie mir nicht Gelegenheit gegeben hätte, zugleich mehrere antike Abbildungen des Todes anzuführen. Denn mag es denn nun auch mit seinen und seines Bruders übergestellten Füßen sein, wie es will; mag man sie doch für charakteristisch halten, oder nicht: so ist aus den angeführten Denkmälern doch so viel unstreitig, daß die alten Artisten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden; und nur das war es, was ich eigentlich hier erweisen wollte.

Ja, so sehr ich auch von dem Charakteristischen jener besonderen Fußstellung selbst überzeugt bin, so will ich doch keineswegs behaupten, daß schlechterdings kein Bild des Schlafes oder Todes ohne sie sein können. Vielmehr kann ich mir den Fall sehr wohl denken, in welchem eine solche Fußstellung mit der Bedeutung des Ganzen streiten würde; und ich glaube Beispiele von diesem Falle anführen zu können. Wenn nämlich der über den anderen geschlagene Fuß das Zeichen der Ruhe ist, so wird es nur dem bereits erfolgten Tode eigentlich zukommen können; der Tod hingegen, wie er erst erfolgen soll, wird eben darum eine andere Stellung erfordern.

In so einer anderen, die Annäherung ausdrückenden Stellung glaube ich ihn auf einer Gemme beim Stephanonius, oder Licetus**)

*) Sat. VI, v. 18. — **) Schemate VII, p. 123. Siehe Tab. VII.

zu erkennen. Ein geflügelter Genius, welcher in der einen Hand einen Aschenkrug hält, scheint mit der andern eine umgekehrte, aber noch brennende Fackel ausschleudern zu wollen, und sieht dabei mit einem traurigen Blicke seitwärts auf einen Schmetterling herab, der auf der Erde kriecht. Die gespreizten Beine sollen ihn entweder im Fortschreiten begriffen, oder in derjenigen Stellung zeigen, die der Körper natürlicher Weise nimmt, wenn er den einen Arm mit Nachdruck zurück schleudern will. Ich mag mich mit Widerlegung der höchst gezwungenen Deutungen nicht aufhalten, welche sowohl der erste poetische Erklärer der Stephanonischen Steine, als auch der hieroglyphische Licetus von diesem Bilde gegeben haben. Sie gründen sich sämmtlich auf die Voraussetzung, daß ein geflügelter Knabe nothwendig ein Amor sein müsse; und so wie sie sich selbst unter einander aufreiben, so fallen sie alle zugleich mit einmal weg, sobald man auf den Grund jener Voraussetzung geht. Dieser Genius ist also weder Amor, der das Andenken des verstorbenen Freundes in treuem Herzen bewahrt; noch Amor, der sich seiner Liebe entschlägt, aus Verdruß, weil er keine Gegenliebe erhalten kann, sondern dieser Genius ist nichts als der Tod; und zwar der eben bevorstehende Tod, im Begriffe, die Fackel auszuschlagen, auf die, verloschen, ihn wir anderwärts schon gestützt finden.

Dieses Gestus der auszuschleudernden Fackel, als Sinnbild des nahenden Todes, habe ich mich immer erinnert, so oft mir die sogenannten Brüder, Castor und Pollux, in der Villa Ludovisi vor Augen gekommen.*) Daß es Castor und Pollux nicht sind, hat schon vielen Gelehrten eingeleuchtet; aber ich zweifle, ob del Torre und Maffei der Wahrheit darum näher gekommen. Es sind zwei unbekleidete, sehr ähnliche Genien, beide in einer sanften melancholischen Stellung; der eine schlägt seinen Arm um die Schulter des anderen, und dieser hält in jeder Hand eine Fackel; die in der Rechten, welche er seinem Gespielen genommen zu haben scheint, ist er bereit, auf einem zwischen ihnen inne stehenden Altare auszudrücken, indem er die andere, in der Linken, bis über die Schulter zurückgeführt, um sie mit Gewalt auszuschlagen; hinter ihnen steht eine kleinere weibliche Figur, einer Isis nicht unähnlich.

*) Beim Maffei Tab. CXXI.

Del Torre sah in diesen Figuren zwei Genien, welche der Isis opferten; aber Maffei wollte sie lieber für den Lucifer und Hesperus gehalten wissen. So gut die Gründe auch sein mögen, welche Maffei gegen die Deutung des Del Torre beibringt, so unglücklich ist doch sein eigener Einfall. Woher könnte uns Maffei beweisen, daß die Alten den Lucifer und Hesperus als zwei besondere Wesen gebildet? Es waren ihnen nichts als zwei Namen, so wie des nämlichen Sternes, also auch der nämlichen mythischen Person.*) Es ist schlimm, wenn ein Mann, der die geheimsten Gedanken des Alterthums zu errathen sich getraut, so allgemein bekannte Dinge nicht weiß! Aber um so viel nöthiger dürfte es sein, auf eine neue Auslegung dieses trefflichen Kunstwerkes zu denken; und wenn ich den Schlaf und den Tod dazu vorschlage, so will ich doch nichts, als sie dazu vorschlagen. Augenscheinlich ist es, daß ihre Stellung keine Stellung für Opfernde ist; und wenn die eine Fackel das Opfer anzünden soll, was soll denn die andere auf dem Rücken? Daß eine Figur beide Fackeln zugleich auslöscht, würde nach meinem Vorschlage sehr bedeutend sein; denn eigentlich macht doch der Tod beidem, dem Wachen und dem Schlafen, ein Ende. Auch dürfte, nach eben diesem Vorschlage, die kleinere weibliche Figur nicht unrecht für die Nacht, als die Mutter des Schlafes und des Todes, zu nehmen sein. Denn wenn der Kalathus auf dem Haupte eine Isis, oder Cybele, als die Mutter aller Dinge kenntlich machen soll: so würde mich es nicht wundern, auch die Nacht, diese

— θεων γενετειρα — ἠδε και ἀνδρων,

wie sie Orpheus nennt, hier mit dem Kalathus zu erblicken.

Was sich sonst aus der Figur des Stephanonius, mit der beim Bellori verbunden, am zuverlässigsten ergiebt, ist dieses, daß der Aschenkrug, der Schmetterling und der Kranz diejenigen Attributa sind, durch welche der Tod, wo und wie es nöthig schien, von seinem Ebenbilde, dem Schlafe, unterschieden ward. Das besondere Abzeichen des Schlafes hingegen war unstreitig das Horn.

Und hieraus möchte vielleicht eine ganz besondere Vorstellung auf dem Grabsteine eines gewissen Amemptus, eines Freigelassenen, ich weiß nicht welcher Kaiserin, oder kaiserlichen Prinzessin, einiges

**) Hyginus Poet. Astr. Lib. II, cap. 42.

Licht erhalten. Man sehe die fünfte Tafel.*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer spielend, diese eine doppelte Tibia blasend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Querpfeife bläst; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur liegt ein Krug, und unter des anderen ein Horn. Was kann diese Allegorie sagen sollen? was kann sie hier sagen sollen? Ein' Mann zwar, wie Herr Klotz, der seinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig sein. Auch das sind meine Amors! würde er sagen, und der weise Künstler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigsten Geschöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelst der Musik, vorstellen wollen! — Ei nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künstler auch würdiger gewesen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; besonders, wie diese Herren die Liebe kennen! Indeß wäre es doch möglich, daß einmal auch ein alter Künstler, nach ihrer Art zu reden, der Liebe und den Grazien weniger geopfert, und hier bei hundert Meilen an die liebe Liebe nicht gedacht hätte! Es wäre möglich, daß, was ihnen dem Amor so ähnlich sieht, als ein Tropfen Wasser dem anderen, gerade nichts Lustigeres, als der Schlaf und der Tod sein sollte.

Sie sind uns beide, in der Gestalt geflügelter Knaben, nicht mehr fremd; und der Krug auf der Seite des einen, und das Horn auf der Seite des anderen, dünken mich nicht viel weniger redend, als es ihre buchstäblichen Namen sein würden. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Krug und das Horn auch nur Trinkgeschirre sein können, und daß die Centaure in dem Alterthume nicht die schlechtesten Säufer sind; daher sie auch auf verschiedenen Werken in dem Gefolge des Bacchus erscheinen, oder gar seinen Wagen ziehen.**) Aber was brauchten sie in dieser Eigenschaft noch erst durch Attributa bezeichnet zu werden? und ist es nicht, auch für den Ort, weit schicklicher, diesen Krug und dieses Horn für die Attributa des Schlafes und des Todes zu erklären, die sie nothwendig aus den Händen werfen mußten, um die Flöten behandeln zu können?

Wenn ich aber den Krug oder die Urne als das Attribut des Todes nenne, so will ich nicht bloß den eigentlichen Aschenkrug,

*) Boissardus Part. III, p. 144.
**) Gemme antiche colle sposizioni di P. A. Maffei, Parte III, p. 58.

das Ossuarium oder Cinerarium, oder wie das Gefäß sonst hieß, in welchem die Ueberreste der verbrannten Körper aufbewahrt wurden, darunter verstanden wissen. Ich begreife darunter auch die *Ληκυϑους,* die Flaschen jeder Art, die man den todten Körpern, die ganz zur Erde bestattet wurden, beizusetzen pflegte, ohne mich darüber einzulassen, was in diesen Flaschen enthalten gewesen. Sonder einer solchen Flasche blieb bei den Griechen ein zu begrabender Leichnam eben so wenig, als sonder Kranz; welches unter Anderen verschiedene Stellen des Aristophanes sehr deutlich besagen*), so daß es ganz begreiflich wird, wie beides ein Attribut des Todes geworden.

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlider der Matten,

— — — Illos pcst vulnera fessos
Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folgt er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et Nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler.**)

*) Besonders in den Ekklesiazusen, wo Blepyrus mit seiner Proxagora schilt, daß sie des Nachts heimlich aufgestanden und mit seinen Kleidern ausgegangen sei (Z. 533—34):

Ὠχου καταλιπουσ᾽ ὡσπερει προκειμενον,
Μονον οὐ στεφανωσασ᾽, οὐδ᾽ ἐπιϑεισα ληκυϑον.

Der Scholiast setzt hinzu: *Ειωϑασι γαρ ἐπι νεκρων τουτο ποιειν.* Man vergleiche in dem nämlichen Stücke die Zeilen 1022—27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beisammen findet. Daß dergleichen den Todten beizusetzende Flaschen, *ληκυϑοι,* bemalt wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellt eben daselbst aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemalte Flaschen gewesen, die man den Todten beigesetzt, sondern daß man nur um sie her dergleichen Flaschen gemalt; denn er merkt bei der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns dieses aliunde nachweisen wollen.

**) *Servius ad Aeneid. VI, v. 233.* Somnum cum cornu novimus pingi. *Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI, v. 27.* Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene.*)

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod sein könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher Weise einen Theil errathen hätte: muß ich darum auch das Ganze zu erklären wissen? Vielleicht zwar, daß so tiefe Geheimnisse nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünstler war, der sich vornehmlich auf die Instrumente verstand, die wir hier in den Händen dieser unterirdischen Wesen erblicken: denn auch die Centaure hatten bei den späteren Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmale eines Künstlers die Werkzeuge seiner Kunst anzubringen, welches denn hier nicht ohne ein sehr feines Lob geschehen wäre.

Ich kann indeß, von diesem Monumente überhaupt, mich nicht anders als furchtsam ausdrücken. Denn ich sehe mich wiederum wegen der Treue des Boissard in Verlegenheit. Von dem Boissard ist die Zeichnung; aber vor ihm hatte schon Smetius die Aufschrift, und zwar mit einer Zeile mehr**), bekannt gemacht, und eine wörtliche Beschreibung der darum befindlichen Bilder beigefügt, Inferius, sagt Smetius von den Hauptfiguren, Centauri duo sunt, alter mas, lyncea instratus, lyram tangens, cui Genius alatus, fistula, Germanicae modernae simili, canens insidet: alter foemina, fistulis duabus simul in os insertis canens, cui alter Genius foemineus alis papillionum, manibus nescio quid concutiens, insidet. Inter utrumque cantharus et cornu Bacchicum projecta jacent. Alles trifft ein; bis auf den Genius, den der weibliche Centaur trägt. Dieser soll, nach dem Smetius, auch weiblichen Geschlechts sein, und Schmetterlingsflügel haben, und

*) Denkbilder der alten Völker. S. 193 deut. Uebers.

**) Die diejenigen benennt, welche dem Amemptus das Denkmal gesetzt,

LALVS. ET CORINTHVS. L.

V. Gruteri Corp. Inscr. p. DCVI, Edit. Graev.

mit den Händen etwas zusammenschlagen. Nach dem Boissard aber hat er keine andere Flügel, als sein Gespiel; und anstatt der Cymbeln, oder des Crotalum vielleicht, bläst er auf eben dem Instrumente, auf dem jener. — Es ist traurig, solche Widersprüche oft zu bemerken. Sie müssen einem Manne, der nicht gern auf Treibsand bauet, das antiquarische Studium von Zeit zu Zeit sehr zuwider machen.

Zwar würde ich auch sodann, wenn Smetius richtiger gesehen hätte, als Boissard, meine Erklärung nicht ganz aufgeben dürfen. Denn sodann würde der weibliche Genius mit Schmetterlingsflügeln eine Psyche sein; und wenn Psyche das Bild der Seele ist: so wäre anstatt des Todes hier die Seele des Todten zu sehen. Auch dieser könnte das Attribut der Urne zukommen, und das Attribut des Hornes würde noch immer den Schlaf bezeichnen.

Ich bilde mir ohnedem ein, den Schlaf noch anderwärts, als auf sepulcralischen Monumenten, und besonders in einer Gesellschaft zu finden, in der man ihn schwerlich vermuthet hätte. Unter dem Gefolge des Bacchus nämlich erscheint nicht selten ein Knabe, oder Genius mit einem Füllhorne, und ich wüßte nicht, daß noch Jemand es auch nur der Mühe werth gehalten hätte, diese Figur näher zu bestimmen. Sie ist z. E. auf dem bekannten Steine des Bagarris, jetzt in der Sammlung des Königs von Frankreich, dessen Erklärung Casaubonus zuerst gegeben, von ihm und allen folgenden Auslegern*) zwar bemerkt worden; aber kein einziger hat mehr davon zu sagen gewußt, als der Augenschein giebt, und ein Genius mit einem Füllhorne ist ein Genius mit einem Füllhorne geblieben. Ich wage es, ihn für den Schlaf zu erklären. Denn, wie erwiesen, der Schlaf ist ein kleiner Genius, das Attribut des Schlafes ist ein Horn; und welchen Begleiter könnte ein trunkener Bacchus lieber wünschen, als den Schlaf? Daß die Paarung des Bacchus mit dem Schlafe den alten Artisten auch gewöhnlich gewesen, zeigen die Gemälde vom Schlafe, mit welchen Statius den Palast des Schlafes ausziert**):

*) S. Lipperts Dakt. I, 366.

**) Thebaid. X, v. 100. Barth hätte nicht so ekel sein, und diese Zeilen darum zu commentiren unterlassen sollen, weil sie in einigen der besten Handschriften fehlen. Er hat seine Gelehrsamkeit an schlechtere Verse verschwendet.

Mille intus simulacra dei caelaverat ardens,
Mulciber. Hic haeret lateri redimita Voluptas.
Hic comes in requiem vergens labor. Est ubi Baccho,
Est ubi Martigenae socium pulvinar amori
Obtinet. Interius tectum in penetralibus altis,
Et cum Morte jacet: nullique ea tristis imago.

Ja, wenn einer alten Inschrift zu trauen, oder vielmehr, wenn diese Inschrift alt genug ist: so wurden sogar Bacchus und der Schlaf als die zwei größten und süßesten Erhalter des menschlichen Lebens gemeinschaftlich angebetet.*)

Es ist hier nicht der Ort, diese Spur schärfer zu verfolgen. Eben so wenig ist es jetzt meine Gelegenheit, mich über meinen eigentlichen Vorwurf weiter zu verbreiten, und nach mehreren Beweisen umher zu schweifen, daß die Alten den Tod als den Schlaf und den Schlaf als den Tod, bald einzeln, bald beisammen, bald ohne, bald mit gewissen Abzeichen gebildet haben. Die angeführten, und wenn auch kein einziger sonst aufzutreiben wäre, erhärten hinlänglich, was sie erhärten sollen, und ich kann ohne Bedenken zu dem zweiten Punkte fortgehen, welcher die Widerlegung des Gegensatzes enthält.

II. Ich sage: die alten Artisten, wenn sie ein Skelet bildeten, meinten damit etwas ganz Anderes, als den Tod, als die Gottheit des Todes. Ich beweise also, 1) daß sie nicht den Tod damit meinten, und zeige, 2) was sie sonst damit meinten.

1) Daß sie Skelette gebildet, ist mir nie eingekommen, zu leugnen. Nach den Worten des Herrn Klotz müßte ich es zwar geleugnet haben, und aus dem Grunde geleugnet haben, weil sie überhaupt, häßliche und ekle Gegenstände zu bilden, sich enthalten. Denn er sagt, ich würde die Beispiele davon auf geschnittenen Steinen ohne Zweifel in die Bildersprache verweisen wollen, die sie von jenem höheren Gesetze der Schönheit losgesprochen. Wenn ich das nöthig hätte zu thun, dürfte ich nur hinzusetzen, daß die Figuren auf Grabsteinen und Todtenurnen nicht weniger zur Bildersprache gehörten; und sodann würden von allen seinen angeführten Exempeln nur die zwei metallenen Bilder in dem Kircher'schen Museum und in der Gallerie zu Florenz wider mich übrig bleiben,

*) Corp. Inscript. p. LXVII, 8.

die doch auch wirklich nicht unter die Kunstwerke, so wie ich das Wort im Laokoon nehme, zu rechnen wären.

Doch wozu diese Feinheiten gegen ihn? Gegen ihn brauche ich, was er mir Schuld giebt, nur schlechtweg zu verneinen. Ich habe nirgends gesagt, daß die alten Artisten keine Skelette gebildet; ich habe bloß gesagt, daß sie den Tod nicht als ein Skelet gebildet. Es ist wahr, ich glaubte an dem echten Alterthume des metallenen Skelets zu Florenz zweifeln zu dürfen; aber ich setzte unmittelbar hinzu: „den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten".[1]) Diesen Zusatz verhält Herr Klotz seinen Lesern, und doch kömmt Alles darauf an. Denn er zeigt, daß ich das nicht geradezu leugnen will, woran ich zweifle. Er zeigt, daß meine Meinung nur die gewesen: wenn das benannte Bild, wie Spence behauptet, den Tod vorstellen soll, so ist es nicht antik; und wenn es antik ist, so stellt es nicht den Tod vor.

Ich kannte auch wirklich schon damals mehr Skelette auf alten Werken, und jetzt kenne ich sogar verschiedene mehr, als der unglückliche Fleiß, oder der prahlerische Unfleiß des Herrn Klotz anzuführen vermögend gewesen.

Denn in der That stehen die, die er anführt, bis auf eines, schon alle beim Winckelmann*); und daß er diesen auch hier nur ausgeschrieben[2]), ist aus einem Fehler sichtbar, welchen sie beide machen. Winckelmann schreibt: „Ich merke hier an, daß nur auf zwei alten Denkmalen und Urnen von Marmor zu Rom Todtengerippe stehen, die eine ist in der Villa Medicis, die andere in dem Museo des Collegii Romani; ein anderes mit einem Gerippe findet sich beim Spon, und ist nicht mehr zu Rom befindlich." Wegen des ersten dieser Gerippe, welches noch in der Villa Medicis stehe, beruft er sich auf Spons Rech. d'Antiq. p. 93; und wegen des dritten, das nicht mehr in Rom vorhanden sei, auf eben desselben Gelehrten Miscel. ant. p. 7. Allein dieses und jenes beim Spon sind nur eines und das nämliche; und wenn das, welches Spon in seinen Recherches anführt, noch in der Villa Medicis

*) Allegorie S. 81.

1) IV, S. 124.
2) Vgl. oben die Entwürfe zur Fortsetzung der Briefe Nr. XCII.

steht, so ist das in seinen Miscellaneis gewiß auch noch in Rom und in der nämlichen Villa auf dem nämlichen Platze zu sehen. Spon zwar, welches ich zugleich erinnern will, sah es nicht in der Villa Medicis, sondern in der Villa Madama. So wenig also Winckelmann die beiden Citate des Spon verglichen haben konnte, eben so wenig kann es Herr Klotz gethan haben, denn sonst würde er mich nicht zum Ueberflusse, wie er sagt, auf die beiden Marmor, die Winckelmann in seine Versuche über die Allegorie anführt, verweisen, und dennoch gleich darauf auch das Denkmal beim Spon in Rechnung bringen. Eines, wie gesagt, ist hier doppelt gezählt, und das wird er mir erlauben, ihm abzuziehen.

Damit er jedoch über diesen Abzug nicht verdrießlich werde, so stehen ihm sogleich für das eine abgestrittene Gerippe ein Halbdutzend andere zu Dienste. Es ist Wildbret, das ich eigentlich nicht selbst hege, das nur von ungefähr in meine Gehege übergetreten ist, und mit dem ich daher sehr freigebig bin. Fürs erste ganzer drei beisammen, habe ich die Ehre, ihm auf einem Steine aus der Daktyliothek des Andreini zu Florenz beim Gori*) vorzuführen. Das vierte wird ihm eben dieser Gori auf einem alten Marmor, gleichfalls zu Florenz, nachweisen.**) Das fünfte trifft er, wenn mich meine Kundschaft nicht trügt, beim Fabretti***); und das sechste auf dem anderen der zwei Stoschischen Steine, von welchen er nur den einen aus den Lippert'schen Abdrücken beibringt.†)

Welch elendes Studium ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankömmt! Wenn der der Gelehrteste darin ist, der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß!

Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat, dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist

*) Inscript. antiq. quae in Etruriae Urbibus exstant Par. I, p. 455.

**) Ibid. p. 382. — Tabula, in qua sub titulo sculptum est canistrum, binae corollae, foemina coram mensa tripode in lectisternio decumbens. Pluto quadriga vectus animam rapiens, praeeunte Mercurio petasato et caduceato, qui rotundam domum intrat, prope quam jacet sceletus.

***) Inscript. cap. I, n. 17, vom Gori am letzteren Orte angeführt.

†) Descript. des Pierres gr. p. 517, n. 241.

des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: „So war das!" weiß dieser schon, ob es so sein können.

Man lasse jenen noch siebzig und sieben[1]) solcher Kunstgerippe aus seinem Schutte zusammen klauben, um zu beweisen, daß die Alten den Tod als ein Gerippe gebildet; dieser wird über den kurzsichtigen Fleiß die Achsel zucken, und was er sagte, ehe er diese Siebensachen[2]) alle kannte, noch sagen: entweder sie sind so alt nicht, als man sie glaubt, oder sie sind das nicht, wofür man sie ausgiebt!

Den Punkt des Alters, es sei als ausgemacht, oder als nicht auszumachend, bei Seite gesetzt: was für Grund hat man, zu sagen, daß diese Skelette den Tod vorstellen?

Weil wir Neueren den Tod als ein Skelet bilden? Wir Neueren bilden, zum Theil noch, den Bacchus als einen fetten Wanst; war das darum auch die Bildung, die ihm die Alten gaben? Wenn sich ein Basrelief von der Geburt des Herkules fände, und wir sähen eine Frau mit kreuzweis eingeschlagenen Fingern, digitis pectinatim inter se implexis, vor der Thüre sitzen: wollten wir wohl sagen, diese Frau bete zur Juno Lucina, damit sie der Alkmene zu einer baldigen und glücklichen Entbindung helfe?[3]) Aber wir beten ja so? — Dieser Grund ist so elend, daß man sich schämen muß, ihn Jemanden zu leihen. Zudem bilden auch wir Neueren den Tod nicht einmal als ein bloßes Skelet; wir geben ihm eine Sense oder so was in die Hand, und diese Sense macht erst das Skelet zum Tode.

Wenn wir glauben sollen, daß die alten Skelette den Tod vorstellen: so müssen wir entweder durch die Vorstellung selbst, oder durch ausdrückliche Zeugnisse alter Schriftsteller davon überzeugt werden können. Aber da ist weder dieses, noch jenes. Selbst nicht das geringste indirecte Zeugniß läßt sich dafür aufbringen.

Ich nenne indirecte Zeugnisse, die Anspielungen und Gemälde der Dichter. Wo ist der geringste Zug bei irgend einem römischen

1) Matth. 18, 22.

2) Vgl. II, S. 387, ed. v. Maltzahn II, S. 312. Ebenda S. 447. I, S. 365. X, S. 164. ed. Lachmann XIII, S. 592. Sämmtliche Schriften XXX, S. 66. 210. Literaturbriefe XIX, S. 79.

3) Vgl. oben in den „Collectaneen" den Artikel „Ilythia."

oder griechischen Dichter, welcher nur argwohnen lassen könnte, daß er den Tod als ein Gerippe vorgestellt gefunden, oder sich selbst gedacht hätte?

Die Gemälde des Todes sind bei den Dichtern häufig, und nicht selten sehr schrecklich. Es ist der blasse, bleiche, fahle Tod*); er streift auf schwarzen Flügeln umher**); er führt ein Schwert***); er fletscht hungrige Zähne†); er reißt einen gierigen Rachen auf††); er hat blutige Nägel, mit welchen er seine bestimmten Opfer zeichnet†††); seine Gestalt ist so groß und ungeheuer, daß er ein ganzes Schlachtfeld überschattet*†), mit ganzen Städten davon eilt.**†) Aber wo ist da nur ein Argwohn von einem Gerippe? In einem von den Trauerspielen des Euripides wird er sogar als eine handelnde Person mit aufgeführt, und er ist auch da der traurige, fürchterliche, unerbittliche Tod. Doch auch da ist er weit entfernt, als ein Gerippe zu erscheinen, ob man schon weiß, daß die alte Skevopöie [1]) sich kein Bedenken machte, ihre Zuschauer noch mit weit gräßlicheren Gestalten zu schrecken. Es findet sich keine Spur, daß er durch mehr als sein schwarzes Gewand***†) und durch den Stahl bezeichnet gewesen, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirdischen Göttern weihte†*); Flügel hatte er nur vielleicht.††*)

*) Pallida, lurida Mors. [Hor, Od. I, 4, 13: Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas Regumque turres. — Lurida Mors bei Petron siehe weiter unten.]

**) Atris circumvolat alis. *Horat. Sat. II. 1. v. 58.*

***) Fila sororum ense metit. *Statius Theb. I. v. 633.*

†) Mors avidis pallida dentibus. *Seneca Her. Fur.*

††) Avidos oris hiatus pandit. *Idem Oedipo.*

†††) Praecipuos annis animisque cruento ungue notat. *Statius Theb. VIII. v. 380.*

*†) Fruitur coelo, bellatoremque volando campum operit. *Idem ibid. v. 378.*

**†) Captam tenens fert Manibus urbem. *Idem Th. I. v. 633.*

***†) Alcest. v. 843, wo ihn Herkules *Ανακτα τον μελαμπεπλον νεκρων* nennt.

†*) Eben daselbst, Z. 76. 77, wo er von sich selbst sagt:
Ἱερος γαρ οὑτος των κατα χθονος θεων,
Οτου τοδ᾽ ἐγχος κρατος ἁγνισει τριχα.

††*) Wenn anders das *πτερωτος ᾅδας* in der 261sten Zeile von ihm zu verstehen ist.

1) Vgl. IV, S. 79, ed. v. Maltzahn VI, S. 300 f.

Prallt indeß von diesem Wurfe nicht auch etwas auf mich selbst zurück? Wenn man mir zugiebt, daß in den Gemälden der Dichter nichts von einem Gerippe zu sehen: muß ich nicht hinwieder einräumen, daß sie dem ungeachtet viel zu schrecklich sind, als daß sie mit jenem Bilde des Todes bestehen könnten, welches ich den alten Artisten zugerechtet zu haben vermeine? Wenn aus dem, was in den poetischen Gemälden sich nicht findet, ein Schluß auf die materiellen Gemälde der Kunst gilt: wird nicht ein ähnlicher Schluß auch aus dem gelten, was sich in jenen Gemälden findet?

Ich antworte: Nein; dieser Schluß gilt in dem einen Falle nicht völlig, wie in dem anderen. Die poetischen Gemälde sind von unendlich weiterem Umfange, als die Gemälde der Kunst; besonders kann die Kunst, bei Personifirung eines abstracten Begriffs, nur bloß das Allgemeine und Wesentliche desselben ausdrücken, auf alle Zufälligkeiten, welche Ausnahmen von diesem Allgemeinen sein würden, welche mit diesem Wesentlichen in Widerspruch stehen würden, muß sie Verzicht thun; denn dergleichen Zufälligkeiten des Dinges würden das Ding selbst unkenntlich machen, und ihr ist an der Kenntlichkeit zuerst gelegen. Der Dichter hingegen, der seinen personifirten, abstracten Begriff in die Classe handelnder Wesen erhebt, kann ihn gewissermaßen wider diesen Begriff selbst handeln lassen, und ihn in allen den Modificationen einführen, die ihm irgend ein einzelner Fall giebt, ohne daß wir im geringsten die eigentliche Natur desselben darüber aus den Augen verlieren.

Wenn die Kunst also uns den personifirten Begriff des Todes kenntlich machen will: durch was muß sie, durch was kann sie es anders thun, als dadurch, was dem Tode in allen möglichen Fällen zukömmt? und was ist dieses sonst, als der Zustand der Ruhe und Unempfindlichkeit? Je mehr Zufälligkeiten sie ausdrücken wollte, die in einem einzelnen Falle die Idee dieser Ruhe und Unempfindlichkeit entfernten, desto unkenntlicher müßte nothwendig ihr Bild werden, falls sie nicht ihre Zuflucht zu einem beigesetzten Worte, oder zu sonst einem conventionalen Zeichen, welches nicht besser als ein Wort ist, nehmen, und sonach, bildende Kunst zu sein, aufhören will. Das hat der Dichter nicht zu fürchten. Für ihn hat die Sprache bereits selbst die abstracten Begriffe zu selbstständigen Wesen erhoben; und das nämliche Wort hört nie auf,

die nämliche Idee zu erwecken, so viel mit ihm streitende Zufälligkeiten er auch immer damit verbindet. Er kann den Tod noch so schmerzlich, noch so fürchterlich und grausam schildern, wir vergessen darum doch nicht, daß es nur der Tod ist, und daß ihm eine so gräßliche Gestalt nicht vor sich, sondern bloß unter dergleichen Umständen zukömmt.

Todt sein, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtsein ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie beide diese Zustände, den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führt, und den Zustand des Todes selbst mit einem und eben demselben Worte benennt. Ich weiß, daß diese Armuth oft eine Quelle des Pathetischen werden kann, und der Dichter daher seine Rechnung bei ihr findet; aber dennoch verdient diejenige Sprache unstreitig den Vorzug, die ein Pathetisches, das sich auf die Verwirrung so verschiedener Dinge gründet, verschmäht, indem sie dieser Verwirrung selbst durch verschiedene Benennungen vorbaut. Eine solche Sprache scheint die ältere griechische, die Sprache des Homer, gewesen zu sein. Ein anderes ist dem Homer *Κηρ*, ein anderes *Θανατος*: denn er würde *Θανατον και Κηρα* nicht so unzähligemal verbunden haben, wenn beide nur eines und eben dasselbe bedeuten sollten. Unter *Κηρ* versteht er die Nothwendigkeit zu sterben, die öfters traurig werden kann, einen frühzeitigen, gewaltsamen, schmählichen, ungelegenen Tod; unter *Θανατος* aber den natürlichen Tod, vor dem keine *Κηρ* vorhergeht, oder den Zustand des Todtseins ohne alle Rücksicht auf die vorhergegangene *Κηρ*. Auch die Römer machten einen Unterschied zwischen Lethum und Mors.

> Emergit late Ditis chorus, horrida Erinnys,
> Et Bellona minax, facibusque armata Megaera,
> Lethumque, Insidiaeque, et lurida Mortis imago:

sagt Petron. Spence meint, er sei schwer zu begreifen, dieser

Unterschied; vielleicht aber hätten sie unter Lethum[1]) den allgemeinen Samen, oder die Quelle der Sterblichkeit verstanden, dem sie sonach die Hölle zum eigentlichen Sitze angewiesen; unter Mors aber, die unmittelbare Ursache einer jeden besonderen Aeußerung der Sterblichkeit auf unserer Erde.*) Ich, meines Theils, möchte lieber glauben, daß Lethum mehr die Art des Sterbens und Mors den Tod überhaupt ursprünglich bedeuten sollen; denn Statius sagt**):

Mille modis lethi miseros Mors una fatigat.

Der Arten des Sterbens sind unendliche: aber es ist nur Ein Tod. Folglich würde Lethum dem griechischen *Κηρ*, und Mors dem *Θανατος* eigentlich entsprochen haben, unbeschadet, daß in der einen Sprache sowohl, als in der anderen, beide Worte mit der Zeit verwechselt, und endlich als völlige Synonyma gebraucht worden.

Indeß will ich mir auch hier einen Gegner denken, der jeden Schritt des Feldes streitig zu machen versteht. Ein solcher könnte sagen: „Ich lasse mir den Unterschied zwischen *Κηρ* und *Θανατος* gefallen; aber wenn der Dichter, wenn die Sprache selbst einen schrecklichen Tod und einen nicht schrecklichen unterschieden haben: warum könnte nicht auch die Kunst ein dergleichen doppeltes Bild für den Tod gehabt haben, und haben dürfen? Das minder schreckliche Bild mag der Genius, der sich auf die umgekehrte Fackel stützt, mit seinen übrigen Attributen gewesen sein; aber sonach war dieser Genius nur *Θανατος.* Wie steht es mit dem Bilde der *Κηρ*? Wenn dieses schrecklich sein müssen: so ist dieses vielleicht ein Gerippe gewesen, und es bliebe uns noch immer vergönnt zu sagen, daß die Alten den Tod, nämlich den gewaltsamen

*) *Polymetis*, p. 261. The Roman poets sometimes make a distinction between Lethum and Mors, which the poverty of our language will not allow us to express; and which it is even difficult enough to conceive. Perhaps, they meant by Lethum, that general principle or source of mortality, which they supposed to have its proper residence in hell; and by Mors, or Mortes (for they had several of them), the immediate cause of each particular instance of mortality on our earth.

**) Thebaid. IX, v. 280.

---

1) Lethum statt letum schrieb man früher, weil man das Wort fälschlich mit dem griechischen Lethe zusammenbrachte.

Tod, für den es unserer Sprache an einem besonderen Worte mangelt, als ein Gerippe gebildet haben."

Und allerdings ist es wahr, daß auch die alten Künstler die Abstraction des Todes von den Schrecknissen, die vor ihm hergehen, angenommen, und diese unter dem besonderen Bilde der *Κηρ* vorgestellt haben. Aber wie hätten sie zu dieser Vorstellung Etwas wählen können, was erst spät auf den Tod folgt? Das Gerippe wäre so unschicklich dazu gewesen, als möglich. Wen dieser Schluß nicht befriedigt, der sehe das Factum! Pausanias hat uns zum Glück die Gestalt aufbehalten, unter welcher die *Κηρ* vorgestellt wurde. Sie erschien als ein Weib mit gräulichen Zähnen und mit krummen Nägeln, gleich einem reißenden Thiere. So stand sie auf eben der Kiste des Cypselus, auf welcher Schlaf und Tod in den Armen der Nacht ruhten, hinter dem Polynices, indem ihn sein Bruder Eteokles anfällt: *Του Πολυνεικους δε ὀπισθεν ἑστηκεν ὀδοντας τε ἐχουσα οὐδεν ἡμερωτερους θηριου, και οἱ και των χειρων εἰσιν ἐπικαμπεις οἱ ὀνυχες· ἐπιγραμμα δε ἐπ᾽ εἰτῃ εἰναι φασι Κηρα**). Vor dem *ἑστηκεν* scheint ein Substantivum in dem Texte zu fehlen; aber es wäre eine bloße Chicane, wenn man zweifeln wollte, daß es ein anderes als *Γυνη* sein könne. Wenigstens kann es *Σκελετος* doch nicht sein, und das ist mir genug.

Schon ehemals hatte Herr Klotz dieses Bild der *Κηρ* gegen meine Behauptung von dem Bilde des Todes bei den Alten brauchen wollen*), und nun weiß er, was ich ihm hätte antworten können. *Κηρ* ist nicht der Tod, und es ist bloße Armuth derjenigen Sprache, die es durch eine Umschreibung, mit Zuziehung des Wortes Tod, geben muß; ein so verschiedener Begriff sollte in allen Sprachen ein eigenes Wort haben. Und doch hätte Hr. Klotz auch den Kuhnius nicht loben sollen, daß er *Κηρ* durch Mors fatalis

*) Lib. V, cap. 19, p. 425. Edit. Kuhn.

**) *Act. Litt. Vol. III, Parte III, p. 288.* Consideremus quasdam figuras arcae Cypseli in templo Olympico insculptas. Inter eas apparet *γυνη ὀδοντας κ. τ. λ.* — Verbum *Κηρα* recte explicat Kuhnius *mortem fatalem*, eoque loco refutari posse videtur Auctoris opinio de minus terribili forma morti ab antiquis tributa, cui sententiae etiam alia monimenta adversari videntur. [„v. Bonarotam ad Monum. Etrusca op. Dempeter. de Etrur. reg. addita §. 18, p. 24. 40.“ (Klotz.)]

übersetzt habe. Genauer und richtiger würde Fatum mortale, mortiferum, gewesen sein, denn beim Suidas wird *Κηρ* durch *θανατηφορος μοιρα*, nicht durch *Θανατος πεπρωμενος* erklärt.

Endlich will ich an den Euphemismus der Alten erinnern, an ihre Zärtlichkeit, diejenigen Worte, welche unmittelbar eine ekle, traurige, gräßliche Idee erwecken, mit minder auffallenden zu verwechseln. Wenn sie diesem Euphemismus zu Folge nicht gern geradezu sagten: „er ist gestorben", sondern lieber: „er hat gelebt, er ist gewesen, er ist zu den Mehreren abgegangen"*), und dergleichen; wenn eine der Ursachen dieser Zärtlichkeit, die so viel als mögliche Vermeidung alles Ominösen war: so ist kein Zweifel, daß auch die Künstler ihre Sprache zu diesem gelinderen Tone werden herabgestimmt haben. Auch sie werden den Tod nicht unter einem Bilde vorgestellt haben, bei welchem einem jeden unvermeidlich alle die ekeln Begriffe von Moder und Verwesung einschießen, nicht unter dem Bilde des häßlichen Gerippes; denn auch in ihren Compositionen hätte der unvermuthete Anblick eines solchen Bildes eben so ominös werden können, als die unvermuthete Vernehmung des eigentlichen Wortes. Auch sie werden dafür lieber ein Bild gewählt haben, welches uns auf das, was es anzeigen soll, durch einen anmuthigen Umweg führt; und welches Bild könnte hierzu dienlicher sein, als dasjenige, dessen symbolischen Ausdruck die Sprache selbst sich für die Benennung des Todes so gern gefallen läßt, das Bild des Schlafes?

— — Nullique ea tristis imago!

Doch so wie der Euphemismus die Wörter, die er mit sanfteren vertauscht, darum nicht aus der Sprache verbannt, nicht schlechterdings aus allem Gebrauche setzt; so wie er vielmehr eben diese widrigen und jetzt daher vermiedenen Wörter bei einer noch gräulicheren Gelegenheit, als die minder beleidigenden, vorsucht; so wie er z. E., wenn er von dem, der ruhig gestorben ist, sagt, daß er nicht mehr lebe, von dem, der unter den schrecklichsten Martern ermordet worden, sagen würde, daß er gestorben sei; ebenso wird auch die Kunst diejenigen Bilder, durch welche sie den Tod andeuten könnte, aber wegen ihrer Gräßlichkeit nicht andeuten mag,

*) Gattakerus de novi Instrumenti stylo cap. XIX.

darum nicht gänzlich aus ihrem Gebiete verweisen, sondern sie vielmehr auf Fälle versparen, in welchen sie hinwiederum die gefälligeren, oder wohl gar die einzig brauchbaren sind.

Also: 2) da es erwiesen ist, daß die Alten den Tod nicht als ein Gerippe gebildet; da sich gleichwohl auf alten Denkmälern Gerippe zeigen: was sollen sie denn sein, diese Gerippe?

Ohne Umschweif; diese Gerippe sind Larvae: und das nicht sowohl in so fern, als Larva selbst nichts Anderes als ein Gerippe heißt, sondern in so fern, als unter Larvae eine Art abgeschiedener Seelen verstanden wurden.

Die gemeine Pneumatologie der Alten war diese. Nach den Göttern glaubten sie ein unendliches Geschlecht erschaffener Geister, die sie Dämones nannten. Zu diesen Dämonen rechneten sie auch die abgeschiedenen Seelen der Menschen, die sie unter dem allgemeinen Namen Lemures begriffen, und deren nicht wohl anders als eine zweifache Art sein konnte. Abgeschiedene Seelen guter, abgeschiedene Seelen böser Menschen. Die guten wurden ruhige, selige Hausgötter ihrer Nachkommenschaft, und hießen Lares. Die bösen, zur Strafe ihrer Verbrechen, irrten unstät und flüchtig auf der Erde umher, den Frommen ein leeres, den Ruchlosen ein verderbliches Schrecken, und hießen Larvae. In der Ungewißheit, ob die abgeschiedene Seele der ersten oder zweiten Art sei, galt das Wort Manes.*)

Und solche Larvae, sage ich, solche abgeschiedene Seelen böser Menschen wurden als Gerippe gebildet. — Ich bin überzeugt, daß diese Anmerkung von Seiten der Kunst neu ist, und von keinem Antiquare zur Auslegung alter Denkmäler noch gebraucht worden. Man wird sie also bewiesen zu sehen verlangen, und es dürfte wohl nicht genug sein, wenn ich mich desfalls auf eine Glosse des

*) *Apuleius de Deo Socratis* (p. 110, Ed. Bas. per Hen. Petri). Est et secundo signatu species daemonum, animus humanus exutus et liber, stipendiis vitae corpore suo abjuratis. Hunc vetere Latina lingua reperio Lemurem dictitatum. Ex hisce ergo Lemuribus, qui posterorum suorum curam sortitus, pacato et quieto numine domum possidet, Lar dicitur familiaris. Qui vero propter adversa vitae merita, nullis bonis sedibus incerta vagatione, ceu quodam exilio punitur, inane terriculamentum bonis hominibus, caeterum noxium malis, hunc plerique Larvam perhibent. Cum vero incertum est quae cuique sortitio evenerit, utrum Lar sit an Larva, nomine Manium deum nuncupant, et honoris gratia Dei vocabulum additum est.

Henr. Stephanus berufte, nach welcher in einem alten Epigramm *οἱ Σκελετοι* durch Manes zu erklären sind. Aber was diese Glosse nur etwa dürfte vermuthen lassen, werden folgende Worte außer Zweifel setzen. Nemo tam puer est, sagt Seneca*), ut Cerberum timeat, et tenebras, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium. Oder, wie es unser alter ehrlicher und wirklich deutscher Michael Herr übersetzt: „Es ist niemants so kindisch, der den Cerberus förcht, die Finsterniß und die todten Gespenst, da nichts dann die leidigen Bein an einander hangen.“**) Wie könnte man ein Gerippe, ein Skelet deutlicher bezeichnen, als durch das nudis ossibus cohaerens? Wie könnte man es geradezu bekräftigt wünschen, daß die Alten ihre spukenden Geister als Gerippe zu denken und zu bilden gewohnt gewesen?

Wenn eine dergleichen Anmerkung einen natürlicheren Aufschluß für mißverstandene Vorstellungen gewährt, so ist es unstreitig ein neuer Beweis ihrer Richtigkeit. Nur ein Gerippe auf einem alten Denkmale könnte freilich der Tod sein, wenn es nicht aus anderweitigen Gründen erwiesen wäre, daß er so nicht gebildet worden. Aber wie, wo mehrere solche Gerippe erscheinen? Darf man sagen, so wie der Dichter mehrere Tode kenne,

Stant Furiae circum, variaeque ex ordine Mortes:

so müsse es auch dem Künstler vergönnt sein, verschiedene Arten des Todes jede in einen besonderen Tod auszubilden? Und wenn auch dann noch eine solche Composition verschiedener Gerippe keinen gesunden Sinn giebt? Ich habe oben***) eines Steines beim Gori gedacht, auf welchem drei Gerippe zu sehen: das eine fährt auf einer Biga, mit grimmigen Thieren bespannt, über ein anderes, das zur Erde liegt, daher, und droht ein drittes, das vorsteht,

*) Epist. XXIV.

**) Sittliche Zuchtbücher des hochberühmten Philosophi Seneca. Straßburg 1536, in Folio. Ein späterer Uebersetzer des Seneca, Conrad Fuchs (Frankf. 1620), giebt die Worte, et Larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium, durch „und der Todten gebeinichte Companey“. Fein zierlich und toll! [Diese beiden Uebersetzungen zog Lessing zu den „Beiträgen zu einem deutschen Glossarium“ aus; ed. v. Maltzahn XI, 2, S. 258. Füllesborn, ebenda, irrt sich also, wenn er meint, Lessing habe Herrs Uebersetzung „wahrscheinlich nach MS. citirt“.]

***) S. 677.

gleichfalls zu überfahren. Gori nennt diese Vorstellung den Triumph des Todes über den Tod. Worte ohne Sinn! Aber zum Glück ist dieser Stein von schlechter Arbeit und mit einer griechisch scheinenden Schrift vollgefüllt, die keinen Verstand macht. Gori erklärt ihn also für das Werk eines Gnostikers; und es ist von jeher erlaubt gewesen, auf Rechnung dieser Leute so viel Ungereimtheiten zu sagen, als man nur immer nicht zu erweisen Lust hat. Anstatt den Tod über sich selbst, oder über ein Paar neidische Mitbewerber um seine Herrschaft da triumphiren zu sehen, sehe ich nichts als abgeschiedene Seelen, als Larven, die noch in jenem Leben einer Beschäftigung nachhängen, die ihnen hier so angenehm gewesen. Daß dieses erfolge, war eine allgemeine angenommene Meinung bei den Alten; und Virgil hat unter den Beispielen, die er davon giebt, der Liebe zu den Rennspielen nicht vergessen*):

— — — quae gratia currûm
Armorumque fuit vivis, quae cura nitentes
Pascere equos, eadem sequitur tellure repostos.

Daher auf den Grabmälern und Urnen und Särgen nichts häufiger, als Genien, die

— aliquas artes, antiquae imitamina vitae.

ausüben; und in eben dem Werke des Gori, in welchem er diesen Stein mitgetheilt, kömmt ein Marmor vor, von welchem der Stein gleichsam nur die Carricatur heißen könnte. Die Gerippe, die auf dem Steine fahren und überfahren werden, sind auf dem Marmor Genii.

Wenn denn aber die Alten sich die Larven, d. i. die abgeschiedenen Seelen böser Menschen, nicht anders als Gerippe dachten: so war es ja wohl natürlich, daß endlich jedes Gerippe, wenn es auch nur das Werk der Kunst war, den Namen Larva bekam. Larva hieß also auch dasjenige Gerippe, welches bei feierlichen Gastmahlen mit auf der Tafel erschien, um zu einem desto eilfertigeren Genuß des Lebens zu ermuntern. Die Stelle des Petrons von einem solchen Gerippe ist bekannt**); aber der Schluß wäre

*) Aeneid. VI, v. 653.

**) Potantibus ergo, et accuratissimas nobis lautitias mirantibus, larvam argenteam attulit servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in

sehr übereilt, den man für das Bild des Todes daraus ziehen wollte. Weil sich die Alten an einem Gerippe des Todes erinnerten, war darum ein Gerippe das angenommene Bild des Todes? Der Spruch, den Trimalcio dabei sagte, unterscheidet vielmehr das Gerippe und den Tod ausdrücklich:

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.

Das heißt nicht: bald wird uns dieser fortschleppen! in dieser Gestalt wird der Tod uns abfordern! Sondern: das müssen wir alle werden; solche Gerippe werden wir Alle, wenn der Tod uns einmal abgefordert hat. —

Und so glaube ich auf alle Weise erwiesen zu haben, was ich zu erweisen versprochen. Aber noch liegt mir daran, zu zeigen, daß ich nicht bloß gegen Herr Klotzen mir diese Mühe genommen. Nur Herr Klotzen zurechte weisen, dürfte den meisten Lesern eine eben so leichte, als unnütze Beschäftigung scheinen. Ein Anderes ist es, wenn er mit der ganzen Heerde irrt. Sodann ist es nicht das hinterste nachblökende Schaf, sondern die Heerde, die den Hirten oder den Hund in Bewegung setzt.

Prüfung.

Ich werfe also einen Blick auf bessere Gelehrte, die, wie gesagt, an den verkehrten Einbildungen des Herrn Klotz mehr oder weniger Theil nehmen, und fange bei dem Manne an, der Herr Klotzen Alles in Allem ist: bei seinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus. — Was für schöne Seelen, die Jeden, mit dem sie in einer Entfernung von hundert Meilen ein paar Complimente gewechselt, stracks für ihren Freund erklären! Schade nur, daß man eben so leicht ihr Feind werden kann!

Unter den Gemälden, welche der Graf Caylus den Künstlern aus dem Homer empfahl, war auch das vom Apoll, wie er den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode

omnem partem verterentur. Hanc quum super mensam semel iterumque abjecisset, et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret Trimalcio adjecit:

Heu, heu, nos miseros, quam totus homuncio nil est!
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.

(*Edit. Mich. Hadr. p. 115.*)

und dem Schlafe übergiebt.*) „Es ist nur verdrießlich", sagt der Graf, „daß Homer sich nicht auf die Attributa eingelassen, die man zu seiner Zeit dem Schlafe ertheilte. Wir kennen, diesen Gott zu bezeichnen, nur seine Handlung selbst, und krönen ihn mit Mahn. Diese Ideen sind neu, und die erste, welche überhaupt von geringem Nutzen ist, kann in dem gegenwärtigen Falle gar nicht gebraucht werden, in welchem mir selbst die Blumen ganz unschicklich vorkommen, besonders für eine Figur, die mit dem Tode gruppiren soll."**) Ich wiederhole hier nicht, was ich gegen den kleinen Geschmack des Grafen, der von dem Homer verlangen konnte, daß er seine geistigen Wesen mit den Attributen der Künstler ausstaffiren sollen, im Laokoon erinnert habe. Ich will hier nur anmerken, wie wenig er diese Attributa selbst gekannt, und wie unerfahren er in den eigentlichen Vorstellungen beides des Schlafes und des Todes gewesen. Vors erste erhellt aus seinen Worten unwidersprechlich, daß er geglaubt, der Tod könne und müsse schlechterdings nicht anders als ein Gerippe vorgestellt werden. Denn sonst würde er von dem Bilde desselben nicht gänzlich, als von einer Sache, die sich von selbst versteht, geschwiegen haben; noch weniger würde er sich geäußert haben, daß eine mit Blumen gekrönte Figur mit der Figur des Todes nicht wohl gruppiren möchte. Diese Besorgniß konnte nur daher kommen, weil er sich von der Aehnlichkeit beider Figuren nie etwas träumen lassen; weil er den Schlaf als einen sanften Genius, und den Tod als ein ekles Ungeheuer sich dachte. Hätte er gewußt, daß der Tod ein eben so sanfter Genius sein könne, so würde er seinen Künstler dessen gewiß erinnert, und mit ihm nur noch überlegt haben, ob es gut sei, diesen ähnlichen Geniis ein Abzeichen zu geben, und welches wohl das schicklichste sein könne. Aber er kannte, vors zweite, auch nicht einmal den Schlaf, wie er ihn hätte kennen sollen. Es ist ein wenig viel Unwissenheit, zu sagen, daß wir diesen Gott, außer seiner Handlung, nur durch die leidigen Mahnblumen kenntlich machen könnten. Er merkt zwar richtig an, daß beide diese Kennzeichen neu wären; aber welches denn nun die alten genuinen Kennzeichen gewesen, sagt er nicht bloß nicht, sondern er leugnet auch geradezu, daß

*) Iliad. π. v. 681. [Vgl. IV, S. 122 f.]

**) Tableaux tirées de l'Iliade etc.

uns deren überliefert worden. Er wußte also nichts von dem Horne, das die Dichter dem Schlafe so häufig beilegen, und mit dem er, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Servius und Lutatius, auch gemalt wurde! Er wußte nichts von der umgestürzten Fackel; er wußte nicht, daß eine Figur mit dieser umgestürzten Fackel aus dem Alterthume vorhanden sei, welche nicht eine bloße Muthmaßung, welche die eigene ungezweifelte Ueberschrift für den Schlaf erkläre; er hatte diese Figur weder beim Boissard, noch Gruter, noch Spanheim, noch Beger, noch Brouckhuysen*) gefunden, und überall[1]) nichts von ihr in Erfahrung gebracht. Nun denke man sich das Homerische Gemälde, so wie er es haben wollte, mit einem Schlafe, als ob es der aufgeweckte Schlaf des Algardi wäre; mit einem Tode, ein klein wenig artiger, als er in den deutschen Todtentänzen herumspringt. Was ist hier alt, was griechisch, was homerisch? Was ist nicht galant, und gothisch, und französisch? Würde sich dieses Gemälde des Caylus zu dem Gemälde, wie es sich Homer denken mußte, nicht eben verhalten, als Hudarts Uebersetzung zu dem Originale? Gleichwohl wäre nur der Rathgeber des Künstlers Schuld, wenn dieser so ekel und abenteuerlich modern würde, wo er sich, in dem wahren Geiste des Alterthums, so simpel und fruchtbar, so anmuthig und bedeutend zeigen könnte. Wie sehr müßte es ihn reizen, an zwei so vortheilhaften Figuren, als geflügelte Genii sind, alle seine Fähigkeit zu zeigen, das Aehnliche verschieden, und das Verschiedene ähnlich zu machen! Gleich an Wuchs, und Bildung, und Miene: an Farbe und Fleisch so ungleich, als es ihm der allgemeine Ton seines Colorits nur immer erlauben will. Denn nach dem Pausanius war der eine dieser Zwillingsbrüder schwarz, der andere weiß. Ich sage, der eine und der andere, weil es aus den Worten des Pausanias nicht

*) Brouckhuysen hat sie, aus dem Spanheim, seinem Tibull einverleibt. Beger aber, welches ich oben (S. 662) mit hätte anmerken sollen, hat das ganze Monument, von welchem diese einzelne Figur genommen, gleichfalls aus den Papieren des Pighius, in seinem Spicilegio Antiquitatis p. 106 bekannt gemacht. Beger gedenkt dabei so wenig Spanheims, als Spanheim Begers.

1) Ueberall, hier, wie öfter im vorigen Jahrhundert, in der Bedeutung von: überhaupt. Vgl. Schiller, 1847, IV, S. 132. 146; XII, S. 206. 231. Schillers Briefwechsel mit W. v. Humboldt, S. 229. Hoffmeister, Nachlese zu Schiller, IV, S. 571. Wieland, Neuer Amadis, 1771, S. 85.

eigentlich erhellt, welches der schwarze, oder welches der weiße gewesen. Und ob ich es schon dem Künstler jetzt nicht verdenken würde, welcher den Tod zu dem schwarzen machen wollte, so möchte ich ihn darum doch nicht einer ganz ungezweifelten Uebereinstimmung mit dem Alterthume versichern. Nonnus wenigstens läßt den Schlaf *μελανοχροον* nennen, wenn sich Venus geneigt bezeigt, der weißen Pasithea so einen schwarzen Gatten nicht mit Gewalt aufdringen zu wollen*); und es wäre leicht möglich, daß der alte Künstler dem Tode die weiße Farbe gegeben, um auch dadurch anzudeuten, daß er der fürchterlichere Schlaf von beiden nicht sei.

Freilich konnte Caylus aus den bekannten Ikonologischen Werken eines Ripa, Chartarius, und wie deren Ausschreiber heißen, sich wenig oder gar nicht eines Besseren unterrichten.

Zwar das Horn des Schlafes kannte Ripa**); aber wie betrüglich schmückt er ihn sonst aus? Das weiße kürzere Oberkleid über ein schwarzes Unterkleid, welches er und Chartarius ihm geben***), gehört dem Traume, nicht dem Schlafe. Von der Gleichheit des Todes mit ihm kennt Ripa zwar die Stelle des Pausanias, aber ohne zu jenes Bild den geringsten Gebrauch davon zu machen. Er schlägt dessen ein dreifaches vor, und keines ist so, wie es der Grieche oder Römer würde erkannt haben. Gleichwohl ist auch nur das eine, von der Erfindung des Camillo da Ferrara, ein Skelet; aber ich zweifle, ob Ripa damit sagen wollen, daß dieser Camillo es sei, welcher den Tod zuerst als ein Skelet gemalt. Ich kenne diesen Camillo überhaupt nicht.

Diejenigen, welche Ripa und Chartarius am meisten gebraucht haben, sind Gyraldus und Natalis Comes.

Dem Gyraldus haben sie den Irrthum wegen der weißen und schwarzen Bekleidung des Schlafes nachgeschrieben†); Gyraldus aber muß, anstatt des Philostratus selbst, nur einen Uebersetzer desselben nachgesehen haben. Denn es ist nicht Ὕπνος, sondern Ὀνειρος, von welchem Philostratus sagt††): *ἐν ἀνειμενῳ τῳ εἰδει γεγραπται, και ἐσθητα ἐχει λευκην ἐπι μελαινῃ, το, οἰμαι, νυκτωρ*

*) Lib. XXXIII, v. 40.

**) Iconolog. p. 464. Edit. Rom. 1603.

***) Imag. Deorum p. 143. Francof. 1687.

†) Hist. Deorum Syntag. IX, p. 311. Edit. Jo. Jensii. — ††) Iconum lib. I, 27.

αὐτου και μεϑ' ἡμεραν. Es ist mir unbegreiflich, wie auch der neueste Herausgeber der Philostratischen Werke, Gottfr. Olearius, der uns doch eine fast ganz neue Uebersetzung geliefert zu haben versichert, bei diesen Worten so äußerst nachlässig sein können. Sie lauten bei ihm auf Latein: Ipse somnus remissa pictus est facie, candidamque super nigra vestem habet, eo, ut puto, quod nox sit ipsius, et quae diem excipiunt. Was heißt das, et quae diem excipiunt? Sollte Olearius nicht gewußt haben, daß *μεϑ' ἡμεραν* interdiu heiße, so wie *νυκτωρ* noctu? Man wird müde, könnte man zu seiner Entschuldigung sagen, die alten elenden Uebersetzungen auszumisten. So hätte er wenigstens aus einer ungeprüften Uebersetzung Niemanden entschuldigen, und Niemanden widerlegen sollen! Weil es aber darin weiter fort heißt: Cornu is (somnus) manibus quoque tenet, ut qui insomnia per veram portam inducere soleat: so setzt er in einer Note hinzu: Ex hoc vero Philostrati loco patet optimo jure portas illas *somni* dici posse, qui scilicet somnia per eas inducat, nec necesse esse ut apud Virgilium (Aeneid. VI, v. 562) *somni* dictum intelligamus pro *somnii*, ut voluit Turnebus l. IV! Advers. c. 14. Allein, wie gesagt, Philostratus selbst redet nicht von den Pforten des Schlafes, Somni, sondern des Traumes, Somnii; und *Ὀνειρος*, nicht *Ὑπνος*, ist es auch ihm, welcher die Träume durch die wahre Pforte einläßt. Folglich ist dem Virgil noch immer nicht anders, als durch die Anmerkung des Turnebus zu helfen, wenn er durchaus in seiner Erdichtung von jenen Pforten mit dem Homer übereinstimmen soll. — Von der Gestalt des Todes schweigt Gyraldus gänzlich.

Natalis Comes giebt dem Tode ein schwarzes Gewand mit Sternen.*) Das schwarze Gewand, wie wir oben gesehen**), ist in dem Euripides gegründet; aber wer ihm die Sterne darauf gesetzt, weiß ich nicht. Träume contortis cruribus hat er auch, und er versichert, daß sie Lucian auf seiner Insel des Schlafes so umher schwärmen lassen. Aber bei dem Lucian sind es bloß ungestaltete Träume, *ἀμορφοι*[1]), und die krummen Beine sind von seiner

*) Mythol. lib. III, cap. 13. — **) S. 679.

1) Aus dem zweiten Buche von Lucians „Wahren Geschichten" (übs. von

eigenen Ausbildung. Doch würden auch diese krummen Beine nicht den Träumen überhaupt als allegorisches Kennzeichen, sondern nur gewissen Träumen, selbst nach ihm, zukommen.

Andere mythologische Compilatores nachzusehen, lohnt wohl kaum der Mühe. Der einzige Banier möchte eine Ausnahme zu verdienen scheinen. Aber auch Banier sagt von der Gestalt des Todes ganz und gar nichts, und von der Gestalt des Schlafes mehr als eine Unrichtigkeit.*) Denn auch er verkennt in jenem Gemälde beim Philostrat den Traum für den Schlaf, und erblickt ihn da als einen Mann gebildet[1]), ob er schon aus der Stelle des Pausanias schließen zu können glaubt, daß er als ein Kind, und einzig als ein Kind, vorgestellt worden. Er schreibt dabei dem Montfaucon einen groben Irrthum nach, den schon Winckelmann gerügt hat, und der seinem deutschen Uebersetzer sonach wohl hätte bekannt sein können.**) Beide nämlich, Montfaucon und Banier, geben den Schlaf des Algardi in der Villa Borghese für alt aus, und eine neue Vase, die dort mit mehreren neben ihm steht, weil sie Montfaucon auf einem Kupfer dazugesetzt gefunden, soll ein Gefäß mit schlafmachendem Safte bedeuten.[2]) Dieser Schlaf des Algardi selbst ist ganz wider die Einfalt und den Anstand des Alterthums; er mag sonst so kunstreich gearbeitet sein, als man will.

*) Erläut. der Götterlehre, vierter Band, S. 147 deut. Uebers.
**) Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XV.

Wieland, IV, S. 215): „Was die Träume selbst betrifft, so sind sie von sehr verschiedener Natur und Gestalt; einige groß, schön und lieblich anzusehen, andere klein und ungestalt; einige, dem Anschein nach, lauter Gold, andere von geringem oder gar keinem Werthe.“

1) Ebenda, S. 148: „Philostratus (*Icon.* Libr. I, c. 27) schildert in dem Gemälde des Amphiaraus den Schlaf unter der Gestalt eines Mannes ab, der ein schwarzes Kleid und über dasselbe ein weißes anhat; er sieht ganz müde und schlaftrunken aus und hält in der einen Hand das Horn, aus welchem er die wahrhaften Träume schicket.“

2) Ebenda, S. 147 f.: „Aus dieser Erzählung des Pausanias (von dem Kasten des Cypselus) läßt sich abnehmen, daß der Schlaf als ein Kind abgebildet worden. Ein schöner Marmor, von einem ganz vortrefflichen Geschmacke, den uns die Zeit noch übrig gelassen hat, setzt die Sache außer allen Streit. Dieser Marmor stellt ein Kind vor, das in einen tiefen Schlaf begraben liegt und in einer Hand einige Mohnköpfe hält, auf die andere aber sein Haupt stützet; bei ihm steht ein großes Gefäß, das ohne Zweifel mit irgend einem narkotischen oder einschläfernden Getränke angefüllt ist.“

Denn seine Lage und Gebärdung ist von der Lage und Gebärdung des schlafenden Fauns im Palaste Barberino entlehnt, dessen ich oben gedacht habe.*)

Mir ist überall kein Schriftsteller aus dem Fache dieser Kenntnisse vorgekommen, der das Bild des Todes, so wie es bei den Alten gewesen, entweder nicht ganz unbestimmt gelassen, oder nicht falsch angegeben hätte. Selbst diejenigen, welche die von mir angeführten Monumente, oder denselben ähnliche, sehr wohl kannten, haben sich darum der Wahrheit nicht viel mehr genähert.

So wußte Tollius zwar, daß verschiedene alte Marmor vorhanden wären, auf welchen geflügelte Knaben mit umgestürzten Fackeln den ewigen Schlaf der Verstorbenen vorstellten.**) Aber heißt dieses, in dem Einen derselben, den Tod selbst erkennen? Hat er darum eingesehen, daß die Gottheit des Todes von den Alten nie in einer anderen Gestalt gebildet worden? Von dem symbolischen Zeichen eines Begriffs bis zu der festgesetzten Bildung dieses personifirten, als ein selbstständiges Wesen verehrten Begriffes, ist noch ein weiter Schritt.

Eben dieses ist vom Gori zu sagen. Gori nennt zwar noch ausdrücklicher zwei dergleichen geflügelte Knaben auf alten Särgen, Genios Somnum et Mortem referentes***); aber schon dieses referentes selbst verräth ihn. Und da gar, an einem anderen Orte†), ihm eben diese Genii Mortem et Funus designantes heißen; da er, noch anderswo, in dem einen derselben, trotz der ihm nach dem Buonarotti zugestandenen Bedeutung des Todes, immer noch einen Cupido sieht; da er, wie wir gesehen, die Gerippe auf dem alten Steine für M o r t e s erkennt: so ist wohl unstreitig, daß er wenigstens über alle diese Dinge noch sehr uneins mit sich selbst gewesen.

Auch gilt ein Gleiches von dem Grafen Maffei. Denn ob auch dieser schon glaubte, daß auf alten Grabsteinen die zwei geflügelten Knaben mit umgestürzten Fackeln den Schlaf und den Tod bedeuten sollten: so erklärte er dennoch einen solchen Knaben, der auf dem bekannten Conclamationsmarmor in dem Antiquitätensaale zu Paris

*) S. 659. — **) In notis ad Rondelli Expositionem S. T. p. 292.
***) Inscript. ant., quae in Etruriae Urbibus exstant, Parte III, p. XCIII.
†) L. c. p. LXXXI.

steht, weder für den einen, noch für den anderen, sondern für einen Genius, der durch seine umgestürzte Fackel anzeige, daß die darauf vorgestellte verblichene Person in ihrer schönsten Blüte gestorben sei, und daß Amor mit seinem Reiche sich über diesen Tod betrübe.*) Selbst als Dom Martin ihm das erstere Vorgeben mit vieler Bitterkeit streitig gemacht hatte[1]), und er den nämlichen Marmor in sein Museum Veronense einschaltete, sagt er zu dessen näherer Bestätigung schlechterdings nichts, und läßt die Figuren der 139. Tafel, die er dazu hätte brauchen können, ganz ohne alle Erklärung.

Dieser Dom Martin aber, welcher die zwei Genien mit umgestürzten Fackeln auf alten Grabsteinen und Urnen für den Genius des Mannes und den Genius der Gattin desselben oder für den doppelten Schutzgeist wollte gehalten wissen, den, nach der Meinung einiger Alten, ein jeder Mensch habe, verdient kaum widerlegt zu werden. Er hätte wissen können und sollen, daß wenigstens die eine dieser Figuren, zu Folge der ausdrücklichen alten Ueberschrift, schlechterdings der Schlaf sei; und eben gerade in glücklicher Weise auf eine Stelle unseres Winckelmanns, in der er die Unwissenheit dieses Franzosen bereits gerügt hat.

*) Explic. de divers Monuments singuliers qui on rapport à la Religion des plus anciens peuples, par le R. P. Dom** p. 36.

---

1) Vgl. „Collectaneen" s. v. „Conclamatio" (ed. v. Maltzahn XI, 1, S. 350): „Außer der militärischen Bedeutung, welche dieses Wort hat, versteht man auch darunter dasjenige Geräusch und Getöne, welches die Römer bei ihren Todten, auf Hörnern und Trompeten, von Zeit zu Zeit bis zur wirklichen Bestattung derselben machen ließen; sowohl, wie Hyginus sagt, um die Anverwandten und Bekannten des Verstorbenen dadurch herbeizurufen und ihnen sehen zu lassen, daß er natürlichen Todes verblichen sei, als auch, wie Servius meldet, im Fall die Seele den Körper noch nicht gänzlich verlassen habe, sondern nur in Betäubung läge, sie wieder zu ermuntern, damit nicht, wie schon geschehen war, ein Lebendiger für einen Todten auf den Scheiterhaufen gebracht würde, wo er durch die Heftigkeit des Feuers nicht eher wieder zu sich käme, als bis er nicht mehr zu retten wäre. Dom Martin hat diese Conclamation auf einem Basrelief des Antiquitäten-Saales im Louvre bemerkt, und sie am umständlichsten und besten erläutert. Daß aber nicht allein die Trompete (tuba), der in der Stelle des Hyginus gedacht wird, sondern auch das Krummhorn, welche beide Instrumente auf dem Basrelief zu sehen, dazu gebraucht worden, beweiset Dom Martin aus einer Stelle des Petronius, aus welcher zugleich erhellet, daß es die Knechte der Libitinarii waren, die diese Leichenmusik machten."

„Es fällt mir ein", schreibt Winckelmann*), „daß ein anderer Franzos, Martin, ein Mensch, welcher sich erkühnen können, zu sagen, Grotius habe die Siebenzig Dollmetscher nicht verstanden, entscheidend und kühn vorgiebt, die beiden Genii an den alten Urnen könnten nicht den Schlaf und den Tod bedeuten; und der Altar, an welchem sie in dieser Bedeutung mit der alten Ueberschrift des Schlafes und des Todes stehen, ist öffentlich in dem Hofe des Palastes Albani aufgestellt." Ich hätte mich dieser Stelle oben (S. 652) erinnern sollen, denn Winckelmann meint hier eben denselben Marmor, den ich dort aus seinem Versuche über die Allegorie anführe. Was dort so deutlich nicht ausgedrückt war, ist es hier um so viel mehr: nicht bloß der eine Genius, sondern auch der andere, werden auf diesem Albanischen Monumente durch die wörtliche alte Ueberschrift für das erklärt, was sie sind: für Schlaf und Tod. — Wie sehr wünschte ich, durch Mittheilung desselben das Siegel auf diese Untersuchung drücken zu können!

Noch ein Wort von Spencen, und ich schließe. Spence, der uns unter allen am positivsten ein Gerippe für das antike Bild des Todes aufdringen will, Spence ist der Meinung, daß die Bilder, welche bei den Alten von dem Tode gewöhnlich gewesen, nicht wohl anders als schrecklich und gräßlich sein können, weil die Alten überhaupt weit finsterere und traurigere Begriffe von seiner Beschaffenheit gehabt hätten, als uns gegenwärtig davon beiwohnen könnten.**)

Gleichwohl ist es gewiß, daß diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, daß auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sei, die Schrecken des Todes unendlich vermehren mußte. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe zu halten, das konnte ohne Offenbarung schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrungen hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene

*) Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. XVI.
**) Polymetis p. 262.

schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend sein könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheußliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wiederum in den Besitz jenes besseren Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes; und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.





Ueber die Ahnenbilder der Römer.

Eine antiquarische Untersuchung.

1769.*)



Der Herr Geheimerath Klotz glaubt über die Ahnenbilder der alten Römer eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben. Da er indeß weiß, daß dergleichen Entdeckungen nicht leicht eines apodiktischen Erweises fähig sind; so begnügt er sich, ihr den Namen einer Muthmaßung zu geben, der es an einer schmeichelhaften Wahrscheinlichkeit nicht mangle, und empfiehlt sie der Prüfung der Gelehrten.

Ich denke, daß ich diese Prüfung vornehmen kann, ohne mich einer großen Eitelkeit schuldig zu machen. Ich bin ein Schulmann, dessen Pflicht es ist, in dergleichen Dingen ein wenig bewandert zu sein.

„Es ist bekannt", schreibt Herr Klotz in seiner Vorrede zu den verdeutschten Abhandlungen des Grafen von Caylus**), „daß die Verwaltung der höheren obrigkeitlichen Aemter den römischen Edelleuten das Recht gab, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren Vorsälen aufzustellen. (Spanheim de usu et Praest. Numism. Diss. X, p. 3.)[1]) Es wurden dieselben" —

*) Die folgenden antiquarischen Fragmente gab Eschenburg aus Lessings Papieren im zehnten Theile der vermischten Schriften 1792 heraus.
**) Erster Band, Altenburg 1768. 4.

1) Adeo quidem, ut funeri te non unius Consularis sed totius Reipub. credas interesse; in quod, ex prisci moris vestigiis, Imagines tot clarissi-

Doch, nicht weiter! Cantherius in limine! — Herr Klotz strauchelt bei dem ersten Schritte, den er über die Schwelle thut.

Ich will nicht fragen: wenn die Sache bekannt ist, was bedarf sie eines Währmannes? — Eine Anführung zu viel, ist besser als eine zu wenig! — Aber ich frage: warum ist Spanheim hier der Währmann?[1]) Spanheim ist in dieser Materie weder der erste noch der ausführlichste Schriftsteller. Wenn Herr Klotz Neuere citiren wollte, so hätten es Sigonius oder Lipsius sein müssen.

Ich halte viel von einem Gelehrten, der mich gleich vor die rechte Schmiede weiset.

Und wenn Herr Klotz nun den Spanheim für die rechte hielt? — Sodann hätte er nicht sowohl diese, als eine andere Stelle aus ihm (nämlich Diss. I, p. 49), wenigstens diese nicht ohne jene, anführen müssen; weil wir nicht in dieser, sondern in jener, auf den Hauptort des Cicero*) verwiesen werden, aus dem es allein erhellt, daß das Jus imaginum den höheren obrigkeitlichen Personen eigen gewesen sei.[2])

Ich mache ihnen dieses Vorrecht nicht streitig, aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß man es zu weit ausdehne, wenn man auch die Vorsäle der Privatpersonen darunter begreift.

Ich meine: das Jus imaginis ad memoriam posteritatemque prodendae, welches Cicero, wie er sagt, erst durch seine Erhebung

*) Verr. V, c. 14.

marum Gentium inferri longo ordine videas: *Imaginum* enim specie, non sumptibus nobilitari maximorum virorum funera solere, ajebat olim Senatus Princeps M. Lepidus. Nobilius certe funus hîc fatearis quam illustris illius matronae, cujus meminit Tacitus, Iuniae nempe C. Cassii conjugis, et sororis M. Bruti, in cujus funere viginti clarissimarum Familiarum *Imagines* antelatae sunt; Manlii, Quinctii, aliaque ejusdem nobilitatis nomina; aut quod de funere Drusi Tiberii filii idem Annalium Scriptor alibi observat; Funus *Imaginum* pompa maxime illustre fuit, cum origo Iuliae gentis Aeneas etc. ceteraeque Claudiorum effigies longo ordine spectarentur.

1) Vermuthlich wohl, weil ihn Klotz im Gesnerischen Thesaurus angeführt fand; eine Quelle, woraus er so oft seine Nachweisungen schöpfte. (Eschenburg.)

2) Neque enim promiscuum fuisse *jus* illud *imaginum* apud Quirites vestros, sed curulium Magistratuum proprium, licet aliunde ex Tullio colligere, qui de sua aedilitate loquens, consequutum se docet, togam praetextam, sellam curulem, *Ius-Imaginis* ad memoriam posteritatemque prodendae. (Uebrigens citirt Spanheim nicht c. 14, sondern c. 36.)

zum Aedilis erhielt, ging bloß auf öffentliche Oerter, und erstreckte sich auf das Wohnhaus der Bürger nicht. Dort, auf den Straßen und freien Plätzen, in Tempeln und Gebäuden für das Gemeine Wesen, hatten nur die das Recht, ihre Bilder aufzustellen, welche sich in curulischen Würden um den Staat verdient machten. Aber wo findet man die geringste Spur, daß es allen anderen Römern sei benommen gewesen, ihr eigenes Bildniß innerhalb ihrer vier Pfähle zu haben?

Auch ist weder Sigonius[1]), noch Lipsius[2]), den Gutherius*) hier für den Ausschreiber des Sigonius nicht ohne Grund hält, so weit gegangen. Keiner von ihnen hat in der Stelle des Cicero die Ahnenbilder in den Vorsälen der Privathäuser gefunden; sondern es ist die Heerde ihrer Nachfolger, welche die Sache vollends aufs Reine zu bringen glaubten, wenn sie auch diese, und vornehmlich diese Bilder zu denen zählten, auf welche allein der curulische Stuhl berechtigte.

Ich will mich in die näheren Beweise hiervon jetzt nicht einlassen. Denn was thut alles das gegen Herrn Klotz? Ihm war es vergönnt, der gewöhnlichen Leier zu folgen. Nur hätte er ihr „auch recht folgen, und unerwiesene Dinge mit eigenen Fehlern nicht noch mehr verstellen sollen.

„Die Verwaltung der höheren obrigkeitlichen Aemter", sagt er, gab den römischen Edelleuten das Recht, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren Vorsälen aufzustellen."

Die Bilder ihrer Vorfahren? Aller ihrer Vorfahren? Und nur ihrer Vorfahren? Nicht auch ihre eigene? — Man kann sich nicht schielender ausdrücken. Wenn sich Herr Klotz aus den einzelnen Stellen der Alten keinen richtigen Begriff bilden konnte; so hätte ihm der erste der beste neuere Alterthumskundige die Sache deutlicher machen können.**) Der, welcher in einer Familie zuerst

*) De Jure Manium, L. I, c. 22.

**) *Chladenius, de Gentilitate veterum Romanorum*, c. 3, § 2. Inter praecipua personarum, sella curuli perspicuarum, jura illud potissimum referebatur, ut suam cuique in celebriore domus parte, atrium intellige, collocare

---

1) De antiquo Jure populi romani, L. II, c. 20. (Eschenburg.)

2) Elect. I, c. 29.

3) Opera omnia critica, Antwerpen 1611, S. 441.

ein curulisches Ehrenamt bekleidete, erhielt das Recht, sein Bild auf die Nachwelt zu bringen, nicht seiner Väter Bild, als welche dergleichen Würden nicht bekleidet hatten. Folgte ihm der Sohn in einer solchen Würde, so fügte der Sohn sein Bild dem Bilde des Vaters bei; der Enkel, unter gleicher Bedingung, seines dem ihrigen; und so weiter von Glied auf Glied. Das ist die gemeine Meinung; aber liegt die in den Worten des Herrn Klotz?

Und den römischen Edelleuten gaben jene Aemter dieses Recht? Wen versteht Herr Klotz unter dem Worte: Edelleute? Entweder patricios, oder nobiles. Aber er verstehe diese oder jene; er hat in beiden Fällen entweder eine Ungereimtheit, oder eine Falschheit gesagt. Eine Ungereimtheit, wenn er nobiles darunter versteht: denn die nobiles erhielten nicht dieses Recht, sondern wer dieses Recht erhielt, ward erst, eben durch dieses Recht, nobilis. Eine Falschheit, wenn er patricios damit meint: denn nicht die patricii allein verwalteten curulische Ehrenämter; sondern es kam bald die Zeit, als sie diese mit den plebejis theilen mußten. Auch plebeji erhielten also das Recht der Bilder, und wurden durch dieses Recht nobiles.*)

Doch, was halte ich mich hierbei auf? So unbestimmt sich Herr Klotz auch ausdrückt, so leicht ist es doch zu errathen, von was für Bildern er reden will. Er weiß zwar nicht recht, wen diese Bilder eigentlich vorgestellt haben: denn er nennt sie Bilder, welche die, die in curulischen Ehrenämtern standen, ihren Vorfahren aufrichten durften; und es waren die Bilder dieser obrigkeitlichen Personen selbst. Er weiß zwar nicht recht, wem es erlaubt war, diese Bilder aufzustellen: denn er sagt: den römischen Edelleuten,

liceret imaginem. Ceteri enim, qui sella curuli non erant insignes, ab hoc jure arcebantur. Quod si ergo, magistratu curuli mortuo, ad filium transiret patris imago, ille si ipse magistratu fungeretur, addebat suam, utramque in atrio suae domus sollicite adservans, donec, hoc iterum defuncto, ad nepotem, ejusque prosapiam, eorundem cura atque custodia, addita cujuslibet, qui sellam curulem esset adeptus, effigie, transiret.

*) *Lipsius*, Elector. L. I, c. 29. Regum temporibus, et post regifugium aliquot annis, penes solos patricios magistratus erant: ideo et nobilitas. Postea per contentiones tribunitias communicati cum plebe honores, simulque nobilitas et imagines. Immo non raro ex eo plebejus quispiam nobilis ante patricium: ut Claudii Marcelli, ut Decii Flaminii, Luctatii, et quae aliae e plebe familiae plenae honorum.

welche dergleichen Aemter bekleidet; und er hätte sagen sollen: allen und jeden Römern, die zu solchen Aemtern gelangten. Aber das ist es auch nicht, was er uns von diesen Bildern lehren will. Was er von diesen Bildern weiß, und was bis auf Ihn kein Mensch in der Welt gewußt noch vermuthet hat, betrifft das Materielle derselben; ist etwas, das in die Geschichte der Kunst näher einschlägt; und die Kunst ist es eigentlich, die so einem Antiquar am Herzen liegt! — O, das muß jeden Mann von Geschmack freuen! Da stehen wir mit offenem Munde, voller Erwartung!

„Es wurden diese Bilder", fährt Herr Klotz fort, „imagines, und von den Dichtern oft cerae genannt. Man hat sie bisher allgemein für aus Wachs bossirte Bilder angesehen; und ich habe keinen Schriftsteller gefunden, welcher sich eine andere Vorstellung davon gemacht hätte. Gleichwohl glaube ich, daß man, nach einer genaueren Ueberlegung der Umstände, sie für nichts Anderes, als für Werke der encaustischen Malerei halten könne. Hier sind die Gründe meiner Muthmaßung."

Ein Wort, ehe wir uns durch diese Gründe überzeugen lassen. Es ist falsch, daß man diese Bilder bisher allgemein für aus Wachs bossirte Bilder angesehen habe; für wächserne Bilder wohl, aber nicht für aus Wachs bossirte. Herr Klotz hat keinen Schriftsteller gefunden, der sich eine andere Vorstellung davon gemacht hätte; aber ich wohl. Beides wird sich weisen. Nun zu den Gründen!

„Erstlich, wie kann man glauben, daß die Römer gerade unter allen Materien, woraus sich Bilder verfertigen lassen, diejenige erwählt haben sollten, welche der Vergänglichkeit am meisten unterworfen ist? Es war ihnen daran gelegen, daß die Bilder ihrer Vorfahren erhalten würden, und viele Jahre hinter einander ihre Vorsäle zierten. Würden sie nicht lieber Marmor oder Erz genommen haben, als das zerbrechliche und weiche Wachs, wenn sie nicht eine andere Art Bilder gekannt hätten, die, bei der Dauerhaftigkeit und Feste des Marmors und Erzes, gleichwohl die wegen gewisser Umstände nöthige Leichtigkeit der bossirten Bilder besaßen."

Man verschießt die stumpfesten Pfeile zuerst. — Wachs besteht allerdings aus trennbaren Theilen, und ist daher in seinen Formen vergänglicher, als Marmor und Erz. Bildet sich aber Herr Klotz dem ungeachtet die Vergänglichkeit des Wachses nicht weit größer

ein, als sie wirklich ist? Und wie? wenn es den Römern bei ihren Ahnenbildern, außer der so lang als möglichen Dauer, noch um eine andere Eigenschaft zu thun gewesen wäre, außer der diese Dauer von keinem Werthe ist, und die sich vorzüglich an dem Wachse, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet? Diese Eigenschaft wird Herr Klotz glauben, sei die Leichtigkeit. Nichts weniger. Doch, ich muß ihn seinen zweiten Grund erst vortragen lassen, ehe ich mich umständlicher über das Alles erklären kann.

„Zweitens: die alten Schriftsteller melden uns, daß diese Bilder nicht allein sehr lange sich erhalten haben (Cic. in Pison. c. 1. Ovid. Amor. I, 8. Juvenal. Sat. VIII, 18. Seneca, ep. 14. Non facit nobilem atrium plenum *fumosis* imaginibus), sondern auch bei Begräbnissen der Verwandten, öffentlich sind vorgetragen worden. (Meursius de Funere, c. 19.) Wie kann man dieses von bossirten Bildern behaupten, die der Regen, der Wind und die Sonnenhitze gar bald würde haben zernichten müssen? Hingegen die encaustische Malerei widerstand allen Widerwärtigkeiten der Zeit, der Luft und des Ungewitters, und konnte weder von der Sonne, noch von dem Meersalze, beschädigt werden. (Plin. XXXV, 4, quae pictura in navibus nec sole, nec sale ventisque corrumpitur.) Man berichtet uns auch von den neueren Werken dieser Malerei, daß die Farben sehr sicher und dauerhaft sind; daß sie sich sogar waschen lassen, und noch folgende Eigenschaft haben. Nämlich, man hat diese Gemälde an Oertern, wo üble Ausdünstungen sind, oder auch vom Rauch der Kamine anlaufen lassen. Wenn man sie aber wieder in den Thau gesetzt, so sind sie so rein und glänzend worden, als ob sie aus der Hand des Malers kämen. Dergleichen Bilder waren also jene mit Rauch bedeckte (fumosae imagines) und bei den Begräbnissen gebrauchte Bilder. Ich sollte glauben, der einzige Umstand vom öffentlichen Herumtragen derselben, hätte auch jede Vermuthung, daß es bossirte Bilder gewesen wären, verhindern sollen."

Dieser zweite Grund sagt nicht viel mehr, als der erste. Sie gründen sich beide auf der Dauer und Leichtigkeit, welche die Ahnenbilder gehabt, und haben müssen; zwei Eigenschaften, die sich nicht an in Wachs bossirten Bildern, wohl aber an encaustischen Gemälden

finden können. So meint Herr Klotz. Aber, wie ich schon gesagt habe, die Dauer war weder das Einzige noch das Erste, was die Römer an ihren Ahnenbildern verlangten. Sie verlangten etwas, was die encaustischen Gemälde eben so wenig gewähren konnten, als die Bilder in Marmor und Erz. An dieses hat Herr Klotz gar nicht gedacht, und scheint auch nicht den geringsten Begriff zu haben, wie und wodurch es zu erlangen war. Man soll es bald hören. Beiläufig nur noch ein Wort von den Beweisstellen des Herrn Klotz. „Die alten Schriftsteller", sagt er, „melden uns, daß diese Bilder sich sehr lange erhalten haben." Welche Schriftsteller? Wo? — Zwei davon, Cicero und Seneca, nennen diese Bilder *fumosas* imagines; und die anderen zwei, Ovid und Juvenal, *veteres* ceras. Als ob nicht auch in Wachs bossirte Bilder so lange dauern könnten, bis sie räuchricht würden! Das heißt, sich auch die Weichheit und Vergänglichkeit des Wachses gar zu groß vorstellen, wenn man glaubt, daß keine bossirten Figuren desselben so lange dauern konnten, daß sie das Beiwort *veteres* verdienten. Woher weiß Herr Klotz, ob die Alten nicht die Kunst verstanden haben, dem Wachse durch gewisse Zusätze eine größere Festigkeit zu geben? Und sie haben sie allerdings verstanden. Bedienten sie sich nicht des Wachses, die Gefäße, in welchen sie Flüssigkeiten aufhoben, besonders ihre Oelgefäße, damit zu verwahren?*) Bedienten sie sich nicht des Wachses, ihre Gemälde damit zu überziehen, um sie vor dem Nachtheile, den sie durch Luft und Wetter leiden könnten, zu schützen?**) Hätten sie also nicht auch ihre in Wachs bossirten Bilder auch so zurichten können, daß die Wirkung der Feuchtigkeit und der Hitze auf sie eben nicht besonders gewesen wäre? Sie wurden ja noch dazu in besonderen Schränken verwahrt, die nur bei Feierlichkeiten eröffnet wurden; und unter freien Himmel kamen sie ja nur bei großen Leichenbestattungen. Freilich drang der Rauch, welcher in den atriis war, wo die Alten ihren Herd hatten, durch diese Schränke, und legte sich so stark und fest an, daß er nicht wohl davon abzubringen war; weil die Dichter sie sonst schwerlich *fumosas* imagines würden genannt haben. Er blieb darauf, und entstellte die Bilder. Und dennoch, was schließt Herr Klotz aus

*) Columella, L. XII, c. 50.
**) Plin. H. N. XXXIII, 7.

diesem Rauche? Nach einer ganz sonderbaren Logik, dünkt mich, gerade das Gegentheil von dem, was er daraus hätte schließen sollen. Weil er gelesen, daß die Werke der neueren Enkaustik, wenn sie vom Rauch angelaufen, sehr leicht wieder zu reinigen sind; daß sie also mit leichter Mühe immer glänzend können erhalten werden: so müssen ihm die Ahnenbilder der Alten, die sehr oft das Beiwort der berauchten führen, auch dergleichen Werke gewesen sein. Ich, gewiß, hätte nimmermehr so scharfsinnig geschlossen. Vielmehr, eben weil diese Bilder gewöhnlicher Weise berauchte Bilder heißen, so hätte ich geschlossen, daß sie von dem Rauche schwerlich, oder gar nicht, zu reinigen gewesen, daß sie also keine Werke der Enkaustik gewesen, von denen uns noch jetzt die Erfahrung überzeugen kann, daß ihnen der Rauch nicht schadet. Oder vielmehr, ich hätte Rauch Rauch sein lassen, und gar nichts daraus geschlossen. — Herr Klotz sah aus diesem Rauche eine schöne Flamme hervorbrechen; er ruft: seht doch! seht doch! Aber ehe wir noch hinsehen können, hat der Rauch die schöne Flamme schon wieder erstickt. Geduld! der hellste Glanz steht uns ohne Zweifel noch bevor. Denn Herr Klotz fährt fort:

„Drittens: ich habe alle Stellen der Alten, welche von diesen Bildern handeln, nachgeschlagen und geprüft. Keine einzige giebt auch nur eine dunkle Nachricht von bossirten Bildern." —

Erlauben Sie, mein Herr Geheimerath, Ihnen in die Rede zu fallen. Ich will es fürs erste auf Ihr Wort glauben, daß Sie alle Stellen nachgeschlagen und alle geprüft haben. Aber warum wollten Sie durchaus bossirte Bilder darin finden? Kennt denn ein Mann, wie Sie, keine andere Art von Wachsarbeit, als das Bossiren? — Aber nun weiter!

„Denn das Wort *cerae* brauchen die alten Scribenten auch von den Werken der Wachsmalerei. (Z. B. Statius, Silvar. l. III. te similem doctae referet mihi linea cerae. Und: Tot scripto viventes limine ceras Fixisti. Vid. *Jul. Caes. Bulengerus* de Pictura, Plastice etc. l. I. c. 6.)"

Mit Erlaubniß, mein Herr Geheimerath! — Diese beiden Stellen des Statius haben Sie wohl schwerlich selbst nachgeschlagen, sondern bloß aus dem Bulenger abgeschrieben. Denn warum würden Sie sie nicht sonst ein wenig genauer angeführt

haben, als sie Bulenger anführt? Sie stehen beide im dritten Buche der Wälder des Statius; aber dieses Buch enthält mehr als Ein Gedicht. Sie würden uns eine kleine Mühe erspart haben, wenn Sie uns sie näher, als es Bulenger gethan, nachgewiesen hätten. Die erste derselben steht in dem dritten Gedichte, V. 201; und die zweite in dem ersten, V. 95. Vielleicht wäre gegen beide noch etwas zu erinnern. Aber es sei. Cerae mögen da immerhin Werke der enkaustischen Malerei bedeuten. Müssen sie es darum überall bedeuten? Können sie nicht anderwärts auch plastische Werke bedeuten? — Fahren Sie nur fort!

„Keine hingegen bedient sich eines Worts, wodurch in der lateinischen Sprache Figuren, Brustbilder, oder kleine Statuen, angedeutet werden."

Keine? — Sie brauchen das Wort imago! Aber Hr. Klotz wird doch nicht leugnen wollen, daß imago auch sowohl von ganz runden als halb runden Kunstwerken gebraucht wird? Und zwar brauchen sie imago, weil dieses Wort mehr die Aehnlichkeit, als die Materie, woraus diese Aehnlichkeit gemacht ist, andeutet.

Doch brauchen sie auch andere, z. B. *formas.* Cicero nennt die Ahnenbilder clarissimorum virorum *formas.* Sollte dieses formae hier nicht etwas mehr anzeigen, als bloße Gemälde? Ich erinnere mich keiner Stelle, wo es von Gemälden gebraucht würde; und wenn es oft so viel als Risse, Muster, architektonische Zeichnungen bedeutet; so ist es nur deswegen, weil dergleichen Zeichnungen die Sache von allen Seiten vorstellen, und nicht bloß von Einer, wie Gemälde.

Aber keine dieser Stellen bedient sich auch eines Worts, wodurch ein Gemälde, oder eine Nachbildung durch Linien und Farben auf einer Fläche ausgedrückt würde, wie tabula oder pictura.

Haben denn der Herr Geheimerath auch die Griechen nachgesehen, welche von der römischen Geschichte geschrieben, und gelegentlich dieser Ahnenbilder gedenken? Haben der Herr Geheimerath auch geprüft, was diese für ein Wort brauchen? — Ich erwarte keine Antwort — verfolgen Sie Ihre Rede!

„Die Schriftsteller lassen sich in gar keine Erklärung ein, weil sie die Sache als bekannt voraussetzen konnten. Der einzige Plinius" — —

Und noch Einer, den der Herr Geheimerath gewiß kennen, aber mit Fleiß vergessen. Doch, ich unterbreche Sie zu oft. —

„Der einzige Plinius, dem wir so viele Nachrichten von Dingen schuldig sind, die uns sonst ganz unbekannt sein würden, redet weitläuftiger von ihnen; und seine Nachricht ist so beschaffen, daß ich mich nicht genug über die Sorglosigkeit der Ausleger verwundern kann, die diese Stelle nicht ganz übersehen haben. Seine Worte sind (Hist. Nat. XXXV, 2): Apud majores in atriis erant imagines, quae spectarentur, non signa exterorum artificum, nec aera, aut marmora. Expressi cera vultus singulis disponebantur armariis, ut essent imagines, quae comitarentur gentilitia funera; semperque defuncto aliquo totus aderat familiae ejus, qui unquam fuerat, populus. Stemmata vero lineis discurrebant ad imagines pictas. Wir wollen diese Stelle genauer betrachten. Erstlich, expressi cera vultus: man hat sich also kein Bild des ganzen Körpers vorzustellen, sondern ein bloßes Porträt. Ein Umstand, der für denjenigen vortheilhafter ist, der Gemälde darunter versteht, als wer sich die Bilder als Figuren vorstellt."

Ich wüßte nicht, wie oder warum? Wenn man sich unter den Worten: expressi cera vultus, kein Bild des ganzen Körpers vorstellen kann, müssen sie darum ein bloßes Porträt bedeuten? Kein einziger Ausleger, so viel ich weiß, hat sich dabei auch einen ganzen Körper gedacht, sondern alle haben sich ein Brustbild vorgestellt. Meint aber Herr Klotz, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes Brustbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dann noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieses Antlitzes nichts Anderes, als ein Gemälde könne gewesen sein. Konnte es nicht gleichsam ein Mittel zwischen beiden geben? — Aber, wir wollen ihn aushören.

„Ferner bemerke man, daß diese Bilder oft mit Aufschriften versehen waren. Die Römer schrieben nicht bloß die Namen, sondern auch die Titel, die Ehrenstellen, dazu (*Val. Max.* V, 8. Effigies majorum cum titulis suis idcirco in prima aedium parte poni solere, ut eorum virtutes posteri non solum legerent, sed etiam imitarentur. Add. *Seneca*, de Benef. L. III, c. 28. *Liv.* X, 7) und gaben auch wohl noch andere Nachrichten (v. *Val.*

Max. II, 9. *Tibull.* L. IV, el. 1, v. 30). Wie kann dieses bei wächsernen Figuren geschehen sein? Hingegen konnte alles dieses den gemalten Bildern beigesetzt werden."

Freilich; aber doch sollte ich meinen, eben sowohl auch den wächsernen Bildern. Denn warum hätten sie nicht ein kleines Postament haben können, auf welchem jene Nachrichten geschrieben waren? Ist es bei großen Statuen denn anders? Wenn des Herrn Geheimenraths Art zu schließen gelten sollte, so würde man eine jede Statue, die irgend eine weitläuftige Unterschrift gehabt, in ein Gemälde verwandeln müssen. Ich kann mir nichts Armseligeres denken; es wäre denn, was nun folgt.

„Endlich, imagines *pictas.* Sagt denn Plinius hier nicht mit den deutlichsten Worten, daß diese Bilder gemalt, nicht bossirt gewesen sind. Hiermit kommt eine Stelle des Juvenal sehr genau überein (Sat. VIII, 1):

> Stemmata quid faciunt? quid prodest, Pontice, longo
> Sanguine censeri, *pictosque* ostendere vultus
> Majorum — — —

Die Alterthumsforscher haben also des Plinius Stelle entweder nicht recht angesehen, oder, weil sie sich einmal die Idee von wächsernen Bildern eingeprägt hatten, und die enkaustische Malerei lange Zeit ein Geheimniß gewesen, sie nicht recht verstehen können. Gleichwohl ist die Beschreibung selbst sehr deutlich."

Kaum weiß ich, in welchem Tone ich mich hierüber ausdrücken soll. Unmöglich kann der Herr Geheimerath Klotz so unwissend sein, als er hier erscheint, oder sich hier stellt? Freilich, wenn das Beiwort pictas nichts Anderes hieße, noch heißen könnte, als was Hr. Klotz darunter versteht; so müßte man über die Sorglosigkeit der Ausleger erstaunen, die es so übersehen können. Aber so erstaune ich über Herrn Klotz. — Heißt denn pingere bloß malen? Heißt es denn nicht auch bemalen, illuminiren, mit Farben anstreichen? Hat denn Herr Klotz nie gehört, daß die Alten nicht allein an ungebildeten Stein und Marmor, daß sie auch an gebildete malten? daß sie ihre Statuen und Gipsbilder colorirten? Imagines, cerae pictae, brauchen also gar nicht Wachsgemälde zu sein; sondern es können gar wohl plastische Gemälde aus Wachs, mit natürlichen Farben übermalt, gewesen sein. Ist es möglich, daß

Herr Klotz dieses nicht gewußt hat? Lieber möchte ich hier an seiner bona fide zweifeln, als an seiner Gelehrsamkeit. Er hat es gewußt; aber er thut, als ob so etwas gar nicht in der Welt existirt habe, bloß um seine unreifen Gedanken durchzusetzen. Er macht es ungefähr, wie er es im Folgenden mit einer Stelle des Polybius macht.

„Ich darf", schließt er, „unterdessen es nicht verschweigen, daß eine weitläuftige Stelle des Polybius von diesen Bildern (L. VI, c. 17, p. 74) meiner Meinung entgegen zu stehen scheint. Sie ist zu lang, als daß ich sie abschreiben könnte. Ich glaube aber doch, daß sie eine Meinung, die durch Zeugnisse sowohl, als durch die Erfahrung bestätigt wird, nicht widerlegen könne. Vielleicht redet Polybius von einer ganz anderen Gattung von Bildern, welche weder mit denen, von welchen ich geredet habe, zu verwechseln sind, noch so allgemein gebräuchlich gewesen sind, als jene."

Nachdem ich gezeigt habe, wie kläglich es mit den Zeugnissen und der Erfahrung aussieht, welche die Meinung des Herrn Klotz bestätigen sollen, so soll mich die Länge der Stelle des Polybius nicht abhalten, sie ganz anzuführen.

Polybius hatte in seinem sechsten Buche von den verschiedenen Regierungsformen, ihren Vorzügen, ihren natürlichen Verwickelungen der einen in der andern, gehandelt, und gezeigt, wie vortrefflich in der römischen Regierungsform Alles zur Erreichung einer weit ausgebreiteten, allgemeinen Herrschaft abzwecke, indem nicht allein die Natur die Römer mit vorzüglicher Stärke des Leibes und Kühnheit des Gemüths begabt, sondern auch ihre Erziehung einzig dahin abziele, die Jugend in beiden zu bilden und zu befestigen. „Nur Eins *)," sagt er, „will ich anführen, um aus diesem Beispiele abzunehmen, wie sehr die Römer darauf bedacht sind, daß man im

*) Ἑν δε ῥηθεν ἱκανον ἐσται σημειον της του πολιτευματος σπουδης, ἡν ποιει περι το τοιουτους ἀποτελειν ἀνδρας, ὡστε παν ὑπομενειν χαριν του τυχειν ἐν τῃ αὐτριδι της ἐπ' ἀρετῃ φημης. Ὁταν γαρ μεταλλαξῃ τις παρ' αὐτοις των ἐπιφανων ἀνδρων, συντελουμενης της ἐκφορας, κομιζεται μετα του λοιπου κοσμου προς τους καλουμενους Ἑμβολους εἰς την ἀγοραν, ποτε μεν ἑστως ἐναργης, σπανιως δε κατακεκλιμενος. Περιξ δε παντος του δημου σταντος, ἀναβας ἐπι τους Ἐμβολους, ἀν μεν υἱος ἐν ἡλικιᾳ κατα-

männlichen Alter dazu gewöhnt sei, Alles geduldig zu ertragen, um nur in seinem Vaterlande einen ruhmvollen Namen zu erlangen. Denn so oft unter ihnen irgend ein berühmter Mann diese Welt verlassen hat, wird er bei seiner Leichenbestattung, außer anderen Ehrenbezeigungen, auf den Rednerplatz, wie sie es nennen, herausgetragen, zuweilen stehend, damit ihn Jedermann sehen könne, seltner liegend. Hier steht das ganze Volk versammelt umher, und sein Sohn, wenn er einen schon herangewachsenen Sohn nachgelassen hat, und dieser zugegen ist, oder einer von seinen Blutsverwandten, besteigt die Rednerbühne, und hält eine Lobrede auf den Verstorbenen, worin er die von ihm in seinem Leben verrichteten edlen Handlungen erwähnt. Und so geschieht es, daß das ganze Volk sich an das Geschehene lebhaft erinnert, sich es wieder vor Augen stellt, und so innig davon gerührt wird, daß die Trauer

λειπηται, και τυχη παρων, οὑτος· εἰ δε μη, των ἀλλων εἰ τις ἀπο γενους ὑπαρχει, λεγει περι του τετελευτηκοτος τας ἀρετας, και τας ἐπιτετευγμενας ἐν τῳ ζην πραξεις. Δι᾽ ὡν συμβαινει τους πολλους ἀναμιμνησκομενους, και λαμβανοντας ὑπο την ὀψιν τα γεγονοτα, μη μονον τους κεκοινωνηκοτας των ἐργων, ἀλλα και τους ἐκτος ἐπι τοσουτον γινεσθαι συμπαθεις, ὡστε μη των κηδευοντων ἰδιον, ἀλλα κοινον του δημου φαινεσθαι το συμπτωμα. Μετα δε ταυτα θαψαντες και ποιησαντες τα νομιζομενα, τιθεασι την εἰκονα του μεταλλαξαντος εἰς τον ἐπιφανεστατον τοπον της οἰκιας, ξυλινα ναϊδια περιτιθεντες· ἡ δε εἰκων ἐστι προσωπον εἰς ὁμοιοτητα διαφεροντως ἐξειργασμενον, και κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Ταυτας δη τας εἰκονας ἐν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ἀνοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως· ἐπαν δε των οἰκειων μεταλλαξῃ τις ἐπιφανης, ἀγουσιν εἰς την ἐκφοραν, περιτιθεντες ὡς ὁμοιοτατοις εἰναι δοκουσι κατα τε το μεγεθος, και την ἀλλην περικοπην. οὑτοι δε προσαναλαμβανουσιν ἐσθητας, ἐαν μεν ὑπατος ἠ στρατηγος ᾐ γεγονως, περιπορφυρους· ἐαν δε τιμητης, πορφυρας· ἐαν δε και τεθριαμβευκως, ἠ τι τοιουτον κατειργασμενος, διαχρυσους. Αὐτοι μεν οὐν ἐφ᾽ ἁρματων οὑτοι πορευονται, ῥαβδοι δε και πελεκεις και τἀλλα τα ταις ἀρχαις εἰωθοτα συμπαρακεισθαι προηγειται, κατα την ἀξιαν ἑκαστῳ της γεγενημενης κατα τον βιον ἐν τῃ πολιτειᾳ προαγωγης. Ὁταν δ᾽ ἐπι τους ἐμβολους ἐλθωσι, καθεζονται παντες ἑξης ἐπι διφρων ἐλεφαντινων, οὐ καλλιον οὐκ εὐμαρες ἰδειν θεαμα νεῳ φιλοδοξῳ και φιλαγαθῳ. Το γαρ τας των ἐπ᾽ ἀρετῃ δεδοξασμενων ἀνδρων εἰκονας ἰδειν ὁμου πασας οἱονει ζωσας και πεπνυμενας, τιν᾽ οὐκ ἀν παραστησαι, τι δ᾽ ἀν καλλιον θεαμα τουτου φανειη; — POLYB. Hist. L. VI, c. 52. 53.

mehr öffentlich, als bloß dem Geschlechte des Verstorbenen eigen zu sein scheint. Hierauf bestatten sie die Leiche des Verstorbenen; und hernach stellen sie sein Bildniß an dem scheinbarsten Orte des Hauses auf, und schließen es in hölzerne Schreine ein. Dies Bildniß aber ist das Antlitz des Verstorbenen mit ganz vorzüglicher Aehnlichkeit gearbeitet, sowohl der Form als der Unterschrift nach. Dergleichen Bilder aber tragen sie auch bei öffentlichen Opferfeierlichkeiten umher, und schmücken sie aufs schönste. Wenn aber irgend ein angesehenes Mitglied des Hauses stirbt, so tragen sie das Bild mit zum Leichenbegängniß, und bekleiden es so, wie es seiner Größe und seinem Range gemäß ist. War es ein Feldherr oder ein Consul, so legen sie ihm eine Prätexta an; war es ein Censor, so geben sie ihm ein Purpurgewand; hatte er einen Triumph gehalten, oder sonst etwas Ruhmvolles gethan, so giebt man ihm ein goldgewirktes Kleid. Und so fährt man es auf einem Wagen, und läßt die Fasces, Beile und andere dergleichen Ehrenzeichen vorantragen, nach Verhältniß der Würde, die er bei seinen Lebzeiten bekleidete. Ist man nun auf den Rednerplatz gekommen, so setzt man sie alle nach der Reihe auf elfenbeinerne Sessel; und schöner kann für einen ehrliebenden und edelmüthigen Jüngling kein Anblick sein. Denn die Bilder solcher Männer zu sehen, die durch Tugend berühmt worden sind; und sie wie lebend und beseelt vor sich zu sehen, ist ohne Zweifel das edelste Schauspiel." —

Ja wohl ist diese Stelle dem Herrn Klotz so schnurgrade entgegen, daß er sie nur hätte anführen dürfen, um sich mit seiner Muthmaßung lächerlich zu machen. Wie klug also, daß er sie nicht anführte, und es darauf ankommen ließ, wie viele von seinen Bewunderern sich die Mühe nehmen würden, sie nachzusehen.

Indeß hat er sich mit einem Vielleicht dagegen bewaffnet: „Vielleicht redet Polybius von einer ganz anderen Gattung von Bildern." Aber dieses Vielleicht ist so viel wie Nichts; und es ist unwidersprechlich zu erweisen, daß Polybius von eben den Bildern redet, von welchen die angeführte Stelle des Plinius und andere Stellen lateinischer Scribenten handeln, von denen Herr Klotz nicht leugnet, noch leugnen wird, daß sie von eben den Bildern reden, von welchen Er redet. Die Uebereinstimmung ist klar.

1. Polybius sagt, daß diese Bilder *εἰς ἐπιφανεστατον τοπον*

της οἰκιας, an den scheinbarsten Ort des Hauses, gestellt wurden. Plinius sagt: in *atriis* erant imagines, quae spectarentur.

2. Polybius sagt, daß diese Bilder an diesem scheinbaren Orte in einem hölzernen Häuschen eingeschlossen wurden: *ξυλινα ναϊδια*. Dieses Häuschen hieß bei den Römern armarium; und Plinius sagt: expressi cera vultus singulis disponebantur *armariis*.

3. Polybius beschreibt ein solches Bild durch *προσωπον*. Also keine ganze Figur, auch nicht ein ganzer Kopf, sondern nur bloß ein Antlitz. Plinius sagt: vultus.

4. Polybius sagt, daß die Schränke, worin diese Bilder gestanden, bei öffentlichen Feierlichkeiten eröffnet, und diese sorgfältig geschmückt wurden: *ἐν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ἀνοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως*. Und Plinius: ut essent imagines, quae comitarentur gentilitia funera; semperque defuncto aliquo, totus aderat familiae ejus, qui unquam fuerat, populus.

5. Polybius sagt, daß diese Bilder bei Leichenbestattungen vorgetragen wurden; *ἀγουσιν εἰς την ἐκφοραν*. Und eben das sagt auch Plinius in der zuletzt angeführten Stelle.

Wenn es nun aber hieraus gewiß ist, daß Polybius von eben den Ahnenbildern redet; so ist es eben so gewiß, daß die Stelle bei ihm die Muthmaßung des Herrn Klotz gänzlich vernichtet, und daß diese Bilder unmöglich bloße flache Gemälde können gewesen sein.

Denn fürs Erste sagt Polybius, daß man diesen Bildern bei öffentlichen Vortragungen den übrigen Körper beigefügt und diesem die Kleider des Verstorbenen angelegt habe, um sie auch in Ansehung der Größe desto ähnlicher, und in Betracht des Uebrigen desto kenntlicher zu machen.

Zweitens sagt es Polybius ausdrücklich, *κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην*. Es waren also plastische Bilder und gemalte plastische Bilder.

Nur ein Paar andere Gründe will ich hier noch Herrn Klotz entgegensetzen, aus welchen es erhellet, daß diese Ahnenbilder mehr als bloße Gemälde gewesen sind:

1. Aus dem Worte cerae. Die Metapher wäre sehr stark, wenn sie nur Wachsgemälde gewesen wären. Natürlich folgt daraus,

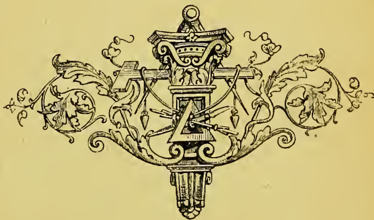
daß sie ganz und gar aus Wachs bestanden; so wie man sagt: cera und marmora. Auch wird cera und tabula einander entgegengesetzt:

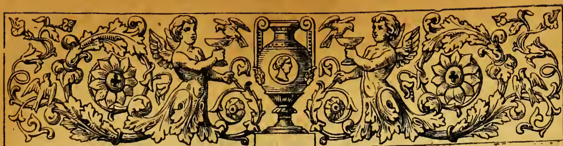
— — si taceas, et si tam muta recumbas,
Quam silet in cera vultus et in tabula.
Martial. XI, 103.

2. Aus der bestmöglichen Aehnlichkeit, die man dabei zur Absicht hatte. Erz und Marmor konnten diese nicht gewähren; und aus der Hand frei gemalte Porträte eben so wenig. Herr Klotz wird sagen: und bossirte Wachsbilder eben so wenig. Er hat Recht; aber warum kennt er von wächsernen Kunstwerken keine, als die bossirten?

3. Aus dem Vortragen selbst. Was für ein kindischer, armseliger Aufzug müßte es gewesen sein, wenn es lauter Gemälde waren, die man nur von vorne sehen konnte?

Wenn sie aber nun keine Gemälde waren, diese Ahnenbilder; mußten sie darum nothwendig bossirte Bilder sein? — Und nun komme ich auf die eigentliche Unwissenheit des Herrn Klotz.





Ueber geschnittene Steine.

1. Karyatiden.



Den Ursprung dieser figurirten Säulen meldet Vitruv gleich zu Anfange seines Werkes, wenn er ein Exempel anführen will, wie nützlich einem Architekten auch die Kenntniß der Geschichte sei, um von verschiedenen Verzierungen seiner Werke Rechenschaft geben zu können: Carya civitas Peloponnesi, cum Persis hostibus contra Graeciam consensit, postea Graeci, per victoriam glorioso bello liberati, communi consilio Caryatibus bellum indixerunt. Itaque oppido capto, viris interfectis, civitate deleta, matronas eorum in servitutem abduxerunt. Nec sunt passi, stolas, neque ornatus matronales deponere; uti non uno triumpho ducerentur, sed aeterno servitutis exemplo gravi contumelia pressae poenas dare viderentur pro civitate. Ideo qui tunc architecti fuerunt, aedificiis publicis designaverunt earum imagines oneri ferendo collocatas, ut etiam posteris nota poena peccati Caryatium memoriae traderetur.

Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so werden auch die Karyatiden des Diogenes in dem Pantheon*) dergleichen weibliche, zu Säulen dienende, Figuren gewesen sein; und ich gestehe es, daß ich nichts davon begreife, wenn Herr Winckelmann bei Gelegenheit dieses Künstlers schreibt**):

*) Plin. L. XXXVI, c. 5. — **) Geschichte der Kunst, S. 387.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist noch eine von den Karyatiden des Diogenes von Athen, welche im Pantheon standen, übrig; sie steht unerkannt in dem Hofe des Palastes Farnese. Es ist die Hälfte einer männlichen unbekleideten Figur bis auf das Mittel, ohne Arme. Sie trägt auf dem Kopfe eine Art eines Korbes, welcher nicht mit der Figur aus Einem Stücke gearbeitet ist. An dem Korbe bemerkt man Spuren von etwas Hervorragendem, und allem Anschein nach sind es vorgestellte Blätter gewesen, welche denselben bekleidet haben; auf eben die Art, wie ein solcher bewachsener Korb einem Kallimachus das Bild zu einem corinthischen Capital soll gegeben haben. Diese halbe Figur hat etwa acht römische Palmen, und der Korb drittehalb. Es ist also eine Statue gewesen, die das wahre Verhältniß zu der attischen Ordnung im Pantheon hat, welche etwa neunzehn Palmen hoch ist. Was einige Scribenten bisher für dergleichen Karyatiden angesehen haben, zeigt von ihrer großen Unwissenheit."

Hier citirt er des *Demontiosii* Gallus Romae Hospes, p. 12, den ich denn nothwendig nachsehen müßte. — Indeß ist mir mancherlei in den Worten des Herrn W. sehr verdächtig. Seine Karyatide ist eine männliche Figur; nach dem Vitruv aber stellten dergleichen Säulen nur Weiber vor. Die Männer von Karya hatten alle über die Klinge springen müssen.

So viel muß ich zwar gestehen, daß mir die Erzählung Vitruvs ziemlich fabelhaft scheint. Karya war ein geringer Flecken in dem lakonischen Gebiete; wie konnte dieser sich unterstehen, mit den Persern gemeinschaftliche Sache zu machen? Auch erwähnt kein einziger alter Geschichtschreiber hiervon das Geringste.

Karya, sagt Pausanias*), oder, nach ihm, Karyä, war der Diana und den Nymphen geweiht, deren Fest die lacedämonischen Jungfrauen alljährlich daselbst mit feierlichen Tänzen begingen. Karyatiden heißen daher auch dergleichen zu Ehren der Diana tanzende spartanische Jungfrauen; und solche Karyatiden waren die vom Praxiteles, deren Plinius**) gedenkt, wie aus der Gesellschaft, in die er sie mit den Mänaden und Thyaden setzt, zu schließen ist.

*) L. III, c. X, p. 230.
**) L. XXXVI, c. 4. [Soll heißen: sect. IV, 5, p. 727.]

Harduin hat daher sehr Unrecht, wenn er diese Karyatiden des Praxiteles mit denen des Diogenes für einerlei Vorstellungen hält, und bei Gelegenheit dieser in seinen Noten auf sie zurückweist.[1])

Dergleichen tanzende Karyatiden waren auf dem Ringe des Klearch.*)

---

2. Dioskorides.

Ein berühmter griechischer Künstler in Edelsteinen, zu den Zeiten des Augustus. Denn der Siegelring, dessen sich dieser Kaiser zuletzt bediente, war von seiner Arbeit. Wenn alle die Stücke von seiner Hand sind, die ihm die Kenner zuschreiben; so muß er alt geworden und erst unter dem Tiberius gestorben sein.[2]) Stosch in seinem bekannten Werke bringt sieben Steine von ihm bei, an welchen allen die Kunst ganz vortrefflich ist. Nämlich, zwei Köpfe des Augustus, einen in jüngeren, den anderen in älteren Jahren; beide mit einem Bart. Hieraus aber schließe ich, daß es keine Köpfe des Augustus sind. Ferner, einen Kopf des Mäcenas; einen Merkur; einen Diomedes mit dem Palladium; einen Perseus; und einen Herkules, der den Cerberus bindet.[3])

Seinen Namen schreibt er auf seinen Steinen, selbst: Dioskurides (*Διοσκουρίδης*); und so fand ihn auch Lävinus Torrentius in verschiedenen Handschriften des Sueton geschrieben. Diejenigen Steine also, auf welchen man *ΔΙΟΣΚΟΡΙΔΟΥ* mit Auslassung des *Υ* lieset, sind für untergeschoben zu halten; wie sie sich denn auch schon durch die unzierlichen Buch-

*) S. *Plutarch.* in vita *Artaxerxis*, ed *Eryant.*, T. V, p. 285. *Junius* de Pictura Veterum, p. 114. [„Clearchi annulo insculptae erant Caryatides saltantes. (Plutarchus in vita Artaxerxis.) Quae vero fuerint istae Caryatides, docet Nicol. Laërsis Epiphill. Lib. IV, cap. 13; Meursius, Miscell. Laconicorum lib. II, cap. 12.“ Vgl. Kirchmann, de annulis, S. 93.]

1) Vgl. IV, S. 209. Plinius, ed. Harduin, II, S. 727, Anm. 57; 730, Anm. 130.

2) Junius, S. 114. Plinius, ed. Hard. II, S. 765.

3) Beger, Thesaurus Brandenburgicus, S. 192.

staben selbst verrathen, die dieser Künstler sehr gleich und schön zu graben pflegte.*) Er brauchte die Vorsicht, ihren Umriß erst mit tiefen Punkten anzugeben, welche an den äußersten Spitzen derselben noch jetzt sichtbar sind.

Peirescius, den Bagarre diese Punkte bemerken ließ, vermuthete, daß es Löcher zu Stiften wären, mit welchen man kleine metallene Buchstaben darin befestigt hätte. Cum aliquibus, sagt Stosch**), in Inscriptione foraminulis, quae ex *Peirescii* sententia, ut habet *Gassendus* in ejus vita, extantes ex metallo aliquo literas clavis retinebant. — Sed pace *Peirescii*, tanti viri, dixerim, et in aliis gemmis inscriptis, praesertim ejusdem *Dioscoridis*, *Evodi* et *Eutychis*, ac aliorum, foraminula illa, si attentius oculoque armato inspiciantur, invenire est; quamobrem putaverim, ad literas distribuendas, recto ac aequo ordine aptandas, in uniuscujusque earum extremitate scalptores efformasse, atque ii, qui hoc artificium praetermisere, inaequales ac inelegantes, ut in pluribus aliis gemmis observatur, insculpserunt. — Stosch hat ohne Zweifel Recht. Ich will indeß doch die Stelle des Gassendus selbst anführen, weil ich eine Frage dabei zu thun habe, und die Vermuthung des Peirescius dem ungeachtet sinnreich, und bei anderen ähnlichen Fällen, an größeren Kunstwerken, besonders an Gebäuden, anzuwenden ist:

Quia vero inter cetera *Bagarrius* illi ostendit Amethystum perelegantem, in qua caelatus *Solonis* vultus, celebris illius *Dioscoridis, Augusti* caelatoris, manu; ideo cepit ansam edocendi ipsum, quidnam sibi vellent foraminula in Inscriptione, quam ostendit in ectypo, observata hac serie:



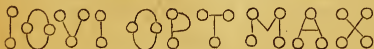
Edisseruit enim esse forulos, in quos fuissent inserti clavi continentes graecas ex metallo literas, quae caelatoris illius, seu *ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΟΥ* exprimerent nomen: sed ordine retro-

*) Gemmae antiquae caelatae *Stoschii*, p. 32. 34. — **) Ibid. p. 36.

grado, ut proprium est caelaturarum ectyporumque. Id autem manifestum fecit, ubi depictis in alba charta, ut mox est factum, foraminulis, lineas interduxit, quae aeas literas in hunc modum exprimerent:



Sic se interpretatum dixit foramina quaedam, quae visebantur Assisii in antiquo, nescio quo templo. Cum enim nemo dicere posset, ecquid illa significarent, divinavit ipse, inscriptionem esse, seu dedicationem factam JOVI OPT. MAX. idque demonstravit per lineas foramina sic connectentes:



Sic speravit se interpretaturum seriem quandam foraminum Nemausensis Basilicae, quam Quadratam Domum appellant; ubi ectypum obtinuisset.*)

Meine Frage ist diese: Sind auf dem Steine des Dioskorides, von welchem die Rede ist, nur die bloßen Punkte sichtbar? oder sind sie auch wirklich durch ihre gehörigen Linien mit einander verbunden? Aus der Erzählung des Gassendi sollte man das Erstere schließen; aus dem Stoschischen Kupfer aber erhellt das Letztere. Auf diesem sind die Buchstaben völlig ausgedrückt, und die Punkte hingegen gar nicht angegeben, wie sie es doch gleichwohl sein sollten, und auf dem gleich darauf folgenden Steine, welcher den Mercur vorstellt, geschehen ist. Sind sie aber, diese Punkte, wirklich verbunden, so brauchte es Bagarris nicht erst vom Peirescius zu lernen, wie sie zu lesen waren. Peirescius konnte nur davon Gelegenheit genommen haben, seine Meinung über den Gebrauch derselben zu sagen. Allein bei einem eingeschnittenen Steine kann dieser Gebrauch gar nicht stattfinden; indem die Vertiefungen der Buchstaben auf solche Weise wieder eben gemacht, und ihr Abdruck verhindert würde. Ganz anders aber ist es bei größeren Kunstwerken, besonders an Gebäuden, an welchen

*) GASSEND. de Vita PEIRESCii, L. II, p. 90, ed. Quedlinb. 1706. 8.

die Aufschrift aus großen metallenen Buchstaben bestand, die neben einander in der Mauer befestigt waren. Wo diese Buchstaben hernach weggerissen werden, da ist es möglich, sie aus den zurückgelassenen Löchern zu errathen; und das war es, worauf Peirescius bei dem alten Tempel zu Assisi glücklicher Weise fiel.

Sonst könnte man über die Stelle des Gassendi noch anmerken, daß er den Dioskorides nicht caelatorem, sondern scalptorem, hätte nennen sollen. Denn, es sei nun, daß man caelatura und scalptura entweder mit dem Quintilian*) nach den Materien, in welche beide arbeiteten; oder, mit dem Aldus Manutius**) nach der Form unterscheide: so ist die Arbeit eines Dioskorides doch niemals caelatura. Nach dem Quintilian nicht, weil diese bloß in Metallen, nicht aber in Holz und Steinen stattfindet; nach dem Manutius nicht, weil caelatura bloß erhabene, getriebene, halbrunde Arbeit bezeichnet; vertiefte Arbeit aber, so wie ganz runde, allein der scalptura zukommt. Was man aus der Varronischen Ableitung des Wortes caelum von cavum***) dagegen einwenden könnte, ist nichtig; denn die Bedeutung der Wörter muß nicht nach ihrer Ableitung, sondern nach ihrem Gebrauche, bestimmt werden.

Selbst die Stelle des Apulejus†), wo er von des Pyrgoteles Bildnissen Alexanders, welche in Edelstein waren, caelamen, caelamine excludere, braucht[1]), kann den Gassendi nicht entschuldigen. Denn aus der Folge sieht man, daß Apulejus nicht vertiefte, sondern erhabene Bildnisse meint, indem er sie torcumata nennt. Dergleichen aber sind die Kunstwerke des Dioskorides nicht, und vielleicht waren es auch die Arbeiten des Pyrgoteles nicht. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß es Apulejus eben so wenig verstanden hat, als Gassendi, sich über solche Dinge gehörig und eigentlich auszudrücken.

*) L. II, cap. ult. — **) de Quaesitis per epistolam, L. III, ep. 9.
***) L. IV de Lingua Latina. ex ed. *Stephani*, p. 5.
†) Floridor. L. I, p. m. 10.

1) Vgl. oben in den „Collectaneen" den Artikel „Pyrgoteles".

3. Lodovico Dolce (Dulcius).

Weder Ghilini*) noch Papadopoli**) sagen etwas von dem Plagio, welches Dolce an dem Camillo Leonardo begangen; sondern beide zählen seinen Trattato delle Gemme nicht unter seine Uebersetzungen, sondern unter seine eigenen Werke. Er ist zuerst gedruckt zu Venedig 1565 in 8°. Ich habe einen späteren Druck ebendaher von 1617 vor mir.

---

4. Rizzus und Charadossus.[1])

In der Piazz. Univers. des Garzoni p. 404, Deutsche Uebersetzung, wird einiger neueren Steinschneider gedacht, als des Paulus Rizzus zu Venedig, und des Ambr. Charadossus von Pavi, der für Papst Julius II. Diamanten geschnitten.

*) Theatro d'Huomini letterati. Milano 8. p. 284.
**) Histor. Gym. Patavini T. II, p. 221. Venet. 1726, fol.

1) Gehört zu dem Artikel „Gemmen", Abschn. VI, oben in den „Collectaneen".



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Register.

52F/A

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the library rules or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
C28 (449) M50			

833L56

I14
v.5



